Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD JUNIOR UNIVERSITY • ORGANIZED 1891

Digitized by Google

Digitized by Google

A 103

1838 - Okn

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
APR 15 1971
AP30
M63
v.32: no.235-313
1838: Oct-Dec.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zwei und dreißigster Jahrgang.

1838.

Oktober.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des Kunstblatts als regelmäßiger Beilage des Morgenblatts veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und lithographien einzelner Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Proben einer Uebersetzung von Bojardo's verliebtem Roland, von Gottlob Regis. 237 — 239.
Lüftung, von D. A. Assing. 245.
Aus Luthers Leben, von K. R. Hagenbach. 244.
Meine Lieder, von O. v. Hackewitz. 249.
August Graf von Platen, von Wilhelm Genth. 254.
Visionen, von F. M. Dittenhofer. 255.
Lieder von Ludwig Seeger. 259.

Logogriph.

Lineal, linea, Linie, Line oder Lina, Linné, Lin, Lein, Nil, Nie, Nil, Nal, Nlah, (a clalala u. s. w.) Lea, Nle, Nlee, All, Lile, Nie. 240.

Räthsel.

Der Baum und die Vögel. 246. — Das Gerücht. 252.

Erzählungen.

Zwölf neue Städtlein, von W. v. Chezy. — Das Rosenmädchen von Mailand. 239 — 242.
Der Dodo. 245 — 250.
Ein Geschäft. 251. 252.

Länder- und Völkerkunde.

Volksthümliches aus Portugal. 236. 237. 238. — 240 — 248.

Naturwissenschaftliches.

Vom Blitz. 235. 236. — 257. 258.
Neueste Erklärung des Nordlichts. 252. 253.

Reisen.

Reise in die östliche Champagne, von C. B. Depping. 255 — 260.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Mademoiselle d'Angeville auf dem Montblanc. 249 — 251.
Die Mumienbrüte in Mexico. 255.
Aus dem Leben, von M. 259.
Medien. 260. 261.
Die Kunst im Gebirge. 261.

Korrespondenz.

Aus Toscana. 235. 236. — Paris. 237. 238. 239. 240. — 247. 248. 249. 250. — Aus der Lausitz. 239. 240. 241. — Wien. 241. 242. — Stuttgart. 245. 246. 247. 248. 249. 250. 251. 252. 253. 254. — Kassel. 254. 255. — Florenz. 255. 256. 257. — Breslau. 257. 258. — Weimar. 259. 260. — Mainz. 261.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Das Hermannsdenkmal. — Kunstgeschichtliches aus Italien. — Akademien u. Vereine. — Museen u. Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 80.

Kunstgeschichtliches aus Italien. (Fortsetzung.) — Das Hermannsdenkmal. (Fortsetzung.) — Bauwerke.

Nro. 84.

Das Hermannsdenkmal. (Beschluß.) — Kunstgeschichtliches aus Italien. (Beschluß.) — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 83.

Archäologie. Das Mithreum von Neuenheim bei Heidelberg, erläutert von Dr. Friedrich Creuzer ꝛc. — Bemerkungen. — Sculptur. — Denkmäler.

Nro. 85.

Archäologie. Die Bronzen von Siris. Eine archäologische Untersuchung von W. O. Bröndsted. — Neue Kupferstiche und Lithographien. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei. — Mosaik. — Neue Stiche und Lithographien. — Kupfer- und lithographische Werke.

Nro. 84.

Archäologie. Die Bronzen von Siris. Eine archäologische Untersuchung von W. O. Bröndsted. (Beschluß.) — Bibliographisches und Kunstgeschichtliches vom Niederrhein. — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Forts.) — Kupfer- und lithographische Werke. — Literatur.

Digitized by Google

Nro. 85.

Rom, 28. August 1858. — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Fortsetzung.) — Literatur. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 86.

Bronzestatue von Bulci, gegenwärtig im Besitze des Königs von Bayern. — Neue Kupferstiche und Lithographien. (Beschluß.) — Statistik der Kunst. — Artistischer Verkehr. — Personliches.

Nro. 87.

Archäologie. Il Museo Chiaramonti aggiunto al Pio Clementino con la dichiarazione di Antonio Nibby, Prof. di archeolog. nell' universita romana etc. — Berichtigung eines Aufsatzes in Nr. 93 S. 371 des Morgenblatts, betitelt: Korrespondenz-Nachrichten. London, März 1858, die neue egyptische Galerie im brittischen Museum betreffend. — Personliches.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Visionen. 1) Die Seherin von Prevost ꝛc. Mitgetheilt von Justinus Kerner. — 2) Bericht eines Visionärs über den Zustand der Seele nach dem Tode. Aus dem Nachlasse J. F. Oberlins, mitgetheilt von Dr. G. H. v. Schubert. — 3) Die vier letzten Dinge: Tod, Gericht, Hölle, Himmelreich. Vom Pater Martin von Cochem. Herausgegeben von Beuchbräu. — 4) Fingerzeige Gottes in göttlichen Offenbarungen für einer Sommambule himmlisches und irdisches Heil. Von L. v. S. — Lyrische Dichtkunst. 41) Lieder in oddermus'scher Weltsmundart. Von F. Stelzhamer. — 42) Vergißmeinnicht. Poetische Freundesgabe von A. Halder. — 43) Harfenklänge von Ch. Th. Hohlfeldt. — Geschichte. Die Entdeckung Amerikas im 10ten Jahrhundert. Von C. Chr. Rafn. Aus der dänischen Handschrift von G. Mohnike.

Nro. 101.

Volksmoral. 1) Der Dorfmagnat. Ein schweizerisches Gemälde aus der neuesten Zeit von Dr. v. Merd. — 2) Der Bauernspiegel, oder Lebensgeschichte des Jeremias Gottheif. Von ihm selbst beschrieben. — 3) Der Reichthum des Armen und die Armuth des Reichen. ꝛc. Frei nach Sophie P. . von Ferd. Frhrn. von Biedenfeld. — 4) Verirrungen, Schwächen und Krankheiten unseres Jahrhunderts. Von demselben. — Lyrische Dichtkunst. 44) Frühlingsbilder. Lieder von R. Hirsch. — 45) Tagesklänge. Dichterische Versuche von Jos. Jos. Müller. — 46) Geschichte von T. Besserl. A. Brack und X. Leichter. — Wörterbuch. Gedrängtes Fremdwörterbuch in deutscher Schrift und Umgangssprache ꝛc. herausgegeben von Dr. Perri. Achte, besonders für Aerzte und Arzneibereiter bereicherte Ausgabe.

Nro. 102.

Optimistische Schrift. Andeutungen über die Grenzen der Civilisation. Von M. von Prittwitz. — Geschichte. 1) Das Fürstenthum Serbien, seine Bewohner, deren Sitten und Gebräuche. Erste Abtheilung: Historisches und Geographisches. Von Prof. Dr. Possart. — 2) Handbuch der Geschichte Siebenbürgens. Von Carl Neugebauren. — 3) Beiträge zur dacischen Geschichte, von F. X. Hene, Bischof in Dulcinea und Großprobst zu Karlsburg. Nebst lithographirter Abbildung einiger merkwürdiger Monumente.

Nro. 103.

Optimistische Schrift. Andeutungen über die Grenzen der Civilisation. Von M. v. Prittwitz ꝛc. (Schluß.) — Naturwissenschaften. 4) Die Fundamental-Physik, oder: Andeutungen eines einzig möglichen physikalischen Systems. — 5) Hinterlassene Werke von Fr. Hoffmann. Erster Band. Physikalische Geographie. — 5) Astronomische Uebersichten oder Skizzen der Topographie des Himmels und planetarische Metempsychose. Von Hofrath Dr. Märnberger. — 4) Graphische Darstellung des scheinbaren Laufes der Planeten auf das Jahr 1858 von Karl Gräff. — Deutsche Geschichte. Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart ꝛc. der altenburgischen Bauern. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage der Kronbiegelschen Schrift von C. F. Hempel.

Nro. 104.

Deutsche Geschichte. Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Dritter Theil. Geschichte der Söhne König Albrechts nach seinem Tode. Mit drei Kupfertafeln. — Alterthumskunde. Würdigung des delphischen Orakel. Von Karl Dietrich Hüllmann. — Lyrische Dichtkunst. 47) Liederbuch für die Veteranen der großen Napoleonsarmee. Noch nicht im Druck erschienene Gesänge von Niklas Müller.

Nro. 105.

Schriften über Nordamerika. 1) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann und Dr. Hauff ꝛc.

Nro. 106.

Schriften über Nordamerika. 1) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann u. Dr. Hauff ꝛc. (Forts.)

Nro. 107.

Schriften über Nordamerika. 1) Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Mit Karten. Herausgegeben von Dr. Widenmann u. Dr. Hauff ꝛc. (Schluß.)

Nro. 108.

Schriften über Nordamerika. 2) Michel Chevaliers Briefe über Nordamerika. Ein Handbuch für Auswanderer. Aus dem Franz. Zwei Bd. — 3) Nordamerikanische Bilder und Zustände, nach G. de Beaumont und A. de Toqueville. Deutsch von Otto Spazier. Zwei Bd. — Sprache. Die Influence de l'écriture sur le langage. Mémoire qui, en 1828, a partagé le prix fondé par M. le comte de Volney; suivi de grammaires harmone et malaie, et d'un aperçu de l'alphabet harmonique pour les langues asiatiques, que l'institut royal de France a couronné en 1827. Par A. A. E. Schleiermacher, conseiller intime de S. A. R. le grand-duc de Hesse.

Nro. 109.

Naturgeschichte. 1) Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände von Prof. Oken. — 2) Naturgeschichte der drei Reiche. Zur allgemeinen Belehrung bearbeitet von Bischof, Blum ꝛc. — 3) Naturgeschichte des Pflanzenreichs, oder Abbildung und Beschreibung der wichtigsten in- und ausländischen Pflanzen, nach den besten Quellen bearbeitet von Dr. Reichenbach. — 4) Allgemeine Naturgeschichte als philosophische und Humanitätswissenschaft für Naturforscher, Philosophen und das höher gebildete Publikum bearbeitet von Max. Perty. — 5) Naturgeschichte für das Volk. Ein Buch für Schule und Haus von J. Baumann. — 6) Volksnaturgeschichte oder gemeinfaßliche Beschreibung der merkwürdigsten, nützlichsten und schädlichsten Thiere, Pflanzen und Mineralien, von H. Medan. — 7) Naturgeschichte für die Jugend beiderlei Geschlechts. Von demselben. — 8) Naturlehre für die reifere Jugend. Bearbeitet von Prof. Poppe. — Deutsche Geschichte. 1) Leben der Kurfürstin Luise, geb. Prinzeß von Nassau-Oranien ꝛc. Treu geschichtlich dargestellt zunächst für redliche Freundinnen vaterländischer Vorwelt von Joh. Wegführer. — 2) Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz und Brieg, geb. Markgräfin von Brandenburg. Nach Originalquellen bearbeitet von C. A. Schmidt.

Nro. 110.

Lyrische Dichtkunst. 48) Gedichte von Daniel Hitz, Dreschlermeister zu Straßburg. Mit einem Vorwort von Eduard Reuß. Mit dem Bildniß des Verfassers.

Digitized by Google

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 1. Oktober 1838.

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpf tosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.

Schiller.

Vom Blitz.

Vor Kurzem erst ist das neueste Annuaire du bureau des longitudes ausgegeben worden, während es sonst sehr früh im Jahr zu erscheinen pflegt. Dieses nützliche Buch enthält bekanntlich seit einer Reihe von Jahren astronomische und physikalische Aufsätze von Arago, so diesmal eine lange Abhandlung über den Blitz. Es wäre kaum möglich, einen Auszug daraus zu geben und dabei die Gemeinverständlichkeit, auf welche es bei der Arbeit des Franzosen abgesehen ist, beizubehalten; wir begnügen uns daher, einen und den andern Abschnitt mitzutheilen.

* * *

Von den Mitteln, wodurch sich die Menschen unmittelbar vor dem Blitz zu schützen glaubten.

Die auf uns gekommenen Schriften der Griechen belehren uns, welche Begriffe man sich im Alterthum vom Wesen des Blitzes machte; was aber die Schutzmittel betrifft, auf die man sich verließ, so finden sich nur wenige kurze Andeutungen. Herodot erzählt, die Thracier pflegen, wenn es blitze, Pfeile gegen den Himmel abzuschießen, als Drohung. Es ist hier also nicht etwa davon die Rede, daß der Pfeil, als mit einer Metallspitze versehen, die Kraft sollte gehabt haben, den Wolken ihren Blitzstoff zum Theil zu entziehen. Selbst die wärmsten Bewunderer des Alterthums, wie Dutens, wagen es daher nicht, die Pfeile der Thracier den heutigen Blitzableitern an die Seite zu setzen und Franklins Erfindung schon zu Herodots Zeit machen zu lassen. Nach dem Bericht des Plinius sollen es die Etrusker verstanden haben, den Blitz vom Himmel herabzuziehen und nach Belieben fortzuleiten. So sollen sie unter andern ein Ungeheuer, welches das Volsicische Gebiet verheerte, damit erschlagen haben. Auch König Numa sey in dieses Geheimniß eingeweiht gewesen; Tullus Hostilius sey erschlagen worden, da er das von seinem Vorgänger auf ihn übergegangene Verfahren nicht genau befolgt. Hinsichtlich der Mittel, wodurch das Wunder gewirkt wurde, weiß Plinius nur von Opfern, Gebeten u. dergl., und wir müssen daher die Sache auf sich beruhen lassen.

Die Alten glaubten (Plinius L. II. § 56), der Blitz dringe nie tiefer als fünf Fuß in den Boden. Daher waren ihnen auch die meisten Höhlen vollkommen sichere Zufluchtsorte; sobald ein Gewitter im Anzug war, begab sich August, nach Sueton, in ein tiefes Gewölbe. Die Alten täuschten sich hierin sehr, denn manche der glasigten Röhren, der sogenannten Donnerkeile, welche von dem in den Boden schlagenden Blitz gebildet werden,

Digitized by Google

sind gegen dreißig Fuß lang. Noch im Augenblick weiß Niemand zu sagen, in welcher Tiefe man auch nur vor den niederfahrenden, geschweige denn vor den aufsteigenden Blitzen sicher wäre. Um die Mauerdicke eines Gewölbes oder die Erdschichte über einer natürlichen Höhle noch schützender zu machen, lassen die Kaiser von Japan, nach Kämpfer, ein Wasserbecken über der Grotte anlegen, in welche sie sich während des Gewitters flüchten. Das Wasser soll das Feuer des Blitzes löschen. Unter gewissen Umständen wird ein Wasserspiegel allerdings zu einem ziemlich sichern Schutzmittel für Alles darunter Befindliche. Deßhalb können aber doch die Fische in den größten Wassermassen erschlagen werden. So schlug um's Jahr 1670 der Blitz in den Zirknitzer See, worauf sogleich eine solche Menge todter Fische obenauf schwamm, daß die Anwohner acht-und-zwanzig Wagen damit beluden. Im Jahr 1772 schlug der Blitz in den Doubs bei Besançon, und auch hier bedeckte sich der Fluß mit Fischen.

Es war allgemeiner Glaube im Alterthum, im Bette liegend habe man vom Blitz nichts zu fürchten, und diese Meinung, so sonderbar sie ist, scheint noch Anhänger zu haben. So legt der Engländer Howard auf folgende zwei Fälle ganz besonderes Gewicht: Im Juli 1828 schlug der Blitz in ein Haus bei Chichester, zertrümmerte eine Bettstelle und warf die Bettstücke umher, ohne daß der Mensch, der im Bett gelegen, beschädigt wurde. Im selben Monat riß der Blitz in Great-Houghton bei Duncaster einer Mistreß Brook die Bettdecke weg, und die Dame kam mit dem Schreck davon. — Diesen Fällen lassen sich andere, gleich zuverläßige entgegensetzen. Die philosophischen Transactionen enthalten einen ausführlichen Bericht über einen Fall im September 1772, wobei ein Mann in seinem Bette vom Blitz erschlagen wurde; seine Frau, die neben ihm lag, wachte nicht einmal auf; sie trug nur einen Schmerz im rechten Arm davon, der bald wieder verging. Im September 1819 Morgens fünf Uhr ward zu Confoleus im Departement Charente eine Magd in ihrem Bette erschlagen. Der Leichnam zeigte einen Streif vom Hals bis zum rechten Fuß.

Seehundsfell galt bei den Römern für ein kräftiges Schutzmittel gegen den Blitz. Man verfertigte daher Zelte daraus, in welche sich ängstliche Personen bei einem Gewitter begaben. Sueton erzählt, August, der sich sehr vor dem Gewitter fürchtete, habe beständig ein Seehundsfell getragen. — In den Cevennen, wo so lange Zeit römische Niederlassungen waren, sammeln die Schäfer noch jetzt sorgsam Schlangenbäute und winden sie um ihre Hüte, als ein sicheres Mittel gegen den Blitz. An die Schlangenbäute hatte man wohl schon in den alten Zeiten im Volk denselben Glauben wie an die seltneren, theureren Seehundsfelle. Man mag sich immerhin über August mit seinem Seehundsfell lustig machen; denn sein Glaube läßt sich auf dem gegenwärtigen Standpunkt des Wissens weder faktisch noch theoretisch rechtfertigen. So viel ist aber gewiß, die Meinung, es sey nicht gleichgultig, welche Kleider man bei einem Gewitter auf dem Leibe habe, widerspricht unsern heutigen Kenntnissen vom Wesen des Blitzes keineswegs. Es ließen sich zahlreiche Fälle anführen, in welchen Menschen vom Blitz getroffen und nicht getroffen wurden, je nachdem sie mit diesen oder jenen Stoffen bekleidet gewesen. So wurden, als der Blitz in die Kirche zu Chateau-neuf les Moutiers schlug, von den drei am Altar stehenden Priestern zwei schwer verletzt, während dem dritten nichts geschah: dieser allein war in Seide gekleidet. *

Es gibt noch merkwürdigere Fälle. Ein Thier kann an verschiedenen Stellen des Körpers, je nach der Farbe der dieselben bedeckenden Haare, mehr und minder stark vom Blitz getroffen werden. Im September 1771 wurde in der Grafschaft Sussex ein Ochse vom Blitz getroffen. Das Thier war von braunrother Farbe mit weißen Flecken. Man war nach dem Streich nicht wenig verwundert, als man sah, daß auf den weißen Flecken kein einziges Haar mehr saß, während der braune Theil der Haut keine sichtbare Veränderung erlitten hatte. Der Eigenthümer des Ochsen erzählte Sir James Lambert, zwei Jahre zuvor habe sich mit einem andern gleichfalls weiß gefleckten Ochsen nach einem starken Donnerschlag ganz derselbe Fall zugetragen. — Im September 1775 wurde zu Glond ein gescheektes Pferd vom Blitz erschlagen, und der Eigenthümer bemerkte, daß überall an den weißen Flecken das Haar von selbst abging, während es am übrigen Körper so fest saß als vorher.

(Der Beschluß folgt.)

* Nach allen Physikern geht die elektrische Materie ungleich schwerer durch Wollstoffe, Seide und Wolle, als durch Gewebe von Leim, Hanf, überhaupt von vegetabilischem Stoff. Nicht so einig sind sie darüber, ob man während eines Gewitters in nassen oder in trockenen Kleidern sicherer ist. Nolket hält nasse Kleider für gefährlich, weil ihnen das Wasser die Eigenschaft mittheile, die es selbst besitzt, nämlich den Blitz vorzugsweise anzuziehen. Franklin ist gegentheiliger Ansicht: nach ihm leiten die nassen Kleider den elektrischen Stoff schnell in den Boden ab.

Volksthümliches aus Portugal.

Portugiesische Wirthschaft.

Eine Stunde von Santarem, zwischen Sandhügeln, in einem schmalen, angebauten Thalgrunde, liegt ein langgedehntes Dorf, Namens O'Valle; die letzten Häuser

Digitized by Google

ziehen sich bis zum Abhang eines hohen Grasplateaus, wo gewaltige Heerden verwilderten Rindviehs mit ihren kolossalen, tiefgestimmten Kupferglocken weiden, und dieser Abhang ist mit Pinien bewachsen, deren tafelförmige dichte Kronen ein Dach über dem heißen, lockern Sandboden bilden, worin sich der Fuß des Wanderers bis zum Knöchel eingräbt und die Lastthiere bis an die Knie versinken. In diesem Dorfe hauste ich vor dreißig Jahren längere Zeit; ich ließ daselbst aus Auftrag eines Ministers, der es gut mit Portugal meinte, auf Steinkohlen schürfen. Man hatte Hoffnung, von hier aus Lissabon mit diesem Brennmaterial zu versehen, während die Einfuhr englischer Kohlen durch die Blokade des Hafens verhindert war.

Ein einzelnes, links an der Heerstraße gelegenes Häuschen, welches zu einem daran stoßenden Bauernhofe gehörte, wurde von mir zur Wohnung ausersehen. Vermöge des damals noch in seiner vollen Kraft stehenden Privilegiums der Apposentadoria, eines harten, ungerechten Gesetzes, welches jeden Staatsdiener, so wie andere Privilegirte berechtigte, Miethsleute, die nicht dieselben Privilegien hatten, aus ihrer Wohnung zu vertreiben und davon Besitz zu nehmen, legte ich Beschlag auf dieses kleine Haus, nicht nur weil es so nah dem Terrain war, wo ich meine Arbeiten vornehmen wollte, sondern auch wegen seiner herrlichen Lage, und trotz des Mangels an innerer Bequemlichkeit. Unten hatte sich eine kleine Schenkwirthschaft etablirt; den müden Wanderer lockte hier der grüne, an der Thüre hängende Lorbeerbusch, dieses Wahrzeichen der Taberna, um seinen Durst zu stillen; ein aufgeblasener Bocksbeutel mit dem schweren Rebensaft lag in der kühlsten Ecke, aus ihm wurde ein irdener, weitbauchigter Krug gefüllt, und aus diesem sullte man das einzige glasirte und nie gewaschene Näpfchen, worin dem Lechzenden der Trank gereicht wurde. Der Schenkwirth mußte ausziehen, was auch bald geschehen war, da er mit seiner stämmigen Ehehälfte den ganzen Haushalt mit einem Male auf dem Rucken davontragen konnte; aber Donna Casimira zu gefallen, einer lebhaften Frau mit dunklem südlichem Teint, rabenschwarzen Haaren und brennenden Feueraugen, duldete ich die im obern Raume aufgespeicherten weißen Bohnen, die in einer Ecke ihren Platz fanden. Betten mußte der Dorfrichter (Juiz da terra) anschaffen; auch dieses gehörte zu den damaligen Privilegien der Staatsdiener und zu den Lasten der Unterthanen. So war mein ländlicher Haushalt sehr bald eingerichtet, und Donna Casimira war so artig, mir einen von ihren altmodischen, wurmstichigen Tischen, eine wackelnde Bank und einen dreibeinigten Schemel zukommen zu lassen. Der vertriebene Schenkwirth, der in einer nahen kleinen Mühle, die während neun Monaten des Jahrs wegen Wassermangels stillstand, seine Wirthschaft aufgeschlagen hatte, wurde unser Restaurateur, und das tägliche frugale Mal bestand abwechselnd in Kohl, dickgekochtem Reis, Brodsuppe, einem gekochten Huhn, seltener aus Fleisch oder gesalzenen Fischen, die beide nur aus Santarem herbeigeschafft werden konnten. Im Kochtopfe, den die Wirthin, mit einem alten Halstuche überdeckt, brachte, wurde das Essen auf den Tisch gestellt; zwei zinnerne Teller und einige messingene Löffel machten das ganze Tafelservice aus, und während ich und mein deutscher Bergmann es uns vortrefflich schmecken ließen, stand die Wirthin, die jedesmal einen tiefen Knix machte, wenn sie mit dem Topf auf dem Kopfe eintrat, hinter unserm Stuhlen und sprach unermüdlich zum Essen und Trinken zu, wie die alten Augsburger Rathsherrn, während ihre Finger fortwährend im gepuderten und mit Talg eingeschmierten Haar (damals Mode unter dem gemeinen Volk) auf die Jagd ausgingen. So lebte ich in meinem Belvedere Monate lang ganz sorgenlos, entfernt von allen politischen Händeln, und wären nicht zuweilen französische Corps vor meinem Fenster hin und her marschirt, hätte nicht mancher ermudete Nachzügler an meine Thüre gestoßt und um einen Trunk Wasser gebeten, man würde hier kaum gewußt haben, daß Franzosen im Lande waren; denn Zeitungen verliefen sich hieher nie, nur durch Reisende erfuhr man zuweilen, wenn sie bei der Schenke ansprachen, was außerhalb vorging.

Belvedere nannte ich meinen Sitz, und mit Recht. Von der einen Seite hatte man eine grenzenlose Aussicht über die fette, fruchtbare Niederung des Tajo, aus der in meilenweiter Entfernung die großen, weißen Gebäude von Almeirim, diesem Stammsitze der Marquis d'Allorne, leuchteten. Im Vorgrunde zur Rechten lag die herrliche, mit dunkeln Orangenbäumen und goldenen Früchten prangende Quinta der Grafen Ribeira, angelehnt an den mit hochstämmigen, weitarmigen Pinien bewachsenen, kohlenhaltigen Hügelabhang. Etwas links erhoben sich in der Ferne vom Silberspiegel des Tajo die steilen Abhänge des hochliegenden Santarem mit seinen vierzehn stolzen Klosterpallästen, in welchen man die alten Grabmale des Königs Dom Fernando I. und der Königin Donna Constanza findet, die hier seit dem Jahr 1515 ruhen.

So lachend diese Fernsicht war, so afrikanisch sah es in der nächsten Umgebung vor dem Hause aus. Hier wucherte aus einer Sandwüste, wo kein Gräschen Wurzel fassen konnte, als Einfriedigung der Heerstraße, auf den Aufwürfen die großstachelige, lang und dickblätterige Aloe mit ihren kolossalen, spargelartig aufschießenden Blüthenstengeln, die, völlig ausgewachsen, wie junge Tannen dastehen mit ihren kandelaberartig ausgebreiteten Blüthenästen, so wie der vielarmige, dickblätterige,

Digitized by Google

stachelichte Cactus in den verworrensten, undurchdringlichen Verschlingungen. Auf dem vielbetretenen Sandwege fidrirte die Luft wie Feuer ohne Dampf, eine versengende Sonne lag schwer auf dem Wanderer, der Sand brannte unter den Füßen. Aber gerade dieser Contrast von Fruchtbarkeit und Sterilität, von Cultur und Oede, von Frische und Dürre gab dem ländlichen Bilde einen ganz eigenen und höchst anziehenden Charakter, eine Abwechselung, an der das Auge nie ermüdete, an der es immer neue Reize fand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Toskana, Anfangs September.

Die Bäder von Montecatini.

Dort, wo ehemals die Seen von Fucecchio und Bientina die Luft so verpesteten, daß Hannibal auf seinem Wege nach dem trasimenischen See den Durchzug durch diese Gegenden mit dem Verlust seines Auges büßen mußte, liegt jetzt das reizende, im üppigsten Anbau prangende Thal der Nievole, und in demselben, einige Miglien hinter dem Engpaß von Serravalle, auf der großen Straße von Florenz nach Lucca, das Bad von Montecatini, eines der gepriesensten in Italien, ohne Vergleich das berühmteste in Toskana. Mit Unrecht besteht die Sage von der schlechten, oder doch nicht ganz gesunden Luft dieses Orts noch immer fort; die Fieber wenigstens, welche in Folge der Aria cattiva entstehen, kennt man hier schon seit langer Zeit nicht mehr. Die Bedingungen solches Uebels, welche in den unbebauten Ebenen, in Entvölkerung und im schnellen Wechsel von Hitze und feuchter, nasser Luft zu suchen, fehlen hier so gut als gänzlich. Kein Ort in ganz Toskana ist während der heißen Monate so bevölkert, als das Bad von Montecatini; die wenigen Häuser oder Villen, welche Privatleute besitzen, sind von Fremden überfüllt, und selten bleibt in der geräumigen Locanda ein Zimmer mehrere Tage unbesetzt. Da die Bäder von Montecatini in der Ebene liegen und die Hitze hier nicht minder fühlbar ist, als z. B. in Florenz, kann man den starken Besuch nicht etwa aus dem Bedürfniß der Villeggiatura oder der Vorliebe für einen ländlichen Aufenthalt erklären; eben so wenig kann, wie wir später sehen werden, in den Anstalten und Unterhaltungen, die andere italienische und deutsche Badeorte gewähren, der Grund für das jährliche Steigen solcher nomadischen Bevölkerung gesucht werden. Die bequeme Lage hart an der Straße würde dem Ort auch nur geringen Vortheil bringen, wenn es nicht einen andern Magnet in seinem Brunnenwasser, der berühmten Aqua del Tettuccio, hätte. Weil die Quellen von Montecatini dieses Wasser produciren, kann Niemand, so lautet ein altes Sprüchwort, in Toskana an einer Lebertrankheit sterben. Und wenn auch dieser allgemeine Sinn nicht zu sehr zu urgiren ist, so bleibt doch so viel stehen, daß gegen dieses Uebel, an welchem mehr oder minder alle Südländer leiden, kein Mittel so probat befunden worden, als die Aqua del Tettuccio. Es sind eigentlich auch nur Italiener, die dieses Bad besuchen, das außer seinen Heilquellen noch den großen Vortheil der Wohlfeilheit vor andern voraus hat.

Auf diese Quellen sein Augenmerk gerichtet und die Güte dieses Brunnens erkannt zu haben, ist das Verdienst Peter Leopolds. Ihm verdankt man die besten Wohnungen, ihm die besten Bäder, seinem Wohlwollen auch die Bestimmung, daß alljährlich eine gewisse Zahl von kranken Armen beiderlei Geschlechts hier in einer eigenen Wohnung unentgeldlich Unterkommen, Unterhalt und ärztliche Pflege finden kann. Ein Casino, das derselbe Fürst für sich bauen ließ, deutet darauf hin, daß er selbst die Absicht hatte, den Ort in vorkommenden Fällen zu besuchen; jetzt steht diese zierliche Wohnung für die großherzogliche Familie, und in Anwesenheit des Hofes für Jeden offen, der um einen billigen Preis die Ruhe und Bequemlichkeit einer eigenen Behausung dem Lärmen einer italienischen Locanda vorzieht. Das Bad mit seiner nächsten Umgebung gehört zu den Domainengütern, und deßhalb hat man das Bassin des Brunnens mit einem Gebäude umschließen und die freie Ausfuhr des Wassers verbieten müssen. In grünen, strohumflochtenen Flaschen sorgsam versiegelt, wird es nach allen Seiten versendet, und liefert, so heißt es, einen jährlichen Netroertrag von 7 — 8000 Scudi. Dies hindert aber nicht, daß an dem Brunnen selbst, innerhalb der umschließenden Mauern, Jeder nach Gefallen so viele Gläser trinken könne, als ihm gut scheint; die Landleute namentlich, die an die Wunderkraft des Brunnens glauben, lassen sich dies nicht zweimal gesagt seyn, und stellen sich an Sonn- und Festtagen mit Frau und Kindern in solcher Menge ein, daß die ohnehin schon beschwerliche Enge des Raums noch drückender, und der Zugang zu der Quelle fast ganz abgesperrt wird. Sie sind nämlich der festen Meinung, die sie sich selbst von Aerzten nicht ausreden lassen, es komme für sie, die höchstens einige Male während des Sommers den Brunnen besuchen können, besonders darauf an, die möglichste Quantität von Wasser zu sich zu nehmen, und in diesem Glauben trinken sie nun darauf los, und bringen es nicht selten zu vierzig bis fünfzig, ja sogar bis zu sechzig Bechern. Vier und achtzig Becher, die ein Cancelliere von Florenz vor einigen Jahren zu sich zu nehmen pflegte, sind bis dahin die sprüchwörtlich höchste, dem Salonen und wohlbeleibten Fattore selbst unerreichbare Zahl geblieben. In Recaaro freilich, dem jetzt berühmtesten Bade von ganz Ober- und Mittel-Italien, haben Einzelne es bis zu hundert Gläsern gebracht, das Uebermaß aber (so wird hier erzählt) an Ort und Stelle mit dem Leben büßen müssen. So hart wird hier kein Excep, auch der ärgste nicht, bestraft werden thun nen; die durchaus unschädliche Natur des Wassers, das nur reinigende und erfrischende Kraft hat, verbindert dies. Die Aqua della Torretta, die sich daneben im Besitz eines Privatmanns, des Signor Baldini befindet, ist stärker, wirkt heftiger und nicht ohne alle Schmerzen, welche die Aqua del Tettuccio nie verursacht. Die Badesaison ist eigentlich sehr kurz; obwohl sie zu Anfang Juni's eröffnet wird, so pflegt doch Niemand sich einzustellen, vom Juli bis Mitte Augusts steigt die Zahl der Gäste eben so sehr, als sie nach dem Fest der Assunta täglich sich vermindert. Dies rührt nicht allein von dem Vorurtheil der Italiener, die nach dem ersten Augustgroschen sich in kein Meerbad mehr hinauswagen, sondern auch von der Kürze der Kur her, die im Allgemeinen jetzt nur fünfzehn Tage dauert. Sie beginnt, je nach Verschiedenheit der Constitution, mit sechzehn bis zwanzig Bechern, und steigt dann allmählich decrescendo bis zur nöthigen geringern Quantität herab.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 2. Oktober 1838.

Ja, die Natur ist mütterlich gesinnt,
Stets bold zu schaun, wie wechselnd auch ihr Bild.
Ihr unentwöhntes Kind,
Schweig' ich an ihrem Busen ungestillt!

Byron.

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Sah man zum Fenster der Rückseite hinaus, so hatte man zunächst vor sich die ganze Einrichtung einer portugiesischen Landwirthschaft. Nichts als Unordnung und Verfall: hier wurde eine neue Einrichtung gemacht, dort ließ man eine ältere zu Grunde gehen, da lag Tagelang ein neues Ochsenjoch mit seinem Riemenwerke in einer Mistpfütze, eine zerbrochene Pflugschaar stach verrostet aus dem Schutt hervor; Karren, an denen die Achsen oder Räder gebrochen, Fensterladen, nur noch an einer Angel hängend. Die Wände der Gebäude waren durchlöchert, die Hühner, als einzige Hausthiere, schliefen auf den Bäumen und Hecken; kein ländlicher Misthaufen, dieser Urstoff der Produktion, war sichtbar, weil man kein Vieh auf dem Stall hält; auch gab's weder Knechte noch Mägde, die auf dem Hofe handthierten oder die Morgens auszogen und Mittags oder Abends heimkehrten; denn erstere schliefen bei ihren Ochsen auf den Feldern oder in abgelegenen Schuppen, wo sie sich auch nährten, letztere kamen fast nie aus dem Hause, eben so wenig wie ihre Herrin, mit der sie ein Stündchen am Rocken, die meiste Zeit aber mit Plaudern verbrachten. Aus diesem kurzen Ueberblick einer portugiesischen Landwirthschaft sieht man leicht, daß sie keine Musterwirthschaft ist; sie hat indessen manches Eigenthümliche in ihrer Unordentlichkeit.

Rechts an dem offenen wüsten Hofe erblickte man einen dürren Küchengarten mit erstorbenen und verwelkten Kohlstangen, dem einzigen Gemüse nebst etwas Lattig, was hier gezogen wurde; neben demselben prangte aber ein kunstloser Baumgarten mit den herrlichsten Orangenbäumen, auf die man alle Sorgfalt verwendete; dazwischen vornehme Granatbäume mit ihren Scharlachblüthen, und umher dichte Lorbeerhecken mit ihren aromatischen Ausdünstungen. Mitten in dieser Baumregion bewegte und drehte sich knarrend und stöhnend eine Nora, diese in Portugal so gebräuchliche hydraulische Maschine, das alte, schon vor Jahrhunderten bekannte Paternosterwerk, welches durch ein blindes, mageres Maulthier in Bewegung gesetzt wurde, und das Wasser aus einem seichten Brunnen schöpfte, um die lechzenden Bäume und wenigen Gemüse zu tränken. Einen ganz eigenen Eindruck auf das Gemüth machen diese Maschinen, in Vereinigung mit dem Plätschern des Wassers, der Dürre des Bodens und der alles versengenden Sonne, wenn man nicht fern davon im kühlenden Schatten sitzt. Es erweckt eine Sehnsucht, man weiß nicht nach was, das Herz schließt sich ab, und endlich läßt man sich in den Schlaf lullen,

Digitized by Google

wie das Kind durch den einförmigen Gesang seiner Wärterin. — Sah ich über die Bäume hinaus, so lag der schmale Thalgrund vor mir mit seinen vereinzelten weißen Häusern und den grünen Rebenhügeln; ganz oben auf der öden Fläche derselben, zur Rechten, ragte ein pallastartiges neues Gebäude hervor, von einem reichen Lissadoner Kaufmann errichtet, der sich hier niederlassen und die Landwirthschaft treiben wollte, der aber das Ding von hinten angriff, erst sein Geld in kostbaren landwirthschaftlichen Gebäuden verschleuderte, bevor er noch die Aecker urbar gemacht, seine Vermögensumstände dadurch ruinirte, deßhalb in Tiefsinn verfiel, was so höchst selten unter den Portugiesen vorkommt, und zuletzt im Wahnsinn sich in Lissabon aus dem dritten Stockwerke auf's Pflaster stürzte. — So war meine Wohnung beschaffen, die ich schon im Frühjahr bezogen, wo auf jedem Baum, in jedem Strauch die Nachtigallen wetteifernd ihre schmelzenden, sehnsüchtigen, tiefergreifenden Melodien anstimmten, die Lerchen zu Tausenden frohlockend sich aus den grünen Saatfeldern erhoben und jubelnd in den Lüften ihr Morgenlied dem Schöpfer brachten. Die fruchtbringenden Ueberschwemmungen des Tajo hatten sich schon längst aus den Ebenen verlaufen, die Gewässer waren in die vielen künstlichen Kanäle zurückgetreten und ein grüner Teppich breitete sich über die ganze niedrige, wie nivellirte Landschaft aus.

Wie vergnügt erhob ich mich vor Sonnenaufgang von meinem Lager und ging in die Frische hinaus zu den Arbeitern bei dem schmutzigen Kohlengeschäfte unter den Bäumen; wie lauschte ich da oft unter einer weitarmigen Pinie den namenlosen Tönen der Natur, dem Gesäusel der Nadelblätter, dem Lebendigwerden der ganzen Schöpfung, wenn die Sonne mit Purpursaum den östlichen Horizont röthete und endlich hinter den grandiosen Steinpallästen der Mönche in Santarem austauchte, welche solche Naturschönheiten in ihren weichgepolsterten Kerkern für Leib und Seele zu verschlafen pflegten; wie erfreuten mich da die Stimmen der tausend Gefiederten, die in den Lüften ihr Morgenlied sangen, die langgezogenen, erschütternden Töne der Nachtigall und das rege Weben unzähliger grünen und braunen Eidexen, groß und klein, Krokodille in Miniatur, die aus ihren Verstecken krochen, erst, mit gescheiten Augen um sich blickend, das Terrain sondirten, nach Nahrung spähten und dann im behenden Laufe oder auf stiller Lauer nach Fliegen und Insekten schnappten; oder wenn der Bienenfresser, dieser herrlich gefiederte Vogel, von der Größe einer Amsel, in den höchsten Zweigen der Pinien erwachte, erst mit dem Schnabel seine Toilette machte, jedes Federchen glatt strich, und nun sich herab auf die Erde niederließ, an den steilen Sandabhängen, wo Wespen und Bienen nisteten, die kleinen Ausflugslöcher bewachte und die Aus- und Einfliegenden flugs erhaschte, auch wohl die engen Gänge erweiterte und nachgrub bis zu den jungen Larven. Vor Allem erklangen mir aber immer im Zwielichte so heimlich die tiefgestimmten Töne der Glocken benachbarter wilder Viehheerden. Sie mahnten mich jedesmal an das feierliche ländliche Geläute der Früh- und Abendglocken meines Vaterlandes, oder an die von den Wiesen im Spätherbste heimkehrenden Heerden, und doch war es wieder nicht damit zu vergleichen; die Töne mußten aus sehr weiter Ferne kommen, um damit verwechselt zu werden, man mußte nur ein musikalisches Summen vernehmen, welches die Phantasie auf alle mögliche Art deuten konnte; die innere Musik mußte die Auslegung geben. So gewährt mir auch die innere Musik meines Ichs immer eine der angenehmsten Unterhaltungen, wenn mich die Langeweile in einer Diligence plagt, wenn ich die Augen schließe und mich nun ganz den rasselnden Tönen des über die Steine dahinrollenden Wagens hingebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Blitz.

(Beschluß.)

Wenn ein Gewitter am Himmel war, setzte Tiber immer einen Lorbeerkranz auf, weil der Blitz niemals in den Lorbeer schlagen sollte (Sueton). Der Glaube, daß es in gewisse Bäume nie einschlage, ist noch jetzt sehr verbreitet. Hugh Maxwell schrieb 1787 an die amerikanische Akademie, nach seiner eigenen Erfahrung und nach den Erkundigungen, die er von sehr vielen Leuten eingezogen, glaube er behaupten zu dürfen, daß der Blitz oft in die Ulme, die Kastanie, die Eiche und die Tanne, zuweilen in die Esche, aber niemals in die Buche, die Birke und den Ahorn einschlage. Kapitän Dibden berichtet, er habe in den Wäldern Virginiens, die er im Jahr 1764 besucht, die Fichte weit seltener vom Blitz getroffen gesehen als die Eiche, obgleich jener Baum bedeutend höher ist. Er will sich auch nicht erinnern, da, wo vom Blitz getroffene Fichten standen, Eichen daneben gesehen zu haben.

Wenn die Alten glaubten, der Blitz schlage nicht in den Lorbeer, so ist dies durch Beobachtung längst widerlegt. Nach Maxwell soll die Buche verschont bleiben; aber erst im Jahr 1835 wurde eine alte Buche im Forst von Villers-Cotterets fast ganz vom Blitz zerstört. Man hatte aus theoretischen Gründen vermuthet, die harzführenden Bäume möchten vom Blitz nicht getroffen werden; aber Maxwell zählt, wie wir eben gesehen, die

Digitized by Google

Fichte gerade unter die Bäume, in die es am häufigsten einschlägt, und auch bei uns fehlt es nicht an Fällen der Art.

Menschen werden nicht selten auf offenem Blachfelde vom Blitz getroffen; noch größer ist die Gefahr, wie aus hundert Fällen hervorgeht, unter Bäumen. Aus dieser doppelten Beobachtung zog Dr. Winthorp den Schluß, wenn ein Mensch auf freiem Felde vom Gewitter überfallen werde, so werde er sich am besten nicht weit von einem großen Baum stellen; unter „nicht weit“ verstand er neun bis vierzig Fuß. Noch sicherer wäre es, wenn man sich in dieser Entfernung zwischen zwei Bäume, gleich weit von jedem, stellen könnte. Franklin war mit diesen Vorschriften einverstanden. Auch Henley hielt sie für theoretisch richtig und für praktisch bewährt und gab, im Fall eines einzigen Baums, die weitere Anweisung, sich dem Stamm gegenüber funfzehn bis achtzehn Fuß jenseits der Vertikale, die durch das Ende der längsten Aeste geht, aufzustellen.

Nach der Analogie der Elektricität glaubt man in der Physik, der Blitz verschone das Glas. Zur Annahme, daß man in einem, ganz aus Glas gebauten Gebäude vollkommen sicher wäre, gehörte somit nicht mehr viel. Gebäude der Art sind auch für Personen, welche sich sehr vor dem Gewitter fürchten, wirklich vorgeschlagen, ja sogar gebaut worden. Ich lasse es nun zwar recht gerne gelten, daß während eines Gewitters ein gläserner Ueberzug die Gefahr etwas verringert, daß er sie aber ganz entfernt, kann ich nicht glauben, und zwar wegen folgender Thatsachen. Der gewaltige Schlag, der am 15ten Juni 1776 den Pallast Minuzzi bei Ceneda traf, zertrümmerte über 800 Fensterscheiben. Als Sir James Adair im September 1680 von dem Streiche, der zwei seiner Bedienten tödtete, zu Boden geworfen wurde, stand er dicht am Fenster. Der Fensterrahmen wurde nicht beschädigt, aber von den Scheiben war keine Spur mehr vorhanden; der Blitz hatte sie in Staub verwandelt. Man könnte hier zur Noth behaupten, das Glas sey nur in Folge des Schlags, der heftigen Lufterschütterung zerborsten. Wir führen daher unzweideutigere Fälle an. Am 17ten September 1772 schlug der Blitz in ein Haus zu Padua und bildete in einer Scheibe des Erdgeschosses ein Loch, so rund und glatt, als wäre es ausgebohrt. Der Ingenieur Cassell in Alexandria bemerkte im Jahr 1778 unmittelbar nach einem Streiche in seinen Fensterscheiben runde Löcher fast ohne Sprünge im Umfang. Im September 1824 schlug der Blitz zu Milton of Comage in ein Haus; es fand sich in einer Fensterscheibe ein kreisrundes Loch vom Durchmesser einer Flintenkugel ohne einen einzigen Sprung. — Ein kreisrundes Loch ohne Sprung kann unmöglich eine Folge der Lufterschütterung durch den Donner seyn; diese Fälle beweisen nur die ungeheure Geschwindigkeit des Blitzes, und sie müssen diejenigen enttäuschen, welche gemeint hatten, Glasscheiben seyen für den Blitz undurchdringlich.

Aus tausend Beispielen geht hervor, daß der Blitz niemals einen Menschen trifft, ohne vorzugsweise das Metall, das er an sich trägt, anzugreifen. Man darf also wohl annehmen, daß Metall an den Kleidern die Gefahr, vom Blitz getroffen zu werden, merklich steigert. Hieran wird wohl auch kein Mensch zweifeln, wenn es sich von etwas beträchtlichen Metallmassen handelt; so schlug am 21sten Juli 1819 der Blitz zu Biberach in Schwaben in das Gefängniß und traf im großen Saale mitten unter zwanzig Gefangenen einen Verurtheilten, der um den Leib gefesselt war. Schwerer wird die Annahme zu rechtfertigen seyn, wenn nur von den unbedeutenden Metallstücken an unserer gewöhnlichen Kleidung die Rede ist. Indessen möchte die interessante, von Saussure und seinen Reisebegleitern im Jahr 1767 auf dem Breven gemachte Beobachtung hier doch als ein Beweis gelten. Es herrschte Gewitterluft; boben die Beobachter die Hand mit ausgestreckten Fingern in die Höhe, so fühlten sie an den Spitzen eine Art Prikeln. „Jalabert,“ erzählt Saussure, „dessen Hut eine goldene Tresse hatte, hörte auch ein furchtbares Sausen um seinen Kopf. Aus dem goldenen Knopf dieses Huts ließen sich Funken ziehen, so wie aus der Zwinge eines großen Stocks, den wir bei uns hatten.“ Man denke sich das Gewitter nur etwas stärker, so kann, unter Umständen wie auf dem Breven, die unbedeutende Goldtresse und der kleine Metallknopf Ursache eines Schlags werden, und Jalabert wird eher getroffen, als seine Begleiter, die weder Tressen, noch Knöpfe an den Huten haben. — Der folgende Fall, den Constantini erzählt (1719), ist noch sprechender. Bei einem Gewitter streckt eine Dame die Hand aus, um das Fenster zu schließen; der Blitz schlägt und ihr goldenes Armband verschwindet so ganz, daß man auch keine Spur mehr davon findet; die Dame trägt übrigens nur unbedeutende Verletzungen davon.

Der berühmte Reisende Bridonne erzählt einen Fall, der einer Dame von seiner Bekanntschaft begegnete. Sie sah während eines Gewitters aus dem Fenster, und ihr Hut, aber nur ihr Hut, wurde in Asche verwandelt. Nach Bridonne's Meinung hatte der dünne Metalldraht, der dem Hut Halt gab, den Blitz angezogen. Er räth daher auch, solche Einfassung von Metall wegzulassen, und eifert gegen die allgemeine Sitte, die Haare mit Nadeln und mit Gold- oder Silberbändern zu befestigen oder zu schmücken. Da er wohl besorgen mochte, daß man auf diesen Rath nicht achten werde, so verlangte er, jede Frau solle eine kleine Kette oder einen Draht von Messing bei sich führen und diese während eines

Digitized by Google

Gewitters an die Metallstücke ihres Kopfputzes befestigen, damit der Blitz daran in den Boden fahren könne, statt durch den Kopf und die untern Glieder seinen Weg zu suchen.

Kurz, es ist immerhin besser, wenn man während eines Gewitters kein Metall an sich hat; soll man aber darum wegen einer Uhr, Schnalle oder einiger Geldstücke, wegen der Drähte, Ketten und Nadeln am weiblichen Anzug sich die Gefahr gleich größer vorstellen? Diese Frage läßt sich nicht allgemein beantworten; denn Jeder betrachtet die Sache anders, je nachdem er vor dem Meteor mehr oder weniger bange hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Toskana, Anfangs September.

(Beschluß.)

Die Bäder von Montecatini.

Wer nicht Zeit oder Lust hat, die ganze Kur zu machen, trinkt, ohne Bäder zu gebrauchen, drei Tage lang den Brunnen; dies, besonders von florentinischen Beamten beliebt, heißt passare l'aqua del Tettuccio. Mit der größern Kur pflegen die Bäder verbunden zu werden, welche im Allgemeinen die Kraft der Seebäder wenig übertreiben. Die Einrichtung derselben hat sich seit sechzig Jahren nur im Großen verbessert; die Preise (von zwei Paul bis zu 1/2) sind etwas herabgesetzt, die Wannen so gut, als man in einem marmorreichen Lande es zu erwarten berechtigt ist; alle kleinern Annehmlichkeiten, aller Comfort aber fehlen noch gänzlich. Zwar hat man seit einigen Jahren angefangen, die Bäder durch Dampf zu heizen; dem Uebel aber, daß Jeder außer seiner Wäsche für eine Menge von Kleinigkeiten zu sorgen hat, ist dis dahin nicht abgeholfen worden. Die Bewunderung, welche das Publikum in dieser Beziehung den kleinen, aber äußerst zierlich möblirten Badezimmern des genannten Herrn Baldini zollte und zollt, regte die Deputation zu seiner Nacheiferung auf; die Vorschläge zur Besserung, welche von dem trefflichen Bruno nenarzte ausgingen, scheiterten ebenfalls an dem ökonomisch unvollständigen System dieser Administration, welche durch drei Signori aus Pescia geleitet wird. Diese Herrn scheinen bloß auf das körperliche Wohl ihrer Gäste bedacht zu seyn, und geistigerseits Alles vermeiden zu wollen, was irgend eine geistige Beschäftigung oder Erheiterung gewähren könnte. Sie finden es vortheilhaft, die Locanda durch einen neuen Anbau zu erweitern, für eine mäßige Trattoria Sorge zu tragen; aber kein einziges Journal, keine einzige fremde, ja keine italienische Zeitung trifft man außer der florentinischen, von welcher es sprüchwörtlich ist, daß „sie von nichts weiß" (non sa di nulla). Die Zahl der Bäle wird auf das Minimum reduzirt, und höchstens noch am Tage der Assunta an der Façade der Kirche ein Feuerwerk abgebrannt. Was an Volksfesten und öffentlichen Belustigungen an solchen Tagen zum Vorschein kommt, verdankt man lediglich solchen Badegästen, die über Langeweile klagen und nicht krank genug sind, um Ruhe und Frieden über Alles zu lieben. Deren ist aber im Ganzen eine sehr geringe Anzahl; wer nach Montecatini geht, ist krank, oder glaubt es zu seyn, und bringt von Haus aus die Dosis von Langeweile als Bestandtheile der Kur in Anschlag; zur Unterhaltung sucht man die Bäder von Pisa, oder noch lieber die von Lucca. — Die nächste Umgegend ist, wie so ziemlich überall in Toskana, freundlich, ohne irgend einen besondern Charakter zu haben. Massa, Bugiano, Monsumano und andere nahgelegenen Dörfer haben das reinliche, wohnliche Ansehen, das ganz Toskana auszeichnet. Fleiß und Ordnung, und in deren Gefolge Wohlhabenheit und sanfte Sitte trifft man überall; keiner Frau, keinem Mädchen begegnet man, die nicht ihre Strohfäden in der Hand zu verarbeiten und zierlich zusammenzustechen verständen. Malerische Punkte wüßte ich Ihnen wirklich wenige anzugeben; das Dorf Montecatini verdient in dieser Hinsicht genannt zu werden, das eine kleine Stunde über den Bädern den Kamm des Berges wie ein zweites Fiesole säumt, ferner die Rückseite vom Monte Pisano: links bad auf einem hohen Kegel sich erhebende, jetzt öde und verlassen dastehende Monsumano alto, und in größerer Ferne die eine gelnen Gebirgslinien, besonders die vom bochgelegenen Volterre, welche die Ebenen nach dieser Seite hin in sehr sanften Schwingungen begrenzen. Pescia, so eng in einen Winkel gedrängt, daß die Villen und Wohnungen der Landleute sich amphitheatralisch im Grünen über einander aufbauen müssen, wo Alles arbeitet, und Jeder in seiner Weise wohlhabend und wo an allen Produkten ein Ueberfluß ist, liegt uns zum Glück in so geringer Entfernung, daß man in Einer Stunde hinüberkommen kann. Fast täglich habe ich dorthin einen Ausflug gemacht, und die Monotonie dieses italienischen Badelebens nur ein einziges Mal unterbrochen, als in Florenz Nicolini's neue Tragödie „Rosamunde" zur Aufführung kam. Die allererste Vorstellung hatte in den zwei letzten Akten keineswegs befriedigt; seine größten Verehrer gaben zu, daß diese den Eindruck der drei ersten so gut als ganz aufstoben. Sie ward nun, als ich sie sah, acht Tage später, in einer Umarbeitung dieses schwächern Theils wiederholt, und machte so ungeheures Furore, daß dem Dichter von der begeisterten Jugend die Pferde abgespannt wurden. Nicht genug, am zweiten Abend riefen sie ihn Gott weiß wie viele Male wieder hervor, verlangten einzelne Scenen zu capo (ein Unsinn, der in den Annalen des italienischen Theaters selbst unerhört ist) und begleiteten ihn unter ungeheuern evviva's, e viva's nach Hause. Diese Begeisterung hat, wie ich höre, noch an andern Abenden vorgehalten und der Kasse manchen hübschen Scudo eingebracht. Und was ist diese famose Rosamunde? Nicht etwa jene longobardische, wie Sie und mit Ihnen Andere vermuthen dürften, sondern die englische, mit ihrer sentimentalen Rosellenliebe und ihrem schwächlichen, verbleichenden König, woraus sich mit allem Talent noch immer keine Tragödie wird machen lassen. Drei Akte Exposition, im vierten und fünften überstürzte Handlung und ein sehr nüchternes Ende sind Resultate, die, im Stoff gegeben, durch Tiefe des Gefühls, durch lyrischen Schwung und Selbstheit der Form für den ersten Eindruck weniger fühlbar gemacht, dem unbefangenen Zuschauer aber, der auf die conditio des Ganzen sieht, die ästhetisch entrückt werden können. Bei größerer Ruhe in Florenz komme ich später vielleicht einmal wieder auf diese neueste Erscheinung, auf Nicolini überhaupt zurück.

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 3. Oktober 1838.

Noch nie ward furchtbarer ein Kampf gesehn;
Doch noch im Grimm, womit die Beiden stritten,
Bewahrten sie die adelichen Sitten.

Wieland.

Proben einer Uebersetzung von Bojardo's verliebtem Roland.

Von Gottlob Regis.

Zweikampf zwischen Roland und Agrikan, dem Tartarenkönig, um Angelika.

Ersten Buches achtzehnter Gesang, St. 29 u. ff., und neunzehnter, St. 1—17.

(Zuerst offene Feldschlacht vor Schloß Albratta.)

— Roland und Agrikan begegnen sich
Ein zweites Mal zu mörderlichem Streite.
Noch nimmer war ein Kampf so fürchterlich;
Stückweis' hau'n sie vom Leib sich das Geschmeide.
Der Tartar sah, wie sein Gesindel wich,
Und weiß nicht Rath noch Trost für das zerstreute,
Da ihn so hart bedrängt der Paladin,
Daß er dem Zweikampf sich nicht kannt' entziehn.

Da ward in ihm der Anschlag heimlich rege,
Zu locken aus dem Feld den Grafen fein,
Und, wenn er ihn erschlagen hätt' am Wege,
Gleich umzukehren in die Schlacht hinein;
Denn leicht und thunlich schien ihm allerwege,
Dies feige Volk zu jagen ganz allein,
Da er, sammt ihrem König Galafronen,
Sie all nicht werth hielt einer tauben Bohnen.

In solcher Absicht wandt' er sich zu fliehn,
Scharf rennt er durch die Au, ihm zu entkommen.
Nicht merkt die Hinterlist der Paladin,
Er meint, er hab' aus Furcht Reißaus genommen,
Und schnell, ohn' alles Arg, verfolgt er ihn.
Schon hat ein dunkler Wald sie aufgenommen,
Und mitten in dem Wald an einer Stelle
Ergoß im frischen Grün sich eine Quelle.

Stillhielt an diesem Brunnen Agrikan
Und schwang vom Pferde sich, der Ruh zu pflegen,
Doch ohne daß den Helm er abgethan,
Noch sonst der Rüstung sich entkleiden mögen.
Und bald darauf kam auch dort Roland an,
Und als er ihn am Brunnen sah gelegen,
Sprach er zu ihm: „Wie, Herr, du bist entflohn?
Und eben noch sah man so kühn dich drohn?

„Wie kannst du nur dergleichen Schmach erleiden,
Vor einem eing'gen Ritter umzudrehn?
Hast du etwa gedacht den Tod zu meiden?
Daran laß die Gedanken dir vergehn!

Digitized by Google

Wer rühmlich sterben kann, der muß verscheiden,
Weil es gar oft und leicht pflegt zu geschehn,
Daß, um dies arme Leben nicht zu kurzen,
Wir uns zugleich in Tod und Schande stürzen.“

Der Tartarfürst stieg erst zu Pferde wieder,
Sodann versetzt' er mit Gelindigkeit:
„Fürwahr, o Herr, du bist so brav und bieder,
Wie ich noch keinen fand zu meiner Zeit;
Drum soll dich nun erretten auch hinwieder
Dein Heldenmuth und große Gutigkeit,
Die du mir auf der Wahlstatt heut erwiesest,
Als du die Meinen mich beschutzen ließest.

„Drum schenk' ich dir für diesmal noch das Leben,
Doch wolle nie mehr mir im Wege seyn!
Darum hab' ich dies Flüchten vorgegeben,
Weil sonst kein Mittel war, dich zu befrei'n:
Und will du dennoch mit mir Streit erheben,
So mußt du sterben die in diesem Hain;
Doch Sonn' und Himmel ruf' ich deß zu Zeugen,
Daß mir dein Tod ein Schmerz wär' ohne Gleichen.“

Sehr sänftiglich erwidert ihm der Graf,
Denn Mitleid schon thät er um ihn verspuren:
„Jemehr du,“ sprach er, „tapfer bist und brav,
Jemehr, fürwahr, muß mich dein Schicksal rühren,
Daß du als Heide stirbst, und doch der Schlaf
Des Todes wird zu den Verdammten führen.
Doch wilt du Leib und Seel' zugleich gewinnen,
So laß dich taufen! und du magst entrinnen.“

Spricht Agrikan, und blickt in's Aug' ihm stet:
„So du Christ bist, dann mußt du Roland seyn!
Wenn man des Paradieses Kron' mir bot',
Tauscht' ich sie nicht für diesen Zufall ein.
Doch merke dir, und horch' auf meine Red;
Mit Gottes Wort und Dingen schone mein;
Denn deine Predigt fiel' doch an die Erde.
Verfecht' ein Jeder Seinen mit dem Schwerte.“

Kein Wort mehr sprach er, zog Trancheren * aus,
Und stürzt sich auf den Grafen, sonder Zagen.
Nunmehr erhub sich der unbänd'ge Strauß
Auf Hieb und Stoß, mit hartem Schwerterschlagen.
Der Kühnheit Licht war Jeder, und hielt aus
Dies Paar zusammen, wie die Bucher sagen,
Vom Mittag an bis in die finstre Nacht,
Stets frischer, feuriger zur scharfen Schlacht.

Doch als die Sonne hinter'm Berge nieder
Und manch ein Sternlein schon am Himmel war,
Da sprach zuerst den König an der Ritter:
„Was thun wir nun? denn es wird dunkel gar.“
Und Agrikan versetzt behend dawider:
„Wir leben die in's Gras uns, das ist klar,
Und fahren morgen frud bei ersterm Tagen
Fort mit einander uns herumzuschlagen.“

So kamen sie verträglich überein:
Sein Pferd band Jeder an, wo ihm gelegen;
Dann streckten sie sich hin im grunen Hain,
Als wären's alte Freund' und Bundesdegen,
Nah bei einander dort im Monden ein:
Roland dem Brunnen näherzu gelegen,
Und Agrikan, am Saum des Waldes dichte,
Lag unter'm Schatten einer großen Fichte.

Und während sie mitsammen so fortan
Gesiemende und wurd'ge Reden pflogen,
Da spricht der Graf, und schauet himmelan:
„Was wir da oben sehn, ist wohl erwogen,
Das hat die göttliche Vernunft gethan:
Den Silbermond, den goldnen Sternendogen,
Wie auch das Tageslicht des Sonnenballes
Hat Gott erschaffen für die Menschen alles.“

Spricht Agrikan: „Das seh ich deutlich ein,
Du möchtest gern mit mir vom Glauben sprechen.
Mit Wissenschaften hab' ich nichts gemein,
Und auch als Knabe nie was lernen mögen.
Den Schädel schlug ich meinem Lehrer ein,
Zum Dank; drauf war kein andrer zu bewegen,
Daß er mich Bucher lehrt' und Schreiberei:
So hatt' ein Jeder vor mir große Scheu.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Es kommt viel auf die Gemüthsstimmung an, ob ich ein vollständiges Orchester höre mit lauter neuen Compositionen, worin nichts vorkommt, was bekannt ist, nichts, was schon irgend einmal gehört worden wäre, meistens die wildesten und verworrensten Harmonien, wie in der Ouverture des Freischutzen oder in der Oper der Berggeist von Spohr. Ich vernehme alsdann die obligaten Passagen jedes einzelnen Instruments, und nicht etwa, daß ich zuerst an das Instrument dächte und

* Trancheca, der Name von Agrikanens Schwert.

Digitized by Google

mir dann einbildete, kasselke zu hören; nein, ich höre zuerst die Töne, und dann weiß ich, was für ein Instrument einfällt. Oder es erklingen, was am häufigsten der Fall ist, Chorale mit Orgelbegleitung, gesungen von der kleinen Gemeinde meines Geburtsortes, und nie von einer andern und an einem andern Orte; es sind die religiösen Eindrücke meiner ersten Jugend, die in diesem Phantasiespiel wieder auftauchen; denn ich unterscheide dann ganz deutlich die Stimme des damaligen Schulmeisters als Vorsängers, und den gellenden Diskant einer gewissen bejahrten Frau. Sonderbar genug ist's, daß ich in frühern Zeiten, wo ich noch enthusiastischer Musikliebhaber war und es selbst ziemlich weit auf der Flöte gebracht, nie diese innere Musik hörte, und daß diese erst vor zehn oder zwölf Jahren zum Vorschein kam, nachdem ich nicht nur mein Instrument ganz bei Seite gelegt, sondern sogar allen Geschmack an Musik verloren und kein Concert mehr, selten nur noch Opern besuchte. Die Musik meiner Phantasie, die ein rasselnder Wagen hervorruft, spricht mich jetzt mehr an als die der größten Meister. Wäre ich nur im Stande, sie zu Papier zu bringen! allein so wie ich die Augen öffne, ist sie ohne Erinnerung verklungen.

Kehren wir von dieser Abschweifung in's wirkliche portugiesische Leben zurück. Da hört man auf dem Lande zwar auch Morgens, Mittags und Abends Geläute; allein man benutzt dazu nur die kleinste Glocke, die schellenartig klingt. Man thut erst dreimal drei Schläge mit gehörigen Pausen, und darauf erfolgt ein wahres Sturmläuten, das nichts weniger als feierlich klingt. Ganz anders wäre es, wenn man wenigstens zu den dreimal drei Schlägen die tiefsten Glocken wählte; noch einmal so andächtig würde dann der Landmann seinen Hut oder die Mütze ziehen, die flachen Hände vor der Brust zusammenlegen, mit vorwärts gestreckten Fingern und über's Kreuz gelegten Daumen, um sein Gebet zu verrichten. Diese Diskantglöckchen beleidigen aber das Ohr und schlagen keine Saiten im Herzen an; der Bauer und Handwerker hört sie am Morgen mit Widerwillen, weil sie ihn zur Tageslast, zur Arbeit wecken, und um Mittag und Abend ist er nur froh, daß sie ihn davon abberufen. Bei dieser Gelegenheit erkennt man recht den Widerwillen des Portugiesen vor aller Arbeit; denn mit dem ersten Glockenschlage wird der Bauer, der pflügt, augenblicklich seine Ochsen anhalten; der Gartenarbeiter, der seine Hacke hoch über den Kopf gehoben, um in den Boden einzuschlagen, der Schmidt mit seinem Hammer in der Luft, um das glühende Eisen zu hämmern, der Zimmermann, bereit, den letzten Hieb mit der Axt zu thun u. s. w. — kurz von Allen wird aufgefahren, wozu sich seine Hände schon erhoben hatten; man läßt Alles im selben Augenblick stehen und liegen, verrichtet sein Gebet, ein Vaterunser und ein Ave-Maria, wobei man nichts denkt, schlägt mit dem Daumen die drei Kreuze vor Stirn, Mund und Brust, damit der Kopf nichts Schlechtes denke, der Mund nichts Böses rede, das Herz nichts Lasterhaftes fühle, besiegelt das Ganze durch das große Kreuz mit der flachen Hand vom Kopf zur Brust, von der linken zur rechten Schulter, und wünscht den Umstehenden einen guten Abend. Der Capot wird umgehangen, und damit geht man ab, um der Ruhe zu pflegen.

Im Frühling herrscht das regste Leben auf den Feldern; hier wird mit schwerem Pfluge und mit zehn bis zwölf vorgespannten kraftvollen Ochsen, wobei drei bis vier Fuhrer, geackert, dort mit zehn Eggen hinter einander und vierzig vorgespannten Pferden die Furchen geebnet; in den Weinbergen beschneidet man die Reben und hackt den Boden; der gelb blühende Hederich in den Saaten macht den Weibern zu schaffen, die zum grünen Futter ausgesäete Gerste wird abgeführt als Nahrung für Ochsen und Maulthiere. Der süße Geruch der blühenden Bohnenfelder ist in der ganzen Atmosphäre verbreitet und scheint die Menschen zu kräftigen. Allein bald sind diese schönen Tage vorüber. Die dem Zenith näher rückende Sonne wirkt kräftiger und schneller auf die Vegetation; sie reift, sobald die Regen nachlassen, Alles mit ihren Strahlen; im Mai wird schon Alles gelb, wie im Hochsommer Deutschlands, im Juni beginnt die Ernte und mit ihr die Erschlaffung der Bewohner dieser Tajogegenden. Die Sonne trocknet in Kurzem die sumpfigen Graben aus, und die Verdunstung erzeugt die häufigen Wechselfieber, wovon selten Jemand unter dem männlichen, mehr unter dem weiblichen Geschlecht befreit bleibt. Die Menschen schleichen alsdann wie Geister einher bis zum beginnenden Herbste, und sind während dieser Zeit immer abwechselnd einen Tag im Bett und einen auf den Beinen, so daß sie die größte Abspannung erfaßt. Manche werden das kalte Fieber gar nicht wieder los; mein Restaurateur war schon sieben Jahre damit geplagt und deßhalb völlig wassersüchtig. Diesen Fiebern, nebst der angebornen Trägheit der Menschen, muß man es auch vorzüglich zuschreiben, daß selbst in den fruchtbarsten Gegenden Portugals so große Strecken Landes, die oft nur einem einzigen Gutsbesitzer gehören, unangebaut liegen bleiben; denn wenn das Land auch wohl bestellt werden könnte, so wurde, wegen Mangel an Armen, die Ernte nicht eingebracht werden können, da selbst bei der geringen Cultur die Hülfe bei der Ernte von außen kommen muß. Zu Tausenden kommen alsdann aus dem Nachbarlande die fleißigen Gallizier anzezogen und verdingen sich für schweren Taglohn dem großen Gutsbesitzer, der gerne während des Schnitts jedem 20 Groschen bis einen Thaler täglich gibt, wenn er sie nur haben kann. Sie werden aber auch oft vom Fieber

Digitized by Google

befallen, denn diese fleißigen, aber schmutzigen Söhne Spaniens leben während der schweren Arbeitszeit immer höchst sparsam und genießen selten etwas Warmes, um nur viel Geld nach ihrer Heimath zurückzubringen; zu Hunderten werden sie dann in offenen Schuppen oder in Ställen einquartirt, und hier liegen sie Nachts zusammen auf Schilfmatten am Boden. Wird einer vom Fieber befallen, so verläßt er so bald wie möglich die Gegend und begibt sich in eine gesundere, wo dann die Krankheit bald verschwindet. Ist der Schnitt vorüber, sind die Früchte bei den Tennen auf den Feldern in großen Haufen zusammengetragen, dann ist ihre Zeit vorüber; sie ziehen wieder ab wie die Zugvögel, und das Dreschen verrichten die Portugiesen selbst, oder vielmehr ihre Ochsen und Pferde, denen diese Arbeit auferlegt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Theater. Berlioz's Benvenuto Cellini.

Es herrscht eine ungewöhnliche Thätigkeit in der diesigen Theaterwelt, und die Liebhaber theatralischer Neuigkeiten das den Mähe, allen neuen Stücken beizuwohnen, die auf den verschiedenen Theatern gegeben werden, obschon zwei derselben jetzt ruhen, die italienische Oper nämlich, welche erst im Oktober ihre Vorstellungen zu beginnen pflegt, und das Vaudeville, das noch nicht weiß, wo es seinen neuen Saal hinstellen soll, und doch nicht leiden will, daß sich seine Schauspieler und Schauspielerinnen mit andern Theaterdirektionen in Unterhandlungen einlassen. Es hat neulich gegen das Theater der Porte St. Martin Klage geführt, weil dieses eine junge Schauspielerin des Vaudeville, Namens Dlle. Mayer, auftreten lassen wollte, und das Gericht hat in der That der Porte St. Martin und der Dlle. Mayer verboten, einen Contract abzuschließen, weil Dlle. Mayer sich gegen das Vaudevilletheater anheischig gemacht hatte, auf keiner andern Bühne aufzutreten, wenn auch das Vaudeville einstweilen zu spielen aufhörte. Dagegen sollte sie jährlich 5000 Fr. erhalten, und außerdem 5 Fr. für jede Darstellung, als Entschädigung für die Feuerung ihres Zimmers (eine gewöhnliche Zulage des Gehalts dieser Schauspielerinnen). Es scheint also, daß das Vaudeville diesseiten alle seine Schauspieler besoldet, obschon es sicher vor dem Winter und vielleicht vor dem Frühjahr keine Aussicht hat, die Vorstellungen wieder zu beginnen. Wäre dieses Schauspiel noch das einzige in seiner Art, wie ehemals, so müßten die Liebhaber des Vaudevilles ungeduldig werden; allein diese Gattung hat sich überall eingeschlichen, und ungefähr sechs Theater in Paris geben täglich Vaudevilles. Die kleinen Theater der Umgegend geben vollends fast nichts Anderes. — Man geht noch immer mit dem Projekte um, den schönen Ventadourssaal wieder zu eröffnen, und zwar für das so lange angekündigte und so viel besprochene Théâtre de la Renaissance. Schon weiß man im Publikum, daß Victor Hugo, der seit langer Zeit nichts für's Theater geliefert, ein neues Stück für diese Bühne geschrieben hat, und daß die Direction mit diesem Stücke ihre Darstellungen eröffnen will. Wahrscheinlich ist es ein Schauspiel; dann soll eine Oper oder Operette von dem viel componirenden Adam folgen, da dieses Theater Sing- und Schauspiel vereinigen und sich dadurch von andern Pariser Theatern unterscheiden will. Das neue Theater wird also zwei ganz verschiedene Personale zu unterhalten haben. Es müßte ganz außerordentlichen Beifall finden, um einen solchen Aufwand bestreiten zu können. Da nun bei der großen Menge der vorhandenen Theater kein so außerordentlicher Zulauf zu erwarten steht, so läßt sich schon im Voraus urtheilen, daß die Unternehmung dieses neuen Theaters eine sehr schlechte Spekulation sein wird, wie es das Théâtro nautique war, das man in eben demselben Ventadourssaale versuchte, und wobei die Capitalisten, welche das Geld dazu hergegeben hatten, Alles eingebüßt haben. Solch ein Unfall macht aber seinen Niemand klug in Paris. An leichtgläubigen oder dahschtigen Lieferanten fehlt es auch nimmer, obschon so Manche bereits auf Theaterunternehmungen zu Grunde gerichtet worden sind. — An der großen Oper war schon lange von einem neuen Stück die Rede, welches der bekannte Berlioz componirt hatte, und wozu zwei Dichter der sogenannten neuern Schule, Barbier und de Wailly, den Text geliefert hatten, unter dem Titel: Benvenuto Cellini, nach den von ihm selbst erzählten Abenteuern des bekannten Florentiner Künstlers. Barbier hat sich bereits einen Ruf erworben durch seine Gedichte, in welchen er mit einer gewissen Keckheit dem herrschenden Geschmack der Franzosen Trotz bietet, das Hochtrabende vermeidet und einen natürlichen Ton wieder einzuführen sucht, der aber oft in's Triviale übergeht. Berlioz ist ein noch kühnerer Tonkünstler, als Barbier ein kühner Dichter; denn er bewerkt nichts Geringeres, als eine gänzliche Umwandlung des musikalischen Geschmacks. Er hat in seinen Aufsätzen über Musik eine enthusiastische Verehrung für Beethoven an den Tag gelegt; aber in seinen eigenen Compositionen übertrieb er Beethovens Eigenheiten gar zu toll, und es entstand daraus eine höchst sonderbare Musik, der man wenigstens nicht den Vorwurf machen kann, daß sie irgend einer andern nachgebildet ist. Jedweden fühlt sich der Zuhörer wieder auf heimischem Boden; dies dauert aber nicht lange, der Künstler zerrt ihn hin und her, so daß man zuletzt nicht weiß, wohin der Meister zielt. Berlioz mag genial seyn, seine Genialität ist aber von keiner gefälligen Art. Als musikalischer Kunstrichter in den Tagesblättern und Zeitschriften hat er sich immer sehr strenge gezeigt, und zwar meistens mit Recht; dies hat ihm aber nicht viele Freunde unter den diesigen Tonkünstlern erworben; man erwartete ihn daher selbst mit einer Oper. Eine frühere, „die Vehmrichter," war nicht gegeben, oder wenigstens dem großen Publikum nicht bekannt geworden, und eine Seelenmesse von ihm, welche bekanntlich vor einem halben Jahr in der Josaphatskirche aufgeführt wurde, hatte auch nur ein kleines Publikum zu Zuhörern. Deßhalb war man sehr gespannt auf die neue Oper, und sie wurde vorige Woche zum ersten Male gegeben. Aber hier fanden nun Alle, welche nicht seine guten Freunde waren, nur zu viel Gelegenheit, ihrem Unmuth laut werden zu lassen. Des Pfeifens war kein Ende, und die Theaterkritiker behandelten Dichter und Tonkünstler nicht besser, als es das Publikum gethan hatte. Man läßt sich freilich eine Oper nach einer oder zwei Vorstellungen noch nicht gut beurtheilen. Es kann seyn, daß man zu streng gewesen ist, und daß sich die Stellen in der Musik, welche dem Publikum so verworren vorgekommen sind, allmählich aufklären und das Ganze verständlicher und folglich annehmlicher wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 4. Oktober 1838.

— Rubicunda Ceres medio succriditur aestu,
Et medio tostas aestu terit area fruges.
Virgil.

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Man sieht alsdann auf der gelben, öden und verdorrten Landfläche hier und dort Staubwolken aufsteigen wie aufsahrenden Pulverdampf. Es ist dies der Staub der ausgedroschenen Früchte auf den vielen Dreschtennen, die sich der Landeigenthümer jährlich auf den dazu geeigneten Stellen der Felder so zurichten muß, daß sie vom Wind bestrichen werden. Der zuvor aufgelockerte und mit reinem Kuhmiste vermengte Boden wird geebnet und mit Rammen so fest wie möglich geschlagen; in Zeit von zweimal vier-und-zwanzig Stunden hat ihn die Sonne zwar steinhart gebrannt, allein tausend Kreuz- und Querrisse durchziehen ihn in allen Richtungen. Man gibt sich aber nicht die Mühe, dieselben zu verschmieren, weßhalb denn auch anfänglich, bevor die Tenne durch das darüber getriebene Vieh fester getreten und die Ritzen des Bodens verstopft sind, immerhin einige Malter Körner verloren gehen. Solche kleine Verluste kommen hier nicht in Betracht, und da man überhaupt bei der ganzen Landwirthschaft hier gar nicht auf Kleinigkeiten achtet, so entsteht, wenn man alle kleinen Verluste zusammenrechnet, dadurch endlich ein beträchtlicher im Ganzen, der nothwendigerweise die Früchte vertheuern muß. So etwas leuchtet aber dem portugiesischen Landmann nie ein, und da er die Früchte dennoch los wird, so behält er auch seine Nachlässigkeit bei, die vom Vater auf den Sohn forterbt.

Man gibt den Tennen eine runde Gestalt mit einem Durchmesser von 80 bis 100 Schritten, im Verhältnisse der darauf auszudreschenden Früchte. In diesen flachen Gegenden baut man meistens Weizen und Gerste, die mit kleinen, erbärmlichen Sicheln geschnitten und alsdann bei den Tennen zusammengeschleppt werden. Kommt nun die Zeit des Dreschens herbei, so breitet man die Frucht in einer Höhe von zwei bis drittehalb Fuß über der ganzen Tenne aus, so daß das darüber getriebene Vieh anfänglich bis an den Bauch darin waden muß, was für dasselbe eine ungemein anstrengende Arbeit ist, da es noch obendrein im Kreise herum und fortwährend im schnellsten Schritt, ja selbst im Trab herumgetrieben wird. Große Gutsbesitzer oder Pächter, welche Pferdezucht haben, benutzen zu dieser Arbeit die Jahr aus Jahr ein auf den magern Weiden sich aufhaltenden Stuten und jährigen Fohlen, von denen zwanzig bis dreißig auf einmal in den Circus hineingelassen werden. Knaben setzen sich alsdann auf einige der Stuten, und mit langen, spitzen Rohrstangen bewaffnet, womit sie die Thiere stechen, erhalten sie diese fortwährend in starkem

Digitized by Google

Schritt oder Trab, so daß in Zeit von einigen Stunden der ungeheure Fruchthaufen völlig zu Hecksel zertreten ist, worin die längsten, breitgedruckten Halmstücke kaum noch die Länge einer Hand haben. Ist es soweit, so tritt eine halbstündige Ruhe für die Thiere ein; man treibt sie seitwärts vom Cirkus, und nun stellen sich Männer in Reih' und Glied, fassen das Stroh mit großen dreizinkigen hölzernen Gabeln, deren Spitzen von Eisen oder von Ziegenhörnern sind, und schütteln dasselbe hoch auf, so daß alle Körner und Aehren zu Boden fallen und das leere Stroh oben auf bleibt, das man alsdann zusammenrafft und seitwärts auf einen Haufen wirft. Darauf breitet man wieder neue Früchte über die Tenne, und die Arbeit des Austretens beginnt von Neuem, während welcher Zeit die andern Arbeiter der Ruhe pflegen. Mehrere Tage lang treibt man dieses so fort, und die Leute bleiben dabei Tag und Nacht auf den Feldern, denn in dem Stroh sind sie weich und gut gebettet und haben noch überdem den Vortheil, daß sie nicht von den Millionen Flöhen in den Wohnungen geplagt werden.

Haben sich endlich die Körner auf dem Boden so angehäuft, daß man sie gut findet, dieselben zu reinigen, so wird, nachdem das gröbste Stroh entfernt ist, nun auch die gröbere Spreu und ganze Aehren, die noch vorhanden sind, mit Besen abgekehrt und besonders aufgekäuft, darauf aber die noch mit feiner Spreu und Staub untermengten Körner auf einen Haufen an das andere Ende der Tenne zusammengefegt, und zwar so, daß man den Wind von der Seite hat. Die Reiniger, so viel ihrer Platz haben, stellen sich nun vor diesen Haufen und werfen einer nach dem andern mit langstieligen hölzernen Wurfschaufeln die Körner so hoch wie möglich in die Luft nach der Mitte der Tenne, wo alsdann der Wind alle Spreu und Staub seitwärts treibt und die schwereren Körner ganz gereinigt herabfallen und nach und nach einen pyramidalen Haufen bilden, von dem die allenfalls noch vorhandenen Aehren oder die Spelzen mit eingehüllten Körnern an der Seite herabrollen und fortwährend weggekehrt werden. Ist die Hauptmasse auf diese Art gereinigt, so schreitet man zur Reinigung der Spreu, die man anfänglich, wenn viele Früchte zu dreschen sind, immer wieder von Neuem unter die Füße der Thiere wirft. Zuletzt aber, wenn man nichts mehr auszutreten hat, bedient man sich der gewöhnlichen Dreschflegel, wie sie in Deutschland gebräuchlich sind, um den Ueberrest der Aehren und Spelzen auszudreschen, eine Arbeit, die bei uns so klappernd lustig und emsig klingt im dritten, vierten bis sechsten Schlag, wie der Bauer sich ausdrückt, hier aber so faul sich anhört und ansieht, daß man immer nachhelfen möchte; denn so viel auch der Drescher sind, so heben sie alle auf einmal die Flegel in langsamem Tempo und lassen sie auch alle auf einmal fallen. Ich mußte dabei stets an den faulen Maisstampfer in Brasilien denken, der Monchollo, oder auch das Faulthier genannt; es ist dies ein Schwanzhammer, der sich durch allmähliges Anfüllen eines Wassertrogs am hintern Theil langsam hebt; ist der Trog voll, so schüttet er sich von selbst aus und der schwerere Hammer sinkt nun vorne nieder. Höchst selten theilen sich die Dresscher in zwei einander gegenüberstehende Parteien, und alsdann drischt man im zweiten Schlage, was auch noch immer zum Einschlafen ist, zumal bei der furchtbaren Sonnenhitze.

In Hinsicht der aufzuwendenden Zeit ist es fast ganz gleich, ob man Pferde oder Rindvieh zum Austreten der Frucht gebraucht. Obgleich die Ochsen nur sehr langsam gehen, so sind doch ihre gespaltenen Klauen von weit größerer Wirkung als der Huf des Pferdes; sie zerschneiden und zermalmen damit weit schneller das Stroh als die Pferde, und diese müssen daher, um dasselbe in gleicher Zeit zu verrichten wie die Ochsen, in einen drei- bis viermal schnelleren Schritt gebracht werden. Daß zu dieser Arbeit das trockenste Wetter erfordert wird, versteht sich von selbst, und die Monate Juli, August bis in die Mitte Septembers, wo immer ein heiterer, klarer, wolkenloser Himmel herrscht und selten einmal die Erde durch einen bald vorübergehenden Gewitterregen befeuchtet wird, sind am günstigsten dazu. Dies macht alle Scheuern und Schuppen zum Aufbewahren des Getreides überflüssig, was gewiß ein großer Vortheil für den Landmann ist. Der höchste Sommer, die genannten drei Monate, wo alles erstorben ist, sind für den Portugiesen dasselbe, was der Winter für den deutschen Bauer ist, wo derselbe nichts anderes zu thun hat, als seine Früchte auszudreschen, bis ihn dann das Frühjahr wieder in's Feld ruft, was dort der Herbst thut. — Das zu Hecksel zermalmte Stroh wird nun endlich, wenn das Ausdreschen vorüber ist, auf den Feldern in ungeheuer große viereckige Haufen mit geradestehenden Seitenwänden, wie altmaurische Schlachtthürme, aufgebaut und nach und nach zum Futter für Pferde, Maulthiere und Ochsen verwendet, da es ganz die Stelle des Heus vertreten muß, das man hier aus Mangel an künstlichen Wiesen gar nicht bereitet. Der Ueberfluß an Stroh aus diesen Gegenden wird, sehr künstlich auf großen Barken verladen, nach Lissabon verschifft.

Proben einer Uebersetzung von Bojardo's verliebtem Roland.

(Fortsetzung.)

Und so hab' ich die Jugend zugebracht
Mit Jagen, Reiten und in Waffenspielen;

Digitized by Google

Hätt' es auch einem Edeln sehr verdacht,
Wenn er geliebtes wollt' in Büchern wühlen.
Des Leibes Fertigkeit und Stärke macht
Den Ritter; einzig darauf soll er zielen.
Dem Mönch und Doktor mag die Schule taugen:
Wir, mein' ich, wissen soviel als wir brauchen."

„Hierinnen denk' ich gleich mit dir," erwidert
Der Graf, „ein Mann gilt, was sein Degen gilt;
Doch so nicht, daß das Wissen ihn erniedert,
Vielmehr ihn schmückt wie Blumen das Gefild.
Und wer nicht denkt, daß er mit Gott verbündert,
Ist wie ein Stier, ein Stein, ein hölzern Bild:
Nun kann man aber an dies höchste Lenken
Der Allmacht ohne Wissenschaft nicht denken."

Speicht Agrikan: „Du bist sehr ungalant,
Mir überlegen Widerpart zu halten.
Ich habe meine Art dir frei bekannt,
Und dich für hochgelahrt und klug gehalten.
Sprächst du noch mehr, so schwieg' ich; übermannt
Der Schlummer dich, so schlaf und laß ihn walten:
Verlangt dich aber doch, mit mir zu reden,
Laß mich von Liebe hören, oder Fehden."

„Jetzt bitt' ich dich, antwort' als Ehrenmann
Die reine Wahrheit mir auf meine Fragen:
Bist du gewiß der Roland, von dem man
Soviel auf Erden singen hört und sagen?
Und warum kamst du her? wie oder wann?
Und liebtest du auch je in deinen Tagen?
Da jeder Ritter, der nicht liebt, ein Leben
Führt ohne Herz, ob er auch schien' zu leben."

Erwidert ihm der Graf: „Der Roland bin ich,
Der einst Almonten schlug und den Trojan,
Und nur auf Lieb' und Liebesthaten sinn' ich;
Sie wies in d ese Wildniß mir die Bahn.
Und we.l wir uns besprechen so herzinnig,
Vernimm, daß mein Gemüth ganz unterthan
Der Tochter König Galafronens frohnet,
Die hie im Burgraum von Albrakka wohnet.

„Du schlägst mit ihrem Vater dich in Wuth,
Sein Land und seine Schlösser zu gewinnen;
Mich führt allein hieher der Liebe Gluth,
Und um dies Fräulein tereibt es mich zu minnen.
Für meinen Glauben, Ehr' und Gut und Blut
Wagt' ich mich schon in manches Kampfbeginnen.
Jetzt will ich nur die Schön' erbeuten mir,
Und sonst nach nichts verlangt mich, als nach ihr."

Wie Agrikan erkannt' aus dem Berichte,
Dies sey der Graf und lieb' Angelikan,
Verliebt' er sich unmäßig im Gesichte;
Doch ließ er's, in der Dunkelheit, nicht sehn.
Wie thörig weint' und seufzt' der Liebersprichte,
In Flammen wollt' ihm Seel' und Sinn vergehn,
Und solche Eifersucht fraß ihm am Herzen,
Daß er nicht lebt', und doch nicht starb vor Schmerzen,

Und dann zu Roland sprach: „Du mußt erwägen,
Daß wir, sobald es wieder hell wird seyn,
Des Kampfes mit einander müssen pflegen,
Und Einer von uns bleiben wird im Hain.
Nun bitt' ich dich, nur Eins zu überlegen:
Ob du, b.vor wir dies Gefecht eenen'n,
Dies Fräulein, der du all dein Lieben zollest,
Ganz abstehn und mir überlassen wollest.

„Daß die Erwählte Einer neben mir
Noch liebte, könnt' ich lebend nie ertragen.
Ein' oder Andrer muß am Morgen hier
Dem Othem wie der Dame ganz entsagen.
Kein Zeug' als dieser Quell, dies Waldrevier,
Das ihn umgibt, wird jemals weitre sagen,
Daß du an diesem Ort, zu dieser Zeit
Sie hast verschmäht, und das wär' Kleinigkeit."

Zum König sprach der Graf: „All mein Versprechen,
So viel ich je gethan, hielt ich nach Pflicht;
Doch wollt' ich Ja zu dieser Bitte sprechen,
Beschwur' ich's auch, erfüllt' ich's dennoch nicht.
So könnt' ich Glied für Glied vom Leib mir brechen,
Die Augen reißen aus dem Angesicht,
Und ohne Herz und ohne Seele leben,
Als mich der Lieb' Angelikens begeben."

Der Tartarfürst, unmäßig aufgebracht,
Begnügt sich nicht mit solcherlei Bescheide.
Zwar dunkel war es und um Mitternacht,
Doch schwang sich auf Bajaeben * flugs der Heide;
Hochmüthig lautauf schrie er über Macht,
Mit dreister Stirn rief er den Feind zum Streite
Und sprach: „Baron, du mußt der Dam' entsagen,
Entweder gleich, wo nicht, mit mir dich schlagen!"

Schon saß der Paladin im Sattel wieder,
Da er, so wie empor der König sprang,
Verrath besorgend von dem Heidenritter,
Sich augenblicklich in die Bügel schwang;

* Wie dies Wunderpferd des Haymonssohns Reinalds von Montalban durch dessen Vetter Astolf nach Indien gerettet worden und dort, bei einer Niederlage Astolfs, in die Gewalt des Tartarkönigs gekommen war, hat der Dichter in früheren Gesängen erzählt.

Digitized by Google

Und sprach mit kühnem Muth zu ihm hinwieder:
„Sie lassen kann ich nicht mein Lebelang;
Und könnt' ich's auch, so wollt' ich's doch nicht thun:
Drum hol' auf andrem Wege sie dir nun."

Wie Ungewitter durch die Meere tosen,
So huben in der Au bei dunkler Nacht
Die Ritter auf einander an zu stoßen,
Die guten Renner spornten sie mit Macht.
Bei Mond nur sehn sich die Erbarmungslosen,
Und unerbittlich Hieb auf Hieb erkracht:
Denn stark und mächtig waren Beider Hände. —
Doch weiter nicht, hier ist der Sang zu Ende.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Theater.

Dem Texte wirft man gerade das Gegentheil vor: er soll allzu trivial seyn. Allerdings ist man in der Oper an einen hohen und vornehmen Ton gewöhnt, sogar in Stücken, wo Leute aus dem Volke auftreten, z. B. in der Stummen von Portici. Die Ohren der Habitués der Oper wurden bei der gewaltig beliebigt durch Basiers platte Verse, die ersten dieser Art, welche in dem prachtvollen Opernsaale vernommen worden sind. In der That muß es nicht schwer gewesen seyn, solche Verschen zu dichten, und einige sind wirklich ganz gemein. Schwerlich wird Benevanuto sich auf der Bühne länger halten, als Victor Hugo's und Dle. Bertins „Quasimodo." Dieses Stück war ungefähr in demselben Style gedichtet, und hat deßhalb, und weil die Musik nicht ausgezeichnet war, auch niemals gefallen. Die Oper hat es mit einem schwer zu befriedigenden Publikum zu thun. Hier, wo die Eintrittspreise so hoch stehen, erwartet man auch etwas Vorzügliches; das Gewöhnliche hat man anderswo genug, und viel wohlfeiler. Aus diesem Grunde hat sich die Oper bereits genöthigt gesehen, das Ballet: „die verwandelte Katze." in welcher Dle. Elsler doch ihr Bestes thut, um dem Publikum zu gefallen, in zwei Aufzüge zusammenzuziehen und es bloß als Beilage einer schönen Oper zu geben, während es vorher ein Hauptstück vorstellen sollte. Der Verfasser des Textes dieses Ballets, Namens Duveyrier, bekanntlich zuvor ein St. Simonist, hat nemlich am Théâtre français ein kleines Lustspiel gegeben: „faute de s'entendre, oder Mißverständnisse." Man spielt es zuweilen, um den Abend auszufüllen; denn in diesem Theater wird immer ein kleines Lustspiel nach einem großen, oder nach einem Trauerspiel gegeben. Ein anderer Dichter, Epagny, ist nicht so glücklich gewesen. Sein Lustspiel les adieux au pouvoir ist das erste Mal auf diesem Theater so derb ausgepfiffen worden, daß man keine Lust gehabt hat, es zum zweiten Male zu spielen. Mit diesem Dichter hat es eine sonderbare Bewandniß. Vor mehreren Jahren hat er zwei Lustspiele gedichtet, welche großen Beifall fanden und noch von Zeit zu Zeit gegeben werden. Sie heißen l'homme habile und luxe et indigence. Sie verrathen einen guten Sittenbeobachter und einen gewandten Darsteller. Auch die Sprache in diesen Lustspielen ist rein und gut. Ferner hat er mit einem Gehilfen auf eben demselben Theater ein komisches Stück gegeben: Dominique le possédé, welches auch auf fremde Bühnen übergegangen ist. Man war also berechtigt, Epagny als einen der guten Theaterdichter Frankreichs zu betrachten und auch ferner Ausgezeichnetes von ihm zu erwarten. Allein die Laufbahn am Théâtre français ist dies sem Manne verdrietet worden. Er hat sich an andere Bühnen gewandt, für niedrigere Theater geschrieben, dadurch gleichsam Geist und Styl verdorben, seine Stücke werden ausgepfiffen, nichts will ihm mehr gelingen, und wenn er nun vollends wieder etwas für die höhere Bühne schreibt, wie seine edleur au pouvoir, so fällt es so schlecht aus, daß es gar nicht zu ertragen ist. Man urtheile nach dem Inhalte. In einem schweizerischen Direktorium soll das Loos entscheiden, welcher von den fünf Direktoren anzutreten hat. Die schwarze Kugel soll den Austretenden bezeichnen. Viere vereinen sich, den Fünften zum freiwilligen Austritt zu bewegen, indem sie ihm für jedes seiner Kinder eine Geldsumme versprechen, so wie auch noch für ein nächstens zu erwartendes Kind. Die schwarze Kugel soll glühend gemacht werden, damit sich der Mann beim Ziehen nicht irren könne. Während der Ziehung bekommt er aber die Nachricht, daß seine Frau so eben mit Zwillingen niedergekommen sey. Es entsteht nun ein Streit über die zu bewilligende Geldsumme. Das Publikum hatte aber genug und wollte nichts mehr hören. Und dieses dumme Zeug hieß ein Lustspiel! und das Théâtre français, die eigentliche Nationalbühne, hatte sich nicht geschämt, dem Publikum so etwas, das höchstens zu einem Schwank in zwanzig Versen getaugt hätte, als etwas Gutes vorzusetzen! Ich bedaure aber den Dichter; er hängt mit ganzer Seele am Theater und hat keine andere Beschäftigung, als für dasselbe zu dichten. Was soll er nun anfangen? Wenn ihm nur nicht die Erbitterung den noch übrigen poetischen Geist raubt! — Im vorigen Berichte habe ich des Tanzes der Bayaderen erwähnt und des geringen Beifalls, der ihnen in Paris zu Theil geworden ist, obschon man eine romanhafte Erzählung in die Zeitungen eingerückt hatte, worin ein aus Liebe zu diesen Bayaderen verzweifelnder junger Bramine eine Hauptrolle spielte, woran aber kein Wort wahr seyn mochte. In Paris bedarf es zuweilen nur eines geringfügigen Umstandes, um dem Sinn des Publikums eine andere Richtung zu geben. Die Bayaderen waren bereits abgetreten und Niemand bezeigte große Lust, sie wieder zu sehen. Aber zufällig ist es Paul de Kock und einem andern Dichter eingefallen, den Bayaderentanz zu einer Parodie zu benützen und diese auf einem kleinen Theater, dem sogenannten Théâtre des folies dramatiques, wo so etwas recht hingehört, aufführen zu lassen. Es dauern sich zwei Tänzerinnen gefunden, um den Bayaderentanz nachzuäffen, und zwar auf sehr komische Art. Der Inhalt der Parodie ist folgender. Ein Tanzmeister in einer französischen Landstadt, der gerne seine Töchter anbringen möchte, liest in der Zeitung, daß man Bayaderen aus Bordeaux erwartet. Da denkt er nun, es lasse sich etwas dabei gewinnen, wenn er seine Töchter für die erwarteten Indianerinnen ausgebe. Sie werden also braungrün angestrichen und mit indischen Stoffen behangen. Ihre Liebhaber verstehen sich dazu, die unausstehlichen Musikanten vorzustellen, und somit treten Töchter und Liebhaber auf; erstere ahmen Alles nach, was die Bayaderen machen, die sogenannte Anbetung Wischnus, den Tanz mit den Dolchen u. s. w., und ihre Begleiter pauken den Leuten die Ohren voll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 5. Oktober 1838.

Casca. — Wer sah den Himmel je so zornig drohn?
Cassius. — Die, welche so voll Schuld die Erde sahn.
Shakespeare.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

V.

Das Rosenmädchen von Mailand.

Kein Kiesel ist so schlecht und so gering, daß nicht ein Funke sich ihm entlocken ließe; und läg' er verachtet und mit Füßen getreten auf dem allgemeinen Heerweg, so geschieht es dennoch wohl, daß er einmal unter dem Huf des dahineilenden Rosses nächtlicher Weile knistert und aufleuchtet. Eben so ruht auch in jedem Menschenherzen das himmlische Element einer reinen Glut, von der wohl einmal in stürmischer Nacht des Unheils unter den eisernen Schlägen des Geschickes ein Funklein da ausspruht, von wannen es nicht erwartet worden. Dessen sollt ihr jetzo ein Beispiel aus trüber, unheilvoller Zeit vernehmen.

Nachdem der weise und gütige Galeazzo Visconti die Augen geschlossen, waren unter seinem Nachfolger neun Jahre des Schreckens und der Trauer über das schöne Mailand gekommen; denn der grausame Giovanni Maria wüthete mit unerbittlicher Härte gegen seine Mitbürger und seine Landsleute, während die Leidenschaften der Parteiungen ganz Oberitalien zum Schauplatz unerhörter Greuel machten, und die Zwietracht des bürgerlichen Krieges nicht nur die Landschaften und Städte gegen einander waffnete, sondern auch im Innern der Städte, ja selbst der Häuser die Bande der Verwandtschaft zerschnitt, den Bruder vom Bruder, den Sohn vom Vater trennte, und da, wo sonst Liebe und Vertrauen geblüht, die Saat des Hasses und des Argwohns streute, die üppig wuchernd zu einer unerschöpflichen Ernte blutiger Unthaten fort und fort aufging. Und um das Maß des allgemeinen Elends zu füllen, schlug der Himmel mit den Geißeln des Hungers und der Seuche Guelfen wie Ghibellinen, so daß vor denen, welche der Schärfe des Schwertes bisher entronnen waren, ohne Unterlaß drohend der Schreckbote der ewigen Gerechtigkeit stand.

So wenig es jedoch dem Würgengel gelang, die erbitterten Gemüther zur Eintracht und Versöhnung im allgemeinen Leid zurückzuführen, so vermochten auch nicht die Greuel der bürgerlichen Zwietracht sie zu ernsten Betrachtungen zu stimmen; denn im Sturm und Drang der Gefahren suchte Jeglicher von den Genüssen des Lebens so viel im Fluge zu haschen, als ihm möglich war, und mit der Gleichgültigkeit gegen den Tod, den jeder Augenblick bringen konnte, wuchs die Zügellosigkeit, die alle Bande alter Zucht und Sitte als eine unnütze

Digitized by Google

Last abgestreift, weil keiner zu hoffen wagte, einst den Lohn der weisen Mäßigung zu ernten, wie ihn die Väter in den vergessenen Zeiten der Eintracht, Treue und Ehre zu erringen vermocht hatten. So wechselten denn in den Palästen mit den Auftritten wilden Haders rauschende Gelage, bacchantischer Tanz, rasendes Spiel; so wohnte in den Hutten neben Elend und Siechthum die Verworfenheit; so ging ein Morgen wie der andere über der unseligen Stadt auf: in den strenge verschlossenen, oft noch mit Gräben und Pfahlwerk verwahrten Palästen der Edlen ruhten vom nächtlichen Gelag die Bewohner, wo nicht etwa das Klappern der Würfel den ersten Sonnenstrahl begrüßte, auf Straßen und Plätzen lagen die Leichen derer, welche die Seuche und der Mord überwältigt, oder Visconti's Haßhunde zerrissen hatten; denn der Herzog durchschritt oft nächtlicher Weile die Straßen, begleitet von seinem schrecklichen Günstling Giramo, und den mit Menschenfleisch großgefutterten Molossen, welche er gern an die Begegnenden hetzte; und an allen Ecken gingen Jammer und Hader los, dort ein Auflauf des Pöbels, der nach Brod schrie, hier ein Handgemenge bewaffneter Burger, Pagen und Dienstleute, den Feldruf der Parteien auf den Lippen, dort des Zwingherrn Gebarmichte, die Guelfen und Ghibellinen ohne Unterschied niederritten, hier ein ehrwürdiger Priester, der, seines heiligen Berufs voll, Guelfen und Ghibellinen ebenso ohne Unterschied den Trost der Kirche bot, so er sie sterbend auf der Erde fand.

Dazumal lag südlich von der Citadelle vor dem Thor, durch welches die Straße nach Vercelli führt, eine ländliche Vorstadt, das Capuzinerkloster umgebend, deren Bewohner seit Menschengedenken schon mit rührigem Fleiß den dankbaren Boden bearbeiteten, um mit den edelsten Früchten und mit prangenden Blumen den Markt der reichen Stadt zu versorgen; doch wie früher dies Völklein von Gärtnern sich durch Fleiß und Rechtschaffenheit ausgezeichnet hatte, so waren unter den Greueln der burgerlichen Zwietracht seine Wohnungen finstere Diebshöhlen geworden, die Schlupfwinkel feiler Meuchelmörder und verworfener Dirnen. — In die engen Gassen dieses verrufenen Viertels gerieth auf einer seiner geheimnißvollen Wanderungen in lauer Mainacht einstmals auch Visconti; auf dem Haupte die unscheinbare Blechhaube, den Mantel unter der rechten Achsel durch über die linke Schulter geschlagen, in der beschienten Faust den gewichtigen Streithammer, und somit auf jeden Ueberfall vorbereitet, glitt er lautlos wie auf den Tatzen eines Tigers im Schatten an den Häusern hin, in geringer Entfernung von Giramo gefolgt, der des Herzogs liebstes Molossenpaar, den starken Guercio und die furchtbare Sibillina am Hatzriemen führte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Proben einer Uebersetzung von Bojardo's verliebtem Roland.

(Beschluß.)

Neunzehnter Gesang.

Ihr Herrn und Ritter, die ihr unterthan
Der Liebe seyd, ihr Damen hold und theuer,
Erscheinet hie vor mir und höret an
Die Liebeskrieg' und hohen Abenteuer,
Verübt von alten Rittern lobesan!
Voll ist die Welt von ihres Ruhmes Feier.
Vor Allen aber thaten Wunderwerke
Roland und Agrikan durch Leidesstärke.

Zu hartem Zweikampf gehn erbarmungslos,
Wie ich im vorigen Sang euch schon gesagt,
Beid' um ein Fräulein auf einander los;
Und trotz der Dunkelheit und Mitternacht
Schien Keinem gut doch, daß er gäb' sich bloß:
Vielmehr ein Jeder muß mit Vorbedacht
Sich schirmen, obendrer und in die Runde,
Als wär' es um die hellste Mittagsstunde.

Mit großerm Ingrimm schlug der Tartar sich,
Der Graf hält sich zu Rath mit mehr Verstande.
Schon länger als fünf Stunden währt der Krieg,
Da graut der Tag im Osten. Nun entbrannte
Das Treffen noch einmal so mörderlich:
Der stolze Tartarkönig schäumt vor Schande,
Daß Roland ihm noch immer nicht will weichen,
Und führet einen Machthieb sonder Gleichen.

Schrägein schlag dies Gewitter und zersetzt
Den Schild ihm mittenburch wie mürbe Stricke;
Zwar der gefeite Graf blieb unverletzt,
Doch hieb der Streich ihm Schupp' und Stahl in Stücke,
Dem Edeln war der Odem schier versetzt.
Wohl schlug Trancher' in's Fleisch ihm keine Lücke,
Doch traf der Schlag ihn mit so jäher Schärfe,
Daß sein Gebein erkracht und jeder Nerve.

Er aber, hierum unbekümmert, hieb
Vielmehr mit desto wuthenderm Ertuhnen,
Traf in den Schild, daß er zerborsten blieb
Und vom Geschmeide fielen Schupp' und Schienen,
Worauf die linke Seit' erfaßt der Hieb;
Es war ein Streich, wie von dem stärksten Hünen:
Denn morsch warf er den halben Schild herunter,
Und schlug im Leib ihm wohl drei Rippen unter.

Digitized by Google

Gleichwie ein Löwe durch die Wälder brüllt,
Wenn Jäger ihn verwundet oder Ruden,
So ſchwingt der grimme Tartar, doppelt wild,
Den Degen itzt mit unerhörtem Wuthen,
Der mitten auf den Helm hernieder trillt.
Ein Härtres war dem Grafen nie beſchieden,
Und ſchwand ihm die Beſinnung ſo, daß er
Nicht wußt' ob er bei Kopf, ob ohne wär.

Aus keinem Au' ſah er nur einen Funken,
Ihm gellt das rechte wie das linke Ohr;
Sein Renner ward ſo ſcheu, daß er wie trunken
Mit ihm dahinflog durch den Wieſenmoor.
Er wär' gewiß vom Pferd herabgeſunken,
Wenn die Betäubung ſich nicht bald verlor:
Doch macht der Taumel, den im Fall er fühlte,
Ihn wach, daß er ſich feſt im Bügel hielte;

Und ſchämt ſich ſeiner ſelber, als er ſich
So überflügelt ſah zurückeweichen.
„Wie wagſt du jemals," ſprach er bitterlich,
„Dich, ſo beſchimpft, Angelikan zu zeigen?
Haſt du vergeſſen, daß die Holde dich
In's Feld geſandt, um dieſen Feind zu beugen?
Wer aber da, wo's gilt, zu dienen ſäumt,
Hat allen Dank für ſpäten Dienſt verträumt."

„Beinah nun ſchon zwei langer Tage ſteh' ich
Den eing'gen Ritter zu beſiegen an;
Ihn immer noch mit gegenüber ſeh' ich,
Und hab' ihm mehr nicht als am erſten an.
Währt dies noch über eine Stunde, geb' ich
In's Kloſter, rühre nie ein Schwert mehr an,
Und werde Mönch; verdammt ſoll man mich heißen,
Fuhr' ich im Gurtel wieder je das Eiſen."

Zwar unverſtändlich war der Rede Schluß,
Zähnknirſchen ließ die Wort' ihn nicht vollenden;
Sein Odem glüht vor Zornes Ueberfluß,
Als ob ihm Mund und Nas' im Feuer ſtänden:
Auf Agrikan rennt er im vollen Schuß,
Schwingt Durandal nach ihm mit beiden Händen;
Quer durch die rechte Schulter fuhr der Hieb,
Der unerbittlich durch und durch ihn hieb.

Zur Bruſt hinunter glitt die grimme Klinge,
Zerbricht die Rüſtung, trennt den Panzer los;
Dick war er, und von ſeinem Stahl die Ringe,
Doch ward er ganz zerlau'n bis unter'n Schoß.
Zeigt mir den Mann, der ſolch ein Graun vollbringe!
Bis in den Bügel drang der Todesſtoß;
Von Bein zwar, und beſchlagen überall
Mit Erz war er, abhieb ihn Durandal.

Schräg von der rechten Bruſt zur linken Weichen
War der gewalt'ge König durchgehau'n.
Ihm trübt das Auge ſich, die Wangen bleichen,
Und ſchon umdunkelt ihn des Todes Grau'n.
Doch ob auch Geiſt und Leben von ihm weichen,
Rief er dem Paladin doch mit Vertrau'n.
„Ich glaube," ſprach er bang mit leiſen Worten,
„An deinen Heiland, der gekreuzigt worden.

„Tauf', o Baron, am Quell mich förderſam,
Eh' mir noch ganz und gar vergeht der Athen!
Und hab' ich auch gelebt in Sünd' und Scham,
Will ich doch ſterbend Gottes nicht entrathen.
Er, der die Menſchen zu erlöſen kam,
Empfang' auch meine arme Seel' in Gnaden.
Wohl beicht' ich dir: mein Fehl iſt grenzenlos,
Doch ſein Erbarmen über Alles groß."

Der einſt ſo ſtolze König, ſieh, er weinet,
Und hält zum Himmel ſtets den Blick gekehrt.
Dann ſprach zum Grafen er: „Herr, wie mir ſcheinet,
Gewannſt du heute dir das beſte Pferd
Von Allen, die das Tageslicht beſcheinet,
Und je geritten worden auf der Erd':
Es ward genommen einem tapfern Helden,
Der itzt gefangen liegt in meinen Zelten.

„Ich kann nicht länger mich erhalten. — Steh
Mir bei! nimm mich vom Sattel, o Baron!
Ach, daß die Seel' nicht gar zu Grunde geh',
Tauf' itzo mich! denn ſieh, ich ſterbe ſchon.
Wenn du mich ſo verſcheiden ließeſt, weh
Dann über dich! du hätteſt Reu' davon."
Dies und noch manches Wort entfiel dem Braven.
O wie betrübt und jammert das den Grafen!

Voll ſtand von Thränen das Geſicht ihm warm,
Vom Pferd ab ſtieg er auf die Au' ſofort;
Den wunden König nahm er auf den Arm,
Legt' auf den Marmel ihn am Brunnen dort.
Kein Weinen ſtillt noch ſättigt ſeinen Harm;
Vergebung nur flieht er mit ſanftem Wort,
Thät ihm am Brunnquell dann die Taufe ſpenden,
Und hat Gott für ihn mit gefalt'nen Händen.

Nicht lang verzog er dort, da ſah er klar
Geſicht und ganzen Leib wie Eis ihm werden,
Und nahm draus ab, daß er geſtorben war;
Ließ ihn am Brunn dort liegen auf der Erden
Mit allen Waffen, wie er ging, im Haar
Die Kron', das Schwert in Händen, ſonder Fährden.
Worauf er nach dem Pferd ſich umgeſehn,
Und meint Bajarden ſäh' er vor ſich ſtehn.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Oper. Spontini.

Diese Parodie hat gefallen, und die Direktion des Varietétstheaters dachte, jetzt werde das Publikum auch das Original wieder zu sehen wünschen, um es mit der Copie zu vergleichen, und somit sind die echten Bayaderen wieder auf zehn Darstellungen gebungen worden, so daß nun jeden Abend einerseits die echten Bayaderen, andererseits die falschen auftreten. Erstere sollen der Parodie neulich beigewohnt haben und über die Nachahmung beinahe erschrocken seyn. — Die komische Oper ist unterdessen auch nicht unthätig geblieben. Seitdem Mad. Damoreau-Cinti auf London zurückt ist, haben die Darstellungen der Stücke, in welchen sie eine Hauptrolle spielt, wieder begonnen, und man hat dazu noch einige neue Opretten aufgeführt; so eine von Boyeldieus Sohne; sie heißt Marguerite, gleicht aber weder der weißen Frau, noch dem Kalifen von Bagdad, noch andern Opern des Vaters. Doch dieser ist auch nicht mit dem ersten Stücke ein berühmter Tonkünstler geworden; vielleicht gelingt es dem Sohne später, vor der Hand ist es aber sicher, daß zwischen seiner Operette und den guten Stücken seines Vaters ein großer Unterschied herrscht, und daß er noch viel zu thun haben wird, um eine Bildsäule zu verdienen, wie man seinem Vater eine zu Rouen errichtet hat. Eine andere Operette, la figurante, hat einen Musikus des Opernorchesters Namens Clapisson zum Verfasser. Ich glaube, Scribe hat etwas an dem Texte gemeistert. Clapisson hatte früher einige Instrumentalmusik, wie auch mehrere Singstücke componirt, die man zuweilen in kleinen Concerten hörte. Vielleicht war es etwas zu kühn, sich von diesen Stücken sogleich an eine Operette zu wagen. Man wirft der Musik Mangel an hervorstechenden Eigenschaften vor. Indessen wird das Stück doch ziemlich oft gegeben, und vielleicht kann es sich eine Zeitlang halten. Spontini, welcher der Stadt Paris einen Besuch abgestattet hat, muß die Ueberzeugung gewonnen haben, daß man hier fast nie mehr eine seiner Opern aufführt; indessen war der Unternehmer der sogenannten Valentinoschen Concerte in der St. Honoréstraße so galant, daß er wenigstens die Ouvertüren einiger Spontinischen Opern spielen und dabei auf dem Ausrufzagetteel ankündigen ließ, Spontini werde in eigener Person dem Concerte beiwohnen. Die Opern des großen Meisters sind in dem feierlichen und breiten Style geschrieben, der nun etwas veraltet ist, wozu noch kommt, daß die von ihm für die Pariser Oper gelegten Stücke meistens aus der römischen und griechischen Geschichte gegogen sind. Die classische Zeit ist aber an der Oper ganz vorbei. Hierin ist die Revolution vollkommen. Es schreitet seit langen Jahren weder Griche noch Römer mehr über die Bretter. Vielleicht wird das Publikum auch einmal des Mittelalterlichen müde werden und wieder Geschmack für's Classische bekommen; aber einstweilen ist dieser Geschmack rein weg. Indessen sieht man doch aus der schlechten Aufnahme des B. Cellini, daß es mit dem bloßen Mittelalterlichen nicht gethan ist. — Die Greuelstücke, welche das Theater der Porte St. Martin gibt, gerathen jetzt in einigen Verruf, da sich aus dem Criminalprocesse des jungen Malers Boulet ergeben hat, daß er durch häufigen Besuch dieser grausenden Schauspiele und durch Lesen von Romanen ähnlichen Schlages verdorben worden ist, und daher den Mord seiner Geliebten für keine Schandthat hielt. Bei diesem Criminalprocesse zeigte sich ein schauderhaftes Zusammentreffen von schlechten Menschen und schlechten Handlungen, welche nicht alle unter dem großen, der Erziehung ermangelnden Haufen vorgegangen sind. Wollte man nach einem solchen Criminalprocesse die Sitten in einer Hauptstadt beurtheilen, so müßte man einen schrecklichen Begriff davon bekommen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Lausitz, September.

Geschichtliches.

Ich weiß nicht, ob jedem Leser der Name Lausitz dem selben Lachtigel erregt, den Fürst Pückler in seinen Tutti-Frutti voraussetzt; allein ich sollte glauben, daß er selbst Einiges dazu beigetragen haben könnte, dieses Ländchen aus Dunkel und Vergessenheit herauszuziehen. Er hat eben nicht den frommen Sohn an seinem Vaterlande gespielt, aber gerade genug für das Bekanntwerden der Lausitz gethan, so daß nur Einer auszutreten brauchte, um diese bekannte Größe auch in eine geachtete zu verwandeln. Ich für meinen Theil habe dazu weder durch die Geburt, noch irgend durch Verpflichtungen gegen das Ländchen einen besondern Beruf; doch reizt mich der Antheil, den ich an ihm bei mehrfachen, auch längern Besuchen habe nehmen lernen, wenigstens das davon einem weiteren Kreise berichtigend mitzutheilen, was ich als sicher und allgemeines Interesse ergreifend in Erfahrung gebracht habe.

Das ganze Land zerfällt bekanntlich in Ober- und Niederlausitz, welch letztere bereits seit Jahrhunderten dem brandenburgischen Hause zugehört, während die größere Hälfte der Oberlausitz entschädigungsweise erst nach dem letzten Kriege von Sachsen gewonnen worden. Beide Länder haben mitdin eine schon frühzeitig getrennte Geschichte. Die Oberlausitz ist ungemein wechselvoll, und es mag mit daher kommen, daß in ihr die slavische Volksthümlichkeit trotz der unmittelbaren Berührung mit dem slavischen Böhmen gleichgeartet und obhiger verschwunden ist, als in der Niederlausitz. Die wenigen wendischen Striche bei Bautzen und Muskau verschwinden unter der übrigen ganz deutschen Volksthümlichkeit weit mehr, als die der Niederlausitz, die auch in ihren deutsch redenden Gegenden immer noch mehr oder minder den wendischen Urcharakter bewahrt hat, der sich durchaus nicht bloß auf Sprache und Kleidung beschränkt. Eben durch jene geschichtlichen Wechsel und Aenderungen hat auch die Oberlausitz im Ganzen mehr geschichtliche Bedeutung, und ich möchte sagen, mehr geschichtliche Bildung gewonnen, als die Niederlausitz. Namentlich zeigt sich dies in dem Städtewesen. Während die Niederlausitz fortwährend mit Städten und Land unter Markgrafen und überweisle unter Herzogen und Herren stand, entwickelte sich in der Oberlausitz ein ziemlich vollkommenes mit ausgebildetes und mächtiges Städtewesen. Es entstand der Bund der sogenannten Sechsstädte. Sie sind namentlich: Bautzen, Görlitz Zittau, Lauban, Löbau und Kamenz. Bautzen oder Budissin galt von früh an für die Hauptstadt des Bundes; sie hatte den Beinamen der sechsne. Die übrigen hießen: Görlitz die große, Zittau die reiche, Lauban die arme, Löbau die kleine und Kamenz die alte. Von ihnen haben in Hinsicht auf Handel, Geschichte und Bildung die drei ersten und größten eine ziemliche Wichtigkeit erlangt, und würden noch zu größerer Bedeutung gelangt seyn, wenn sie nicht in ihrer Blüthe durch den sogenannten Pfahlfall unter Kaiser Sigismund unterdrückt und für lange gedämpft worden wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 240.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 6. Oktober 1838.

Wohl dem Volke, dem glücklichen, dem die Natur verliehn
Angeborenes Maß, dem entfesselten Norden fremd!

Platen.

Volksthümliches aus Portugal.

Ein Stiergefecht in Villa Franca.

Ländlich, sittlich! — dieses gemeine Sprichwort findet in allen Ländern und unter allen Nationen seine Anwendung; hier heißt es: Cada terra seu uzo, cada roca seu fuso. In andern Ländern feiert der Landmann sein Erntefest, seine Kirmes, seine Hochzeiten und Kindtaufen, seine Verlobungen und Beerdigungen mit Trinkgelagen. Dabei gibt es oft Zank und Streit, blutige Köpfe, und zu guter Lezt Strafen wegen Störung der öffentlichen Ruhe. Betrachten wir in dieser Hinsicht ein portugiesisches ländliches Fest, so trägt es einen ganz andern Charakter, und wir müssen mit Scham bekennen, daß dieses so verschrieene Volk bei solchen Gelegenheiten weit anständiger, gesittéter und ruhiger sich beträgt als die sogenannten civilisirteren Völker. In Portugal werden auch Feste wie jene gefeiert, besonders nach beendigter Ernte, aber mit dem Unterschiede, daß das Volk nicht handelnde Person ist, sondern bloßer Zuschauer. Es sind nur Feste für's Auge, die sie veranstalten, und die Nüchternheit dabei geht oft so weit, daß sie Hunger und Durst leiden, wenn sie nicht etwas bei sich führen, oder den vielen Wasserträgern, die ihr unschuldiges Getränke feil bieten, etwas zu verdienen geben; während es bei deutschen Volksfesten vorzüglich auf Essen und Trinken abgesehen ist, und das Vergnügen in wilder Ausgelassenheit, in Springen und Toben sich äußert, glänzt hier bei aller Nüchternheit eine ungetrübte Freude auf allen Gesichtern, es herrscht gespannte Aufmerksamkeit auf das, was da kommen soll, und der größte Enthusiasmus, wenn etwas ausgeführt wurde, was ansprechend war. Zu diesen Volksfesten auf dem Lande gehören denn nun vorzüglich die so beliebten Stiergefechte, die mehrere Tage dauern und zu welchen die Landleute viele Meilen weit aus der Nachbarschaft zusammenkommen. Gewöhnlich trägt auch die ganze nächste Umgebung ihr Scherflein dazu bei, um das Fest recht brillant zu machen und dafür einen Platz als Zuschauer zu erhalten.

Mit Recht hat man wohl in frühern Zeiten die Stiergefechte als barbarische Vergnügungen verschrieen; denn man focht mit ungleichen Waffen. Dem Stier wurden die feinigen unschädlich gemacht, seine spitzen Hörner erhielten leberne Knöpfe, wie Stoßrapiere auf dem Fechtboden; die Fechter dagegen hatten scharfe und spitze Lanzen und schneidende Schwerter, womit dem wüthenden Thiere, das sich nicht rächen konnte, die furchtbarsten Wunden beigebracht wurden, bevor es einem gelang, ihm den Todesstoß zu geben. So war es seit langem in Portugal; nicht so in Spanien, wo man noch jezt edler verfährt, wo man dem Stier den vollen Gebrauch seiner Waffe

Digitized by Google

läßt, so daß es Leben um Leben gilt. Seit der Einführung der neuen Verfassung in Portugal ist dies, wie schon in einem frühern Aufsatze (Nr. 23 und 24, 1838) gezeigt worden, nun auch hier anders: die Stiergefechte dürfen nicht mehr so rohe Thierquälereien seyn, keine scharfe Waffe darf mehr gegen das Thier angewendet, es darf nicht mehr durch angehängte Schwärmer gesengt und gepeinigt werden; das Ganze ist jetzt nur eine unschuldige Neckerei, die den Stier nicht schmerzt, allein wuthend macht, weil man seinen Spott mit ihm treibt, so daß gegenwärtig der Vortheil auf Seiten des Stiers ist und die Gegner oft den Kürzeren ziehen, wenn es ihnen an Geschicklichkeit oder Behendigkeit fehlt, oder wenn sie ihre Kräfte zu hoch anschlagen. — Der Applaus der Menge, der bald dem Stiere, bald dem verwegenen Fechter gilt, erhöht das Vergnügen, denn es spornt die Angreifer zu neuer Thatkraft und macht den Stier immer wuthender. Stundenlang hält das Volk mit dem lebhaftesten Interesse dabei aus. Hunger und Durst werden darüber vergessen, und in Schweiß gebadet, erträgt man ohne Klage den furchtbarsten Sonnenbrand. — Bei diesen ländlichen Festen pflegte ich in frühern Zeiten selten zu fehlen, und im Juli 1836 entschloß ich mich wieder mit einem Freunde, dem drei Tage dauernden Stiergefecht, das jährlich in dem sechs Stunden weit am Tajo aufwärts gelegenen Flecken Villa Franca gehalten wird, wenigstens einen Tag lang beizuwohnen.

Villa Franca ist einer der vorzüglichsten Hafenstecken an den Ufern des Tajo, der gegen 1600 Einwohner zählt, die sich von Ackerbau und Viehzucht, Salzbereitung, Schifffahrt nähren, und sich auch viel mit Kleinhandel beschäftigen. Es ist hier der Hauptstapelplatz für alle Reisenden aus den östlichen und nördlichen Provinzen, so wie der Maulthiertreiber für die Frachten, die man der größeren Bequemlichkeit wegen von hier aus zu Wasser nach Lissabon führt, oder von dort hieher bringt, um sie dann weiter zu Land zu transportiren. Villa Franca ist daher gewissermaßen eine Vorstadt Lissabons, wo der Reisende seine Toilette macht und entweder seine Reisekleider anlegt, mit Stiefel und Sporn, um nun ein mageres Maulthier zur Weiterreise in's Land zu besteigen, oder wo er den Staub abschüttelt und sich städtisch zurichtet, um blank in Lissabon zu erscheinen. — Natürlicherweise muß man an einem solchen Orte einen großen Verkehr vermuthen; man sollte glauben, gute Gasthäuser mußten hier einen einträglichen Verdienst haben, und dennoch sieht man sich darin betrogen. Villa Franca bietet hierin ein eben so trauriges Bild wie die meisten Landstädte Portugals; auch hier ist für die Maulthiertreiber besser gesorgt als für die Bequemlichkeit anständiger Reisenden. Hiemit schon vertraut, waren wir auf alle Leiden gefaßt, und entschlossen uns zu diesem Ausfluß mehr, um einmal eine kleine Veränderung in das tägliche Lissabonner Schlaraffenleben zu bringen, als daß wir uns ein wirkliches Vergnügen versprochen hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Rosenmädchen von Mailand.

(Fortsetzung.)

Unter dem Vorsprung eines Hauses blieb Giovanni plötzlich stehen, horchte und hauchte einen kaum vernehmbaren Zischlaut durch die Zähne, worauf der Andere, dem wohlbekannten Zeichen Folge leistend, vorsichtig näher kam, bei dem Gebieter stehen blieb, und auf die Frage, ob er nicht Schritte vernehme? die Antwort flüsterte: „Die Hunde haben die Nasen im Wind.“ — „Beschwichtige sie!“ sagte Visconti, und während Giramo nun mit streichelnder Hand die Bluthunde beruhigte, ging leisen Schrittes, ohne die Lauscher im tiefen Schatten zu gewahren, ein Mann so hart an ihnen vorüber, daß sein Mantel sie schier streifte, blieb am nächsten Hause stehen, schnalzte dreimal mit der Zunge, wiederholte, da es unbeantwortet blieb, noch einige Mal das Zeichen, aber stets vergeblich, und schlug endlich mit derber Faust an die Pforte, den Namen Setta erst leise, dann immer lauter rufend. Während der ungestimme Gast also lärmte, lehnte Visconti die Lippen an Giramos Ohr und flüsterte: „Mir ist es, als ob ich dieses Haus kennen sollte, so wie die Stimme dessen, der hineinzudringen begehrt. Laß dir kein Wort entgehen.“ Oben öffnete sich ein Laden, und eine weibliche Stimme rief herab: „Geh heim, du Nachtschwärmer, und störe nicht den Schlummer ehrlicher Leute.“ Hohnlachend versetzte der Ankömmling: „Ei, seit wann mißkennt das Rosenmädchen seine besten Freunde?“ — „Ihr seyd es, edler Herr?“ — „Ich selbst. Oeffne!“ — „Vergebt, Herr, wenn ich es Euch abschlage.“ — „Hast du Besuch?“ — „Welch kränkender Argwohn! Ich bin allein, so wahr ich selig zu werden hoffe.“ — „Hab' Acht, Setta! du verlierst mich auf immerdar, wenn du nicht andere Saiten aufziehst.“ — „Ich habe Euch bereits entsagt, Gianettino.“ — „Mir entsagt, Unglückliche? Und weßhalb? Hat etwa dein leichtfertig Herzlein sich einem andern zugewendet?“ — „Warum sollt' ich's leugnen?“ — „Und wer ist der Beglückte?“ — Die Dirne seufzte und entgegnete: „Ich kenne ihn nicht.“ — „Undankbare, du willst mich betrugen.“ — „Ich bin nicht undankbar, und damit Ihr Euch überzeugt, will ich Euch getreulich berichten, wie Alles sich begeben. Ihr wißt, daß vor Kurzem meine Mutter starb —“ — „So? ist sie todt? Sie war alt genug zum Sterben, und ist auch weiter

Digitized by Google

nicht Schade um sie.“ — „Ich weiß wohl, Herr, daß ohne sie ich niemals weder die Eure noch irgend eines andern geworden wäre, als dessen, dem ich vor dem Altar Treue gelobt hätte. Aber sie war zu schwach, um das harte Brod der Unbeliebtheit zu essen, sie war meine Mutter und ruhe in Frieden. Da sie jedoch noch auf dem Schragen lag, wollten die Leute sie nicht begraben, weil ich kein Geld hatte, um die Kosten zu decken, und es war schon der dritte Tag, daß ich jammernd unter meiner Thüre die Hülfe der Vorübergehenden anflehte, ohne etwas anderes, als Hohn und Spott geerntet zu haben; da kam ein junger Cavalier, den ich vorher nie gesehen, mit vielen Dienern des Weges geritten, fragte nach der Ursache meines Jammers und verhieß mir Hülfe in wenigen rauhen Worten, die mir aber wie himmlische Musik erklangen. In der nächsten Stunde kamen die Träger mit der Bahre und holten die Leiche zur Ruhestätte in geweihter Erde. Seit ich aber den schönen Ritter gesehen und in seine stolzen Augen geblickt, ist mir mein schmachbedecktes Dasein zur Last, und ich habe zu der gnadenreichen Mutter einen theuren Eid geschworen, fortan mich eines frommen Wandels zu befleißigen und nur dem Andenken des Mannes zu leben, dessen ich so unwerth bin.“ Gianettino lachte hell auf. „Verspottet mich nach Euerm Belieben,“ rief das Rosenmädchen; „Ihr habt Euern Bescheid, gute Nacht!“ — „Halt noch ein wenig, du Spiegel aller Frauen Mailands,“ sagte jener; „was gibst du mir, wenn ich dir den Namen des unbekannten Cavaliers verrathe?“ — „Nicht viel, Herr. Die Heiligen kennen ihn und wissen, für wen ich bete, wenn ich ihn auch nicht zu nennen vermag.“ — „Ich will ihn nennen, doch nicht zur Freude deines Herzens, sondern dir zur Pein und Strafe, du Thörin. Kennst du den, welcher Greise und Kinder niedermetzeln ließ, weil sie um Frieden bettelnd sich ihm nahten? der den Priestern am Altar selbst verbietet, das ihm so verhaßte Wort Frieden nur auszusprechen? der so mit Verbrechen aller Art sein Gewissen belastet, daß einst am jüngsten Tag der Erzengel schaudern wird, sie alle zu nennen? Nun denn, dieser blutige, räuberische, treulose, kirchenschänderische Visconti ist der, welchem dein verblendetes Herz sich weiht. Wisse das und verzweifle!“ Setta schlug mit einem Schrei das Fenster zu und der abgewiesene Galan ging von dannen, während Giramo vergeblich auf das Zeichen harrte, das er erwartete, den schmähsüchtigen Feind einem schnellen und grausamen Tode zu weihen; statt dessen setzte nach kurzer Frist der Herzog seinen Weg fort, bis zu einem freien Platz, und sagte dann zu dem Begleiter: „Hast du ihn erkannt, den Frevler?“ — „Nein.“ — „Aber ich; sonst wäre er nicht lebendig von der Stelle gekommen. Ich habe ein theures Pfand von ihm in Händen und nur, um sein falsches Herz mit gräßlicheren, als den Qualen des Todes zu zerfleischen, dulde ich, daß es noch einige Zeit schlage. Diese Nacht war reich an Ausbeute; ich habe in Postella einen falschen Freund entlarvt und in dem Rosenmädchen eine dankbare Seele gefunden.“ Auf diese Rede schwieg Giramo eine geraume Weile, bevor er mit bedachtsamer Bosheit versetzte: „Ihr fallt auf einer Verblendung in die andere, Herzog; kaum heilte Euch ein seltsamer Zufall von Eurem blinden Vertrauen auf diese Postellas, so fangen Euch schon wieder die losen Reden einer Dirne, die recht gut weiß, wer ihrer Mutter Bestattung anbefohlen, und nur darauf rechnet, daß die Kunde von Settas frommer, stiller Liebe zu dem unbekannten Ritter endlich zu des Herrn Ohr gelangen werde.“ — „Du könntest Recht haben, Alter,“ versetzte Visconti, „und ich werde Gelegenheit suchen, Settas gute Vorsätze zu prüfen, indem ich sie rauh und abstoßend behandle.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Lausitz, September.

(Fortsetzung.)

Gewerbe und Ackerbau.

Als die Städte an das Churhaus Sachsen gefallen waren, bewahrten sie zwar noch im Verein mit den adeligen Ständen die besondere, ziemlich bevorrechtete Verfassung der Oberlausitz, die von Budissin aus gehandhabt wurde; allein um die frühere städtische Selbstständigkeit und Bedeutung war es doch getban; sie nahmen im Ganzen ziemlich redlich Theil an der gerühmten Treue der sächsischen Unterthanen gegen ihre Herrscher, und hatten unter der milden, freilich auch mißbrauchreichen Verwaltung auch alle Ursache dazu. Das Land ist in seinem größten Theile durch seine Lage in und an den ziemlich rauhen, wenn auch nur mittelhohen lausitzischen Gebirgen (Erhebung der Lausche bei Zittau etwa 3000 Fuß) weniger auf Feldbau, als auf Handel und Gewerbe angewiesen, und wie in allen Gebirgsgegenden, finden wir auch hier die langen, in den Thälern an kleinen Gewässern sich stundenlang hinziehenden Fabrikdörfer. Namentlich ist dies der Fall in der besonders gebirgigen Gegend von Zittau, zu welcher Stadt selbst, außer bedeutendem Berg- und Waldgebiete, einige und dreißig große Fabrikorte gehören, von denen mehrere zwei Kirchen und manche an 6 — 8000 Einwohner haben. Dahin gehört unter andern gegen die böhmische Grenze hin, zwei Stunden von Zittau, das Dorf Großschönau, das mit seinen Damastwebereien, selbst neben den nachgeahmten Berlinern, noch einzig in der Welt dastehe, und noch jetzt, wenn auch nicht den alten, ungeheuern Reichthum, doch noch sehr bedeutende Wohlhabenheit aufzuweisen hat, freilich, wie alle Fabrikorte, neben großer Armuth. Linnenweberei und Bleichen sind die Hauptfabriken. Diese großen Fabrikdörfer, die, weil sie zum Theil Zittau angehören, dieser Stadt mit zum Namen der reichen verholfen haben, erstrecken sich über die Grenzen der Lausitz hinaus nach Böhmen, und innerhalb derselben gegen Görlitz, Lauban, Bautzen, Löbau und Kamenz. Bloß die Niederungen der Oberlausitz, in ihren an die Niederlausitz grenzenden Theilen, sind ausschließlich dem Ackerbau bestimmt. Gleichwohl sind jene obern Gegenden

Digitized by Google

nichts weniger als unfruchtbar, vielmehr ist der Boden weit fetter und besser, als der der Ebene; nur ist freilich des Selbaren Landes unverhältnißmäßig wenig, der Wohlstand der Ackerbauer aber im Ganzen gleichmäßiger und ausehnlicher hier, als in der Ebene, weil erstlich der Ertrag und zweitens Absatz und Preis hier verhältnißmäßig weit bedeutender sind, wie es aus der Lage der Sache natürlich sich herausstellt. In neuerer und neuester Zeit hat nun auch die Oberlausitz völlig aufgeholt, ein Ganzes zu bilden, seit ein bedeutender, ja der größte Theil derselben, von den sächsischen Landen abgeschieden, unter preußische Hoheit übergegangen ist. Es ist dies im Ganzen der niedrige und ackerbauende Theil der Oberlausitz, der letztere wenigstens ganz. Er begreift bekanntlich die Städte Görlitz und Laubau und die Kreise Görlitz, Laubau, Rothenburg und Hoyerswerda, wovon die beiden ersten noch zum größten Theil dem Gebirge, die beiden letzten ganz der Ebene angehören.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, September.

(Beschluß.)

Skandal.

Zufällig trifft dieser Criminalproceß mit zwei andern zusammen, welche die Meinung von der Sittenlosigkeit der Pariser bestätigen müßten, wenn man nicht auch manche Beispiele des Gegentheils kennte. Der eine dieser Criminalprocesse ist der, in welchen Herr de Mauchamp und die durch ihre Bizarrerien in Betreff der Frauenrechte berüchtigte Dlle. Pouvret, welche für die Frau dieses Herrn de Mauchamp galt und sich auch dafür ausgab, verwickelt gewesen sind, und welcher so ärgerlicher Natur war, daß das Gericht sich genöthigt gesehen hat, die Zuhörer auszuschließen und die Verhandlungen bloß in Gegenwart der Geschwornen, der Anwälte und der Zeugen vorzunehmen. Nur das Urtheil ist öffentlich bekannt geworden. Es geht daraus hervor, daß das Haus dieser Beiden der Schauplatz abscheulicher Sittenlosigkeit war, weßhalb Mauchamp zu zweijähriger Gefangenschaft verurtheilt wurde. Dlle. Pouvret ist an das Polizeigericht verwiesen worden. Dies wird das Ende ihrer Schriftstellerei seyn, und schwerlich wird sie künftig noch Vorträge über die Ausdehnung der Frauenrechte halten; sie hat bereits allzu großen Mißbrauch mit den Frauenrechten getrieben. Einer andern Schriftstellerin, der Flora Tristan, ist es noch schlimmer gegangen; sie ist von ihrem eigenen Mann erschossen worden. Zwar ist sie an den Wunden noch nicht gestorben, man zweifelt aber sehr an der Möglichkeit ihrer Genesung. Diese junge Frau hatte in der Ehe so unglücklich gelebt, daß sie auf ihre Klage von ihrem Mann gerichtlich getrennt worden war. Vielleicht hätte sie sich mit diesem Erfolge begnügen sollen; sie wollte aber das Publikum von allen Umständen ihres unglücklichen Ehelebens in Kenntniß setzen, und schrieb daher ihre Wanderungen einer Pariafrau. Beim Erscheinen dieses Werkes ließ sich in den Tageblättern manche mißbilligende Stimme hören. Wozu diese ganz profanische Aufdeckung häuslicher Verhältnisse, welche höchstens die vertrauten Bekannten der Verfasserin mit Antheil vernehmen? Wo wollte es hinaus, wenn Alle, deren Ehe nicht glücklich ausgefallen ist, ihre Klagen wollten laut werden lassen? So hieß es in den Tageblättern; auch bemerkte man, daß das Publikum, um unparteiisch urtheilen zu können, die Klagen beider Theile hören müßte, wozu es aber weder Lust, noch Zeit habe. Wer sich für dergleichen Geschichten interessire, habe ja schon an den gerichtlichen Verhandlungen in den Zeitungen genug. Ob der Mann durch diese Verhöffentlichung erbittert worden ist, hat man nicht erfahren. Nur so viel weiß man bis jetzt, daß er der von ihm getrennten Frau seit einiger Zeit nach dem Leben trachtete, unter dem Vorwand, er wolle seine Tochter, die nach dem richterlichen Ausspruche bei der Mutter geblieben war, dem schlechten Beispiel derselben, wie es das diese dem Kinde durch ihre falsche Auffährung gebe, Neulich schien seine Erbitterung auf den höchsten Punkt gestiegen zu seyn, und als seine Frau, welche vor seinen Nachstellungen gewarnt worden war, auszugehen hatte, schoß er ihr vor dem Hause eine Kugel durch den Leib, und äußerte hernach gegen den ihn verhaftenden Polizeicommissär, er bes reue keineswegs die That, sondern würde sie nochmals begehen, wenn er könnte und es nöthig wäre. Dies ist eines der schrecklichen Beispiele von den Folgen unglücklicher Ehen, deren es hier freilich manche gibt, aber doch vielleicht nicht mehr, als anderswo. Statistisch läßt sich dies nicht nachweisen, seitdem die gerichtliche Ehescheidung aufgehoben ist. Vielleicht würde diese, wenn sie wieder eingeführt würde, dergleichen Verbrechen zuvorkommen; aber gerade, weil sie von Frauen, wie Dlle. Pouvret und Flora Tristan, verlangt wird, mögen manche Staatsmänner Bedenken tragen, sie zu bewilligen. Die Deputirtenkammer hat sich zu Gunsten der Ehescheidung erklärt, aber die Pairskammer ist dagegen. Wahrscheinlich sind die Herren Pairs alle selig in ihren Ehen, oder haben Mittel, sich zu trösten, wozu man ihnen Glück wünschen muß.

Dg.

Strecklogogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. ist ein Weginspektor, der, wenn seine Anleitung befolgt wird, lauter gerade Straßen schafft, und ohne 6 selbst zum Wege wird, welchen aber bloß die Lateiner finden können. Hetzt du ihm aber, statt 4 und 5, 2 und 4 an, so ist er auch Deutschen zugänglich; er wird oft mit einer Schnellpost befahren, die weder Pferde, noch Dampf braucht. Dieser deutsche Weg ist aber zugleich ein furchtbares Mordinstrument, gefährlicher als das des Altaud, das ganze Glieder zu Boden streckt, wenn sein Chef Feuer commandirt. Nimm dem Weginspektor 5 und 6, so wird er ein Frauenzimmer, das sich bester auf 5, als auf 4 endigt, aber, so wie es ist, ein berühmter Botaniker wird, wenn du ihr 5 verdoppelst. 1. 2. 5. ist französischer Fischs, der sich aber mit 4 zwischen 1 und 2 in deutschen verwandelt. Laß ihn französisch und stülpe ihn um, so wird ein Fluß daraus, der ein Land nährt, wenn er es verbeert, und zu Grunde richtet, wenn er in seinen Ufern bleibt. Mit 5. 6. 4. hast du ein ausländisches beliebtes Getränk, statt dessen wir in Deutschland mit gutem Bier vorlieb nehmen; setzest du aber 2 statt 4, so trotzt es der ottomanischen Pforte. Mit 5. 5. 6. wird ein Fisch daraus, gleich einer Schlange; nimmst du aber 5. 6. 6. 5. so darfst du nur hintenherum bauchen, um einen großen Gott zu bekommen. 6. 5. allein ist die alte Leier, die schon millionenmal gesungen worden; in sie wirf 4 hinein, so wird eine Jüdin daraus, berühmt durch Häßlichkeit, die ihrer schönen Schwester den Mann gestohlen, und später mit ihr getheilt hat. Wenn du viele Glückwünsche begehrst und 5. 6. 1. 4. bekommst, so hast du mehr, als du verlangst; sie werden ein Spaziergang, wenn du 4 verdoppelst. Läßt du es aber weg, so bleibt dir noch immer die ganze Welt übrig. In 4. 2. 1. 4. wie er versäßt ist, diesen Logogryph zu errathen, möchte mich eben so leicht seyn; wenn du ihn aber 5. 2. 4. mal errätst, so dringst du ihn in deinem Leben nicht heraus.

J. S. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 8. Oktober 1838.

O 'twas the foulest deed to slay the babe,
And the most merciless, that e'er was heard of!

Shakespeare.
Richard III.

Das Rosenmädchen von Mailand.

(Fortsetzung.)

Da nun im Osten der junge Tag zu grauen begann, lenkten die Beiden ihre Schritte heimwärts, doch nicht zur Ruhe, denn kaum war die Sonne emporgestiegen, als im Zwinger des Pallastes Visconti ein Schauspiel sich bereitete, das alle früheren Schrecknisse des unseligen Aufenthalts vergessen machte. Des Herzogs Knie umschlang ein zarter Knabe, mit nassen Augen und bebender Stimme, um Schonung flehend, so daß selbst Giovannis rauhe und unerbittliche Begleiter eine Regung von Mitleid fühlten. „Laß mich von dannen, Herr!“ flehte das Kind, „in ich doch zu klein und schwach, als daß ich ein Verbrechen gegen dich verüben könnte.“ — „In dir treffe ich deinen Vater, den Verräther.“ — „O Herzog, wenn ich dich beleidigt, so strafe mich, wie Kinder gestraft werden sollen.“ — „Die Amme hat nicht vergessen, dem jungen Otternezücht die Zunge zu lösen,“ höhnte Visconti, und die umherstehenden Schranzen stimmten in das Gelächter ein, während ein Schauer ihre harten Herzen überlief, da auf des Gebieters Wink Giramo einen mächtigen Bluthund an den bebenden Knaben hetzte. Der Molos, mit glühenden Augen und gefletschten Zähnen, hatte in zwei Sätzen sein Opfer erreicht, das die Zeugen bereits zerrissen und verschlungen zu sehen wähnten, als der Hund sich friedfertig neben den Kleinen hinlagerte, nachdem er ihn beschnuppert und beleckt. Wuthend schrie Visconti: „Dran, Guercio, dran!“ und Giramo: „Faß', fassad, faß'!“ Und da der Hund nicht auf den Zuruf hörte, befahl der Herzog, die grimmige Sibillina zu lösen. In diesem Augenblicke stürzte eine junge Frau mit aufgelösten Haaren und im Nachtgewande athemlos in Viscontis Arme und rief: „Laß den Knaben frei!“ — „Fort, thörichtes Weib!“ — „Du hoffst ja selbst einst Vater zu werden, darum ehre die Gefühle eines Vaters; schone das Kind, das nicht einmal die Beleidigungen versteht, welche du an der Unschuld rächen willst. Deine Gattin, Malatesta's Tochter, flieht um dieses Kindes Leben.“ — „Schweig!“ unterbrach Visconti die Flehende und schleuderte sie mit starker Faust in die Arme ihrer Kammerfrauen, während sein ungeduldiger Blick sich auf den lauernden Giramo wandte, der alsobald die zottige Sibillina löste und anhetzte; da aber erhob sich Guercio auf seinen breiten Pfoten und knurrte die nahende Gefährtin an, so daß diese augenblicklich ihren Grimm in Demuth verkehrte, wedelnd und geduckt herbeikroch und sich zu des Knaben anderer Seite niederlegte, der, Muth fassend, mit den zarten Händchen die furchtbaren Thiere liebkoste. Da rief Antonia: „Sieh, Giovanni, der Himmel

Digitized by Google

gibt dir ein Zeichen seiner langmüthigen Gnade. Biete ihm nicht länger Trotz!“ Die Umherstehenden, gerührt durch das Wunder, welches die Herzogin pries, und durch des Knaben kindliche Zuversicht, erwarteten das Wort der Befreiung; aber Visconti, grimmiger als die Blutshunde, härter und grausamer als seine rauhen Gefährten selbst, ließ keine andere Regung sehen, als die steigender Wuth, und wie endlich sogar Giramo ermudete, den Hunden zuzurufen, stampfte der Herzog mit dem Fuß und winkte mit der Hand; da blitzte in Giramos Faust die Klinge, der Knabe wälzte sich in seinem Blute, entsetzt stob Antonia mit ihren Frauen, und befriedigt kehrte der Tyrann dem schaudervollen Auftritt den Rucken zu.

Während der blutdürstige Visconti auf solche Weise alle Gesetze der Menschlichkeit, des Vertrauens und der Klugheit mit Füßen trat, indem er das seiner Obhut übergebene Knäblein, welches an seinem Hofstaat adelige Sitte und ritterliches Gewerb lernen sollte, so schmählich hinmordete, pflückte Setta mit eilfertiger Hand und klopfendem Herzen die im Morgentau glitzernden Rosen, und eilte raschen Schrittes der Stadt zu; denn Postellas Rede hatte in ihrer Seele einen Entschluß geweckt, dessen Ausführung mit Schwierigkeiten und Gefahren verknupft war. Unter dem gastfreien Dach des Rosenmädchens hatten sich nämlich schon oft vornehme Herrn zusammengefunden und, indem sie von dem Unglück des Staates sprachen, auch die Mittel berodet, das Vaterland zu befreien und den allgemein geliebten Astor Visconti, einen Bastard des edlen Barnabas, auf den herzoglichen Stuhl zu setzen. Setta war zum Theil von den Verschworenen in's Vertrauen gezogen worden, zum Theil hatte sie mehr erlauscht und errathen, als jene abneten; doch hatte sie willig Beistand geleistet, Kundschaften eingezogen und Botschaften hin und her getragen; jetzt aber begehrte sie nichts sehnlicher, als den bedrohten Herzog zu warnen, seit sie wußte, daß ihr unbekannter Geliebter kein anderer als er sey. — Doch wie sie auch eilen mochte, von innerer Angst und Sorge getrieben, sie konnte nur langsam durch die Straßen dringen, in denen die Massen sich drängten, wenn auch nicht streitend, scheltend und aufrührerisch wie sonst; alle schienen einig, aber die bestürzten und bleichen Gesichter ließen erratben, daß endlich das Unglück hereingebrochen, das groß und fürchterlich genug war, die getrennten Gemüther in gemeinsamem Haß zu vereinen. „Sollte er ermordet seyn? sollte ich zu spät kommen?“ fragte Setta sich selbst, doch wagte sie nicht, an irgendwen ein Wort zu richten, und vermochte nicht zu erlauschen, was die Leute, scheu umherblickend, einander in die Ohren zischelten, und was jeglicher doch schon zu wissen schien. Endlich gelangte sie zu dem herzoglichen Schloß, auf dessen Freitreppe eben im Hermelinmantel der geliebte Unbekannte erschien, umgeben von zahlreichen Wachen, in deren Kreis zu dringen für das Mädchen unmöglich war, da sich just der Zug in Bewegung setzte.

(Der Beschluß folgt.)

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Morgens neun Uhr begaben wir uns an Bord des kleinen Dampfboots Herzog Palmella. Ein Schlot spie dicke, dunkle Dampfwolken zum blauen, wolkenlosen Himmel empor, von dem die Sonne nach Art dieser Jahreszeit schon um diese Stunde die brennendsten Strahlen herabsandte; ein überspanntes weißes Segel schuzte uns gegen ihre Heftigkeit, und die windschnelle Bewegung des Schiffs, so wie die kuhle Wasseratmosphäre versetzten uns in eine höchst angenehme Temperatur, nicht zu heiß und nicht zu kuhl, wie sie nur den südlichern Climaten eigen, aber keineswegs so häufig ist, als sich's die enthusiastischen Nordländer vorstellen, die so gerne von dem Fächeln, Duften, Säuseln und Lispeln südlicher Lüfte sprechen, als wenn man fortwährend darin wie in einem aromatischen Bade läge. Sie wissen aber nicht, daß man auf zwei solcher Tage, von welchen man sagen kann, sie gefallen mir, zwanzig rechnen muß, an welchen man schlechterdings keinen Naturgenuß findet; und man flüchtet hier so gut und öfter zwischen die vier Wände wie im Norden, entweder vor den erdrückenden Sonnenstrahlen oder den kuhlen, unausstehlichen Zugwinden, die fortwährend wirbelnde Staubwolken in den Lüften halten; man schließt selbst im hohen Sommer Fenster und Thüren wie bei uns im strengen Winter, um sich durch jene Zuglüfte nicht zu erkälten, und badet dafür lieber im Schweiße.

Nun, wie gesagt, der Morgen war ungemein schön auf dem Wasser und das Dampfboot nicht übervoll, da die meisten Liebhaber dieses ländlichen Festes, wovon heute der letzte Tag begangen wurde, schon an den vorhergehenden Tagen dahin abgegangen waren. Die meisten vornehmern Personen, welche das hintere Deck einnahmen, bestanden also diesmal nicht aus Vergnügungs-, sondern aus Gesundheitspassagieren, welche in's Bad reisten, nach jenen Caldas da Reinha, der letzten Zuflucht für alle Kranken, wohin die Aerzte dieselben verweisen, wenn sie alle Recepte durchprobirt haben. Es sprudeln daselbst warme Schwefelquellen, die für Alles gut seyn müssen; denn es gibt zwar außer diesem Bade in Portugal eine

Digitized by Google

Menge mineralischer warmer und kalter Quellen, sie werden aber nicht benutzt, oder sie sind zu entlegen. Nach Caldas da Reinha spedirt man also alle mit chronischen Krankheiten Behafteten aus den Provinzen Estremadura, Beira baixa und Alemtejo, und auf unserm Schiffe befanden sich Lungensüchtige, Lederkranke, Rheumatische, Aussätzige, Krieger mit alten, schmerzenden Wunden. Es ist aber hier zu Lande noch nicht Mode, wie in Deutschland, daß auch die Gesunden gleich Strichvögeln in die Bäder ziehen. Nur Zugen von Kranken begegnet man hier in schwerfälligen Chaisen, mit magern Maulthieren bespannt, die im langsamen Schritt auf schlecht gepflasterter Straße vorwärts schreiten, oder in Sänften, von Maulthieren getragen. Auf dem Schiffe, wo Jeder am heutigen Morgen die Seinigen mit den besten Hoffnungen verlassen hatte, drehte sich die ganze Unterhaltung um die körperlichen Molestias und um die Fortsetzung der Landreise von Villa Franca oder Villa Nova da Reinha nach Caldas; man freute sich, von diesem und jenem zu vernehmen, daß er in derselben Absicht denselben Weg ziehe; denn die Straßen waren höchst unsicher, man hatte eine waldige Gegend zu passiren, wo viele Raubanfälle und Mordthaten vorfielen. Je mehrere sich also zu dieser gemeinschaftlichen Tour zusammenfanden, desto besser war es, desto sicherer reiste man, und um ganz sicher zu gehen, wartete man in Villa Franca oder in Villa Nova die Effektenpost, die sogenannte Staffette ab, die nach Porto geht, und welche, wie man sagt, mit den Räubern eine Uebereinkunft getroffen, so daß alle, die unter ihrem Schutze reisen, völlig sicher sind. So geschah es denn oft in jenem besonders unsichern Jahre, daß sich eine Caravane von 150 bis 200 Personen zu Pferd, zu Wagen und zu Fuß der Staffette anschloß.

Im Ganzen hat die Flußfahrt von Lissabon nach Villa Franca nichts besonders Reizendes. Nur so lange man noch im Bereiche der Stadt ist, bietet der Anblick mannichfaltige Unterhaltung. Diese Abwechslung von Berg und Thal, diese hoch über einander ragenden großen Gebäude auf den Höhen, die vielen alten und neuen Ruinen, welche die Landschaft zieren, die Straßen aber verunstalten, von ehemaliger Opulenz und verfallener Größe zeugen, diese bald ausgebauten, wieder verfallenden Paläste machen einen ganz sonderbaren Eindruck; sie geben ein vollkommenes Bild vom schwankenden Charakter des Volks, das stets heute niederreißt, was es gestern aufgebaut hat, und nichts gehörig vollendet. Die eigentliche Stadt, das Großstädtische hört allmählich auf; aber eine lange, ununterbrochene Häuserreihe, große Paläste, Hutten und zahlreiche Klöster hunt unterneinander, zieht sich noch eine Stunde weit längs den Ufern des Tajo hin bis nach dem kleinen Orte Poyo do Bispo. Die Ansichten nach dieser Seite werden nun immer ländlicher, weiße Landhäuser ragen vereinzelt aus Weinbergen und Olivenpflanzungen hervor; allein selten erblickt man Orangenbäume, dagegen häufiger verkrüppelte Aepfel- und Birnbäume nebst Pfirsichen und Abrikosen. Wer das Landleben und ländliche Ruhe und Stille liebt, thut wohl, sich seinen Sommeraufenthalt nach dieser Stadtseite hin zu wählen, wo der wenigste Verkehr ist. Die neue Straße aber, welche von hier aus nach Porto geführt werden soll, und wozu auch schon in dieser Gegend eine Strecke weit der Anfang gemacht ist, könnte zur größeren Lebhaftigkeit dieser Gegend in Zukunft beitragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Ein Ausflug nach Pressburg.

Ich fuhr in einem bequemen ungarischen Wagen, mit drei Pferden in Einer Reihe bespannt. Meine Begleiter waren zwei Preßburger Juden, von denen der ältere sich ein blau und roth gewürfeltes Schnupftuch um den Kopf band, um während der ganzen Reise zu schnarchen, der jüngere aber halbstündlich mit lobsfarbenen und gänsegallengrünen Seidehandschuhen wechselte und mich unaufhörlich mit Fragen quälte. Um so interessanter war die Gegend, nicht sowohl durch ihre Schönheit, als ihre historische Bedeutung: links Aspern und Eßling, weiter unten die Lobau, während wir selbst gerade durch die Felder fuhren, wo 1805 das türkische Lager stand. Einige Stunden von Wien verräth die Umgebung schon die Nähe von Ungarn. Statt einer geregelten Chaussee, zu beiden Seiten mit Gräben eingefaßt, laufen hier zwei, drei, oft noch mehr Fahrwege nebeneinander über die Haide, von denen nur der eine oder andere mit Kies leicht überschüttet ist. Die Straße war bedeckt mit Fuhrwerken von drei bis sieben Pferden nebeneinander: Slawaken in ihrer weißen, orientalischen Tracht, Ungarn, das Haar in Zöpfe geflochten, und leicht kenntlich durch den stattlichen Schnurrbart, Illyrier in ihren braunen Mänteln begegneten uns in Menge. Links in der Tiefe, zwischen Weidengebüschen und Wiesen, schlängelt sich die Donau, die sich hier launisch immer andere Bette reißt. Oft gähnt nur zwanzig Schritte von der Straße ein Abgrund, den sich die Donau gewählt hat, und leicht kann die und da sogar eine Strecke Weges in die Tiefe stürzen. — Merkwürdig ist der Markt Petronell mit einer herrlichen gothischen Kapelle, die von Karl dem Großen verrühren soll. Unweit davon steht mitten in Kornfeldern ein halbes Thor, das einzige Ueberbleibsel von Carnuntum, der großen Römerstadt, die von Attila umgerissen wurde. Dahinter erhebt sich ein Römerwall, der von der Donau bis an den Neusiedlersee läuft, und noch in den letzten Türkenkriegen als Vertheidigungslinie benützt wurde. Wie von jener Römerstadt noch eine Menge Steinhügel zeugen, so dehnen sich hier lange Gräberreihen, die Monumente einer großen Schlacht gegen die Türken. Nun hebt sich eine Kette spitzig r, nackter Gebirge, welche die Richtung gleichfalls gegen den Neusiedlersee nehmen. Deutsch-Altenburg besitzt vielleicht die schönste Kirche in ganz Oesterreich, zum h. Johannes, die still und feierlich von ihrem Hügel in die Donau

Digitized by Google

hinunterblickt. Unweit davon steht der Hätelberg, der Sage nach von den Einwohnern beim Abzug der Türken aus Preuße in Hüten zusammengetragen. — In Hainburg, einem hübschen, freundlichen Städtchen, ist die größte kaiserliche Tabaksfabrik. Sehr malerisch liegt das alte Schloß auf dem Berge, und daneben im Thal die niedliche Villa der Gräfin Hartach. Der nächste Ort war Wolfsthal, das österreichische Grenzgelamt, oder, wie man dort sagt, die Ausbruchstation. Wir hatten das Glück, einen sehr humanen Grenzbeamten zu treffen, und so konnten wir bald weiter ziehen. Links am Einflusse der March liegt auf einem Felsdamme das alte berühmte Schloß Theben. Weiterhin lehnen sich Rebenhügel, die mich lebhaft an die Neckargegend zwischen Stuttgart und Eßlingen erinnerten; rechts auf einem mitten in dem Waldgebirge sich erhebenden Kegel schimmerte der Thurm einer Ruine; in einem Wiesengrunde lag eine Heerde schwarzer, melancholisch aussehender Büffel; vor mir aber dehnte sich das weite Ungarland. Als ich über die Grenze fuhr, stieß ich einen Freudenschrei aus, daß der alte Jude erschrocken das Schnupftuch lüftete, das ihm beim Einschlafen über's Gesicht gefallen war. Eine frische Luft durchfrich den Sommertag, dem es hier, in dem Lande der Ungebundenheit, noch einmal so wohl schien. Unweit von Wolfsthal sahen führt die Straße über einen Damm, der durch die Niederungen des Donaustads bis Preßburg geht. Fast schnurgerade mit Kies beschüttet, ließ er den Wagen nur im kurzen Trott passiren, und ich konnte mir die Gegend mit Muße besehen. Traurend, wie ein bleiches Mensch sternenklig. sieht das Preßburger Schloß über den Berg. Aber weg mit den traurigen Gedanken! Kamen wir doch an Heerden der prächtigsten weißen Ungarochsen mit ihren riesigen Hörnern, an Wagen voll Getraide vorüber, die alle nach dem lustigen Wien geführt wurden. Bald lag Preßburg selbst da, lässig an den Berg gelehnt. Eine schmucke Schiffbrücke führt über den Fluß, und bald war ich in meinem Gasthof zur Sonne. Abends ging ich in die Au, den Preßburger Prater, und fand einen recht hübschen Park, wo bei vortrefflicher Militärmusik die Preßburger schöne Welt versammelt war. Man servirte Eis, Wein, Compots; aber so wie es dämmerte, entfernte sich Alles, weil in den Donauniederungen mit dem Eintritte der Nacht die Luft sehr feucht wird. Dagegen ward es lebendig auf der Promenade in der Stadt, einem mit Bäumen besetzten, artigen Spaziergang, wo sich die Leute bis spät in die Nacht vergnügten, und hie und da in den anstoßenden Cafés Platz nahmen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Lausitz, September.

(Beschluß.)

Geschichtliches. Literarische Kräfte.

In dem Kreise Rothenburg, unmittelbar begrenzt von der Niederlausitz und zum Theil hinübergreifend, auch ganz im Charakter derselben, ist die Herrschaft Muskau mit neun Geviertmeilen enthalten. Der Sachsen zurückgebliebene Theil der Oberlausitz mit der Mehrzahl der Sechsstädte ist allerdings in Beziehung auf Handel, und namentlich auf Fabriken noch der bedeutendere, in Hinsicht auf Ackerbau aber gar nicht im Stande, sich allein zu erhalten. Die an Preußen übergegangenen Striche haben in der kurzen Zeit von etwa dreißig Jahren ihre Eigenthümlichkeit schon fast gänzlich geändert und sind völlig preußisch geworden. Namentlich ist Görlitz durch die fast übergroße Masse von preußischen Beamten fast zu einer Beamtenstadt, folglich — auch nach Fürst Pückler's Ansicht — zu einer echt preußischen geworden. Doch hat es sich in dieser Zeit ungemein gehoben und einen gewissen großstädtischen Anstrich gewonnen, der für seine Einwohnerzahl, die vierzehntausend nicht übersteigt, auffallend ist. Weit weniger der preußischen Volksthümlichkeit gefügt hat sich Stadt und Gegend von Lauban, wiewohl sie durch die allernächste Nachbarschaft verhältnißmäßig in weit längerem Verkehr mit dem preußischen Schlesien stehen. Einem aufmerksamen Beobachter fällt es namentlich im Verkehr mit den mittlern Ständen auf, daß noch immer eine gewisse, mehr oder minder lebhafte Erinnerung und Anhänglichkeit an die alte sächsische Zeit hervorscheint, wenn sie auch durch den Einfluß der Jahre und der Gewohnheit sich mehr und mehr verwischt, und gewiß sie Preußen schon jetzt nichts weniger als gefährlich ist, da sie meistens nur aus Eigennutz und Anhänglichkeit an alten Vorrechten entspringt. Die beiden andern Kreise haben weniger allgemeine Organe, da sich ihre Interessen weniger durch irgend bedeutende Städte vertreten finden; es sind durchgängig ländliche Kreise: der von Hoyerswerda ist äußerst fruchtbar, doch nur klein; der von Rothenburg ist sehr groß und weitläufig, bemerkenswerth blos durch die Herrnhuteransiedlung Niesky und durch das recht hübsche und durch seinen jetzigen Besitzer so sehr verschönerte Muskau. Die Gegend ist jedoch meist arm und nicht allzu fruchtbar und ergiebig. Große Haiden bedecken einen bedeutenden Theil des Bodens, und im Ganzen zeigt sich hier sehr deutlich der Uebergang zur Niederlausitz, der Heimath des Sandes und der Haide. Diese selbst bietet im Ganzen wenig Merkwürdiges dar, abgesehen davon, daß die zahlreichen Ueberbleibsel eines einst so bedeutenden Volkes, des wendischen, den Geschichtsforscher in hohem Grade interessiren. Unter den Städten sind bedeutend Sorau, Guben, Cröffen und das eigentlich altpreußische Cottbus mit dem in der Nähe bis nach Lübben sich ziehenden sogenannten Spreewalde, einem Bruchlande der Spree, beinahe der einzigen sandfreien Gegend der Niederlausitz, die übrigens reich ist an Getreide und Holz. Was die jetzige Verfassung betrifft, so ist die der Niederlausitz bereits längst mit der der Mark eigentlich völlig zusammengefallen. Der alten Verfassung der Oberlausitz, namentlich in ihren Vorrechten, war eigentlich beim Uebergange an Preußen gewissenhafte Wahrung versprochen; jährlich jedoch wird sie mehr der Provinz Schlesien einverleibt, und im Ganzen mit Recht, da durch die verschiedenen, zum Theil widersprechenden Verfügungen der Regierung und der alten Landesbräuche vielfache Verwirrungen, Verzögerungen und Nachtheile entstehen. Noch aber behauptet die Oberlausitz ihren besondern Verband der vier Kreise, so wie ihre Landschaft und ihren Land- oder Fürstenthumstag in Görlitz, wo die Stände noch das Vorberathungs- und Vorschlagsrecht, so wie die Steuerverwaltung bis jetzt ausgeübt haben. — In wissenschaftlicher und literarischer Hinsicht bietet die Lausitz, namentlich die Oberlausitz, gar nicht Unbedeutendes, und je weniger noch über sie geschrieben worden ist, desto mehr ist aus ihr an geistigen Kräften hervorgegangen. Ich nenne aus alten Zeiten nur Jakob Böhme, den Görlitzer Schuster, ferner Carpzow, endlich Lessing. In neuer Zeit kann sich die Lausitz viele der beliebtesten Schriftsteller zurechnen: Weissflog, Leop. Schefer, Fürst Pückler, H. Seidel, Dr. Nörnberger, H. Laube, K. Gustow u. A. Weniger bietet die Niederlausitz, und außer Herrn von Houwald und etwa K. von Wachsmann fällt mir eben Keiner ein. Doch sind dies sicherlich schon der literarischen Kräfte genug, die wohl zu Verherrlichung ihres anspruchslosen Vaterlandes Einiges beitragen könnten, wiewohl sie, wie schon an einem Beispiel gezeigt, meist ziemlich unbanthar sind.

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 9. Oktober 1838.

Es steht des Menschen Auge rings umher
Das Land entfärbt, die Blumen ausgelogen,
Das Gras verschmachtet und von Säften leer.
Die Erde trikt, es bergen sich die Waaren,
Des Himmels Zorn ruht auf der Schöpfung schwer.

Tasso.

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Mit Porto do Bispo endigt nun auch der mit Gärten und Landhäusern bebaute Landstrich, und in dieser Jahreszeit, wo alle niedere Vegetation vernichtet ist, tritt am rechten Ufer des Flusses nur ein verdorrtes, scheinbar ödes, mit schwarzen Oelbäumen bewachsenes Hugelland hervor, das im Hintergrunde immer höher ansteigend, in kahlen, unfruchtbaren Bergköpfen endigt. Nach Süden und Südosten, dem linken Ufer zu, hat man einen Wasserspiegel von mehreren Meilen Breite, dessen Begrenzung ein Saum des niedrigen Landes ist, welches sich hier tief in die Provinz Alemtejo erstreckt. Nach dieser Seite hin und selbst über Villa Franca hinaus findet das Auge nur wenig Anhaltspunkte und schlechterdings keinen Trost; kehren wir ihm folglich den Rucken und halten uns an das nähere und ausgezeichnetere rechte Ufer.

Man befindet sich hier ungefähr zwei Wegstunden von dem Mittelpunkte der Stadt und an dem Ausflusse des kleinen Rio de Saccavem, der aus einer fruchtbaren schmalen Thalschlucht von Norden kommt und über eine Stunde weit, oder so weit als die Fluth in ihn hinauftreten kann, schiffbar ist. Weiter aufwärts fuhrt dieses an sich unbedeutende Gewässer den Namen Rio de Frielas und erhält eigentlich nur dadurch Bedeutung, daß an seinen Ufern und besonders im kleinen Orte Saccavem, der eine Viertelstunde von der Mündung aufwärts liegt und gegen tausend Einwohner zählt, viele Weinmagazine sich befinden, welche die vorzüglichsten Niederlagen des so bekannten Bucellaswein sind, eines Abkömmlings rheinischer Trauben, der von hier aus verschickt wird. Der Zusammenfluß dieses Wassers mit dem des Tajo hat hier nach und nach eine kleine Thalebene gebildet, die sich konisch verengt und an deren Spitze der kleine Ort Saccavem liegt, durch welchen die Hauptstraße von Lissabon in's Land und in die Provinzen fuhrt, so daß hier immer viel Leben ist; denn der Ort ist nicht zu umgehen, man muß hier über den Fluß setzen, über den man nun schon seit Jahrhunderten eine Brucke projektirt, die noch immer nicht zu Stande gekommen ist, obgleich der Fluß kaum hundert Fuß Breite, freilich sumpfigte Ufer hat. Vor vielen Jahren wollte man eine steinerne Brücke bauen, alle Anstalten wurden dazu gemacht, allein es unterblieb. Vor dreißig Jahren war ich damit beauftragt, daselbst eine eiserne Brücke zu bauen; ebenfalls war schon Alles vorbereitet, um auf der Eisenhütte von Figueiro dos Vinhos den Guß der einzelnen Stücke vorzunehmen; allein da rückte die französische Armee ein und man mußte den Plan aufgeben. Endlich in den

Digitized by Google

Kriegszeiten wurde eine hölzerne Brücke gebaut, die aber bald wieder verfaulte, und so behalf man sich denn fortwährend auf erbärmliche Art, meistens mit einer großen, langsam sich bewegenden Fähre, die erst voll seyn muß, bevor man sie nach dem andern Ufer schiebt. Jetzt hat die Straßencompagnie das Privilegium erhalten, eine Brücke hier anzulegen, und hat eine eiserne Drehbrücke in England bestellt, weil die Flußfahrt durch eine stehende Brücke nicht gehindert werden darf. — Ueber Sacavem hinaus, wo sich das Thal immer mehr engt, liegen an den Thalabhängen die herrlichsten Obstgärten, die vorzüglich im Monat März, wo hier alle Aepfel- und Birnbäume in Blüthe stehen, den reizendsten, und außer Cintra so seltenen Anblick eines Blütenmeeres gewähren, welcher an das deutsche Vaterland erinnert. — Je weiter man den Fluß hinauf rückt, desto näher drängen sich die abgerundeten, mit Oliven bewachsenen Vorberge dem Strome; auch da erscheint Alles öde und unfruchtbar unter den düstern, schwarzgrün belaubten Oelbäumen. Mit grauem Antlitze erheben sich dahinter die ganz kahlen und felsigten Berghöhen, und das Dorf Povos de Santa Iria mit seinen grauen Häusern verwitterten Ansehens und den dunkeln Fensterlöchern taucht mit freudelosem Blicke aus dem dunkeln Walde von Oliven hervor. Weiter hin aber an der Straße glänzt das weißangestrichene Dorf Povoa an den baumlosen Ufern des Tajo, wo die Salzpfannen zur Bereitung des Seesalzes beginnen. Obgleich überall Landhäuser und Ortschaften auftauchen, bleibt doch in dieser Jahreszeit der Charakter eines scheinbar öden, unfruchtbaren Landstrichs immer derselbe; alles ist grau und verdorrt, die ganze Gegend gewährt ein indifferentes Ansehen; die Hügel mit Steingeröckel ohne Grun, die Felder ohne Unedrut; hin und wieder nur zeigt sich auf dem grauen Boden mit den traurigen Oelbäumen ein beschränkter Weinberg wie eine Oase, mit Graben und Wall umfaßt, auf dem die großstachelige Aloe blüht. Dieser Contrast des grauen Bodens mit den dunkeln Olivenbäumen, die sich zu ersterem wie Dintenklekse auf Löschpapier verhalten, dann die schmaragdgrunnen Weinberginseln und das blendende Weiß isolirter Häuser, die ohne Umgebung von Bäumen nackt und bloß daliegen, ist zu grell, als daß er dem Auge einen gefälligen, heiteren Eindruck geben könnte; die Uebergänge vom Saftigen zum Durren, die Nuancirungen der Farben fehlen, sie sind durch zu scharfe Linien getrennt, und dies macht diese Gegend unschön; man fühlt, daß dieselbe sich nach Wasser sehnt, daß sie durstet, und wird dabei selbst durstig.

Weiter aufwärts verschwinden die sanfteren Berggehänge, die steileren, unfruchtbaren und felsigten Anhöhen von Alhandra treten dem Strombette des Tajo näher, so daß der schmale Fuß derselben von der Heerstraße durchschnitten ist, und hier begannen Wellingtons berühmte Linien. Von hier aus zogen sich die Verschanzungen, an welchen die Kri gskunst und die Tapferkeit Massenas mit seinem starken Heere scheiterte, den steilen Berykopf hinan und liefen über die jähen, felsigten Bais trücken bis jenseits des festen Torres Vedras. Noch sind die Vertiefungen dieser Verschanzungen deutlich zu erkennen und die Straße läuft wie durch einen Thorweg durch sie hin nach dem nicht fern gelegenen Alhandra, einer der beträchtlichsten Villas dieser Gegend, deren weißangestrichene Häuser sich in den Fluthen des Tajospiegeln. Noch jetzt sieht man hier die Spuren jenes Kriegs, Häuser, die in Ruinen liegen, wie in allen Gegenden, wo damals der Krieg wüthete; denn der Portugiese, der wenig Vorliebe für seinen väterlichen Herd hat, zeigt selten Neigung, diesen wieder herzustellen, wenn er verheert ist; er überläßt ihn Fremdlingen und zieht lieber in eine andere Gegend, wo er leichter sein Unterkommen findet.

Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung von Alhandra besteht in der Fabrikation von Ziegeln und Backsteinen, die wegen ihrer Güte weit und breit, besonders aber nach Lissabon verschifft werden; aber fortwährend ist die Bereitungsart höchst unvollkommen, so daß man sie wohlfeiler und besser aus England kommen lassen kann. Ein großer Theil der Einwohner beschäftigt sich auch mit Fischerei, und sie genießen von jher das Privilegium, keine Abgaben davon an das Haus Braganza zu bezahlen, wozu alle andern Ortschaften der Tajoufer verpflicht t sind. Alhandra gegenüber beginnen die großen Inseln des Tajo, die Lizirias genannt, diese so fruchtbaren, ausgedehnten Niederungen, die sich bis nach Santarem ausdehnen und sonst zu den Krongutern gehörten, allein seit 1834 zu den Staatsgütern geschlagen und endlich im Jahr 1836 an eine Compagnie Actionärs für die geringe Summe von zwanzigtausend Contos oder drei Millionen 300,000 Thaler baaren Geldes verkauft wurden, was denn auch in Jahresfrist verschleudert war. Kenner wollen behaupten, daß ihr Werth der dreifache sey. — In ältern Zeiten waren diese Lizirias besonders wegen ihrer Pferdezucht berühmt, und die Race zeichnete sich als vorzugliche Renner aus. Gegenwärtig wird hier zwar auch noch Pferdezucht getrieben, so wie auch Rindviehzucht, allein jene herrliche Pferderace ist ausgeartet, wie überhaupt die ursprüngliche andalusische und arabische Race ganz verloren geht. Weizen ist jetzt das Hauptprodukt der Lizirias, die an einzelne, meistens große Pächter verpachtet werden, wobei der größte Vortheil des hiesigen Oekonomen darin besteht, daß er schlechterdings keiner großen Oekonomiegebäude bedarf; denn das Vieh lebt Jahr aus Jahr ein im Freien oder nur unter schlechten Schuppächern. Scheunen für das Getreide braucht man gar keine, weil dieses im Sommer auf den

Digitized by Google

Feldern gleich ausgedroschen, in Säcke gethan und zu Markt gebracht wird. Der Jagdliebhaber findet hier besonders im Herbst und Winter ungemeine Ausbeute an Strichvögeln, die aus dem Norden kommen, Wachteln, Bekassinen und Sumpfschnepfen zu Tausenden, so wie bei Ueberschwemmungen Schaaren wilder Enten, die zuweilen die Sonne zu verdunkeln im Stande sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Rosenmädchen von Mailand.

(Beschluß.)

Visconti's scharfes Auge hatte Setta unter der Menge erkannt, hatte ihr vergebliches Bemühen, sich durch die Wächter zu drängen, wahrgenommen, und er sprach zu sich selbst: „Sie drängt sich an mich, sie will von mir gesehen seyn! Gramo hat wieder einmal Recht.“ Er ahnte aber nicht die Seelenangst des Rosenmädchens, das sich dem Zuge anschloß, mit der Kraft der Verzweiflung jeden Widerstand, wenn auch nur langsam, überwand, immer auf's Neue erbebend und einer Ohnmacht nahe, wenn sie wiederum eines der Gesichter, die ihr nur *allzuwohl* bekannt waren, in der Menge auftauchen sah; und da nun der Herzog eben unter das Portal der Kirche zum heiligen Gotthard trat, erreichte ihn Setta und warf sich vor ihm nieder, den Weg verperrend, aber athemlos und keines Wortes mächtig. „Gib Raum, verliebte Thörin!“ herrschte ihr Visconti zu; sie bewegte die Lippen, ohne daß ein Ton der wie zugeschnürten Kehle sich entrang, und ihr Auge starrte auf die Edelente, die sich zunächst hinter den Herzog gedrängt hatten, und unter denen sie Giacomo Aliprando und vier Trivulzier erkannte. „Zurück!“ riefen die Herrn der Dirne zu, „fort mit ihr!“ der Herzog; da fand sie endlich die Sprache wieder und kreischte mit den Lauten der Verzweiflung: „Höre mich! dein Leben hängt daran.“ Visconti lachte; als aber in demselben Augenblicke einem unbedachtsamen Munde in seiner Nähe die Worte entflohen: „das Rosenmädchen verräth uns!“ griff er nach dem Schwerte und wollte rückwärts springen. Da begriffen die Verschworenen die Wichtigkeit des Augenblicks, und ein entschlossener Mann stieß dem Tyrannen den Dolch von hinten bei der Achsel in den Leib, worauf sich die Mörder auf ihr Opfer warfen und in blutigem Knäuel die Staffeln hinabwälzten, während Setta unter der Kirchthür allein und verlassen auf ihren Knieen liegen blieb, blind und taub für den ungeheuren Lärm, der sich alsbald erhob. Denn während die Verschworenen sich der Burg bemächtigten, den Bastard als Herzog verkündeten und um den neuerwählten Führer sich schaarten, rottete sich der Pöbel zusammen, stürmte und plünderte die Häuser der Freunde und Günstlinge des Ermordeten, und verfolgte vor Allem den Pfleger der Molossen, den bösen Giramo, den er eines grausamen Todes langsam sterben ließ. — Und als Setta aus ihrer Betäubung erwachte, war es ringsumher still; nur wenige Wächter schritten hin und her, und die Vorübergehenden wandten den Blick ab, denn auf der untersten der breiten Marmorstufen lag der erschlagene Herzog, furchterlich zerfleischt und entstellt, alles Schmuckes beraubt. Da stieg die arme Dirne hinab, starrte in thränenloser Verzweiflung den an, dessen Schutzengel zu seyn der Himmel ihr versagt hatte, und indem sie sprach: „Der Haß deiner Feinde weigert dir die Hülle grauer Erde, dafür deckt die Liebe deine Wunden mit süßen Rosen zu,“ leerte sie ihren Korb auf den starren Leichnam aus, ordnete die Blumen so, daß sie die Wunden und das Blut so viel als möglich bargen, und wandte sich von dannen, endlich Zähren findend, und, wie sie wähnte, ungesehen. Aber ein aufmerksames Auge hatte ihr Beginnen belauscht, ihre Worte gehört, und wenn auch die Verschworenen des Mädchens vergaßen, welches ihre Plane schier verrathen hätte, und nun in stiller, arbeitsamer Zurückgezogenheit lebte, so gedachte doch Filippo Visconti der auf seines Bruders entseelte Hülle gestreuten Rosen, als er kurze Zeit darauf siegreich in Mailand einzog. Er wußte die Rosenspenderin in ihrem dunkeln Aufenthalt zu finden und bewies ihr mit fürstlicher Freigebigkeit seinen Dank, indem er sie reichlich ausstattete und an einen ehrbaren Mann vermählte, so daß sie noch viele Jahre lang glücklich lebte, sie, die bestimmt gewesen, wie ihre Rosen schnell zu welken und dann weggeworfen zu werden, wenn nicht edles und heiliges Gefühl sie gerettet hätte. — Zum Andenken an des Rosenmädchens Liebesopfer setzt ihr auf Giovanni Maria Visconti's Bildniß das mörderische Schwert von einem dichten Kranz verhüllt auf den Kissen liegen, und weiter unten eine Rose zwischen dem angeketteten Molossenpaar, auf daß ihr nicht vergesset, wie im schlechtesten Kiesel und in dem am meisten verwahrlosten Menschenherzen dennoch der göttliche Funke ruhe und plötzlich aufleuchten könne, von wannen es nicht erwartet worden.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, September.

(Beschluß.)

Ein Ausflug nach Preßburg.

Am andern Tage war mein erster Gang auf das Schloß. Durch eine steile Gasse, den Ghetto von Preßburg, kam ich bald in den Bereich der Schloßmauern, in deren Mitte auf einem Plateau das Schloß selber steht. Man weiß, daß es 1811 abgebrannt ist. Das Schloß, ein regelmäßiges Viereck, ist abgeschlossen, aber an den ausgebrannten Augenhöhlen mag man wohl das Innere errathen. Die Aussicht von dem Plateau war bezaubernd. Ungarn, eine weite grüne Ebene, lag vor mir; dazwischen schlängelte und sonnte sich die Donau in schlanken, anmuthigen Biegungen, in Ferne und Morgenduft sich verlierend. Links standen die Karpathen, wie eine Gruppe starker Männer, die sich fest bei der Hand halten. Noch einen Blick warf ich auf das traurige Schloß; dann ging ich in die Stadt, wo ein gesundes Leben sich umtrieb, wie frisches Blut in jungen Adern. Ich schlenderte den ganzen Vormittag herum, besah mir das Ständehaus, eine Art Villa in der Michaelisstraße, und den Hügel an der Schiffbrücke, welchen hinauf der neugekrönte König von Ungarn reitet, das Schwert gegen die vier Weltgegenden schwingend. (Eine hübsche, obwohl unvollendete Abbildung findet sich im Luxenburger Schloß.) Unweit davon lag der Arpad, ein Dampfschiff von achtzig Pferdekraft, das am andern Tage nach Pesth ging. — Man kennt den vortrefflichen ungarischen Tabak; in Ungarn ist der beste Tabak sehr wohlfeil, und der Ungar macht sich viel auch nach Leibeskräften zu Nutze. Namentlich beliebt sind der Lettinger Tabak und Weißkirchner Cigarren. Von letztern z. B. kostet die erste Sorte das 100 etwa 1 fl. 20 kr. nach unserm Geld. Ueberhaupt kann sich dieses Land noch bereichern entfalten; seinem innern Reichthume nach wird es für Oesterreich werden, was einst Amerika für Spanien. — Daß sich in Preßburg sehr viele Deutsche aufhalten, so ist doch das ungarische Element vorherrschend. Schon der Blitz des Auges, die adelige Haltung, die derrlichen Gestalten sind ganz ungarisch. Noch deutlicher wird es, wenn man Gelegenheit hat, die Lebenseinrichtung einer Preßburger Familie näher zu beobachten. Ich war zu einem Maler gegangen, der zugleich Antiquar und Bilderhändler ist. Als wir mit dem Handel fertig waren, zeigte er mir mit vieler Höflichkeit seinen ganzen Kunstschatz, darunter einige treffliche van Huysums und Snyders, auch ein äußerst lebensvolles Bild von Molière. Eben so gestand er mir mit aller Naivetät, daß er aus diesem Apollotopfe sei zeigte mir ein halbverwittertes Gemälde) einen prächtigen Christuskopf herausrenovirt werde. Dann führte er mich in sein Wohnzimmer, wo ich namentlich einen Rabbi von Spagnoletto bewunderte. In fünf Minuten war ich in der Familie wie zu Hause, und staunte, wie sich bei diesen Leuten, die auf elegante Bildung wohl keinen Anspruch machten, so viel Takt mit so viel Freiheit in der Gastfreundschaft vereinte. Aber eben dieses Selbstgefühl, worauf sich der Ungar stützt, gibt ihm Sicherheit, und diese gibt Schwung. Nachher ging ich mit dem Maler am Ufer auf und ab, und während die sinkende Sonne ihre gelben Tinten auf das Ufergebüsche und das spiegelnde Wasser goß, sprach er viel und gut von Ungarn und seiner Zukunft.

In Preßburg gibt es, wie in Wien, gewöhnlich feine Table d'hôte; man speist mit großer Auswahl nach der Karte. Nach Tische lieh eine Musikbande Zigeuner sich hören. Zu ihren sonnverbrannten Gesichtern, den funkelnden Augen und dem pechschwarzen, in Zöpfe gedrehten Haaren ließen die netten, mit großen Silberknöpfen verzierten Wämmer und die weiten, befransten Hosen recht gut. Sie spielten einige jener schwermüthigen alten Melodien, aus denen die ganze Geschichte des großen, geistvollen und eigenthümlichen Ungarvolks herausklingt. Die anwesenden Magyaren geriethen in ein uns gekünsteltes Entzücken, das sie in ungarischen und lateinischen Lauten durcheinander kund gaben. Auch ich fühlte mich sehr erregt; meine Begeisterung sank aber, als ich etwas später einen Zigeuner mit Frau und Kind vorüberfahren sah, der in der Nähe von Preßburg einen Fiskal geraubt hatte. Er und seine Frau trugen Ketten; an das Kleid der Mutter hatte sich das kleine Kind angeklammert und lief hinter ihr drein, indem es sein Gesicht in die Falten des Kleides verbarg; ein Umstand, der mir charakteristisch erschien.

Preßburg, eine Stadt von etwa 51,000 Einwohnern, hat natürlich auch ein Theater; die Schauspielertruppe war aber gerade auf Gastrollen verreist, und das Volkstheater, die Arena, wo im Freien gespielt wird, war leider an diesem Tage ebenfalls geschlossen. So mußte ich mich begnügen, Stadt und Leute im Allgemeinen anzusehen. Wie schon bemerkt, ist Preßburg halb deutsch, halb ungarisch, so auch die Straßennamen. Man liest z. B. „Kläi pissa, Kledout piasa, Fischplatz, Redoutenplatz.“ Bettelvereine sind, aus Gründen, auch noch in illyrischer Sprache ausgeschlagen. Namentlich in den Vorstädten finden sich jene niedrigen, leichten Häuser, wodurch sich das tiefere Ungarn auszeichnet. Die sogenannten Zwiebelschlowaken, die sich schon in Wien zeigen, treiben sich hier noch in weit größerer Menge um. Zur Zeit des Landtags oder einer Krönung tritt die Nationalität natürlich noch stärker hervor.

Ich kann diesen Artikel nicht schließen ohne eine Bemerkung über die ungarischen Weine. Die meisten derselben sind bekanntlich süß und sehr gewürzhaft; doch finden sich auch, namentlich im Banat, Wermuthweine, und säuerliche Sorten werden der Abwechslung wegen geschätzt. Der Tokaier ist die Blume von allen, aber sehr selten echt zu finden. An Ort und Stelle kostet er etwa 1 fl. 48 kr. die Flasche, so daß man selben billigern Wein unbedingt für Nicht-Tokaier halten darf. Selbst in den ungarischen Gasthöfen setzt man einem in der Regel andern Wein vor; z. B. wir in Preßburg St. Georgen Ausbruch, der in der Nähe erzeugt wird: ein lieblicher, feiner Wein, aber freilich kein Tokaier. Ein weiterer guter weißer Wein ist der von Neszmely, einem Orte an der Donau zwischen Komorn und Gran, aber gleichfalls unendlich oft gefälscht; eben so der von Wöslau. Auch die Weine vom Plattensee sind äußerst gewürzhaft, und zeichnen sich durch eine dunkelgelbe, honigartige Farbe und durch einen schweren Saz aus. Von rothen Weinen ist sicher der Ofner, der sich in zwei Sorten, Adelsberger und Türkenblut, theilt, einer der vorzüglichsten und von überraschender Aehnlichkeit mit dem Bordeaux, nur noch stärker auf das Blut wirkend; eben so der rothe Erlauer, der jenen, wie ich meine, an Blume noch übertrifft. Der Ruster, den man nur selten in Gasthöfen echt findet, stellt sich jenen beiden an die Seite. Triester Kaufleute verscherten mich, daß sie jährlich viele hundert Centner Rosinen nach Rußland schicken, damit hier alle Nachfrage nach Wein befriedigt werde. Vortreffliche Sorten wachsen im Banat, wo man den Wein auch wohl gefrieren läßt, um ihn zu concentrieren. Doch bemerkte ich, daß die Banater Weine an nachhaltiger Lieblichkeit jenen erstgenannten etwas nachstehen, was sich vielleicht aus dem Boden erklärt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 10. Oktober 1838.

I see the last of human mould,
That shall Creations death behold,
As Adam saw her prime.
T. Campbell.

Der Dodo.

I.

Ein Gespräch im Ashmoleanmuseum zu Oxford.

In die Säle des besagten Museums traten an einem trüben Novembernachmittage ein Herr und eine Dame ein und ließen sich vom Führer die Merkwürdigkeiten der Sammlung zeigen. Der Herr war ein berühmter Naturforscher aus Leyden, die Dame die Wittwe eines in Ostindien verstorbenen englischen Marineoffiziers.

Als das Paar eine Weile hin und her gewandelt war, der Professor öfters unwillig die unrichtigen lateinischen Benennungen des Führers verbessert hatte, blieben sie endlich vor einer kleinen Tafel stehen, auf der nur der Fuß eines Vogels angeheftet war. Die Dame erkundigte sich gleichgültig nach dem Grunde dieser Sonderbarkeit. „Ja," sagte der kleine Mann, indem er mit seinen derben Händen in die Rocktaschen fuhr und wohlgefällig darin wühlte, „ja, es heißt im Sprüchwort: wem man einen Finger gibt, der verlangt die ganze Hand. Der Vogel hat das gewußt und hat sich unserer Unersättlichkeit klug entzogen. Wir haben nun da wohl einen Finger, aber die ganze Hand, wollte sagen den ganzen Vogel, bekommen wir nimmermehr." — „So hätte man ein neues Exemplar anschaffen sollen," sagte die Dame. — „Und wo hernehmen, Mistreß?" lachte der kleine Graue. „Ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß dieses Vogelgeschlecht bereits seit zweihundert Jahren ausgestorben ist. Ihre Urelternmutter, Mistreß, hat vielleicht, wenn ihr Geschick sie auf die Insel Mauritius führte, an einem schönen Morgen dieses sonderbare Thier gesehen, wie es sich im Meere badete mit seinen Flügeln von Gold und Azur, und seinem Schlangenkopf von ungeheurer Größe." — „Was für Albernheiten!" sagte der Professor. „Der Vogel hieß Dodo, auch nach Linné Didus ineptus, Didus solitarius, und wurde im Jahre 1605 auf Isle de France vom Reisenden Clusius gefunden, der auch eine Abbildung davon nach Europa brachte. Man gab ihm den unpassenden Namen Cygnus cucullatus, da der Vogel doch mehr zu der Geierart gehört zu haben scheint. Noch unpassender war es, ihn Gallus gallinaceus peregrinus zu nennen, da Bontius ihn mit dem Strauß vergleicht, und Busson ihn einen Schwan nennt. Doch gleichviel, gewiß ist es, daß er nicht mehr existirt, und daß das Einzige, was er uns hinterlassen hat, dieser Fuß ist."

Die Dame hatte die gelehrte Auseinandersetzung aufmerksam angehört und trat nun nahe an die Tafel, um den Fuß genauer zu betrachten. Ihren Schleier, der sie dabei hinderte, warf sie über den Hut zurück, und diesen Moment benutzte ein junger Mann mit rothem

Digitized by Google

Barte und einer vor's rechte Auge eingeklemmten Lorgnette, um sich unbescheiden vorzudrängen und die Dame zu betrachten. Sie bemerkte es nicht und sagte zu ihrem Begleiter: „Also vor zweihundert Jahren hat dieses Geschöpf gelebt? und jetzt nur dieser Fuß noch übrig? Seltsam! welch geheimnißvolles Gesetz hat es vom Schauplatz der Lebendigen abtreten heißen?“ — „Dasselbe Gesetz,“ erwiderte der Professor, „das auch einst der Spezies Mensch gebieten wird aufzuhören.“

Die Dame blickte mit ihren großen dunkeln Augen ängstlich zu ihrem Begleiter hinauf. „So glauben Sie, daß auch wir, die Herren der Schöpfung, von der Erde verschwinden werden?“ sagte sie mit leiserer Stimme; denn jetzt erst bemerkte sie, daß der Saal sich unterdeß mit mehreren Besuchenden gefüllt hatte. — „Wenn die Zeiger der Weltenuhr auf die zwölfte Stunde der Mitternacht zeigen,“ sagte der Professor, „so beginnt nothwendig ein neuer Tag. Was dieser bringen wird, wer kann es bestimmen? Nehmen Sie einen Wassertropfen, Pamela, stellen Sie ihn in die Sonne, und eine Welt von Geschöpfen wird sich in ihm entwickeln; so unsere Erde: eine gewisse Stellung der Gestirne hat die Masse zur Gährung gebracht und sie erzeugte das Infusionsthierchen, das wir Mensch nennen; eine andere Stellung der Erde oder der Sonne ruft eine neue Gährung und eine neue Thiergattung hervor.“ — „Aber schwerlich eine schönere!“ rief der junge Mann mit dem rothen Bart so laut, daß die Dame es hören mußte. — „Lassen Sie uns an's Fenster treten,“ sagte sie zu ihrem Begleiter. „Wir werden hier gestört, und mich verlangt, mehr zu wissen von diesem wunderbaren Thema, das mich im Innersten aufregt.“

„Wir werden unsern Rückweg antreten müssen,“ nahm der Professor das Wort, indem er seine Uhr hervorzog. — „Nein, nein!“ rief die Dame heftig, „sehen Sie nicht, daß es in Strömen regnet? Hier sind wir allein. Sprechen Sie, wann, nach Ihrer Ansicht, wird der Zeitpunkt erscheinen, wo auch wir werden weichen müssen, wo in den Strudel der ewig verschlingenden und ewig producirenden Kraft auch unsere bebenden Herzen mit ihren Wundenmälern und Seligkeiten werden geworfen werden? O, der Gedanke übertrifft an Grausen die dunkelste Vorstellung vom Tode! Was ist der Tod des Einzelnen gegen den Tod der Menschheit!“ — „Meine edle Freundin,“ sagte der Gelehrte, „die Wissenschaft gibt sich zu den Träumen der erhitzten Phantasie, wie Sie deraleichen eben ausgesprochen, nicht her. Wo blieben alle Forschungen, wenn es uns Gelehrten erlaubt wäre, mit der Fackel des Visionärs wahnsinnig in die Nacht der Natur hineinzuleuchten? Unser Geschäft ist streng an Raum und Zeit gebunden. Wir zählen die Staubfäden und die Körner in der Saamenkapsel der Pflanze. Wir bringen das Insekt nach der Beschaffenheit seiner Flügel und Fühlhörner in diese oder jene Familie, und das Punktchen auf dem Rücken einer Raupe, das unserm Auge entschlüpft ist, macht uns mehr zu schaffen als die mögliche Realisirung der erhabensten Idee der Unsterblichkeit.“ Die Dame wandte sich unmuthig zur Seite. „Wie eng, wie klein!“ murmelte sie fur sich. „Aber so ist der Kopf der Männer! Sie haben darin nur Raum, sich mit den Eigenschaften eines Insekts zu beschäftigen. Sie haben gelebt, wenn sie ein Register vervollständigen und einen vergessenen Paragraph in einem Compendium nachtragen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Von hier aus ist es nur eine Wegstunde bis Villa Franca; die Berge zur Linken werden steiler und felsiger, an manchen Stellen treten Wände mit ihren Zerklüftungen hervor, worüber wir noch nicht im Reinen sind, zu welcher Formation sie zu zählen; sie rucken aber etwas weiter vom Tajo zurück, und an ihrem Fuße bildet sich eine fruchtbare Ebene, welche in dieser Jahreszeit, wo die Felder abgeerntet sind, auch nur einen traurigen Anblick gewährte. Heerden von Pferden und Rindvieh in halb verwildertem Zustand weideten hier in großer Menge und suchten mit Gier nach den verkümmerten Pflanzen. Auf den höchsten Gipfeln der Berge schwingen einige Windmühlen ihre wie ein Malteserkreuz geformten Flügel, und auf dem allerhöchsten Felsenkopf ragt hoch empor ein Telegraph mit seinen drei Klappen. Er sendet von hier aus seine Korrespondenz, die er zunächst aus Lissabon und Almada erhält, nach Porto und der spanischen Grenze, und war jetzt in fortwährender Arbeit, um die Neuigkeiten aus jenem Nachbarstaate zu überbringen.

Nach zwölf Uhr langten wir an dem Quai von Villa Franca an. Wir erfuhren sogleich, daß das Stiergefecht erst um vier Uhr beginnen sollte, und suchten fur's Erste, um den furchtbar brennenden Sonnenstrahlen auszuweichen, ein Unterkommen in irgend einem Gasthause; allein wir mußten bald darauf verzichten, denn auch das erbärmlichste Haus war mit Gästen überfullt. Wohnung, Essen und Trinken war schon wochenlang vorher in Beschlag genommen, und wir konnten weder das Eine, noch das Andere erhalten. Bekannte hatten wir hier gar nicht, und selbst die Privathäuser waren gedrängt voll, so daß der größte Theil der Landleute, Männer,

Digitized by Google

Weiber und Kinder, ſich in den heißen Straßen drängten, liegend, ſitzend und ſtehend, in einer Sonnenhitze von 116° Fahr. Ich gedachte dabei der Hindus in Tſchuſchernot, die auch zu Tauſenden in gleicher brennenden Sonnenhitze an dem Feſte ihres Götzen in den Straßen liegen und vor Durſt verſchmachten, um ihren Gott zu verehren. Zur Waſſer war jedoch hier reichlich geſorgt, und wenn gleich lauwarm in den ſteinernen, porösen Moringos, ſo wurde es doch als Agoa fresca ausgerufen und von Herumträgern den Durſtigen feilgeboten. In großen Maßgläſern für den Preis von fünf Reis ſtürzte man es in erſtaunlichen Quantitäten in den Magen hinab, und der Durſt ließ nicht nach, in Kurzem war die Flüſſigkeit durch die geöffneten Poren verdunſtet, und man trank von Neuem. Viele der Tauſende von Landleuten, die ſich familienweiſe zuſammengruppirt, fuhrten aber ein frugales Mahl bei ſich, bei dem ein Weinſchlauch, gefüllt mit eigenem Gewächſe, zur Labung nicht fehlen durfte; andere ſprachen den Weinſchenken oder den aufgeſchlagenen Zelten zu, wo der hier beſonders ſchwere und dunkle Rebenſaft den Trinkluſtigen zu Gebote ſtand allein man genießt ihn mit der größten Mäßigkeit, nicht ein Trunk über den Durſt wird gethan, wie es bei den Nordländern und beſonders den Deutſchen bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, wo der Landmann kein Vergnügen genoſſen zu haben glaubt, wenn er ſich während drei Kirmestagen nicht eben ſo oft betrunken hat und wieder nüchtern geworden iſt. Auch nicht ein einziger Betrunkener unter den zwölftauſend Menſchen, die ſich hier verſammelt, iſt mir vom Morgen an bis ſpät in die Nacht vorgekommen, nicht der geringſte Streit und Hader fiel vor, kein Ruheſtörer trat auf, und eben ſo ruhig und geſittet ſoll es auch die beiden vorhergehenden Tage zugegangen ſeyn. Dies iſt gewiß ein Zug in dem ſonſt ſo verſchrienen portugieſiſchen Nationalcharakter, der ihn höchſt achtbar macht. — Was könnte aus dieſer Nation, die ſo viel gute Anlagen hat, werden, wenn ſie von oben herab beſſer geleitet würde?

Endlich fanden wir noch in einer Eſtallagem, im Vorhauſe, wo Alles durcheinander zu gehen pflegt und wo Jeder Zutritt hat, ſelbſt der Bettler, einige leere Plätze an der langen, ſchmalen Tafel mit ſchmutzigem Tiſchtuche. Das einzige Labſal, das wir außer dem wohlthuenden kühlen Schatten zwiſchen dicken Mauern erhalten konnten, war eine Flaſche engliſchen Biers, das ſäuerlich und lauwarm war. Wein mochten wir bei der ungemeinen Hitze nicht trinken, und ein Imbiß war ſchlechterdings nicht zu bekommen. Fortwährend drängten ſich die Leute zu der ſtets offenſtehenden Thüre von der Straße herein, um Wein zu fordern, den ein kleines Mädchen kredenzte, oder ſich eine Cigarre in der anfloſenden Küche anzuzünden. Dicht neben uns nahm die Wirthin gerupften Hühnern, die ſchon abſcheulich ſtanken, die Eingeweide aus und rieb das entſtandene Vacuum derb mit Eiſig und Salz, um dem angegangenen Fleiſch den übeln Geruch zu benehmen. Die Mägde rannten hin und her mit Schüſſeln voll Gekochtem und Gebratenem, die ſie nach den obern Räumen des Hauſes ſchleppten, wo die vornehmeren Gäſte waren, die auf Alles prännumerirt hatten. Man hörte ſein eigenes Wort nicht vor dem Lärm der Gäſte, der Arrieiros, Almocreves und Bauern, die da kamen und gingen. Trotz allem dem ließen wir uns nicht ſtören; wir hatten einmal Poſto gefaßt hinter der Tafel, und machten es uns hier ſo bequem wie möglich. Röcke und Halstücher wurden abgelegt, und in dieſem Negligé warteten wir ruhig die Stunde des Feſtes ab und beobachteten mit aller Gemächlichkeit aus dem niedrigen Fenſterloche das Treiben der Menſchen auf der Straße, oder liegend auf der Bank, die ein und ausgehenden, meiſtens ausdrucksvollen Geſtalten von Männern und Weibern, die ſammt und ſonders ihren Sonntagsſtaat angelegt hatten. Mit Verwunderung bemerkten wir, wie bei einer ſolchen Unordnung, wo das zwölfjährige Mädchen bald dieſem, bald jenem Gaſte ein Quartilho Wein ohne irgend eine Controle brachte, die Wirthsleute gar nicht daran zu denken ſchienen, daß einer ohne Bezahlung von dannen gehen möchte, wie es hier von vielen hätte geſchehen können, ohne daß man es bemerkte, und ich äußerte mich in dieſer Hinſicht gegen die Wirthin. — „Nein," ſagte ſie, „ſo viel Ehrlichkeit herrſcht hier noch aus alten Zeiten, daß jeder Gaſt ſich ſelbſt die Rechnung macht und richtig bezahlt. Wenn auch einmal ein Lump erſcheint, der uns um ein Glas Wein betrügen will, ſo laſſen wir ihn mit Verachtung laufen."

(Die Fortſetzung folgt.)

Lüftung.

Immer nur ſah ich verſchloſſen
Deine Fenſter, hoher Dom;
Lange haſt du nicht genoſſen
Licht und freier Luft Strom.

Nun in dieſen Wonnetagen,
Da die Welt in Duft zerfließt,
Da kein Mantel umgeſchlagen,
Da kein Herz ſich mehr verſchließt:

Deine Fenſter alle offen
Biet', o Dom, den Lüften dar,
Daß von ihnen werd' getroffen
Kanzel, Orgel, Kelch, Altar;

Digitized by Google

Sich der Menschen Herz erweitre,
Todte Lehre ziehe fort,
Ziehe ein der Geist, der heitre,
Gottes Odem, Gottes Wort!

D. A. Affing.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

Römische Alterthümer.

Eine kleine halbe Meile von unserer Stadt am Ufer des Neckars liegt die Stelle, welche als der eigentliche Mittelpunkt des Landes erscheint; ein durch Natur und Kunst, wie durch geschichtliche Bedeutung gleich ausgezeichneter Fleck. Dort, wo die Hauptstraßen des Landes zusammenlaufen und die Bevölkerung auf dem fruchtbarsten Boden sich am dichtesten drängt, begehen wir jährlich zum Preise der Cultur unseres Jahrhunderts das allgemeine landwirthschaftliche Fest, im Angesicht des Berges, der einst die Wiege der Grafen von Würtemberg trug, und um den in wechselvollen geschichtlichen Proceß allmählich alle die Landstriche, Städte, Klöster und Herrschaften aufschossen, welche jetzt die Krone Würtemberg umfaßt. Auf demselben Boden aber blühte, jenseits der Anfänge deutscher Geschichte, römische Cultur, freilich in so räthselhaften Duntel, daß ihre Einflüsse auf die Entwicklung unsers Volks fast nirgends mehr zu fassen sind. Auf einer Anhöhe am linken Illufer, der bewigen Wasserlaft Cannstadt gegenüber, lag eine bedeutende Niederlassung der Römer, als sie im zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung den Winkel zwischen Rhein und Donau besetzt und dieses Vorland ihrer Provinzen durch zahlose Befestigungen, deren äußerste Linie von Regensburg ab in weitem Bogen zum Rhein vorlief, gegen das unbezwungene Germanien abgesperrt hatten. Selbst der Name dieser Römerstadt ist völlig verschollen, wie der aller Römerorte in unserm Lande; keines der an Ort und Stelle zu Tage geförderten Steinmonumente enthält eine Andeutung desselben, und in keinem römischen Historiker findet sich ein Wort, das auf diesen Hauptwinkel römischer Straßen zu beziehen wäre. In jenem räthselhaften Straßenzug der Peutingerschen Tafel könnte allerdings der alte Name Cannstadts enthalten seyn; aber alle Versuche, diesen oder jenen Namen der Tafel auf Cannstadt zu beziehen, müssen leere Vermuthungen bleiben, so lange noch der geringste Zweifel darüber besteht, ob jene Straße den kürzesten Weg um den Rheinwinkel herum nach Regensburg, oder aber die Etappen im vorgeschobenen römischen Lande auf dem linken Donauufer bezeichnen sollte. Obgleich nun so viele alte Heerwege in Cannstadt zusammenlaufen, so war es Allem nach doch nicht der Hauptort dieses sogenannten römischen Zehntlands; vielmehr scheinen neuere Forschungen und Ergebnisse das weiter aufwärts am Neckar gelegene Rotenburg als alte Hauptstadt zu bezeichnen. Dort hat man in neuester Zeit Entdeckungen gemacht, die, wenn sie sich als authentisch erwiesen, nicht nur dem Streit über die Richtung jener Straße ein Ende machten, sondern überhaupt antiquarisch höchst merkwürdig wären, und über die Bedeutung der römischen Niederlassungen in diesen Landstrichen die unerwartetsten Aufschlüsse gäben. Bevor wir auf die Anzeigenheiten des Tages übergehen, sey es erlaubt, in aller Kürze das Hauptsächlichste dieser Entdeckungen mitzutheilen. So lange ein Theil unserer Bildung selbst formell auf altrömischer Cultur beruht, hat Alles, was sich auf die Bewegungen jenes merkwürdigen Volkes bezieht, für den Unterrichteten unmittelbares Interesse.

Die vielbesprochene sonderbare Straße der Peutingerschen Tafel, dieser wunderlichen Karte der römischen Welt, geht von Augusta Rauracorum her bei Windonissa (Windisch) über den Rhein, läuft zwischen Schwarzwald und Vogesen durch, überschreitet zwischen der Etappe Arae flaviae und dem, nach der Weise der Tafel, als bedeutende Stadt ausgezeichneten Samulocenae, wie es scheint, die Donau und bleibt sofort, hier die nördliche Grenze des Römerreichs bildend, am rechten Donauufer bis Regensburg; sie verzeichnet auf diesem Wege von Windisch an ein und zwanzig Etappen mit meist gallischen, sonst völlig unbekannten Namen, wie Brigobanne, Grinario, Opie, Lobosica, Iciniacum u. s. w. Die Alterthumsforscher, welche sich mit den römischen Monumenten Süddeutschlands beschäftigen, theilen sich nun in zwei Parteien: die eine hält fest am sämmtlichen Angezeigten der Tafel und sucht von jener räthselhaften Hauptstadt an bis Regensburg alle Etappen der Straße auf dem rechten Donauufer. Die andere verweist auf die Eigenthümlichkeit der alten Karte, nach welcher an ein richtiges Verhältniß zwischen Fluß und Straße nicht zu denken sey, und ihre Anhänger führen den Straßenzug in einem Bogen auf dem linken Donauufer, der Eine so, der Andere anders mitten durch Schwaben nach Regensburg. Letztere, auf den ersten Blick allerdings unwahrscheinlichere Ansicht erhielt nun in neuerer Zeit überraschende Bestätigung, sofern in Rotenburg und in Ixing, beide am linken Donauufer gelegen, zwei feste Punkte gewonnen scheinen. Die sechste Etappe von Regensburg heißt auf der alten Karte Iciniacum. Wenn man dieses, der augenfälligen Namensverwandtschaft wegen, mit dem heutigen bairischen Ixing identificirt, so ist man dieß einmal durch die daselbst aufgefundenen bedeutenden Reste einer Römerstadt berechtigt, vollends aber durch die schlagende Analogie mit dem Ricciacum, das die Peutingersche Tafel in der Nähe von Trier ansetzt, und dem heutigen Rixing. Rotenburg ist durch die bedeutendsten Substruktionen römischer Gebäude, durch Steindenkmale, durch die Reste einer merkwürdigen Wasserleitung, durch die Auffindung von Münzen und Anticaglien aller Art jedenfalls längst als ansehnlicher Römerort bezeichnet. Schon früher hatte die antiquarische Conjektur, unsichern Andeutungen auf Inschriften folgend, jene Hauptstadt Samulocenae nach Rotenburg versetzt. Seit mehreren Jahren entdeckte man aber Donnerstag v. Jaumann unter den zahllosen Scherben römischen Töpfergeschirrs, welche bei Rotenburg einen oberflächliche Nachgrabung ergibt, nach und nach mehrere mit theils eingeritzten, theils mittelst Stempeln aufgedrückten Inschriften zum Theil höchst auffallenden Inhalts. Das wichtigste Moment dabei ist aber, daß auf einer Reihe solcher Scherben, bald verstümmelt, bald beinahe vollständig das Wort Samulocense als Ortsname erscheint. — Die bedeutendsten der gefundenen Inschriften mögen hier folgen. Mit dem Griffel, meist sehr sauber und deutlich eingeritzt: AERA. SEP. PRAE. URB. SUM. — JUS. PRAES. SUMLOCEN. (Praeses Sumlocennensis?) — PRAEP. COL. SUMLOC. T. CLAUD. SEV. c. AUPID. VICTORIN. (Consuln unter Septimius Severus.) — A. UR. C. DCCCCLX. — Mit Stempeln in Bastrelief aufgedrückt: C. SUMLOCEL. — C. SUMLOGNE.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 11. Oktober 1838.

Es ist, wie man wohl deutlich sieht,
Von Held zu Held ein Unterschied.
Auf welcher Seite Luther stand,
Du weißt es, deutsches Vaterland.

L. M. Fouqué.

Aus Luthers Leben.

Proben aus einer nächstens erscheinenden Gedichtsammlung: Luther und seine Zeit.

Von K. N. Hagenbach.

Luther und Melanchthon.

Mit Axt und Säge schreitet
Dort Einer in den Wald,
Hat sich den Weg bereitet
Durch Dick und Dünne bald;
Daß er die Dorn' und Hecken
Auf Eins zusammenhau',
Nimmt er's mit Stumpf und Stecken,
Mit Klötzen nicht genau.

Und wo sich in dem Wege
Hat Unkraut angehäuft,
Frech rankend durch's Gehäge
Ein Wildfang sich verläuft,
Da fegt er's allzusammen
Nach Waldes Recht und Brauch,
Und wirft es in die Flammen,
Was kümmert ihn der Rauch?

Dem strengen Mann zur Seite
Ein milder Gärtner steht,
Der gibt ihm das Geleite,
Wenn in den Forst er geht;
Wo jener sägt und hauet,
Da fährt er säuberlich,
Er pflanzet, gießt und bauet
Und freut am Wachsthum sich.

Und wo er baut und gießet,
Gedeiht die Saat so mild,
Die frei und kräftig sprießet
Auf grünendem Gefild;
Viel jungen Nachwuchs ziehet
Er liebevoll heran,
Und wer die Bäumlein siehet,
Hat seine Freude dran.

Der fromme Gärtnermeister
Am Namen wird erkannt;
Philipp Melanchthon heißt er,
Schwarzerd zu deutsch genannt,
Daß mit dem Milden werde
Gepaart die stille Kraft,
Dringt aus der schwarzen Erde
In's Mark des Baumes Saft.

Digitized by Google

Luther und Frundsberg.

Schon harret an den Thüren
Des Volkes Menge dicht,
Als sie den Luther führen
Vor Kaiser und Gericht;
Und an der Thüre Pfosten,
Dem Eingang Luthers nah,
Steht fest auf seinem Posten
Der alte Frundsberg da.

Wie unter Blitzesflammen,
Wie unter Sturmeswehn
Zwei Eichen dicht beisammen
Auf zähen Wurzeln stehn,
So stehen kühngestaltig
Die beiden Helden dort,
In Waffen der gewaltig
Und jener in dem Wort.

Den schirmt die Pickelhaube,
Das Panzerhemd aus Erz,
Und jenem stählt der Glaube
Das vielgeprüfte Herz;
In Schlachten schaut der Eine
Dem Tod in's Angesicht,
Dem zittern die Gebeine
Auch vor dem Teufel nicht.

Der Ritter sieht den Priester
Sich werfen in den Tod,
In seinen Zügen liest er
Der Losung ernst Gebot,
Das siegen oder sterben
Den fromm Verwegnen heißt,
Und vor dem Himmelserben
Beugt sich des Helden Geist.

„Mönchlein!“ beginnt der Ritter,
„Du gehest einen Gang,
Wie auch im Schlachtgewitter,
Im Mord- und Sturmesdrang
Ich noch bestanden keinen,
Und keinen werd' bestehn;
Bist du mit Gott im Reinen,
Magst du den Gang auch gehn!“

So gab der greise Degen
Am heißen Kampfestag
Dem Luther seinen Segen,
Den Hand- und Ritterschlag.
Wohlauf denn, Held! und schwinge
Dein ritterliches Schwert!
Laß sehn, ob sich die Klinge
Als flammende bewährt!

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Dies ist abermals ein hübscher Zug des Volkscharakters, der aber im angebornen Stolze des Portugiesen seinen Grund hat, welcher alle solche kleinlichen Betrügereien verachtet. Er schämt sich derselben, er hält sie seiner unwürdig, obgleich er nicht den geringsten Anstand nehmen wird, Jemanden im Großen zu betrügen. Für einen „Ridiculo“ angesehen zu werden, d. h. für Einen, der kleinliche, erbärmliche Handlungen begeht, die ihm nur einen lumpigen Vortheil bringen können, hält er für das Allerschimpflichste; es ist das Beleidigendste, was man einem nur sagen kann, es dringt dieser Schimpf in Mark und Bein, wogegen Ladrão, Spitzbube, genannt zu werden, lange nicht so beleidigend ist. Wenn man nur dabei den Trost hat, Jemanden um etwas Rechtes und Großes betrogen zu haben, dann macht man sich sogar eine Ehre daraus; und da Staatsdiener, besonders diejenigen, welche Gelder verwalten, gewöhnlich große Veruntreuungen sich zu Schulden kommen lassen, die aber nicht weiter gerügt werden, so gelten sie auch in der öffentlichen Meinung durchaus für Labroes, worunter denn wohl auch mancher Unschuldige leiden muß; denn daß es auch rühmliche Ausnahmen gibt, versteht sich von selbst. Der Name Ladrão ist aber so gang und gäbe im Portugal, daß man Minister und hohe Staatsbeamte oft öffentlich mit diesem Titel beehrt, ohne daß weder Huhn noch Hahn darnach kräht. Wie oft hört man nicht in den feinsten Gesellschaften, wenn Einer nach diesem oder jenem der Gegenwärtigen fragt, wer er sey, den Andern halblaut entgegnen: es ist der und der, ein reicher Mann, ein grandissimo ladrão, der hier und dorten gestohlen und betrogen hat. Man hört von ihm die schändlichsten Geschichten, die stadtkundig sind, schämt sich aber dennoch nicht, mit ihm an Einem Tische zu sitzen; der große Spitzbube ist und bleibt geachtet, mit einem homem ridiculo aber will Niemand etwas zu schaffen haben, Jeder flieht ihn.

Unter den eintretenden Gästen erschienen unter andern drei sehr auffallende Figuren in rothen Hofuniformen. Es waren königliche Stalldiener en grande tenue, welche auf Befehl des Herzogs von Terceira, als Oberstallmeisters der Königin, ein königliches Pferd aus dem Marstall hieher gebracht hatten, das bei dem Feste im Circus paradiren sollte. An andern Höfen bemerkt man bei dieser Classe von Menschen immer einen gewissen Stallanstand; man sieht ihnen ihr Metier sogleich an, sie haben gewöhnlich eine ernste und gutmüthig sorgsame Miene, als ob sie stets mit dem Streicheln eines wilden Pferdes beschäftigt wären; der Wuchs ihrer Beine ist

Digitized by Google

dem Sitz zu Pferde angemessen, ihr Gang ist schwerfällig, man sieht, daß sie nur zu Pferde oder auf dem Kutscherbock zu Hause sind, und riechen stets nach dem Stall. Die eintretenden drei Herren vom Stall, die nach den verschiedenen Abzeichen an seidenen und silbernen Tressen auf verschiedenen Rangstufen standen, rochen zwar nicht minder schlecht, allein sonst hatten sie schlechterdings nichts in ihrem Wesen, was ihren Stand verrathen hätte, als ihr Costum, das ihnen aus der Stallgarderobe geliefert worden war. Da dem einen der rothe Rock zu lang oder zu kurz, dem andern zu weit oder zu eng war, dem einen die Hände in den Ermeln staken, während diese dem andern nur etwas über die Ellbogen reichten, so sahen sie aus wie verdorbene Schuster oder Schneider, oder wie Theaterbedienten, denen auch selten der Anzug paßt. Dieses Hofcostüm in großer Gala verdient noch eine nähere Beschreibung. Der rothe Rock nach altem Hofschnitt ist an allen Enden und auf allen Nähten mit bunt seidenen, drei Finger breiten Tressen besezt. Kragen und Aufschläge sind blau mit silbernen Borten; dazu kurze rothe Tuchhosen, die kaum über die Hüften reichen, eine blaue Weste mit langen Klappentaschen und mit silbernen Tressen eingefaßt; hohe, bis weit über das Knie, fast bis an die Mitte des Schenkels reichende Fettstiefeln, die nach oben zu von steifem, gebranntem Leder sind, mit sehr breiten, niedrigen, bis unter die Mitte des Fußes reichenden und etwas vorstehenden Absätzen, auf denen die großen, kurzhalsigen gelben Sporen ruhen, deren Bügel bis an die Fußballen reichen, wo sie mit einem Riemen festgeschnallt werden. Den Kopf endlich bedeckt ein sechzehn Zoll hoher dreikantiger Hut, wie die zu Anfang dieses Jahrhunderts üblichen Studentenstürmer, mit breiten silbernen Tressen, und unter demselben schlängelt sich ein ganz dünnes und einen Fuß langes Zöpfchen den Rücken hinab. Um den Hals wird eine dünne weiße Binde geschnallt, die den schwarzgelben Gesichtern ein überaus liederliches Ansehen gibt. Nimmt man nun noch an, daß kein Stück der Kleidung für den, der darin steckt, gemacht ist, und daß nichts an den Körper paßt, so haben wir eine Karrikatur vor uns, wie sie in jedem andern Lande von dem Pöbel ausgepfiffen werden würde; hier zu Lande weiß man es aber nicht besser, man ehrt sie als königliche Bediente, während sie sich mit der größten Insolenz geberden. Man hätte glauben sollen, diese Menschen, die in der brennenden Sonne so eben von Lissabon hergeritten kamen und dafür von den Festgebern gewiß gut honorirt wurden, werden sich nun mit einem Glas Wein laben; allein sie forderten nichts als Wasser, das sie maßweise in sich hineinschütteten, und nur der Eine verlangte ein Sangria, ein Gemisch von Wasser und Essig, mit Zucker versezt, weil es ihm, wie er sich ausdrückte, ganz gewaltig in den Gedärmen knarre. — Nachdem man mehrere Stunden lang in brennender Sonnenhitze geritten, gibt es unstreitig kein wohlthuenderes Getränke als dieses; es kühlt ungemein das erhizte Blut, und ist ein vorbeugendes Mittel gegen manche Uebel, und selbst den Sonnenstich, was ich in den heißesten Landstrichen Brasiliens selbst öfters erprobt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dodo.

(Fortsetzung.)

Während dieser Worte näherte sich der jungen Wittwe ein ältlicher, corpulenter Herr, den jungen Mann mit dem rothen Barte an der Hand führend; „Erlauben Sie, Mistreß Burton," sagte er mit einer sanften, murmelnden Stimme, „daß ich Ihnen hier meinen Neffen, Lord Sylvins Psammomy vorstelle, der die Ehre hatte, Ihren Gemahl, unsern verehrten Kapitän Burton, zu kennen, als er noch auf der Schule zu Eton war, und hier ist mein Freund, der Arzt Jonathan Blomby, ein sehr ehrenwerther Mann." — „Und ich, Sir," sagte die Dame, „stelle Ihnen zur Erkenntlichkeit für die Mühe, die Sie sich um mich geben, den Professor Lydenhoek vor, von dessen Verdiensten Sie gehört haben werden." — „Unzweifelhaft," sagte der kleine, dicke Master, indem er sich vor der langen, dürren, skelettartigen Gestalt des Professors tief bückte, der seinerseits seinen völlig kahlen Schädel etwas neigte und einen Blick der schwarzen, tiefliegenden Augen durch eine grüne Brille auf seinen Gegenstand heftete. Das Gespräch ward jezt allgemein. Der kleine Aufwärter, der, grau und verdrießlich wie der personifizirte Novembernachmittag, nochmals seine Bemerkungen über den Dodo hatte vortragen müssen, veranlaßte jezt, daß Lord Sylvins sich zu der Dame wendete und mit dem eigenthümlichen Tone von anmaßender Dreistigkeit laut lachend rief: „Der arme Dodo! ja, ja er ist verschwunden! Alle Combinationen, selbst die scharfsinnigsten, bringen nicht zu Tage, wie er eigentlich ausgesehen hat, welche Stimme ihm eigenthümlich gewesen. Es ist umsonst, daß wir uns plagen; er ist verschwunden wie die beste Regierungsform. Er hat sich aus dem Staube gemacht, ehe wir den Pöbel und die Frauen emancipirten. Er hat das fatale neunzehnte Jahrhundert nicht abwarten wollen, dieses Jahrhundert des Egoismus und der Dampfmaschinen. Er ist entschwunden und hat uns nur einen seiner Füße zurückgelassen." — „Ehe wir den Pöbel und die Frauen emancipirten!" sagte der Doktor Jonathan Blomby erschreckt. „Es

Digitized by Google

scheint, junger Herr, daß Sie der Artigkeit wegen doch wenigstens die Frauen zuerst und dann erst den Pöbel hätten nennen müssen.“ Er sah bei diesen Worten auf die Wittwe, allein diese hatte sich gegen das Fenster gewendet und schien nichts von den Worten des Lords gehört zu haben. Ihr Blick war träumerisch auf die Statue Georgs III. gerichtet, und es schien, als verfolgte sie mit Aufmerksamkeit die kleinen Giesbäche, die sich zwischen den Bronzelocken der stattlichen Perrücke Sr. Majestät hinab auf den Sattel des Pferdes und von dort auf's Pflaster stürzten.

„Man sagt,“ bob der dicke Master, zum Aufwärter gewendet, an, „jener verloren gegangene Vogel habe ein vortreffliches, schmackhaftes Fleisch gehabt.“ — „O äußerst delicat!“ erwiderte der kleine Graue. „Das Feinste, was wir an Fasanen, Bekassinen, Auerhahn und Leipziger Lerchen kennen, ist ein Pöbelessen gegen die fette und zarte Brust des Dodo.“ Der dicke Herr seufzte tief. „Das ist auch dahin!“ sagte der Lord lächelnd, indem er seinen boshaften Blick auf den Master richtete. „Denken Sie, Sir, ein Braten, der sich Ihrem Gaumen auf immer entzogen hat! Eine Schüssel, die weder als Pastete noch als Eingemachtes, weder mit dieser noch mit jener Sauce des Almanac des Gourmands vor Ihnen dusten und Ihre Organe zum Genuß reizen wird! Unglücklicher Sir, warum sind Sie zweihundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen? Warum hat das Schicksal den beißenden Hohn sich erlauben dürfen, Ihnen nur die Jämmerlichkeiten unserer heutigen Tafel zu gönnen und Ihnen den Dodo zu entziehen? Armer Onkel! Was nützen Ihnen jetzt Ihre Schildkrötensuppen, Ihre Austernpasteten, Ihre Hummerfricassées? alles das ersetzt keinen Dodo! Ihre entzündete Phantasie wird ewig sich mit dem Bilde dieses Ihnen unwiderringlich geraubten Leckerbissen herumtragen, und alle Ihre Genüsse werden Ihnen schaal erscheinen.“

Der dicke Herr seufzte wiederholt und noch tiefer. Der Professor aus Leyden sah vor sich hin und der Arzt schüttelte mißvergnügt den Kopf. Nach einer kleinen Weile brach die Gesellschaft auf. Der Gelehrte reichte der Mistr. ß Burton den Arm und führte sie wie im Triumphe an Lord Sylvius vorüber; der Oheim trat zu dem Neffen und flüsterte ihm mit fast ängstlicher Stimme zu: „Nicht wahr, Sie kommen, theurer Vetter, und verzehren heute eine Schöpsenkeule bei mir?“ — Lord Sylvius drückte dem Master die Hand; auch er seufzte jetzt, indem er der Dame nachblickte, die eben in einem der letzten Säle verschwand. Der kleine graue Aufseher blieb allein zurück und betrachtete abwechselnd das Trinkgeld, das ihm die Gesellschaft gegeben, und den Fuß des Dodo.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Römische Alterthümer.

Was hiebei zunächst auffallen muß, das ist, daß hier neben einem wichtigen Stadtnamen so Mancherlei auf Scherben zu Tage kommt, während bisher an unsern zahlreichen Römerorten der überschwengliche Reichthum an Scherben außer Töpfernamen oder Legionszeichen so gut wie nichts geliefert hat. Ferner weiß man nicht, worüber man sich mehr verwundern soll, darüber, daß, wovon in allen Sammlungen nicht viele Beispiele existiren möchten, so hohe Beamte wie Präsides und Präfekten ihre Namen auf irdene Gefäße schreiben lassen, oder darüber, daß ein Ort dieses früher nur als römische Militärkolonie betrachteten römischen Vorlandes colonia genannt und gar mit einem Präsid in Verbindung gebracht wird, da man doch sonst nur praesides provinciarum kennt? Allerdings war man seit einiger Zeit von der beschränkten Vorstellung zurückgekommen, als ob die Besetzung unsers Landstrichs durch das weltbeherrschende Volk bloß strategischer Natur gewesen wäre: die erhobenen Steindenkmäler, im Verein mit einigen Andeutungen römischer Geschichtschreiber, namentlich des Tacitus, wiesen darauf hin, daß der Theil des südlichen Deutschlands zwischen Rhein und Donau, welchen die römische Besestigungslinie umschloß, förmlich als Provinz behandelt und verwaltet wurde. Allem nach war der westliche Theil dieses Strichs zur transrhenanischen Provinz Germania superior, der östliche zur Provinz Rätien geschlagen. Dies geht namentlich aus der Vertheilung der Legionen hervor, wie sie sich aus den in Baden, Württemberg und Baiern gefundenen, zumtheil zahlreichen Inschriften ergibt: die VIII. und XXII. Legion, deren Quartier im zweiten und dritten Jahrhundert in Germania superior war, kommen nur im westlichen Theil unsers Gebiets, die III., welche in Rätien lag, kommt nur im östlichen vor. Die Reste zahlreicher, oft sehr ansehnlicher Gebäude, zuweilen mit nicht ganz unbedeutenden Kunstwerken, wie die Mosaiken in Badenweiler und Rottweil, die vielen Götterbilder, Votiv- und Grabsteine, die Suite der Münzen — Alles weist auf eine förmliche Niederlassung hin und auf langen friedlichen Besitz von der Trajanischen Zeit bis weit über das Antoninische Zeitalter herauf. Die bekannte Notiz in Tacitus Germania, die häufigen Hinweisungen der Inschriften auf gallischen Cultus, die celtischen Ortsnamen des Straßenzugs auf der Peutingerschen Tafel machen es sehr wahrscheinlich, daß ausgewanderte Gallier neben den Cohorten der Legionen und ihrer Hülfsvölker das Land besetzt hatten und im Frieden, dessen damals diese Striche genossen, die germanische Bevölkerung, welche man sich schwerlich so dünn zu denken hat, als man gewöhnlich annimmt, in römische Cultur hineinzogen, bis die Aufstände oder Einfälle der Alemannen und die Vertreibung der Römer vom linken Donau- und dem rechten Rheinufer das blutige Vorspiel der allgemeinen Ueberschwemmung des Reichs wurde. Bei alle dem war die Forschung nicht darauf gefaßt, eine so bedeutende Stadt, wie nach den angeführten Entdeckungen Sumlocenae gewesen seyn müßte, aus dem Dunkel jener Zeit auftauchen zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 12. Oktober 1838.

Was ever woman in this humour woo'd?
Was ever woman in this humour won?
Shakespeare.

Der Dodo.

(Fortsetzung.)

II.

Liebeserklärung eines Naturforschers.

In dem Erker eines alterthümlichen Hauses in Leyden saß drei Monate nach dem obigen Gespräch im Ashmoleanmuseum zu Oxford Mistreß Pamela Burton in einer nachdenklichen Stellung am Fenster und schaute durch die hohen Spiegelscheiben auf das Gewühl der Gasse. Ihr zartes Gesicht war bleicher wie gewöhnlich, ihre dunkeln Augen mit einem eigenthümlichen schmerzlich-traurigen Ausdruck gesenkt, ihr herrliches, braunröthliches Haar unter einem leichten Spitzentuchelchen halb verborgen. In weiten Falten floß ein zartes Mousselingewebe um die schlanke Taille, klösterlich bis an den Hals sie einhüllend, an der Brust stack eine blaßrothe Hyazinthe.

Eine Uhr schlug und mit dem letzten verklingenden Tone trat, vom Kopf bis zu Fuß in Schwarz gekleidet, der Professor Lodenhoek ein. Er grüßte, nahm der Dame gegenüber Platz, und nachdem er seine grüne Beille bei Seite gelegt, faßte er eine ihrer kleinen Hände und sagte: „Pamela, es ist auf dieser Erde kein vollständiges Glück denkbar. Der Mensch ist elend, der Puls ist unser Tyrann, sein Pochen ist das Pochen des Todesfingers an die Thür unseres Lebens. Wir erkaufen jede heitere Minute von der zufällig glücklichen chemischen Mischung eines Blutkügelchens, das seinen langsamen oder beschleunigten Weg von der Fußzehe bis zum Herzen macht. Jede unserer Empfindungen ist von einem Nerven abhängig, der auf geheimnißvolle Weise vibrirt und unsere Nächte mit Gespenstern, unsere Tage mit Hypochondrie füllt. Pamela, der Mensch ist nicht zum Glück gemacht. Es gibt in der ganzen Natur nur Ein Gewisses, das ist die Vernichtung.“

Pamela zuckte zusammen und ihre Hand entglitt der Rechten des Professors; dieser ergriff sie wieder und fuhr fort: „Ich habe unter Särgen gewandelt mit der Miene eines Mannes, an dessen Wege Bausteine eines eingerissenen Gebäudes liegen; ich weiß nichts von den traurigen Einbildungen und Träumen, mit denen die Hälfte unserer Mitmenschen sich bleiche Wangen und einen stockenden Athem macht. Mein Geist wandte sich schon frühe dem heitern Reiche der Insekten zu. Ich fing mit meinem zwölften Jahre an, die große Sammlung anzulegen, die Sie in den drei großen Sälen im Nebenhause verwundert in Augenschein genommen haben. Mit jeder Fliege, die ich anspießte, mit jedem Käfer, dessen Herz ich durchbohrte, mit jeder leichtfüßigen Cicade, über deren

Digitized by Google

Grad ich wie eine Triumphfahne den Zettel mit dem Linneſchen Namen ſteckte, zog ein Gefühl der Genugthuung in meine Bruſt ein. Ich hatte ein Funkchen von der ewig flatternden, ewig zuckenden, hin und her ſtrömenden Lebensmaſſe erſchnappt und opferte es auf dem Altar der Wiſſenſchaft. Könnte ich mich nur alles Lebens auf dieſe Weiſe verſichern! denn ich will nicht leugnen, daß mich dieſe Erſcheinung des Daſeyns, die ich nicht erklären kann, genirt.“ Der Profeſſor zog hier ſeine Uhr hervor. „Schon ſind zehn Minuten vergangen,“ ſagte er. „Ich muß mich kurz faſſen: Wollen Sie meine Gattin werden, Pamela?“

Die Angeredete bebte noch heftiger; die rothen Glöckchen der Hyazinthe zitterten an einander, gleichſam als wollten ſie Sturm läuten für das bedrängte und beunruhigte Herz, an dem ſie ſtanden. Sie gab nach einer Weile zögernd ihre Hand, der Profeſſor nahm auch die andere und zog die traurige ſchöne Frau näher an ſich heran, indem er mit ungewöhnlich weicher Stimme ſagte: „Ich will, ſo weit ich es verſprechen kann, Sie nie unglücklich machen, Pamela. Sie können in meinen kahlen großen Zimmern friedlich Ihren Träumen, und wenn Sie es wollen, meinem Glück leben. Ich verlange nicht, was man in der Welt Liebe, Aufopferung nennt; wenn ich Ihnen nur nicht zuwider bin, ſo iſt das für mich genug.“ — „Sie fordern wenig,“ ſagte die Dame zögernd; „aber ehe ich mich entſcheide, müſſen Sie mir erlauben, Lodenhoek, daß ich Ihnen eine Geſchichte meiner frühern Tage erzähle.“ — „Wird ſie lang ausfallen?“ — „Doch wohl —“ — „So entſchuldigen Sie, mein Engel, ich muß fort. Punkt Sieben heute Abend werde ich mir die Ehre geben, Ihnen wieder aufzuwarten.“ — Er ſtand auf, ergriff ſeinen Hut, machte eine tiefe Verbeugung und ging. Man hörte unten eine Uhr ſchlagen.

III.

Pamelas Jugendgeſchichte.

„Ich erblickte das Licht der Welt,“ ſagte die Wittwe zum Profeſſor, „an den Ufern des Ganges. Mein Vater war einer jener reichen Koloniſten, die eine Parlamentsakte aus ihrem Geburtslande verbannte, und der trotz der Grauſamkeit, mit der ſich die Machthaber gegen ihn und ſeine Freunde vergingen, doch nicht aufhörte, mit edler Wehmuth der Inſel zu gedenken, die, eine köſtliche Perle, auf den Wellen des Oceans ſchwimmt. Er ſprach mit mir von Altengland, er ſchilderte mir die prächtige Regentſtraße, den Weg über die Weſtminſterbrücke, Whitehall gegenüber nach den Hotels von Groſvenor Square, den jeder vom Continent heimkehrende Britte mit hochklopfendem Herzen macht, wenn ihn lange Zeit hindurch ſelbſtgewählte Verbannung in der Fremde zurückgehalten. Meine Schweſtern ſangen dazu engliſche Romanzen, und ich hörte oft in der Abenddämmerung, wenn ich an den Ufern des Ganges ſpazierte, jenes „rule Britannia,“ das wunderbare Lied, das wie ein politiſcher Gottesdienſt alle Herzen der Inſulaner, ſie mögen ſchlagen in welchem Welttheil ſie wollen, zu einem großen, mächtigen Gefühl entflammt. Nur eines gefiel mir an dem Vaterlande des Vaters nicht: es waren jene ewig kochenden, treibenden, mit einem geſpenſtiſchen Scheinleben arbeitenden Maſchinen, die ihren heißen Athem unaufhörlich in die Luft ſenden.“ — „Und doch ſind gerade dieſe der Stolz des Landes und der Triumph der Wiſſenſchaft,“ bemerkte der Profeſſor. — „Es mag ſeyn, allein für mich hat dieſe in Ketten und Dämpfen raſſelnde und ſprudelnde Produktion etwas Entſetzenerregendes. Die einfachen Naturzuſtände um mich her hatten mich die Stille und Größe des vom gierigen Geiſte der Induſtrie noch nicht ergriffenen Lebens lieben gelehrt. Mein Herz wurde wie ein Blumenkelch mit einer Religion ſchuchterner, glühender Naturpoeſie gefüllt. Was ich damals dachte, wie ich im Innern Bilder keimen und ſchwinden ſah, von deren hellen Farben ich nur die bloßen Contouren noch bewahre, iſt jetzt, nachdem ich Europa betreten, wie verſchwunden. Nur in mitternächtlichen Träumen ſehe ich noch mein altes Indien, den heiligen Strom, und ihn — ihn, den ich nicht nennen kann und von dem ich doch jetzt zu ſprechen mir vorgenommen habe.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortſetzung.)

Die Stunden waren uns ungemein ſchnell in dieſer Kneipe vergangen, die Hitze war gemildert, die Schatten waren länger geworden und wir mußten uns nachgerade nach einem bequemen Sitze im Circus umſehen. Noch war der Platz ziemlich leer, die Menſchen noch allenthalben in der Stadt zerſtreut, und ungehindert konnten wir das Innere des Schauplatzes betrachten, der aus einem gegen achtzig Schritte im's Quadrat haltenden Raum mit einer ungefähr zehn Fuß hohen Mauer beſtand. Auf drei Seiten dieſer Mauer hatte man geräumige hölzerne Logen für die Honoratioren errichtet, welche dazu contribuirt hatten, und das Inwendige derſelben war mit allerhand bunten, meiſtens carmoiſinrothen Stoffen deborirt, womit gewöhnlich die Kirchen an Feſttagen ausgeſchmückt werden. Sie ſchützten gegen Sonne

Digitized by Google

und Wind; vom Regen hat man in dieser Jahreszeit nichts zu fürchten. Jede Familie hatte fur sich und ihre Gäste eine besondere Loge. Auf zwei Seiten aber liefen von den Logen abwärts bis zur Arena amphitheatralische Sitze, welche fur das zahlreiche Gesinde der Herrschaften und Logeninhaber bestimmt und durch eine bretterne Brustwehr gegen die Angriffe der wilden Stiere geschiert waren. Auf der Nordseite des Platzes, wo die nur durch die Lissabonner Landstraße getrennte Anhöhe nahe an der Mauer des Circus sich erhebt, hatte man die freie Aus- und Einsicht gelassen; denn dort an jenem Abhange war das naturliche Amphitheater fur den großen Volkshaufen, welchen der Circus nicht fassen konnte, und jenes Amphitheater umschloß nun abermals an seinem obersten Ende eine lange Reihe auf Pfählen erbauter und bunt behangener Logen fur Honoratioren, die unten keinen Platz mehr fanden. Sie sahen aus wie japanische Lusthäuser, bunt und grell mit gelben, rothen und himmelblauen Tuchern behangen, uber denen die portugiesische Flagge wehte. Zufälligerweise ragten hinter ihnen, in symmetrischer Ordnung, drei hohe, in prachtvoller Bluthe stehende Aloestängel mit ihren candelaberartigen Armen, schlank wie junge Tannen, hoch in die Luft, was diesen Anblick noch asiatischer machte. — In der einen Ecke des Circus führten zwei große Thore zu den verschiedenen Zwingern, in denen die Stiere vor und nach dem Gefechte eingesperrt werden, und aus welchen dann jeder einzeln in den letzten Zwinger, wo man ihn von der Mauer herab durch Neckereien zu reizen sucht, und endlich durch eine kleine Thure in die Arena selbst gelangt. Von zehn zu zehn Schritten waren in den freisteheuden Mauern des Circus ganz schmale Ausgänge, durch welche die Kämpfer sich vor dem Angriffe der Stiere flüchten und in Sicherheit bringen können, während sie dem Stier mit seinem weit ausgespannten Gehörn nicht zugänglich sind.

Als wir in den Circus traten, war noch Alles leer, und in der Arena stand oder lagerte die Heerde wilder Stiere, siebzehn an der Zahl, welche heute kämpfen sollten, umgeben von den mit großen, fast auf der Erde schleifenden Glocken behangenen Cabrestos oder zahmen Ochsen, die gleich Oberhofmeistern Ordnung unter den ungeschliffenen, wilden Bestien halten und sie zum Gehorsam zwingen. Es wirkt bei diesen Thieren ein ganz besonderer Instinkt: die zahmen, civilisirten, welche von Jugend auf den Umgang der Menschen genossen, haben diese verstehen lernen, und uben nun despotisch ihre Verstandessuperiorität uber das unverständige, wilde Volk ohne Disciplin aus. Sie stoßen bei jeder Gelegenheit die wilden Stiere, wenn sie nicht ihren Willen thun, hin und her, und jene werden bald so folgsam wie Lämmer; sie lassen sich von ihnen wie an einer Halfter führen, und folgen den tiefen Klängen der großen Glocken. Deßhalb werden denn auch die zahmen Ochsen Cabrestos genannt.

Ohne zu ahnen, daß außer den Logen auch die Plätze des Amphitheaters ihre Eigenthümer hatten, ließen wir uns auf's Gerathewohl auf der obersten Bank vor einer der größten Logen nieder und beschauten die schönen, wilden Geschöpfe mit ihren trotzigen Köpfen, alle von schwarzer Farbe, mit rothen und grunen Bändern an den mächtigen Hörnern geschmuckt, und die Hornspitzen mit aufgesetzten ledernen Knöpfen versehen. Endlich war es drei Uhr vorüber; die Volkshaufen näherten sich dem Platze, gruppenweise kamen sie angezogen. Männer, Weiber und Kinder nahmen das Bergamphitheater ein und lagerten sich auf der nackten, staubigen Erde oder auf untergelegten Schilf- und Rohrmatten. Andere, Burschc und Knaben, erkletterten die freistehende Mauer des Circus und bildeten eine sonderbare Garnitur. Manche ließen sich auch auf den Bänken des Amphitheaters nieder, wo wir Platz genommen; allein die Meisten wurden, da sie nicht dahin gehörten, durch die Dienerschaft der daruber befindlichen Logeninhaber wieder vertrieben. Der Sitz, welchen wir eingenommen, gehörte zu denen der Dienerschaft des angesehensten und reichsten Mannes der Stadt, des ehemaligen Capitao Mor des Districts, dem man noch immer diesen Titel gab, ungeachtet diese Stellen durch die neue Verwaltung eingegangen waren. Der Logendiener, der sich nicht getraute, auch uns zu vertreiben, da er wohl sah, daß wir Fremde waren, sprach es zwar absichtlich laut genug aus, daß kein anderer, sey er wer er wolle, ein Recht habe, hier zu sitzen; denn diese Sitze seyen fur die Eriados des Senhor Capitao Mor bestimmt; allein wir thaten, als wenn wir ihn nicht verständen, unterhielten uns in deutscher Sprache und blieben unverrückt sitzen, im Vertrauen auf die Kenntniß des Charakters dieser Menschenclasse. Auch verließen wir uns auf die Artigkeit des Capitao Mor, und er erlaubte uns auch sogleich, sitzen zu bleiben, als er bald darauf erschien und wir ihn darum ersuchten; er war sogar so höflich, uns in seine Loge einzuladen, was wir jedoch nicht annahmen, da wir hier bequemer saßen. Auch die Dienerschaft kam nun haufenweise angerückt; die des Capitao Mor war viergig Mann stark, lauter stämmige Bursche mit sonnverbrannten Gesichtern und in der bäurischen Landestracht: Hemdermeln, rothe oder blaue Weste, schwarze, manchesterne, kurze Beinkleider, weiße Strumpfe, mit unter dem Knie gebundenen, rothen, wollenen Strumpfbändern, tüchtige Rahmenschuhe, die auf einer Seite mit einer kleinen Schnalle befestigt werden, eine spitze rothe oder hellblaue, dicke, wollene Mütze auf dem Kopf, und im Sommer eine leichte kattunene, im Winter eine braunkuchene, kurze Jacke, wie ein Husarenpelz über die

Digitized by Google

linke Schulter geworfen; in den Händen der lange, dicke, unzertrennliche Gefährte, der Knotenstock, oder Varrapao, wie er hier genannt wird, den sie im Gehen auf der Schulter tragen und der im Stehen ihr dritter Stützpunkt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Römische Alterthümer.

Noch nirgends war bis jetzt diesseits des Rheins und der Donau ein Praefectus urbis oder civitatis, noch weniger ein Praeses zu Tage gekommen; die Inschriften berichteten nur von militärischen Präfekten, von Tribunen, Centurionen, beneficiariis consulis, von Augustalischen Seviris oder an Magistraten von Decurionen und etwa von einem Propräter, der von Mainz oder Augsburg aus ein Bad oder ein Kastell restauriren läßt. Der Mittelstein von Sumlocenae oder Rottenburg, wie sie sich aus jenen Topfinschriften ergabe, entspräche allerdings sehr gut die Art, wie die Peutingersche Tafel ihre Samulocenis vor allen andern Orten auf jenem Straßenzug hervorhebt. Darob die ganze Karte sind bekanntlich die meisten Etappen nur dadurch angegeben, daß in die Straßenlinie ein Haken geschlagen ist; größere Orte dagegen werden je nach ihrer Bedeutung mit mehr oder wenigern, größern oder kleinern Hahnen oder Thürmen bezeichnet. Bei Samulocenis findet sich nun ganz dasselbe Bild der zwei Thürme, wie z. B. bei Augusta Vindelicorum, Brigantium (Bregenz), Trident u. s. w., während bei secundären, doch immer noch notorisch ansehnlichen Römerstädten, wie Vindonissa, Campodunum (Kempten), Comum u. s. w., nur der gewöhnliche Haken geschlagen ist. — Wären alle jene Topfinschriften eingetrieben, so könnte man es der Stepfis nicht verübeln, wenn sie an so viele antiquarische Mystificationen und an Jonathan Oldbuck und Cäsars Lager dächte. Noch ist in frischem Andenken das mauvue Basrelief, den Triumph des Tertius mit zahlreichen Inschriften darstellend, das vor wenigen Jahren alle alterthumsforschenden Gesellschaften des südlichen Frankreichs in Aufruhr brachte und am Ende das Werk eines gewandten Fälschers war; und jeder Büchterliebhaber bekannt den alten Würzburger Professor Behringer, der auf einem andern antiquarischen Felde das Opfer der Leichtgläubigkeit wurde, ins dem er ein dickes Werk mit zahlreichen Abbildungen über selbstgesammelte Versteinerungen bearbeitete und eben mit der Herausgabe fertig war, als er erfuhr, daß die wunderbaren Gebilde von einem neckischen Bekannten fabrizirt und ihm in die Hände gespielt worden. Aber mehrere der Inschriften, und gerade solche, welche den alten Ortsnamen deutlich aussprechen, sind durch Aufdrücken eines Stempels auf den noch weichen Thon entstanden, und dieses Verhältniß schließt wohl bei der eigenthümlichen Beschaffenheit der Masse, wie wir uns durch den Augenschein überzeugt, jeden Gedanken an einen schalkhaften Betrug aus. Trotz dem können sich manche unserer hiesigen Kenner von einem gewissen Mißtrauen nicht losmachen, das freilich niemals den Charakter des Entdeckers jener Alterthümer selbst trifft. Andere dagegen, wie namentlich die Professoren Pauly und Stälin, stehen nicht an, die Echtheit der Rotenburger Erhebungen der Hauptsache nach anzuerkennen und Sumlocenae für die Hauptstadt der Peutingerschen Tafel zu erklären. Sonderbarerweise soll v. Jaumann selbst nicht dieser Meinung seyn: er ist in Bezug auf die Straße der alten Karte ein strenger Anhänger des transdanubianischen Systems, und muß daher in der Entfernung weniger Meilen von einander diesseits und jenseits der Donau zwei sehr bedeutende Städte annehmen, deren eine Samulocenae, die andere Sumlocenae geheißen. Diejenigen, welche die alte Straße über Rotenburg oder Sumlocenae führen zu hören und zu wissen glauben, heben den leichten Unterschied zwischen beiden Namen dadurch auf, daß sie sich auf die zahlreichen notorischen Schreibfehler der Tafel berufen. — Wir heben, ehe wir der allerneuesten Rotenburger Entdeckung gedenken, hier noch einige der frühern schnell heraus. Unter den Topfinschriften befindet sich eine, die so merkwürdig mit einer längst bekannten, gleichfalls Rotenburg angehörenden Lapidarschrift zusammenstimmt, daß schwerlich ein anderer, an Alterthümern noch so reicher Ort etwas Aehnliches aufzuweisen hat. So viel wir wissen, ist die fragliche Schrift nur gerigt, und es wäre daher nicht zu verwundern, wenn die Stepfis, welche bei den oben erwähnten gerigten Inscriptionen leise den Kopf schüttelte, bei der vorliegenden den Mund zur Protestation aufthäte. Auf einer längst wieder verloren gegangenen, nur von Apian, dem leichtfertigen Inschriftenabschreiber, uns aufbewahrten Rotenburger Steinschrift erscheint ein M. Messius Fortunatus als Negotiator artis cretariae et paenulariae (Walker), und als Sevir augustalis. Und siehe, auf einem längst erhobenen Topfscherben steht geschrieben: MAR. MESSIVS. FORTVNATVS. NEG. Ium.. (sevir.) — Manchen Lesern mag auch das oben angeführte: ab urbe condita 960, das sehr nachlässig auf einen gemeinen Scherben gerigt ist, als ziemlich apokryph aufzufallen seyn. Professor Pauly erinnerte uns indessen daran, daß in der römischen Welt, als man den Zeitpunkt des tausendjährigen Bestandes Roms und dem großen Säkularfeste nahe rückte, jene Bezeichnung nach Jahren der Stadt mit Affektation wieder hervorgesucht wurde.

Aber mit den bisher besprochenen Rotenburger Entdeckungen war es noch nicht genug: ganz kürzlich hat v. Jaumann auf Rotenburger Scherben mehrfach die Inschrift: Solicinium entdeckt; von einer derselben (COL. SOLICIN.) wissen wir bestimmt, daß sie mit einem Stempel aufgedrückt ist. Der Name Solicinium kommt nur beim römischen Historiker Ammianus Marcellinus vor; so nennt er den Ort, bei welchem Valentinian im vierten Jahrhundert die Alemannen schlug. Ueber die Lage dieses Orts ist in der gelehrten Welt viel gestritten worden; Manche suchten ihn in Sulz am Neckar, die Meisten bedeutend näher am Rhein. v. Jaumann sieht im Wort Solicinium nur die romanisirte Version des celtischen Sumlocenä. Es ist merkwürdig, daß schon der verstorbene Freiburgsche Archivar Leichtlen lange vor den Jaumannschen Entdeckungen nicht nur das Samulocenis der Tafel nach Rotenburg verlegte, sondern auch jenes Wort mit Ammians Solicinium identificirte, um den mittelalterlichen Städtlichen daraus abzuleiten. Was man auch vorläufig von dieser Identificirung halten mag, die Jaumannsche Entdeckung muß die Freunde des Alterthums in hohem Grade interessiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 13. Oktober 1838.

Gelegt ist die Aren' und offen stehn
Die Schranken; dicht drängt Kopf an Kopf sich her.
Dons gibt's und Grandeen hier, und Frau'n noch mehr,
Geübt im Augenspiel.

Byron.
Childe Harold.

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Der Knotenstock des Landvolks ist eine furchtbare Waffe, deren sie sich sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung auf das Geschickteste zu bedienen wissen, so daß ein guter Fechter, wenn er den Rücken frei hat, es mit zwei Angreifern, die mit Degen oder Bajonetten bewaffnet sind, aufnimmt und den Sieg davon trägt. Den fünf bis sechs Fuß langen Stock mit beiden Händen in der Mitte fassend, schützt er seinen ganzen Körper durch wirbelnde Bewegungen damit, und während dieses Vertheidigungsmanövers macht er Finten, fällt nach dem Kopfe des Gegners aus und versetzt ihm in demselben Augenblicke einen Schlag vor die Schienbeine, daß er niederstürzt, oder umgekehrt. Es ist wirklich eines der interessantesten Schauspiele, zwei gute Stockfechter kämpfen zu sehen. Erstaunlich ist die Fertigkeit, womit sie die Schläge austheilen und parriren, wie sie dabei mit der größten Behendigkeit bald rechts, bald links springen, die Köpfe niederducken, in demselben Augenblick sich wieder aufrichten und vorwerfen, um einen Schlag zu führen, oder sich zurücklegen und dem Schlag ausweichen. Kopf und Beine sind die Hauptzielscheiben des Angriffs, alle andern Angriffe setzen den Gegner meistens in Vortheil. Kann man indessen bei Blößen, die der Gegner gibt, einen kräftigen Stoß mit dem eisenbeschlagenen Stockende in's Gesicht oder auf den Magen führen, so wird dieses nicht unterlassen. Die braunen, bärtigen Gesichter, so wie die feuersprühenden dunkeln Augen der Portugiesen gebören aber dazu, um diesem Kampf sein eigenthümliches Interesse zu geben, sey es nun, daß in bloßem Scherz oder im Ernst gefochten wird. Sind nur zwei Kämpfer auf dem Platze, so läßt man sie gewähren und bildet einen Kreis um dieselben, wie bei den englischen Borern, und selten ereignet sich dabei ein größerer Unfall als blutige Köpfe und zerschlagene Beine; ist es aber ernstlicher, nimmt man Partie von beiden Seiten, dann wird ein solcher Kampf furchtbar, dann gibt es Mord und Todtschlag und das Messer spielt am Ende auch noch eine Rolle dabei.

Wenden wir uns wieder zum Circus und dem Bergamphitheater, dessen leere Räume sich immer mehr anfüllen. Die dürre Anhöhe erhielt ein immer lebendigeres, bunteres Ansehen, besonders durch die grellen Farben der weiblichen ländlichen Trachten, die hier die Mehrzahl bildeten. Auch unter den Landleuten in der Nähe Lissabons hat der Luxus beim weiblichen Geschlechte seit einigen Jahren ungemeine Fortschritte gemacht; die sonst in wollene dunkle Zeuge gekleideten Landschönen

Digitized by Google

tragen jetzt aus buntem Kattun faltige, bis beinahe auf die Fußknöchel herabfallende Röcke, während sie sonst kaum bis an die nackten Knie reichten, ein enganliegendes kurzes, der Taille angemessenes Mieder, Zopinha genannt, mit langen modischen Ermeln desselben buntaeklimten Zeuges, Schuhe und weiße Strumpfe, statt daß sie ehemals barfuß gingen, und wo möglich ein roth, gelb oder blauseidenes Halstuchelchen mit bunter Garnirung um den Nacken. Die dunkeln Haare sind in einen Zopf geflochten, der kunstlich zusammengerollt und oben auf dem Scheitel durch einen Kamm zusammengehalten wird, einen Kamm, der um so modischer ist, je höher er in die Luft ragt, und bis jetzt hat er bereits eine Höhe von vierzehn Zoll erreicht. Ueber ihm schwebt wie ein Schirmdach das steifgestärkte Mousselintuch mit nach hinten zu abstehendem Zipfel, und Löckchen oder glattgestrichene Haare blicken nebst zwei schwarzen Augen unter dem Tuche hervor. Früher beqnugten sich die Landfrauen, ihr starkes Haar in einen Knoten zusammenzuknupfen, der oft acht Tage halten mußte, ohne durchgekämmt zu werden, so daß eine Menge Ungeziefer darin nistete, besonders wenn man noch obendrein die Haare eingeduftet und mit Fett salbte, wie es vor dreißig Jahren Sitte war, wo man sie wohl in ein gestricktes Beutelnetz steckte, oder ein weißes, schlappiges Tuch, das man unter dem Kinn ineinanderschlug, darunter ding. Die Bauerndamen haben in dieser Hinsicht seit zwanzig, und besonders in den letzten vier Jahren eine außerordentl ch vortheilhafte Metamorphose erlitten, und es ist, als wenn sie dadurch auch einen blubenderen Teint erhalten hätten.

Die vierte Stunde war herangerückt und an dem Berge lagerte auf einem Quadratraum von einigen hundert Schritten nach allen Seiten eine gedrängte Menschenmasse von wenigstens zehntausend Köpfen; aber noch immer harrte man der vornehmen Welt, die auch hier, wie allenthalben, auf sich warten läßt, um sich in großem Apparat dem Publikum darzustellen. Der größte Theil kam aus der Stadt zu Fuße an, Andere aber aus den benachbarten Ortschaften im größten Schmuck auf schön mit seidenen oder kattunenen Decken dekorirten Ochsenkarren, oder zu Pferd, zu Maultbier und auf mit bunten Bändern geschmückten Eseln. Cavalcaden, welche auf diese Art die Anhöhe hinaufzogen, um zu den Berglogen zu gelangen, gewährten eines der anmuthigsten, eigenthumlichsten Bilder. Die Logen im Circus konnten über tausend Personen fassen, wovon der größte Theil Damen waren, alle nach dem neuesten französischen Geschmack gekleidet, der in fruheren Zeiten nur selten die Thore Lissabons überschritt. Nur in der Mischung der grellsten Farben folgen die Portugiesinnen fortwährend ihrem eigenen Geschmacke. So sieht man an ein und derselben Dame einen rosenrothen Hut mit gelben Federn und grünen Bändern, ein hellblaues seidenes Halstüchelchen über einem großen weißen Spitzenkragen, ein apfelgrünseidenes Kleid mit gelber Schürze, weiße Strumpfe und rothseidene Schuhe u. s. w. Dieses Farbenspiel gab dem Ganzen ein noch festlicheres Ansehen. Man denke sich noch dazu, daß jede Dame mit einem bunten Fächer bewaffnet war, den sie bei der druckenden Hitze ohne Unterlaß auf's Lebhafteste bewegte, um sich Kühlung zuzufächeln oder auch telegraphische Zeichen für die Eingeweihten zu machen, wodurch ein solcher Wedel in den Händen einer Schönen erst recht vielsagend wird. Hinter den Damen, unter denen sich manche pikante Gesichter und Gestalten auszeichneten, standen oder saßen die Herren, manche, die sehr auf Anstand hielten, fein im Schwarz gekleidet, viele jedoch, welche modernere, ungenirtere Sitten angenommen, wie sie auch dem Landleben angemessen, erschienen in leichter Sommerkleidung, in Strohhuten und kurzen, blendendweißen Jacken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dodo.

(Fortsetzung.)

„Nicht weit von der Wohnung meiner Eltern gab es einen alten Hain, in dessen düstere Schatten ich mich oft versenkte. Die riesigen Gewächse der heißen Zone wucherten hier auf einem heiligen Boden. Die Tradition bezeichnete diesen Ort als die Stätte, wo vor vielen hundert Jahren zuruck ein Tempel das Brama gestanden. Aufmerksame Blicke erkannten noch Mauerreste, fanden noch Bruchstücke von Zierrathen, die in ihrer vollendeten Zusammenstellung einer grauen Vergangenheit angehört haben mußten. Dicht an der Grenze des Hains strömte der Ganges. Mein Vater hatte mir verboten, diese einsamen Gegenden ohne gehörige Begleitung zu besuchen, weil sich daselbst wilde Thiere hatten blicken lassen. Mein Herz kannte keine Furcht. Die Tempeltrummer waren das Ziel meiner Wanderungen, und oft überraschte mich die Nacht, wenn ich, in Träumereien versenkt, unter dem herrlichen Himmel Indiens jenen Tagen und Begebenheiten nachsann, die nur noch im Munde der Sage leben. Meine junge Seele durchzitterten Schauer prophetischer Wehmuth, indem sie an die düstern Geheimnisse dachte, die und die Weisheit der Braminen hinterlassen hat und von denen nur wenige Andeutungen genugen, um uber eine ganze Welt voll Lust und heiterem Leichtsinns einen trüben Schleier zu breiten."

„Eines Abends, als eben die Strahlen der untergehenden Sonne den Hain durchzitterten, lag ich auf

Digitized by Google

weichem Moose und lehnte mein Haupt an den Stengel einer jener Riesenblumen, die der heiße Boden üppig hervortreibt und die tropische Sonne mit glühenden Farben malt. Meine Augen waren geschlossen, ich mochte sie nicht öffnen, aus Furcht, die Bilder meiner wachen Träume zu zerstören, obgleich ich hörte, daß in nicht weiter Ferne Geräusch wie von Trägern und Thieren die Einsamkeit belebte. Unwillig zwang ich mich endlich zu sehen, und — welch ein Schauspiel zeigte sich meinem Blicke! Dicht an mir vorüber, einen Waldweg her, schwebte ein Palankin, von sechs Eingebornen getragen, und auf den Polstern des Ruhebetts lag nachlässig hingelehnt ein Jüngling, schön wie der jugendliche Bacchus, als ihn ein glänzender Götterzug in die paradiesischen Gefilde Indiens brachte. Der Blick des jungen Mannes war mit Verwunderung auf mich gerichtet, er befahl seinen Trägern, anzuhalten, und machte Miene, seinen Platz zu verlassen, als plötzlich eine entsetzliche Veränderung der Scene vorging. Ein wildes Geschrei, wie die Eingebornen es auszustoßen pflegen, wenn ein Tiger sich naht, durchtönte den Hain. Die Träger des Palankins setzten diesen betroffen zu Boden und indem sie sich nach der Begleitung umsahen, stürzten sie zur Erde, unfähig, beim Anblick der herannahenden Gefahr einen Entschluß zu ihrer Sicherheit zu fassen. In der That, was sich jetzt zeigte, konnte das Herz des entschlossensten Mannes beben machen. Eine Heerde Büffel arbeitete sich, von drei Leoparden gejagt, durch das Dickicht auf uns zu. Der Staub der nahen Sandfläche wirbelte hoch auf, das Geschrei der Fuhrer betäubte unser Ohr, die Schaar der wilden Bestien drohte uns augenblickliche Vernichtung. Ich schwankte und sank zu Boden. Noch sah ich, wie eines jener furchterlichen Raubthiere, mit der dem Geschlechte eigenthumlichen Behendigkeit den Stamm des Baumes erkletterte, auf den sich einer der Palankinträger gerettet hatte; ich sah, wie es die Tatze in das Fleisch des Opfers schlug und ein Strom von Blut den Stamm herabstürzte. In dem Augenblick warf sich die Heerde der Büffel in den Strom; das wilde, entsetzliche Geschrei bei dieser Flucht, das Brausen und Zischen des Wassers, das Brechen der dicken Rohrstangen am Ufer, mehr als dieses der Anblick des Mordes vor meinen Augen bestürmte meine Sinne mit so heftigen Eindrucken, daß ich in Ohnmacht sank."

„Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich, daß eine jener bescheidenen Hütten der alten Stammeinwohner des Landes mich aufgenommen hatte. Meine erste Frage war, ob der junge Reisende auch gerettet worden. „Er ist's," antwortete man mir. Obgleich gefährlich verwundet, hatte ihn die Kunst Master Grosbb's, dies war unser Arzt, schon so weit gefördert, daß man für sein Leben nicht zu zittern brauchte. Ich war ruhig; diese Nachrichten besänftigten die ungestümen Regungen meines Blutes; dennoch trat gegen Abend ein starkes Fieber ein, und in den Träumen desselben begegnete mir nun das erste Wunderbare, das meine Geschichte aufzuweisen hat."

„Ich lag auf dem ärmlichen, aus Binsen geflochtenen Lager in der Hutte meines gastfreundlichen Bauern. Es war Abend; die eine Wand des Häuschens konnte abgenommen werden; sie war es jetzt, und ich sah in eine tief in glühende Abendflammen gerauchte Paradieseslandschaft. Mein Geist, lechzend nach dem heiligen Frieden der Seligen, entfloh dem Lager und wiegte sich auf dem schlanken Stamme junger Palmen. Ich hatte Flugel, und mit ihnen erhob ich mich weit, weit in entlegene Fernen, und immer schmeichelnder, immer weicher floß die Luftwelle, immer warmer und duftender flog das Spätroth mich an. Meine Seele sog, wie das Gebet des Frommen, den Himmel ein. Ermudet von so viel Liebeszauber, senkte ich mich eben in den Riesenbecher einer prächtigen rothen Tulpe, um auszuruhen und Kräfte zu einem neuen, noch kühnern Fluge zu sammeln, als ich gewahr wurde, daß zu den Füßen der Blume ein Jungling schlummerte, völlig gleich dem jungen Reisenden im Palankin. Aber wie ich selbst fremdartig und ätherisch war, so zeigte auch er, und in noch höherm Grade Zeichen einer überirdischen Abkunft. Ich rechne dazu besonders seine unbeschreibliche Schönheit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die neue Neckarbrücke bei Cannstadt.

Durch die unbestreitbaren unter den Rotenburger Juristen, in Verbindung mit dem andern festen Punkte Jginy, haben wir die Ueberzeugung gewonnen, daß die fragliche Römerstraße mitten durch Schwaben zog, und daß die Tafel das bei diejenigen Orte nannte, welche eben von besonderer Bedeutung waren, als die alte Karte verfaßt oder vielmehr, als das Exemplar, dessen einige Abschrift wir besitzen, redigirt wurde. Ob sich aber unter den genannten auch die Nieders lassung bei unserm Cannstadt befindet, bleibt dabei völlig ungewiß, weil von Rotenburg drei römische Straßenzüge nord-, nordost- und ostwärts auslaufen und auf jedem derselben Jginy, mit Berührung zahlreicher motorischer Römerorte, zu erreichen wäre. Da denn so ist, läßt sich auch rein nichts auf den Umstand bauen, daß die 22 Leugen, welche die Tafel zwischen der Hauptstadt Samulocenis und der nächsten Station Grinarione ansetzt, der Distanz zwischen Rotenburg und Cannstadt wohl entsprechen. — Auch Cannstadt mit seiner nächsten Umgebung hat neben Substructionen mit Hypokaustben, neben zahlreichen Münzen, neben Altären mit Götterbildern, Scherben in Menge und auch einige interessante Steinin schriften aufzuweisen; aber die Scherben sind stumm,

Digitized by Google

wie so ziemlich überall, Rotenburg ausgenommen, und die Inschriften buchstabiren weder unserer Neugierde den Ortsnamen vor, noch berichten sie von Präfekten und andern Beamten: Alles ist hier, wie an unsern übrigen Römerorten, wieder Rotenburg ausgenommen, bescheidener, militärischer, welche Begriffe sich hier zufällig nicht widersprechen. Auf den Cannstadter Votivsteinen sind es nur Soldaten der VIII. und XXII. Legion, welche, nachdem sie dem erbabenen Kaiserhause das bräuchliche Compliment gemacht, dem Jupiter und der Königin Juno, oder dem Genius loci und der Fortuna ihr Gelübde lösen. Ein Beneficiarius Consulis weiht den Dis biviis, trivis, quadriviis einen Altar. Dies ist nun freilich an sich kein Beweis, daß Cannstadt eine eigenthümliche Wichtigkeit als Straßenknoten schon damals zukam, wie jetzt denn jenen Kreuzweggöttern sieht man auch anderwärts Altäre errichten, wie z. B. bei Rowiel am obern Neckar. Es ist aber erwiesen, daß von Cannstadt wenigstens sechs römische Heerwege ausliefen. Diese Bedeutung als Centrum eines Straßennetzes und somit als strategischer Punkt hat Cannstadt immer beibehalten, und noch zuletzt zeigte sich dies im Jahr 1796, als der Erzherzog Carl am Ufer des Neckars den Franzosen unter Moreau ein hitziges Gefecht lieferte, um seinen Rückzug nach Baiern zu decken. — Die Neckarbrücke bei Cannstadt wird zwar weder von der Straße von Frankfurt nach Ulm, noch von der von Straßburg nach Ulm berührt; über dieselbe geht man nur, wenn man, von Frankfurt, Straßburg und aus der Schweiz kommend, die Richtung von Nürnberg verfolgt. Aber auch für diese untergeordnete Bedeutung befand sie sich längst im tüchtigsten Zustande; man mußte endlich ernstlich an Erneuerung derselben denken, und es handelte sich nur davon, ob die neue Brücke an der alten Stelle erbaut und somit die Straße wieder mitten durch das Städtchen geführt, oder ob sie eine Strecke weiter stromaufwärts angelegt und damit der Kern der Stadt umgangen werden solle. Der letztere Plan ließ dem Baumeister vollkommen freie Hand bei seinem Entwurfe und gewährte die freie Ansicht, welche auf der alten Stelle nicht zu erreichen war. Er stützte allerdings die Stadt gleichsam um, indem sich schnell alles Gewerbe der neuen Straße entlang ansetzte, welche bald ihre, aber vielleicht zum größten Vortheil der Stadt, wenn in der nächsten Generation die augenblicklichen Unbequemlichkeiten und Opfer verschmerzt waren. Doch die Innsbrucker Verdältnisse machten andernseits eine bedeutende Erweiterung des Orts stromaufwärts gerade am wenigsten rathsam, und am Ende überwogen die unmittelbaren Interessen der Einwohnerschaft, so daß die zum bei weitem größten Theil aus Staatsmitteln zu errichtende Brücke am alten Platz erbaut und im Laufe dieses Jahres vollendet wurde. So ist sie zwar zwischen Stadt und Vorstadt eingeklemmt und drückt bei ihrer hohen Lage die beiderseitig anstoßenden Gebäude nieder. Es läßt sich aber mit Bestimmtheit voraussehen, daß sie sich selbst Raum schaffen und stetig, wenn auch langsam die ihre Ausmündungen verunstaltenden oder verengenden Bauten verdrängen wird. Die Brücke an sich ist ein wahrhaft schönes Werk, und als solches von der öffentlichen Stimme, welche hinsichtlich der Wahl des Platzes sehr getheilt war, allgemein anerkannt. Aus sehr großen Quadern weiten, dichten Sandsteins aufgebaut, schwingt sie sich in fünf zierlichen, gedrückten Bogen hinüber. Sie ist mit bequemen Trottoirs und einem geschmackvollen gußeisernen Geländer versehen, und ziert das schöne Stromthal in demselben Maße, in welchem die alte Brücke mit ihrer in Winkel eingesunkenen hölzernen Fahrbahn das Auge beleidigte. Die Brücke wurde am 27sten September, als am Geburtstage des Königs, von diesem selbst unter den bei solcher Gelegenheit üblichen Festlichkeiten eröffnet: Laubgewinde durch die ganze Stadt, Kanonensalven, Musik, blumenstreuende Schuljugend, offizielle Anreden und ein erster schwerer Frachtwagen mit Kränzen und flatternden Bändern. Wir haben zwar die Harangueen nicht mit angehört; so viel aber läßt sich nach dem von der Vergangenheit abgewendeten Geiste unserer Zeit voraussehen, daß eine Anspielung wegfiel, welche noch vor fünfzig Jahren vom rednerischen Schwulstheißen oder Decanus unausbleiblich zur zierlichsten Blume der Rhetorik gestäuselt worden wäre: wie schon vor mehr als siebzehnhundert Jahren das mächtige Römervolk seine Waffen in diese Gauen getragen und hier, an diesem gesegneten, von der Natur selbst zum Mittelpunkt des Commerciums ausersehenen Flecke, seinen Gottheiten der Kreuzwege Altäre errichtet; wie nunmehr unter den Segnungen des Friedens u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 210.

Lineal, linea, Linie, Line oder Lina, Linne, Lin, Lein, Nil, Ale, Ali, Aal, Allah, la (lalala u. s. w.), Lea, Alle, Alee, All, Eile, Nie.

Räthsel.

Langschläfer, nenne mir
Doch deinen Bruder gleich,
Der freilich nicht mit dir
Gehört zu Einem Reich.
Er steht bei Tag und Nacht,
Darf auch nicht schlafen gehn;
Hat er auch lang gewacht,
Er muß im Schlaf noch stehn.

Sein Tag währt, auch bei Nacht,
Sechs volle Monden lang,
Ist er nur aufgewacht'
Am freier Glöcklein Klang;
Die Glöcklein klingen laut,
Kein Schläfel rührt sie an,
Nur eine feine Haut
Ist ihr Klang-Talisman.

Doch schweigen nun ihn her
Die Glöcklein alle still,
So sinkt in Schlummer er,
Nun Ruh' er haben will;
Dak Leben füllet ab
Von ihm in farbiger Pracht
Und legt sich selbst in's Grab,
Dann dämmert seine Nacht.

Nun währt auch diese Nacht
Sechs volle Monden lang,
Bis er auf's Neu' erwacht
Bei neuer Glöcklein Klang;
Dann zündet an der Sonn'
Er seine Lichter an,
Dann steckt mit seiner Wonn'
Er auch den Dichter an.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 15. Oktober 1838.

— Earth in her rich attire
Consummate lovely smil'd; air, water, earth
By fowl, fish, beast was flown, was swum, was walk'd
Frequent: and of the sixth day yet remain'd.

Milton.

Der Dodo.

(Fortsetzung.)

„Vergeblich würde ich mich mühen, die Züge seines Antlitzes zu beschreiben; ich sah sie nicht mit meinen sterblichen Augen, vielmehr wurde ich ihre Schönheit inne auf dem Wege, wie eine großartige und rührende Musik in unsere Seele überfluthet und nun Gestalt annimmt. Ich sah, ich hörte, ich fühlte seine Schönheit. Wie ich so vor ihm kniete, die Hände über die Brust geschlagen, zitterte ein leiser Harfenton durch die benachbarten Gebüsche. Es war, als lösten sich rings die Rosen von den Gebüschen und rauschten als rothe Flammen empor; ein kühler Wind schüttelte die Bäume, und ihre Früchte versteinerten sich zu Rubinen und Smaragden, und versanken in den Schooß der Erde. Aus den paradiesischen Seen erhoben sich nächtliche Schleierdämpfe. Sie zerrissen in der Luft und diese schwarzen Fetzen haschten die bunten Vögel hinweg. Jeder Reiz entwich; der Abendhimmel entblätterte sich wie eine Centifolie, und mit dem letzten Purpurblatte, das in's Meer sank, lag eine kalte Dämmerung auf der Erde. Ich blickte verwundert und erschreckt um mich. Die mächtige Tulpe stand noch da, aber mit dem Kelch nach unten umgestürzt. Sie hatte sich in einen Tempel verwandelt, und ich erkannte in ihr eines jener uralten Gotteshäuser, wie sie der Dienst des Brama in Indien einst errichtete."

„Meine bebenden Glieder umspannte liebevoll ein Arm. Es war der Fremdling — o nein, kein Fremdling mehr! — Er blickte mich an: auch seine Schönheit hatte sich verdüstert, sie war vermenschlicht; aber immer noch war der Blick dieses dunkeln Auges für mich ein Born der Tugend und Entzückung. — „Warum diese Wandlung?" fragte ich ihn. — „Es waren einst glücklichere Jahrhunderte," erwiderte er. „Forsche nicht weiter." — „Und diese dunkle, kalte Erde ist jezt die unsrige?" — „Sie ist's. Bete den Schöpfer an; der hellste und sonnigste Tag in den glücklichen Gefilden Indiens umgibt uns." — Ich schauderte. „Ich werde nie vergessen, was ich sah!" rief ich und bedeckte mein Antlitz, indem meine Thränen flossen. Er zog mich sanft an sich und hauchte einen Kuß auf meine Stirne. „Du wirst vergessen," erwiderte er; „denn wir sind alle bestimmt zu vergessen, was wir einst waren."

„Dieser Traum war kein Scheinbild, auch kein Erzeugniß meines erkrankten Körpers, er hing mit dem innersten Nerven meines Lebens zusammen und trat mir bald, als ich das Krankenlager verließ, als Lebensschicksal entgegen. In meines Vaters Hause hatte sich jener Fremde, während ich krank war, bekannt gemacht. Ich

Digitized by Google

traf ihn, als ich meine heimathlichen Räume wieder betrat. Er war ein Schotte von Geburt, seine Reiselust hatte ihn in unsere Gegenden geführt; er führte Briefe an den Statthalter mit sich, die es ganz außer Zweifel setzten, daß er unabhängig, reich sey und einer guten schottländischen Familie angehöre. Diese Nachrichten kümmerten meine Eltern, mich gingen sie wenig an. Ich lebte, seit ich O'Brian gesehen, wie in einem somnambulen Zustande. Man hielt mich fortwährend für krank, allein ich war es nicht. Es hatten sich in meiner Seele zwei Zustände, gänzlich von einander abgesondert, festgesetzt: der eine brachte mich in Verbindung mit den gewöhnlichen Verhältnissen um mich her, der andere setzte mich in jene phantastische Traumwelt über, wo ich gleichsam ein vorweltliches Daseyn führte in einer Natur und unter Wesen, die längst ausgehört haben zu existiren. Dieser letztere Zustand trat gewöhnlich ein, wenn ich, wie ich oft des Abends pflegte, mit O'Brian weite Spaziergänge gemacht und er mit mir in seiner eigenthümlichen Weise lange Gespräche geführt."

„Je öfter mich meine mystischen Traumgeister in jene Vorwelt führten, desto vertrauter wurde ich mit ihren Erscheinungen, desto bekannter mit den Gesetzen von eigenthümlicher Schönheit und Größe, nach denen sie sich bewegten. Ich sah in den krystallhellen Gewässern Thiere von monströser Form, die das ungewohnte Auge erschreckten, bei näherer Betrachtung jedoch durch die Vorzüge einer bewundernswürdigen und ich möchte sagen dichterischen Organisation den Blick und das Nachdenken beschäftigten. Ich sah den zierlichen Schwanenhals, angeziert an den Leib eines Krokodils, und dieses wiederum statt auf Füßen durch Hülfe von Fischflossen sich bewegen. Schlangen von ungeheurer Länge umgürteten ganze Inseln und lagen, wie ein in Farben funkelndes Armband um einen schönen Arm, so um ein blühendes Eiland festgeschlossen. Es gab Kolosse von Fischen, die auf ihrem Rücken duftende Citronenwälder und Blumengärten durch die glatten, weichen Wellen des Oceans mit fortführten. Von feindlichen Anfalle noch bedroht, wiegten sich die Geschöpfe der uralten Tiefe mit ihren wunderlichen, launenhaften Formen auf prächtigen Korallenbänken und ließen ihre silbernen und goldenen Schuppenpanzer im Strahl der Sonne glänzen. Durch die Lüfte wiegten sich Vögel wie zerflatternde Blumensträuße, in den glühendsten Farben leuchtend und die Gebüsche mit dem lauten Trompetengeschmetter ihrer wilden Gesänge füllend. Auch das sah ich hier in den Lüften leben, was wir nur traurig auf die Erde gebannt erblicken. Eidechsen mit langen Fledermausflügeln zogen in schwerfälligem Flug über Seen hinweg, und ihnen nach flog eine bunte Muschel wie eine kleine Luftgondel, gelenkt durch schleierartige Flügel, die das darin sitzende Thier in den Lüften gleich einem Segel flattern ließ. Ueberall wogte und webte es. Wie ein mit vollen Händen in die Luft geworfener Haufen Diamanten funkelten plötzlich Schaaren kleiner Staradäen in die dunkle Bläue hinauf und sanken schimmernd auf die üppigen Grasewellen nieder. Wenn die Dämmerung eintrat, brannte noch glühendes Abendroth am Himmel fort; dennoch konnte man es tiefes Dunkel nennen gegen die unaussprechliche Kraft der Sonne der Urwelt. Jetzt füllten sich die riesigen Kelche der Blumen mit den kleinern Vögeln, die dort ihre Nester hatten, jetzt erhob sich aus den dunkelnden Gebüschen ein Schwarm Glühschmetterlinge, jeder in andern Farben brennend, kleine farbige Sonnen, und indem sie über den nächtlichen Spiegel der Seen dahinzogen, schimmerten im Wiederschein tausend Farbenblitze durch die Nacht. Sie begannen ihre Tänze in der Luft, und ein phantastisches Feuerwerk blendete mein Auge. Wie ich noch erstaunt hinaufblickte, sah ich mich plötzlich selbst von ihnen umgeben und in einer farbigen Glorie brennend; bald darauf hängten sie sich als Festguirlanden an die hie samen Stämme der Palmen und bildeten in der Luft Tempel und schwebende Gebäude. — Aber auch ihre Schrecken hatte die Nacht. Das Auge glaubte in nicht weiter Ferne eine ansehnliche Stadt mit Thürmen und hohen Wällen ragen zu sehen; plötzlich aber bewegten sich diese Thürme, erhoben sich diese Mauern und die ungeheure schwarze Masse richtete sich als ein träges Mammouth, oder als ein riesiges Rhinoceros aus dem Binsengeflecht des Ufers in die Höhe und wandelte wie eine Erde auf der Erde schwerfällig weiter. — Auch in dieser tagbellen Nacht hörte überall das Singen und Tönen nicht auf. Es war, als könne sich diese wunderbar kräftige und überquellend reiche Schöpfung nicht genug thun in Blüthe, Gesang, Gestalt und Leben. Farbe kämpfte gegen Farbe, Licht gegen Licht, Glut gegen Glut, und nur kurze Frist hatte die rothe Dämmerung gedauert, so öffnete sich schon von Neuem wieder das diamantne Thor des strahlenden Tages."

(Die Fortsetzung folgt.)

Volksthümliches aus Portugal.

(Fortsetzung.)

Die Versammlung schien endlich vollzählig, die Capinhas mit ihren zwanzig Fuß langen Stachelstangen traten ein und trieben die Ochsenheerde aus der Arena nach den Zwingern, unter Anführung der Cabrestos, die alsdann von den wilden Stieren gesondert wurden. Alle folgten geduldig und gutwillig ihren Anführern, nur

Digitized by Google

einer der wildesten widerstrebte und war durchaus nicht aus der Arena zu bringen; jedesmal wenn man ihn am offenstehenden Thore, mitten unter den gezähmten Ochsen dem Ziele nahe hatte, brach er wieder durch und man wurde nicht fertig. Da war endlich die Geduld des Publikums erschöpft, aus tausend Kehlen erschallte es: a unha, a unha! d. h. man solle ihn mit den Händen fassen und abführen. Einige der Capinhas, diese handfesten, stämmigen Ochsentreiber und Zuchter, die von Jugend auf mit den Stieren umgehen, wagten sich auch daran, allein augenblicklich wurden sie auch auf die Hörner genommen und wie Strohwische in die Luft geschleudert, so daß sie krächzend zu Boden fielen, im Augenblicke aber, wo der Stier sie verließ, wieder auf den Beinen standen. Da sprang ein wahrer Herkules an Kraft aus den zuschauenden Bauern hervor und faßte den wüthenden Stier so fest am Schweife, daß er ihn nicht wieder losließ, trotz der ungeheuersten Sätze und Sprünge, die das Thier machte. Andere konnten nun herzukommen, die ihn bei den Hörnern und an der Nase faßten, wodurch er zum Stehen gezwungen und nun in das Thor geschoben wurde; bevor man aber dieses hinter ihm schließen konnte, und in dem Augenblicke, wo man ihn losließ, wendete es sich abermals den Gegnern wüthend zu, die auseinander stoben; denn die Sache gewann jetzt ein gefährliches Ansehen, da von einem der spitzen Hörner der lederne Knopf abgegangen war. Der Stier war nun auf keine andere Art aus der Arena zu bringen, als daß man ihm eine Schlinge überwarf und ihn mit derselben an einen Ochsenkarren festknebelte.

Ich habe den Hergang bei einem modernen portugiesischen Stiergefechte, seit die Stiere weder gemartert noch getödtet werden dürfen, bereits früher (Nr. 25 u. 24, 1838) beschrieben und verweise hier darauf, um mich nicht zu wiederholen. Es war mir beim gegenwärtigen Artikel mehr um Schilderung des zuschauenden Volks, als des Gefechtes selbst zu thun, daher auch bei den folgenden Bemerkungen vorzüglich jenes in's Auge gefaßt wird.

Das Ganze ist seit der neuen Einrichtung eine halsbrechende Neckerei, und statt des berittenen Piccadors, der keine Wunde mehr beibringen darf, spielen die Fechter zu Fuß, die Farpeadores, welche dem Stier die Stachelstöckchen in den Nacken setzen, die Hauptrollen. — Hat der Piccador den ersten Angriff eines gereizten Stiers glücklich abgeschlagen, so bleibt der Stier gewöhnlich plötzlich stehen; es scheint, als wolle er sich besinnen, wo er ist und was mit ihm vorgegangen, er hebt das Haupt, schaut hierhin und dorthin nach der Versammlung von Tausenden; er holt tiefen, lauten Athem, bückt sich mit den weitoffenen Nüstern bis auf den Boden, scharrt mit der größten Gewalt den Sand hoch hinter sich in die Luft und schielt dabei seitwärts nach denen, die ihn nun von allen Seiten durch Rufen, Pfeifen, Klatschen und Schwenken der rothen Tücher zum Kampf herausfordern, hebt dann abermals sein Haupt, stampft mit den Füßen, und nun mit einem Male rennt er in blinder Wuth auf den los, den er sich zur Rache erkoren, oder der kühn genug war, sich ihm am meisten zu nähern. Kaltblütig empfängt dieser den Angriff, weicht ihm auf's Geschickteste aus und setzt ihm in dem Augenblick eine oder zwei Farpas in's Genick. Er verspürt dabei immer einen kleinen stechenden Schmerz, so daß er im Moment den Angriff vergißt und die fürchterbarsten Sätze in die Luft macht, dabei brüllt und mit dem Kopfe schüttelt, um die Farpas abzuwerfen, was ihm aber nicht gelingt. Ist der erste Schmerz vorüber, so wird er wieder ruhiger und empfänglicher, sich zu einem neuen Angriff verlocken zu lassen. Verliert er endlich den Muth und will nicht mehr angreifen, so läßt man die zahmen Ochsen in die Arena, zu welchen er sich alsbald gesellt und sich ordentlich unter ihren Schutz begibt; sie nehmen ihn zwischen sich und führen ihn zur Arena hinaus. Zeigt aber ein Stier noch hinreichenden Muth, so daß er sich nicht entfernen will, so schreit das unruhige Publikum: a unha! a unha! und sind die Fechter ermüdet, dann treten die sechs oder acht Gabelträger hervor, kleine, handfeste, breitschulterige Burschc, geben gerade auf den Stier los, tanzen vor ihm herum mit ausgebreiteten Armen, klatschen in die Hände, und der Stier steht indessen mit gebücktem Kopfe und zornigen Augen, bald den Einen, bald den Andern anschanend und sich ihm zuwendend. Oft dauert es lange, bis derselbe einen Entschluß faßt und eine Wahl trifft; er schnaubt und scharrt und brüllt unaufhörlich, bis er endlich des Hohns müde wird, sich gerade richtet, dann etwas die Groupe wie zum Anlauf senkt und nun mit vorgelegtem Kopfe und aller Kraft dem, der ihn am meisten geärgert, zurennt. Dieser stürzt sich ihm muthig zwischen die weiten Hörner, so daß der Stoß den weichen Unterleib trifft, fällt mit der Brust über den Hals und umklammert diesen fest mit beiden Armen. Besitzt er die Geschicklichkeit und Kraft zugleich, sich nach dem ersten Griff nicht abschütteln zu lassen, dann ist der Stier auch besiegt, trotz seiner Anstrengungen, sich seinen Gegner vom Hals zu schaffen und ihn gegen die Erde zu stoßen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die Barrières.

Darf man den Zeitungen Glauben beimessen, so sinnt die Obrigkeit auf Mittel, die Ausdehnung der Stadt nach der

Digitized by Google

nördlichen Seite zu verhindern. Wie sie dies bewerkstelligen will, wird nicht gesagt, und ist mir auch gar nicht einleuchtend. Wer hat je eine Stadt verbindern können, sich südlich oder nördlich auszudehnen. Wenn sie nicht das Unglück hat, eine Festung zu seyn? Und was liegt auch daran, ob Paris sich gegen Süden oder Norden verlängert? Aber wahrscheinlich ist die Besorgniß der Pariser Stadtbehörde anderer Art. Es hat sich nämlich auf die nördliche Seite der Stadt, welche sonst nur einige Schenken und Kleinkrämerbuden aufzuweisen hatte, die Bauspekulation mit solchem Eifer geworfen, daß dadurch die ganze Gegend bevölkert worden ist, und daß der Montmartre, ein Hügel, der sonst nur Leichenhöfe, Windmühlen und Kneipen trug, Gefahr läuft, von den Pariserm umzingelt und von unten bis oben mit Straßen und Gebäuden bezogen und bedeckt zu werden. Nun wäre es freilich schlimm für die Bequemlichkeit des täglichen Verkehrs, wenn der steile Montmartre ein Pariser Revier würde; allein das ist Sache der Bürger, die am besten wissen müssen, was bequem oder unbequem für sie ist. Auch ist es nicht der Montmartre an sich, was die Obrigkeit besorgt macht; aber die immer wachsende Bevölkerung der Batignolles, so heißt das neue Revier vor der Stadt, entzieht dieser eine Menge Bürger, welche es zurückzieht finden, vor der Stadt zu wohnen, als innerhalb. Die Miethe ist dort wohlfeiler, die Wohnungen sind bequemer und die Lebensmittel dasselbst nicht verzollt, wie innerhalb der Barrièren von Paris. Hier ist also lauter Gewinn, und was die Entfernung betrifft, so wird diese Unbequemlichkeit durch die Omnibus gehoben, welche alle fünf oder zehn Minuten vom Morgen bis zum späten Abend von Batignolles abfahren, und die Leute für sechs Sous in die entferntesten Gegenden der Hauptstadt bringen. Die Pariser Obrigkeit hat aber nicht umsonst die große Stadt mit einer hohen Mauer und mit dreißig oder vierzig Barrièren umgeben; nicht umsonst hält sie eine Schaar von Zöllnern. Die Einfuhr der Lebensmittel bringt der Stadt die ungeheuern Summen ein, deren sie bedarf, um große Gebäude zu errichten, die Straßen stets zu pflastern, Trottoirs anzulegen, die Straßen breiter und regelmäßiger zu machen, Gasbeleuchtung anzuordnen, Schulen zu halten u. s. w. Gehen also die Bürger schaarenweise aus den Barrièren und lassen sich außerhalb derselben nieder, so verliert dadurch die Stadtkasse einen beträchtlichen Theil ihrer Einkünfte, und das her rührt die Besorgniß des Magistrats. Wie das Uebel aber zu heben ist, sieht man nicht recht ein. Schon einigemal hat man die Barrièren an den Seiten der Stadt, wo die Bevölkerung eine Tendenz zeigte, sich außerhalb derselben zusammenzudrängen, weiter hinaus verlegt und dadurch die Bürger in's Netz gefangen, dem sie entgehen wollten. Die Batignolles aber erweitern sich dergestalt nach der Feldseite hin, daß man die Stadt unendlich ausdehnen müßte, um die Batignolles in dieselbe hineinzuschieben. Wahrscheinlich sinnt man auf Mittel, die Ansiedler dasselbst dem Zolle zu unterwerfen; mit fiskalischen Maßregeln ist man hier wie anderswo außerordentlich freigebig, und zeigt darinn vielen Scharfsinn; vergebens trachten die Bürger denselben zu entgehen. Solchergestalt sich weg und siedeln sich dort an, wo sie etwas erträglicher leben können; die Finanzherren finden aber schon Mittel, sie wieder zu ertappen. Allenfalls könnte Batignolles eine eigene Stadt ausmachen; denn es sollen hier schon 12 — 15,000, Einige behaupten sogar 20.000 Menschen beisammen leben; es fehlt ihnen weder an Kaffeehäusern und Traiteurs, noch an Erziehungsanstalten und Fabriken, und ein kleines Schauspielhaus, worin täglich gespielt wird, steht am Abhange des Montmartre. Unter einem Theil des Ortes geht der unterirdische Gang der Eisenbahn her, und da diese in der Nähe ihren Anfang nimmt, so ist dies ein Grund mehr, warum die Bevölkerung so stark zunimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Volksfest.

Der Geburtstag des Königs mit seinem jährlichen Gefolge von Festen bildet für die Einwohner Stuttgarts im Grunde noch einen schärferen Zeitabschnitt, als die Herbstfeier. Mit dem landwirthschaftlichen Fest ist für uns der Sommer definitiv zu Ende. Die Weinlese berührt bei weitem nicht so Viele, als jene Feier auf dem Rasen bei Cannstadt, welche unsere Stadt jedesmal fast entvölkert. Und doch ist es dabei keineswegs auf Abwechselung und Ueberraschung abgesehen, und der gewaltige Zusammenfluß von Menschen ist, wie mich's dünkt, in solchen Fällen, am Ende Selbstzweck. Auf der Diuvialebene des Neckarthals ist ein über tausend Fuß im Durchmesser haltender Circus abgesteckt und größtentheils von amphitheatralischen Gerüsten umgeben; am Eingang prangt auf hoher Tribüne eine gewaltige Säule, bekleidet mit Naturprodukten und mit einem Kapitäl aus riesenhaften Früchten; gegenüber der königliche Pavillon. Ausstellung neuer Ackerbauwerkzeuge und anderer Industrieprodukte, Paradirung des Bürgermilitärs, Aufzahrt des Hofs, der Behörden, der Gesandten. Umzug des preiswürdigen Viehs, Preisvertheilung an die Besitzer desselben. Wettrennen mit freier Konkurrenz — dies ist das äußerliche Programm, und der eigentliche Akt in einer Stunde, am Mittag, vorüber. Der Kaiser von China zieht eigenhändig mit dem Pflug eine Furche: hier thut der König dasselbe in der Weise unserer Cultur und unserer Zeit, welche die reelle Prämie an die Stelle des symbolischen Beispiels gesetzt hat. Die edeln Thiere, Werkzeuge und Produkte der Landwirthschaft zugleich, sind gemustert und gewürdigt, und nun besteht die Hauptsaft in der Mustrung, die das Volk mit sich selbst vornimmt. Das Umhertreiben der Volksmenge, die Schaustellungen aller Art, die vielfache Speise- und Trinkwirthschaft im Freien — Alles ist zweimal jedes Jahr dasselbe; blickt man aber eine längere Reihe von Jahren rückwärts, so macht sich doch in zahlreichen Momenten, in der ganzen Haltung des Volks, in der Beschaffenheit und Anordnung der materiellen Genüsse, und in der Art, sie sich anzueignen, eine erfreuliche Verbesserung bemerklich. Es ist nicht unsere Sache, zu beurtheilen, in welchen Zweigen der Agricultur und Viehzucht das Land unter der jetzigen Regierung, das heißt seit dem Frieden, die größten Fortschritte gemacht hat. Eine flüchtige Erinnerung und der Augenschein lehren, daß der allgemeine Fortschritt jedenfalls ein bedeutender ist. Der Mensch kann aber die Mittel seiner materiellen Existenz nicht erweitern und veredeln, ohne zugleich sich selbst, im Innern und im Aeußern, im Bereiche seiner Ideen und in den Verhältnissen zu Seinesgleichen freier zu machen und zu raffiniren, was zwar nicht immer an sich eine wahre Verbesserung, aber doch häufig ein Schritt dazu ist. Bei Gelegenheiten, wie das Cannstadter Volksfest, bringt das Volk neben seinen veredelten Hausthieren und Bodenprodukten sich selbst in seiner Cultur und Besinnung zur Ausstellung, und erkennt sich selbst für die allmählich Verbesserung in der äußern Haltung, für den immer lebendiger und ungewungener werdenden Verkehr, für die Steigerung des Unternehmungsgeistes jedes Jahr höhere Preise zu, indem es im selben Verhältniß besser und verständiger ißt und trinkt und alle seine Genüsse erweitert. (Die Forts. folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 16. Oktober 1838.

Zu kühnem Wagniß schicken sie sich an,
Denn Jubel lohnt und Blicke schöner Frau'n,
(Wofür wohl beste Thaten sonst geschahn!)
Wen man im Spiel heut wird als Sieger schau'n.

Byron.
Childe Harold.

Volksthümliches aus Portugal.

(Beschluß.)

Während nun der Stier den Angeklammerten auf's Furchtbarste schuttelt, kommen seine Kameraden herbei, bändigen das Thier vollends und scheiden es kraftlos und gleichsam beschämt rückwärts aus der Arena hinaus. Dem muthigen Sieger aber wird großer Beifall geklatscht; er geht mit dem Hute in der Hand umher und empfängt von den Zuschauern in den Logen manche silberne Gabe. — Gelingt es aber dem Verwegenen nicht, sich mit dem ersten Griffe festzuklammern, dann wehe ihm und seinen Rippen! Funf, sechs Fuß hoch wird er von dem wüthenden Thiere in die Luft geschleudert und beim Niederstürzen noch einige Mal mit den Hörnern aufgeschuttelt und mit Füßen getreten. Sobald er nun regungslos daliegt, so daß man ihn für todt halten sollte, verläßt ihn der Sieger — mit Todten hat er nichts zu schaffen — und wendet sich gegen die andern, die ihn durch Neckereien von dem Besiegten abzubringen suchten. Für den Ungewöhnten ist dies ein ängstlicher Augenblick; man glaubt, der Mensch sey todt, oder habe wenigstens Arme und Beine gebrochen; allein meistens ist es ein Kunstgriff desselben, sich leblos zu stellen, damit der Stier von ihm ablasse, und sobald dieses geschehen, rafft er sich zum Jubel aller Geängsteten wieder auf und mischt sich von Neuem unter die Angreifenden. Nicht selten jedoch wird er besinnungslos aus der Arena getragen, und Mancher bekommt einen Stoß, der ihm für sein ganzes Leben einen siechen Körper zuzieht. Zu den höchst seltenen Fällen gehört, daß einer todt auf dem Platze bleibt, oder so zugerichtet wird, daß er nach wenigen Stunden den Geist aufgibt, wie es am vorhergehenden Tage in Villa Franca geschehen; und dann schimpft man ihn noch obendrein einen Tolo, einen dummen Teufel, der sich auf eine Sache eingelassen, die er nicht verstanden: er habe weder die Geschicklichkeit gehabt, den Stoß zu empfangen, noch die Kraft, sich festzuhalten, und zu guter Letzt habe er dann noch die Dummheit begangen, beim Sturze aus der Luft sich steif zu machen und furchtsam dem Fall zu widerstreben, da es doch eine Hauptregel sey, den Körper dabei ganz schlaff zu halten. Erhält aber einmal ein ausgelernter Stierfechter starke Contusionen, so daß er weggetragen werden muß, dann heißt es: Cuidado, der arme Mensch! er versah es hierin oder darin, woran aber nicht er, sondern dieser oder jener Schuld war, oder er hatte schon vorher über Unwohlseyn geklagt, das nun die Ursache seyn muß, daß er unterlag. Auf alle mögliche Art sucht man ihn zu entschuldigen, wenn er zu den Lieblingen des Publikums gehört.

Digitized by Google

Den ſo übel Zugerichteten, die unzemein ſtarke Naturen haben und ſich ſehr bald wieder erholen, gibt man, ſobald ſie nur wieder zur Beſinnung kommen, ein großes Glas Waſſer mit Eſſig und Zucker zu trinken, und bald darauf verſäumt der Burſche nicht, zwar mit verſtörtem Antlitze und blutigen Spuren an ſeinen Kleidern, übrigens munter und guter Dinge, obgleich hinkend oder einen Arm in der Binde, in der Arena zu erſcheinen, wo ihm dann ein lautes freudiges Bravo entgegenſchallt und von allen Seiten Schmerzensgelder aus den Logen herabregnen, und weniger als einen Cruzado (20 Sgr.) wirft ihm Niemand zu. Nicht ſowohl das Mitleiden oder die Anerkennung des Verdienſtes treibt die Portugieſen zu dieſen Gaben, ſondern vielmehr die ihnen eigene Großthuerei. Sollte es auch der letzte Cruzado ſeyn, den ſie beſitzen, ſie werfen ihn freudig in die Arena hinab, und zwar ſo, daß es Jedermann ſieht. Man darf wohl verſichert ſeyn, käme ein ſolcher Stierfechter hinterher und bäte Jeden einzeln um eine kleine Beiſteuer, er würde von den Meiſten gar nichts oder kaum ſo viele Pintem erhalten, als ihm in der Arena Cruzados zugeworfen wurden. — In dem goldnen Zeitalter Portugals, das mit dem Jahre 1807 endigte, ſah man nicht ſelten eben ſo viele Goldſtücke aus den Logen dem Sieger oder dem mißhandelten Lieblingsfechter zufliegen, wie heutzutage Cruzados, und mancher arme Teufel war dadurch für das ganze Jahr geborgen.

Alles dies gilt jedoch nur von denjenigen, welche das Geſchäft als Stierfechter handwerksmäßig treiben und dafür engagirt und bezahlt werden, gleich den herumziehenden Comödianten und Seiltänzern, wie dies namentlich in den beiden Circus von Santa Anna und Salitre zu Liſſabon der Fall iſt. — Auf dem Lande dagegen, wo die Stiergefechte gratis gegeben werden, treten zwar auch bezahlte Stierfechter auf, außerdem aber eine Menge Volontairs, beſonders in den Gegenden, wo die Viehzucht zu Hauſe iſt und wo man täglich mit den wilden Ochſen zu ſchaffen hat. Sie wollen ſich vor ihren Liebchen hervorthun oder vor dem Publikum ihre Stärke und Behendigkeit an den Tag legen. Man kann dann immer darauf rechnen, etwas Außerordentliches zu ſehen; denn einer, der ſeiner Sache nicht gewiß iſt, wagt es nicht, aufzutreten; Hohn und Spott würden ihn verfolgen, wenn ihm ſeine Künſte mißlänckten. — Bei gegenwärtigem Feſte wurde am meiſten einer der Capinhas bewundert, der aus manchen Logen ein in Herzform zugeſchnittenes kleines Papier mit einem rothen Schleifchen erhielt, welches er zu Ehren irgend einer Dame dem auf ihn zurennenden Stier vor dem Kopf gerade zwiſchen den beiden Augen feſtkleben mußte, wofür er denn ebenfalls Geſchenke erhielt. Unter ſechsmal ſchlug es ihm nicht einmal fehl.

Es lief an dieſem Tage alles ohne Unglück ab, obgleich einmal ein Stier den Piccador mit ſammt ſeinem kleinen Pferde auf die Hörner nahm und Beide in den Sand ſtreckte, auch einige der Capinhas faßte und in die Luft ſchleuderte. Nach Fechterſitte, wo es auf Leben und Tod geht, wie es früher auch hier Sitte war und in Spanien noch immer iſt, hätte der umgeſtoßene Piccador nun kein Pferd wieder beſteigen dürfen, ſondern ſeinen Gegner zu Fuß mit dem Schwerte beſiegen, daſſelbe ihm in's Herz ſtoßen müſſen; hier aber raffte er ſich ſobald wie möglich, unter dem Gelächter des Publikums wieder auf und beſtieg ſeine hinkende Roſinante, um damit den Schauplatz ſeiner Niederlage zu verlaſſen. — Erſt die Nacht beſchloß dieſes Feſt, an dem ſiebzehn Stiere gekämpft hatten, welche von den vorzüglichſten Viehzuchtern der Umgegend dazu hergegeben worden waren. Die des Capitao Mor mit ihren wilden Trockköpfen wurden allgemein für die muthigſte Race gehalten. Eine Grandola ſtieg mit großem Krachen und Praſſeln zum Himmel empor als Finale, und nun bot ſich dem Auge wieder ein neuer, herrlicher Anblick dar. Der Abhang des Bergs mit ſeinen zehntauſend bunten Geſtalten und Köpfen, die bisher faſt regungslos, im Anſchauen verloren dageſeſſen, wurde mit einem Male lebendig. Es entſtand ein Gewühl, ein Durcheinander wie in einem aufgeſtörten Ameiſenhaufen, bis endlich die ganze bewegte Maſſe ihre Hauptrichtung bergab nahm und ſich alsdann nach allen Seiten verbreitete. — Die ſo ſchnell hier vorübergehende Dämmerung war ſchon eingetreten, dicker Qualm fuhr ſchon aus dem Schlote des unweit auf dem Tajo liegenden Dampfſchiffes, als Zeichen der nahen Abfahrt, und nachdem wir noch in aller Geſchwindigkeit in einer ärbärmlichen Marketenderbude etwas genoſſen, um den grimmigſten Hunger zu ſtillen, eilten wir, an's Schiff zu kommen, um nicht in Villa Franca die Nacht auf der Straße zubringen zu müſſen. Mehr als hundert Perſonen waren auf dem Fahrzeuge verſammelt, um nach Liſſabon zurückzukehren, und um neun Uhr ſetzten ſich die Ruder in Bewegung. Es war eine heitere, herrliche Vollmondnacht ohne ein bewegtes Lüftchen, die Wärme der Atmoſphäre aber gemildert durch die kühle Waſſerluft. Aus der Ferne hörte man die Geſänge des heimkehrenden Landvolks und das weitſchallende, ſonderbare Getön der Ochſenkarren, ſo wie die dumpfen, tiefgeſtimmten Glocken der an den Ufern weidenden Viehheerden; das von den Rädern gepeitſchte Waſſer ſprudte Funken, das nahe Ufer war von leuchtenden Wurmern und Käfern erfüllt: lauter Gegenſtände, die ein deutſches Gemüth mit Träumen füllen und ihm einen ungemeinen ſtillen Genuß gewähren, einen Portugieſen aber völlig ungerührt laſſen; er hört und ſieht ſo etwas gar nicht. Die Meiſten ſtreckten ſich, in ihre Mäntel gehüllt, auf dem Verdecke oder in der Cajute auf den Boden und ſchliefen, andere ſpielten Karten an einer langen Tafel, wobei es manchen lärmenden

Digitized by Google

Wortwechsel gab, der in andern Ländern Duelle herbeigeführt haben würde, hier aber immer wieder friedlich endete. Um ein Uhr nach Mitternacht landeten wir wieder auf dem Cacs do Sobré, und obgleich wir den ganzen Tag über so gut wie nichts genossen hatten, kostete doch jeden von uns dieses Vergnügen, wenn man es so nennen kann, über drei Thaler, worauf man abnehmen kann, wie kostspielig hier alle Vergnügungen sind.

Der Dodo.

(Fortsetzung.)

„Nur eines fehlte in dieser herrlichen Natur — der Mensch. Nirgends, wo ich auch spähend hinblickte, entdeckte ich eine Spur von meines Gleichen; nur als das mich umgebende Bild an Lebhaftigkeit abnahm, wenn es mir erschien, als sey ich in kältere und düsterere Regionen gelangt, so fand ich, wie das erste Mal, O'Brian schlafend unter der großen Blume. Er erwachte und wir saben uns Beide in eine kalte, finstere Nacht hinausgestoßen: es war aber der glänzendste Tag der indischen Sonne."

Pamela hielt hier einen Augenblick inne und der Professor sagte: „Diese Träume haben einen Kern von Wahrheit. Einige jener vorweltlichen Geschöpfe haben sich in Verkleinerungen allerdings gefunden, allein nichts von der großen Schlange, von dem Orangenwälder tragenden Fische, nichts von den farbigen Glühschmetterlingen. — Wir Naturforscher müssen das wissen. Ich weiß auch nicht, ob die so viel tausendmal stärker leuchtende und wärmende Sonne von den Astronomen Ihnen wird zugestanden werden. Doch was den Menschen betrifft, da mögen Ihre Träume wieder Recht haben, denn wir Naturforscher nehmen an, daß die Schöpfung des Menschen in eine spätere Periode der Erdgeschichte fällt. — Nun, und wie weiter?"

Die junge Dame fuhr fort: „Ich will Ihnen in der Kürze sagen, daß ich O'Brian liebte, daß meine Eltern zu dieser zu hoffenden Verbindung ihren Segen gaben." — „Ach," rief der Professor verdrießlich, „das ist eine Geschichte, die sich in unsern Tagen tausendmal zuträgt, und die nichts Vorweltliches an sich hat." — „Warten Sie nur," sagte Pamela. „Kennen Sie denn O'Brian? wissen Sie, auf welche Weise seine Erscheinung auf mich und mein phantastisches zweites Leben influirte? Hier kommt das Wunder des Wunders."

„Ich muß nothwendig nochmals auf die äußere Gestalt meines Geliebten zurückkommen. Immer hatte sein Erscheinen etwas Auffallendes, doch nichts Wunderbares. Er war von zartem, fast mädchenhaftem Wuchse, und seine Gesichtsfarbe war ein schimmerndes, fast alabasterartiges Weiß; die Lippen nur wenig geröthet, das Haar und die Augen dunkel; die letzten waren so glänzend wie Edelsteine, und besonders das Weiße des Auges war von einer Reinheit und einem Schimmer, wie ich es nirgends anders gesehen. Ich sah ihn selten zu Pferde oder sich überhaupt heftig bewegen; er war still und sein Gang mehr schwebend, als fest auftretend. Seine Bekannten ergötzen sich, ihn oft ein verkleidetes Mädchen zu nennen. So war sein Erscheinen in den gewöhnlichen Verhältnissen; ganz anders stellte er sich mir in meinen Träumen dar. Ihn hier zu schildern, fehlen mir Worte und Farben. Wenn ich mich so ausdrücken darf, hatte er von der menschlichen Gestalt nur die Umrisse, die leichten Blumencontouren; die materielle Ausführung in Stoff und Geberde fehlte. Es war, als wenn in diesen klaren, durchsichtigen Zügen der Gedanke und die Empfindung unmittelbar unter der Oberfläche spielten, während in unsern Physiognomien sich eine grobe Schicht von Erde über die feine Seelenmaske zu breiten scheint. Ich las seine Seele ihm aus den Augen mit derselben Klarheit, wie ich mein Bild im Wasserspiegel erblick. Es war nicht möglich, daß wir uns täuschten: die Liebe zu O'Brian war mein Bewußtseyn, war mein eigen Selbst, ich fühlte, daß ich dazu geboren war, ihn zu finden, und daß, wenn wir einander hier verloren gingen, wir gemiß im Lande der Geister uns wieder vereinigen würden."

„O'Brian vermied es, über sein eigentliches Wesen und seinen geheimnißvollen Ursprung mit mir zu sprechen; allein aus einzelnen Aeußerungen erriet ich dennoch Folgendes. Lange vor dem Beginn unserer dunkeln Sagen von der Erschaffung des Menschen war die Erde schon mit Wesen bevölkert, die dem Menschen ähnlich, aber wirdig waren, die Krone jener bräutlichen, jungen Schöpfung zu seyn, wie sie unmittelbar aus den Händen des Schöpfers hervorging. Die Geschichte hat eine dunkle Erinnerung von diesen Jugendträumen der Zeit, und die Erde bewahrt, wie eine Wittwe in ihrem Schmuckkästchen die einst ihr geschenkten Brautdiamanten, noch Reste, die auf das Daseyn der vorweltlichen Menschenrace weisen. Die Hebräer sprechen von ihren sechzig vorweltlichen Salomonen, und egyptische Weise sagen, daß die Sonne dreimal schon die Stätte ihres Auf- und Niederganas gewechselt, und jede Epoche dieser Art eine neue Geschöpfgattung, die sich die oberste auf der Stufe der Wesen nannte, hervorgerufen habe. Der unerforschliche Born der Schöpfung läßt sich von keinem Senkblei der Sage ermessen. Gegen die Unermeßlichkeit der Himmel ist jede menschliche Berechnung ein Staubkörnchen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Eisenbahnen.

Wer kann es übrigens den Parisern verdenken, daß sie so emsig darnach trachten, außerhalb der Ringmauern der Hauptstadt sich niederzulassen und Athem zu schöpfen? Von der Natur, vom Gewächsreiche, vom Horizonte seyen sie innerhalb der Stadt so gut wie nichts; daher strömen sie auch in so großer Menge nach dem Walde von St. Germain hinaus, seitdem die Eisenbahn dahin fährt; dies scheint ihr Sommerspaziergang werden zu sollen. Am Sonntage schaffen die Dampfwagen auf dieser Bahn zehn- bis zwölftausend Menschen hinaus. Eine Verzweigung derselben Bahn führt nun auch nach St. Cloud, und hier wird es ebenfalls an Sonntagen außerordentlich voll. Zu dem Parke des Lustschlosses und zu dem daran stoßenden beträchtlichen Dorfe St. Cloud können die Pariser jetzt auf drei Arten gelangen: vermittelst kleiner und eleganter Wagen, welche zwölf Personen fassen und halbstündlich von Paris abfahren, dann vermittelst der Dampfboote, welche zu jeder Stunde am Tage vom Fuß abstoßen, bei der Rückkehr aber mehr Zeit brauchen, als die Wagen, und dann endlich vermittelst der Dampfwagen auf der Eisenbahn. Diese bringen die Reisenden in fünfundzwanzig Minuten hin, was auch noch zu lang ist; man scheint aber die Pariser, die sich leicht ängstigen, durch langsames Fahren beruhigen zu wollen. In der Folge werden sie vielleicht schneller werden und schneller fahren wollen. St. Germain, St. Cloud, Versailles, die nun alle durch Eisenbahnen mit Paris in enge Verbindung gerathen, werden wahrscheinlich in wenigen Jahren ein anderes Ansehen gewinnen; denn sicher werden sich dort eine Menge Pariser Gewerbsleute niederlassen, um die Pariser Besucher zu bedienen; auch die von ihren Renten Lebenden werden sich wohl in Menge dort anbauen wollen, da sie so leicht und schnell in die Hauptstadt zurückkehren können. Schon jetzt ist es unglaublich, bis um neun Uhr Abends in der Hauptstadt zu bleiben und alsdann auf der Eisenbahn in einer halben Stunde nach St. Germain zu kommen, eben so von dieser Stadt nach Paris, so daß man einige Vaudevilles, oder ein Trauerspiel, oder eine Operette in Paris mit anhören und alsdann zu St. Germain zu Bette gehen kann. Es ginge ganz gut an, daß man von St. Germain, wo sich mehrere bedeutende Privaterziehungsanstalten befinden, die Zöglinge vermittelst der Dampfwagen täglich nach Paris führte, damit sie den Vorträgen in den Colleges royaux beiwohnten. Dazu würde ungefähr nur doppelt so viele Zeit erforderlich seyn, als einige in den Pariser Vorstädten liegende Erziehungsanstalten brauchen, um ihre Zöglinge in eigends dazu verfertigten Wagen, die wie Omnibus aussehen, nach jenen Colleges zu führen. Beamte werden draußen wohnen und sich ganz bequem täglich in ihre Bureaux oder in ihre Diasterien begeben können. Was ihnen die Fuhren kosten, ersparen sie an Miethzins, der natürlich in der Umgegend von Paris nicht so hoch steht, als mitten in der Stadt. Nun haben die Eisenbahnen freilich die Unbequemlichkeit, daß sie nicht mitten in der Stadt, sons dern am äußersten Ende anfangen, und man daher einen weiten Weg zu machen hat, um sie zu erreichen; aber in Paris sorgt man für alle mögliche Bequemlichkeit. Man trifft bereits in den verschiedenen Stadtrevieren Omnibus an, welche für sechs Sous die Personen aufnehmen und sie bis zur Eisenbahn bringen. Zudem wird im künftigen Jahr jedes der beiden Seineufer und der durch diesen Fluß getrennten Stadtreviere seine Eisenbahn nach Versailles haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Wettrennen.

Seit fünf Jahren hat sich hier ein Wettrennverein gebildet, der den Tag nach dem Volksfest auf demselben Platze seine Rennen hält, zu welchen immer fast so viel Volks zuströmt als Tags zuvor. Der Zweck des Vereins ist Verbesserung der Pferdezucht. Es ist freilich noch ein allgemeines Problem, ob und in wie weit Pferderennen an sich dahin wirken, und unser Verein konnte bei seiner kurzen Dauer noch nicht viel zur Lösung einer Frage beitragen, welche älter deutsche Gesellschaften der Art noch unentschieden gelassen haben. Aber der Einfluß, den die Einführung der edeln orientalischen Pferde auf die Hebung des Schlags bei uns gehabt hat, wird freilich bei diesen Rennen klar genug, und der Unterschied, der immer zwischen den Leistungen eines Vollblutpferdes und denen eines Halbblutpferdes besteht, zeigt deutlich, wie viel auf jenes glückliche Ebenmaß im Bau ankommt, welches das Thier zur höchsten Virtuosität in seinen natürlichen Kraftäußerungen befähigt. Der König läßt immer einige seiner Vollblutpferde rennen; darauf folgen Rennen trainirter und untrainirter Halbblutpferde, und den Beschluß macht ein Rennen mit Hindernissen, wobei der König selbst den Preis ertheilt. — Bei diesem interessanten Schauspiele wird man sich immer des ganzen sozialen Charakters unserer Zeit recht lebhaft bewußt, wenn man sieht, in welche Bahn sich der dem Manne angeborne ritterliche Sinn geworfen hat, und wie die Nützlichkeit der Prädert zu einem männlichen Kraftspiele geworden ist. Männer aller Stände und Gewerbe nehmen Theil am Verein; dieselbe edle und nützliche Passion einigt hier Ritter und Reiter, Gentleman und Roßkamm, und der menschliche Aristokratismus hat dem des Pferdes gegenüber Platz gemacht, welcher allerdings augenfälliger und palpabler ist. Vielleicht wurde an dieser Stelle deutlich genug des Turnier gehalten: der glatte Rasen ist dazu wie gemacht. Es ist ergötzlich, sich inmitten dieser bewegten Scene in einen frühern gesellschaftlichen Zustand zurückzuversetzen und mit der Einbildungskraft den Unterschied zwischen beiden Zeitpunkten auszumalen. Auch jetzt Fanfaren, ein glänzender Damenkreis mit wehenden Federn, Kampfrichter und Ehrenpreise: aber nicht das Blut des Ritters wird abgewogen, sondern das des Pferdes und der Reiter selbst. Sonst stolzirte das Roß im Gefühle, daß es einen der Edelsten des Gaus in glänzender Rüstung trug; jetzt brüstet sich der Mann mit der Rennvereinsmedaille im Knopfloch des Fracks, weil er von einem so edeln Thier getragen wird, das so und so viele Louisd'or repräsentirt. Kam ein turnierfähiger Jüngling zum ersten Mal in die Schranken gesprengt, so musterte an ihm das neugierige Volk Haltung und Gliederbau, und die den Vater oder den Ahn gekannt, weissagten und dürten geworfen, wenn es Brauch gewesen wäre. Hier sprengen ein paar späte Enkel desselben Geschlechts: der prächtige Fuchs! fünfjährig! ein Sohn Bairaktars! Der herrliche Schimmel aus der Fauue, einer Tochter des Sansparcil!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 17. Oktober 1838.

Now, by the world, it is a lusty wench! —
O let me see thee walk! thou dost not halt.

Shakespeare.

Mademoiselle d'Angeville auf dem Montblanc.

Während ich vor einigen Wochen für's Morgenblatt meinen Aufsatz über die neueste Besteigung des Montblanc durch den jungen Engländer Atkins im August 1837 niederschrieb, stand mir zwar der Berg mit seinem Schneemantel um Haupt und Schultern gegenüber und schaute durch die grünen Akazien des Gartens auf meinen Schreibtisch, unwirsch, wie der Löwe, auf dem Amor reitet; aber ich ahnete doch nicht, was Unerhörtes auf ihm vorging.

Schon vor einigen Jahren hat das Morgenblatt in meinen Bemerkungen über die Gletscher von Faucigny erzählt, wie ein Mädchen aus dem Chamounithal auf den Gipfel des Montblanc gelangte, zwar nicht durch eigenes Verdienst und Würdigkeit, sondern durch die Kraft und den freundlichen Willen der Guides, die sie auf ihr dringendes Bitten — denn unter ihnen war ihr Bräutigam — auf eine weite Exkursion zur Aufsuchung von Bergkrystallen am Fuß der Dent du Midi mitgenommen hatten und sie trugen, als Marie unfähig war, weiter zu gehen, wo sie dann endlich mit ihr auf den Gipfel des Montblanc gelangten. Daher wurde sie Marie vom Montblanc genannt. Nicht so glücklich war Lady Campbel mit ihrer Tochter, beides mannhafte Frauenzimmer, denen der Mund nach dem Berg wässerte, die glücklich über den Col du Géant in die piemontesische Allée blanche gelangten und gern eine Ascension des Montblanc unternommen hätten, wenn sie ihnen nicht immer von den Guides als eine Frauenzimmer-Unmöglichkeit dargestellt worden wäre. Diese Unmöglichkeit ist nun möglich, ich möchte sagen nicht gar schwer geworden durch die Amour propre und den festen, muthigen Sinn einer in dergleichen Exkursionen geubten Französin.

Bei St. Lambert, im Departement de l'Ain, am Fuß der westlichen Jurawand, wo sich viele rauhe Berge an einander reihen, liegt ein Schloß mit Namen Lompnès. Da wurde Mademoiselle d'Angeville geboren und erzogen. Sie übte sich früh in weiten Bergerkursionen in ihrer Nachbarschaft, wobei sie einmal in vier Tagen siebzig Stunden zu Fuß machte. Dies sollte man nicht glauben bei ihrem zarten Körperbau und ihrem feinen, eleganten Fuß, dem eine gar schöne Hand entspricht. In ihrem Auge zeigt sich allerdings Esprit und Festigkeit, in ihrer Sprache Entschiedenheit und vielfache Gesellschaftsbildung. Uebrigens ist sie nicht hübsch und jetzt gerade zwei-und-vierzig Jahre alt. Sie versicherte mich, schon vor zehn Jahren, beim ersten Anblick des gerade in der Abendsonne glühenden Montblanc, habe sie eine mächtige Sehnsucht empfunden, oben zu stehen, ein Gefühl, das sie seitdem

Digitized by Google

immer nährte und das zum Theil die Urſache ihres längeren Aufenthalts in Genf geworden iſt, wo ſich bekanntlich der Zauberberg mit ſeinen Genoſſen ſo ſchön darſtellt. Da Mademoiſelle d'Angeville nicht reich iſt, ſo arbeitete ſie mehrere Jahre daran, die zu dieſer Excurſion nöthige Summe auf die Seite zu legen, und dieſen Sommer ſagte ſie zu ſich ſelbſt: Jetzt vollend' ich's.

In den erſten Tagen des Septembers reiſte ſie von Genf nach Chamouni. Dort in der „Union“ machte ſie gleich ihren Vorſatz kund. Jedermann, ſelbſt die Guides, vereinigten ſich, ihr Vorſtellungen zu machen und abzurathen. Sie aber ließ ſich nicht irre machen, ſondern beharrte feſt auf ihrem Entſchluß. So mußte man denn endlich auf ihre Gedanken eingehen und mit der mannhaften Demoiſelle in Unterhandlung treten. Sie nahm Joſeph Coutet, der ſchon ſieben Mal auf dem Montblanc geweſen war, zum Guidechef oder Vorführer, fünf andere Guides und zwei Träger. Ihrer waren zuſammen neun.

Als am 3ten September, Montags, ein reiner Himmel und kühle Luft einen herrlichen Tag verkündigten, ward an den Aufbruch gedacht und Alles dazu vorbereitet an Werkzeugen, Trink- und Eßvorräthen. Die Aſcendentin trug über ſtarken Beinkleidern ein Frauenkleid aus dichtem derben Wollenzeug und darüber einen Mantel von Ziegenfell, wie ſie bei den Sennmädchen auf den Alpen der Umgegend gewöhnlich ſind, eine weit in's Geſicht gehende Pelzhaube und darüber einen großen Strohhut, ohne grünen Schleier, auch keine graue Brille, außerdem weite, ſtarke Schuhe mit Kamaſchen und den obligaten Alpenſtock mit Gemshorn. Ehe aber aufgebrochen wurde, hielt ſie es für nöthig, an die Guides und Träger eine Harangue zu halten, die Jedem unpaſſend und überflüſſig ſcheinen wird, der dieſe beſcheidenen, ſittlichen und feinen Leute kennt. Mademoiſelle d'Angeville, die ſchöne Worte und Phraſen liebt und übt, erinnerte ihre Guides daran, daß ſie ein Frauenzimmer führten und ſich daher aller Worte und Ausdrücke enthalten möchten, welche ihre délicatesse de femme choquiren könnten. Die Guides ſahen einander an, und ein unwilliges Erröthen war ihre einzige Antwort. Die Rednerin merkte auch gleich ihren Mißgriff und eilte zum Fortkommen. Allerdings hätte ſie ihre unbelikate Delikateſſe-Verwahrungsadreſſe ſparen können, bis ſie gefunden, daß ſie nöthig ſey, wo dann eine ſtarke tige, dem Guidechef gemachte Bemerkung genugt hätte. Wir werden ſpäter ſehen, daß Mademoiſelle d'Angeville fünfzehntauſend Fuß über der adriatiſchen Meeresfläche, im Angeſicht dreier Königreiche und eines Dutzend Republiken nicht mehr ſo ſpröde war.

Ohne alle Schwierigkeit und Unbequemlichkeit gelangte die wackere Bergſteigerin über den Torrent de Mimont, die Pierre de l'Echelle, den herrlichen Glacier des Bossons auf den Obeliskenfelſen der Grands-Mulets, wo ſie Pflanzen ſammelte und kleine Briefe zum Andenken des Orts an ihre Freunde und Verwandten ſchrieb. Hier hatte ſie eine herrliche Vollmondnacht, in deren Schein die ungeheuren Schneefelder über und die glänzenden Gletſcherfelder unter ihr einen wundervollen Effekt machten, der durch die von der Dent du Midi herabkommenden, am Fuß des Felſens weg nach unten ſauſenden und donnernden Lawinen nur noch verſtärkt wurde. All dieſe Herrlichkeit ließ ſie keinen Augenblick ſchlafen, obgleich ſie ſich gar wohl fühlte. Im Mondſchein bemerkte ſie auch, wie Mumier, einer ihrer Träger, ſich zum Schlafen auf einen ganz ſchmalen Felſenkamm ſo gelehnt hatte, daß er mit den Beinen rechts und links über furchtbare Abgründe hindahing, in die er bei der geringſten Bewegung geſtürzt wäre. Sie ſchlich ſich hin, um ihn zu wecken, er aber ſah ſie erſt groß und verwundert an, dann beruhigte er ſie lächelnd mit der Bemerkung, daß er recht froh wäre, wenn er auf ſeinen Bergfahrten immer ein ſo gutes Bett fände.

Gegen drei Uhr früh wurde wieder aufgebrochen. Vorher frühſtückten die Guides mit gutem Appetit. Mademoiſelle d'Angeville hatte gar keine Eßluſt und begnügte ſich mit fünf getrockneten Zwetſchen und Schnee, allerdings ein ſehr frugales Mahl, das ihr von Chamouni an bis auf die Spitze des Montblanc genugt hat, denn erſt auf dieſer Höhe fand ſie ihre Eßluſt wieder. Während die Guides aßen, kleidete ſie ſich im Zelte um, legte den hinderlichen Frauenrock ab und zog dafür dicke, warme Männerkleider an.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der Dodo.

(Fortſetzung.)

„Laßt uns denn daran glauben,“ fuhr Pamela fort, „daß unzählige Völkerhaufen, geführt von Propheten und Königen, in einer wimmelnden Schaar von Generationen über dieſe Erde gingen, die noch heute unſern Fußtritt empfängt, die uns das Veilchen ſendet, das an unſerm Fenſter blüht, und die Weinrebe ernährt, daß ihr Blut im Herz des Dichters pulſire, der dieſe ewigen Gegenſätze von Tod und Leben beſingt. Vielleicht, wenn unſere Zeit erfüllt iſt, werden auch wir hinweggeführt wie ein Sommernachtstraum, und aus den Fluthen des alten Meers ſteigen die Länder der Zukunft, und es wickelt ſich ein neuer Keim der Geſtaltung los, der jetzt noch ſchlummert und mit dem wir nur durch das Grauen des Todes und der Ahnung zuſammenhängen. Gott iſt ewig!“

Digitized by Google

„Das mag Alles seyn," nahm der Professor das Wort; „allein wir wissen darüber nichts Bestimmtes, und Ihre Wahrnehmungen, theure Pamela, wie Sie selbst bemerkt haben, beruhen auf Träumen. Erzählen Sie mir, wie sich nun Ihr Verhältniß zu diesem vorweltlichen O'Brian, den ich für einen geschickten Magnetiseur halte, gestaltete." — „Die Ulanuhen in Schottland brachen aus, er verließ uns, um in sein Vaterland zurückzukehren. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Ein Jahr darauf kam die Kunde von seinem Tode zu uns." — „Und er schrieb Ihnen vorher nicht?" — „Nein, allein wir sahen uns in jeder Nacht des Vollmonds." — „Wie? und Sie sagten eben, Sie hätten ihn nicht wieder gesehen?" — „Leiblich nicht; doch jene Welt, in der er zu Hause war, hatte auch mich als ihren Bürger aufgenommen. O'Brian war nur die verkörperte Sehnsucht, er kam aus jener Jugend der Welt herüber und fand mich, die da eins mit ihm war, die zu ihm gehörte, die, eine Schwesterseele der seinigen, durch Jahrtausende auf ihn wartete." — „Ei, ei, meine Liebe!" rief der Professor drohend, „haben Sie nicht etwa Thomas Moores Gedicht von der Liebe der Engel gelesen? Hat Ihre Phantasie etwa durch die Poeten einen so sonderbaren Schwung genommen?" — „Ich kenne Thomas Moores Gedicht nicht," erwiderte Pamela; „Alles, was ich Ihnen gesagt, ist mit unschuldiger Kinderwahrheit aus meiner Seele herausgesprochen. Und warum sollte ich auch einem Dichter nachsprechen? Was ich angeschaut und erlebt habe, ist herrlicher und bilderreicher als jegliches Gedicht." — „Wurde Ihr Zustand um vieles anders, als Sie sich nun entschlossen, Kapitän Burton zu heirathen?" — „Das geschah erst zehn Jahre nach dem Verschwinden O'Brians. Ich kann nicht sagen, daß mein Zustand sehr verändert wurde, allein ich fühlte mich unglücklich, wie Jemand, der da bestimmt weiß, daß er verwegen und thöricht gehandelt." — „Und haben Sie dieses Bewußtseyn auch jetzt, in meinem Hause?"

Pamela reichte ihm die Hand. „Sie sind ein redlicher Mann, ich habe mich Ihnen anvertraut. Wenn ich nicht die Hoffnung gehabt, daß dadurch meinem irren Leben ein Halt gegeben werde, hätte ich ja nicht in Ihr Gesuch gewilligt." — „Gut, mein Engel; so kann ich denn hoffen, daß ich Sie ruhig bei mir behalten werde." — „Zählen Sie nicht zu sicher darauf. Unsern Bund schließt nicht die Liebe. Mein Herz gehört O'Brian." — „Doch O'Brian ist todt." — „Für mich nicht."

Der Professor schüttelte das Haupt. Er wollte noch einige Einwendungen machen, doch da die Stunde, wo er sich gewöhnlich zur Ruhe begab, eben schlug, stand er auf, machte eine Verbeugung gegen seine Verlobte und entfernte sich.

(Der Beschluß folgt.)

Meine Lieder.

Es quellen mir plötzlich im Busen
Die Lieder, und sind mir so werth;
Tagtäglich haben die Musen
Mich neue Weisen gelehrt.

Die pochen im Busen und dringen,
Ich kann es nicht wehren, heraus;
Muthwillige Knaben, so springen
Sie fort aus dem Vaterhaus.

So lange im Busen sie blieben,
Da dacht' ich was Wunders dran sey;
Doch hab' ich sie niedergeschrieben,
Dann ist's damit vorbei.

Dann wünsch' ich sie öfters zu bilden
Noch einmal mit besserem Glück;
Doch leider! es kehren die wilden
So bald nicht nach Hause zurück!

Und kehren sie wieder, so kennet
Der eigene Vater sie kaum.
Für's Künftige, Lieder, ihr rennet
Mir nicht ohne Zügel und Zaum! —

Und ganz wie die andern Lieder,
So stürmet auch dieses hinaus:
Ich wollte mich freuen, und wieder
Ward bald eine Klage daraus.

O. v. Hackewitz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Französisches Schauspiel.

Die Freunde des Theaters hatten in den letzten Wochen einen seltenen Genuß, indem die Schauspielergesellschaft des Herrn Dellavy, welche im Laufe dieses Jahrs auf mehreren deutschen Bühnen mit Beifall aufgetreten war, auch hier eine Reihe von Vorstellungen gab. Schwerlich war seit Herzog Carls Zeit hier französisch gespielt worden, und wenn auch ein großer Theil der Männer die französische Weise im Allgemeinen kannte, und wäre es auch nur von Baden oder Straßburg her, so war dieß doch beim weiblichen Theil des Publikums weniger der Fall. Die Theilnahme war daher nicht unbedeutend, auch unter den Frauen, die sich ja besonders für jene Nation interessiren, welche die unsrige an Schauspielertalent so weit übertrifft, wie sie, die Frauen, die Männer, und zwar auf analogen Gründen. Das Repertoire der Gesellschaft bestand größtentheils aus Vaudevillet; doch gaben sie, neben eigentlichen Comödien, auch Dramen der neuen romantischen Schule. Der einzige Repräsentant des

Digitized by Google

classischen Theaters, den sie hier vorführten, war ein zweiaktiger Auszug aus Molière's Depit amoureux. Die Zusammenstellung, welche sich des leidhaftigen Auftretens einer Nationalität, deren dramatischen Produkte, auf die Noten deutscher Sprache und deutscher Mimik gesetzt, für den nicht ganz Ueberfachkundigen immer etwas Anstoßendes haben, so häufig und wiederholt sie uns auch vorgeführt werden. Man wähle die Gelegenheit, Tag für Tag den deutschen Bühnenstyl mit dem französischen zu vergleichen, und die Uebereinstimmungen und Unterschiede wurden für den Aufmerksamen gleich deutbroad, indem sie manche von der deutschen Bühne im Gaten und im Spielen man gefaßten Vorurtheile berichtigten. Man verdarg sich aber dabei nicht, daß die Parallele insofern nicht ganz vollständig sey, als man einerseits königliche Hofschauspieler, andererseits une société de comédiens exploitant l'étranger vor sich hatte. Man wußte, daß es doch immer nur eine secundäre Gesellschaft war, die hier den französischen Typus repräsentirte; je mehr man sich aber von ihren Leistungen befriedigt fühlte, einen desto höhern Begriff mußte man von der eigenthümlichen Virtuosität des Franzosen bekommen, mit der er sich als Mime trägt und hält und sich in der Sphäre seiner Nationalpoesie bewegt, vom verständigen Maß und der Sicherheit, womit er in den Organismus des Stücks eingreift, so daß jenes Zusammenspiel, jenes sogenannte „Ensemble" entsteht, von dem in Deutschland um so mehr gesprochen wird, je schwerer es dem deutschen Charakter erreichbar ist. Keiner dieser Menschen war vielleicht aus dem Stoff, aus dem man Socialaires du théâtre français macht; aber sie spielten so gut zusammen, daß es Jeden ergreifen und überraschen mußte, der nicht Gelegenheit gehabt hatte, die komische Muse der Franzosen in ihrer Heimath kennen zu lernen. Es kann nicht fehlen, daß das Gefühl der Befriedigung in einem so wesentlichen Punkte manches abschädige Urtheil über das deutsche Schauspiel überhaupt hervorrief; wer aber nachdenken mochte, wußte sich den hiesigen obwaltenden Unterschied leicht aus dem innersten Wesen der beiden Völker zu erklären. — Der vom Ideale abgewandte und naiv in die reale Welt versenkte romanische Geist macht die Franzosen zu einer weit compakteren, homogeneren Masse in Glauben und Meinen, in der That und im Wissen, im Wort und in der Geberde, als uns Deutsche, die wir bei der idealistischen Richtung unseres Geistes, welcher doch nicht Alle folgen können, während Andere sie übertreiben, in verschiedene Kategorien, gleichsam in so viele Spezies zerfallen, die in der ganzen äußern Haltung und Geberdung, wie im Ideengang ihren eigenen organischen Gesetzen gehorchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, October.

(Fortsetzung.)

Industrie. Pferderennen. Blumenausstellung. Der Affenpallast.

Den Diligenceunternehmungen geschieht durch die Eisenbahnen bedeutender Abbruch; was ist aber heutzutage vor dem Veralten sicher? Wenn je etwas auf eine ewige Dauer rechnen konnte, so war es das Steinpflaster, und dennoch muß es in Paris jetzt an manchen Stellen dem Erdbarz weichen. Bereits werden Brücken und Straßen mit demselben bezogen und das alte Steinpflaster daselbst ganz bei Seite geschafft. Es werden Blöcke aus Erdbarz eingelegt und diese wiederum mit Erdbarz aneinander gekittet. Daß es schon längst zu Trottoirs gebraucht wird und sich vortrefflich hält, weiß man, wie auch, daß der erfinderische Geist der Pariser Mittel gefunden hat, geräumige Plätze mussivisch damit zu verzieren. Ueberhaupt ist es interessant zu sehen, wie der Pariser jede Erfindung sogleich mit Variationen berichert. Ich sprach oben von den Dampfbooten, die stündlich nach St. Cloud abfahren. Zu dieser Unternehmung werden natürlich eine Menge Boote erfordert; aber keine zwei boaten gleichen einander völlig. Eines sieht aus wie ein aus zwei Stockwerken bestehendes schwimmendes Haus, und die Räder an demselben sind dergestalt verborgen, daß man zweifeln könnte, ob das Boot wirklich Räder habe; auch geht der Rauch auf verborgene Art davon. Dagegen sieht man am Kay jetzt ein anderes Dampfboot vorüberjagen, welches mit vier Rädern versehen worden sei. Wahrscheinlich hofft man durch dieselben mehr Geschwindigkeit zu erzwingen. In manchen Straßen, auf einigen Brücken und Plätzen ist auch der alte Reverberenbienst ganz abgeschafft, und dagegen sind eiserne Candelaber mit Gastuchtern aufgestellt. So ändert sich allmählich mancher Industriezweig, der Jahrhunderte lang gedauert und eigene Professionen beschäftigt hat. — Im September hatten wir hier mehrere Pferderennen, bei welchen, wie die Pariser Zeitungen triumphirend angemerkt haben, jetzt zum ersten Mal die Pferde aus den Staatsstutereien den Sieg davon trugen, wogegen früher die fremden, besonders die Lord Seymour zugehörigen Pferde immer obsiegten. Indessen muß man auch bemerken, daß der beste englische Jockei, nämlich Robinson, welcher stets mit den fremden Pferden siegte, für die Staatsstutereien angeworben ist und daß er die siegenden Pferde bereit. So viel haben jedoch die diesjährigen Pferderennen bewiesen, daß man auch in Frankreich sehr gute Renner ziehen kann, wenn man die nöthige Pflege und Sorgfalt den Pferden angedeihen läßt. Es sind aber wiederum mehrere mißbilligende Stimmen über die Wettrennen in den Tagblättern laut geworden. Dem gleichen Rennen, meinen sie, seyen und bleiben doch nur ein Vergnügen und ein Zeitvertreib für die Reichen, und dem Staat sey wenig damit gedient. Warum nicht lieber die Leute zur Zucht guter Zugpferde aufmuntern, welche so vielfältigen Nutzen leisten? Dann war in demselben Monate eine von der Gartenbaugesellschaft veranstaltete Ausstellung von Dahlias, einer Blume, welche jetzt in allgemeiner Gunst steht, und in der That zu einer Zeit des Jahrs erscheint, wo die meisten andern Blumen aufgehört haben zu blühen. Durch sorgfältige Pflege hat man derselben die größte Mannichfaltigkeit und Schönheit gegeben, und die unendlich vielen Nüancen und Formen der ausgestellten Blumen, die man theils in mit Glas bedeckten Kasten, theils pyramiden- und gruppenweise aufgestellt hatte, gewährten einen prächtigen Anblick. — Eine neue Merkwürdigkeit in Paris ist der vielbesprochene Affenpallast im Pflanzengarten. Zuvor saßen die Affen in einer Art von Käfig, welcher den armen Thieren nicht viel mehr Raum gab, als sie gerade nöthig hatten, um sich zu bewegen und zu drehen. Man hat es daher für zweckmäßig erachtet, ein eigenes Gebäude für sie zu errichten, und dies ist wirklich schön geworden und gibt eine neue Zierde des Pflanzengartens ab. Einige Redner in der Deputirtenkammer haben diesen Luxus getadelt und das Gebäude den Affenpallast genannt, ein Name, der ihm auch geblieben ist. Ein Pallast ist es nun wohl nicht, aber sicher haben die meisten Lands bewohner keine so stattliche Wohnung, als die Affen im Pariser Pflanzengarten. Die Vorderseite rundet sich in Gestalt eines Halbzirkels um eine etwas erhabene, mit Erdbarz mussivisch bezogene Fläche, über welcher eine auf eisernen Pfeilern ruhende Kuppel aus Drahtgeflecht sich erhebt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 18. Oktober 1838.

Verzweifelter Pilot, nun treib auf Einmal
Dein sturmerkranktes Schiff in Felsenbrandung!

Shakespeare.
Romeo und Julie.

Der Dodo.

(Beschluß.)

IV.

Ein zweites Gespräch im Ashmoleanmuseum.

Vier Jahre waren seit jenem ersten Gespräche vergangen, als der Zufall wollte, daß in dem nämlichen Saale, wiederum vor dem Fuß des Dodo, fast dieselben Menschen zusammentrafen. Der Professor Lydenbock war wo möglich noch länger und magerer geworden; er betrachtete noch genauer die seltenen Exemplare der Vögel und Insekten, und schalt noch heftiger auf den kleinen Aufseher, der seinerseits eben so grau und unscheinbar aussah wie vor vier Jahren an dem trüben Novembernachmittage. Der Oheim und der Neffe, der rothhaarige, elegante Lord Sylvius Pfammomy, hatten sich durchaus nicht verändert; der erstere seufzte noch immer nach dem delikaten Fleische des Dodo, und der letztere machte sehr angelegentlich der Professorin Lydenbock den Hof, so wie er ihn vor vier Jahren der Mistreß Burton gemacht. Es hatte sich durchaus nichts verändert, selbst der Doktor Jonathan Blondy fand, wie er es vor vier Jahren gethan, die Scherze des jungen Lords immer noch sehr unpassend. Aber Pamela, war auch sie ganz unverändert? Das Auge, das sie suchte, wurde Anfangs getäuscht und wußte nicht, ob die bleiche, eingesunkene Gestalt am Arm des Professors Pamela sey oder nicht. Sie war es. Die Schönheit der Mistreß Burton war verblüht, und es war offenbar von Lord Sylvius eine Grille, daß er ihr noch den Hof machte. Der Arzt wandte sorgliche und prüfende Blicke auf die Dame; er nahm eine Prise nach der andern und murmelte etwas, das wie — baldige Auflösung klang. Er zog den Professor bei Seite, und während Pamela wie damals, in tiefes Sinnen versunken, ihren Blick auf den Platz und die Gasse vor dem Fenster richtete, stellte der Doktor Jonathan den Professor zur Rede über das kranke Aussehen seiner Frau. Er rieth ihm, die Luft des Continents zu meiden und ganz nach England zu ziehen. Dem Professor kamen diese Vorstellungen sehr zur Unzeit. Er besichtigte eben ein kostbares Exemplar des Ichthyosaurus, und wandte sich daher unwillig zum Arzte, indem er krächzend mit leiser Stimme sagte: „Was muthen Sie mir zu, Doktor? Meine kostbare und einzige Insektensammlung soll ich verlassen, oder gar diese himmlischen Wesen den Stürmen aussetzen, die auf Ihrem elenden Canal wüthen? Nein, solches thut ein Mann meiner Art nicht. Meine Frau wird überall krank seyn, wo sie sich aufhält, denn sie leidet an einer zu blühenden

Digitized by Google

Phantaſie." — „Ach," rief der Arzt verdrießlich, „Sie verſtehen davon nichts! An zu blühender Phantaſie ſtirbt Niemand, wohl aber an einem gebrochenen Herzen." — — „Was iſt das für eine Krankheit?" fragte Lodenbock und ſtarrte dabei einen Halswirbelknochen des Ichthyoſaurus an. — „Hier in England eine nicht ungewöhnliche," entgegnete Jonathan Blomby. „Ueberall anderswo hält ſich die Liebe an das Materielle; unſere Frauen hängen ihr Herz an Erinnerungen, Träume, Wolken, Geſpenſter." — „Ganz recht, an Geſpenſter! Meine Frau liebt ein ſolches Geſpenſt. Sie glubt für daſſelbe, ſie hält Zuſammenkünfte mit ihm; ja, Sie haben es getroffen, Sir!" rief Lodenbock, indem er dabei ziemlich unſanft das vorweltliche Geſchöpf, das er bewundernd in den Händen hielt, auf den Tiſch ſetzte. „Wie?" rief der Doktor und riß die Augen weit auf, „wen, was liebt Ihre Frau?" Der Profeſſor nahm ihn beim Arm, führte ihn ein wenig vom Fenſter weg und lispelte ihm in's Ohr: „Wir kennen uns, mein Herr und Freund; unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſey es Ihnen geſagt, meine Frau liebt —"

„Miſtreß Lodenbock! mein Gott, Miſtreß Lodenbock!" rief Lord Sylvius. „Zu Hilfe, zu Hülfe! —" — „Was gibt's!" rieſen mehrere Stimmen, und es ſtürzten viele an das Fenſter. Es war geöffnet und Alle wollten ſich auf den kleinen, nur einen Schritt breiten Balkon drängen, der auswärts angebracht war. „Wo iſt ſie? — wo iſt Miſtreß Lydenboek?" rief der Profeſſor. — „Auf der Gaſſe unten — herabgeſtürzt!" entgegnete ein Fremder, der ſich vom Balkon in's Zimmer zurückdrängte. Aus den benachbarten Sälen ſtrömten jetzt Alle herbei. Eine Maſſe von Zuſchauern ſammelte ſich um das Balkonfenſter und eben ſo unten drängten ſich in kurzer Zeit gaffende und ſchreiende Pöbelhaufen zuſammen.

Der Arzt, der Profeſſor, der Oheim und der Neffe eilten hinunter, und durch ihre Sorgfalt wurde der zerſchmetterte Körper der Unglücklichen in's nächſte Haus gebracht. Es war keine Rettung mehr. „Welch ein ſchreckicher Zufall!" flüſterte der Oheim dem Arzte zu. „Kein Zufall!" entgegnete dieſer feſt, „Wille, Abſicht! Das Gitter iſt unbeſchädigt. Ich unterſuchte ſchon Alles. Aber in ihrem Geſichte, in dieſen erloſchenen und doch heimlich glühenden Augen lag die That." — „Kannten Sie den jungen Mann, der der Erſte unten bei der Leiche ſtand und der ſie in ſeinen Armen hielt?" fragte Lord Sylvius mit einem kleinen Zug duſterer Eiferſucht um die Stirne. — „Nein," antworteten beide Männer. — „Er hat etwas Beſonderes an ſich," ſetzte der Arzt hinzu; „denn trotz deſſen, daß mich der Anblick der unglücklichen Miſtreß heftig erſchütterte, mußte ich ein paar Mal die Züge jenes Fremdlings näher betrachten. Man hat ihn ſpäter nicht wieder geſehen?" — „Er verſchwand im Gedränge." — „Der arme Profeſſor Lydenboek! wie viel Kummer wird ihm dieſer ſchreckliche Vorfall bereiten!" — „O, er hat ſeine Inſekten!" antwortete Lord Sylvius.

Mademoiſelle d'Angeville auf dem Montblanc.

(Fortſetzung.)

Auch fürder über den Taconnazgletſcher, die Petites-Montées, das Petit-Plateau, die Grandes-Montées und das Grand-Plateau weg gelangte Mlle. d'Angeville mit einer Leichtigkeit, die alle ihre Guides in Erſtaunen ſetzte und zu der wiederholten Aeußerung veranlaßte, daß ſie nur ſelten einen Mann mit ſolcher Kraft, Sicherheit und Entſchiedenheit hätten gehen, klettern und über Abgründe wegſpringen ſehen. Dieſe Kunſtfertigkeit im Bergſteigen macht es begreiflich, daß Mlle. d'Angeville die Aſcenſion des Montblanc bis zum Mur de la Côte nicht ſchwer findet und ſich über alle frühern Aſcendenten wundert, die ſie als ſo furchtbar beſchrieben und davon haarſträubende Einzelnheiten erzählt haben, was ſie um ſo unbegreiflicher findet, da die Reiſenden immer um den Leib angebunden ſind, an ſtarken Stricken gehalten werden oder zwiſchen zwei von den Guides drückenartig ausgeſtreckten Stöcken gehen, von eigentlicher Gefahr alſo gar nicht die Rede ſeyn kann. Erſt nach den Petits-Mulets begann Mlle. d'Angeville zu ermüden, und dies immer mehr, je näher ſie dem Mur de la Côte kam. Dies iſt der letzte, aber auch durch ſeine Neigung von 80 bis 82° ſchwierigſte Abſatz, den man hinanklimmen muß, ehe die Spitze des Montblanc erreicht wird. Uebrigens waren auch alle ihre Führer hinfällig und wankend, nur ihren Guidechef ausgenommen, der immer vor ihr herſchritt und mit ſeiner kleinen Axt breite Stufen in den gefrorenen Schnee hieb. Könnte man vierzehn Lieues weit durch irgend ein Fernrohr einzelne Menſchen erkennen, und hätte man ein ſolches in Genf, ſo wäre es möglich geweſen, Mlle. d'Angeville an dem öſtlichen ſcharfen Rand der Calotte hinaufklimmen zu ſehen und zu bemerken, wie ihre Bewegungen immer langſamer und erſchöpfter wurden, wie ſie ſich alle funfzig Schritte ſtumm niederkauerte, um auszuruhen und Luft zu ſchöpfen. Die ſonſt ſo kecke und muthige Dame befiel nun zunehmende Muthloſigkeit bei einem furchtbaren Gefühl von Bruſtbeengung, und wie wenn glühendes Blei in ihren Adern floſſe. Sie ſelbſt verſicherte mich, ihre ganze Seelenkraft angeſtrengt und zuſammengenommen zu haben, um nicht den Muth

Digitized by Google

zum Weitergehen ganz zu verlieren. Sie nennt diesen Zustand eine Agonie. Mehrmals sank sie unwillkührlich zusammen, und in einem solchen Momente hörte sie — unfähig, selbst ein Wort zu sprechen — ihren Führer sagen: jamais je ne mènerai plus de femme sur le Montblanc. Um den Leib war sie an ein Seil gebunden, an dem Coutet zog, um ihr das Steigen zu erleichtern. Ohne diese Hülfe hätte sie wahrscheinlich nicht die nöthigen Kräfte gehabt, um auf den Gipfel zu gelangen. Als sie ihm später scherzend über jene ungalante Aeußerung Vorwürfe machte, antwortete er ihr, ihr Zustand sey durch die mächtige Anspannung ihrer Nerven und Muskeln auf dieser Höhe todtdrohend gewesen, ihr Gesicht habe schon ganz verzerrt, wie das einer im Nervenkrampf Verschiedenen ausgesehen, und er sey jeden Augenblick in Angst gewesen, sie todt zusammensinken zu sehen. Glücklicherweise reichten, mit seiner Hülfe, ihre Kräfte gerade hin, um nach unsäglicher Anstrengung ganz hinauf zu gelangen, Dienstag den 4ten September um zwölf Uhr 55 Minuten.

In dem Augenblick, wo die Gipfelluft in ihre Brust drang, fühlte sie sich geheilt und gestärkt; ganz verschieden von allen männlichen Montblancaescendenten, die auf dem Gipfel immer schwach und abgespannt waren. Sie fühlte sich nicht nur hoch und erhaben, sondern auch körperlos, heiter und luftig. Die um ihre Decency besorgte Mlle. d'Angeville von gestern war hier in eine äußerst natürliche und fröhliche Person verwandelt. Denn als ihr der Guidechef bemerkte, es sey sein Recht, sie auf dieser Stelle umarmen und küssen zu dürfen, sperrte sie sich gar nicht, sondern hielt ihm gerne und lachend die Wange hin. Diese merkwürdige Veränderung dürfte einem bisher unbekannten meteorologischen Einfluß der höchsten europäischen Bergluft auf das weibliche Wesen zugeschrieben werden. Dem viel experimentirenden de Saussure mußte dies natürlich vor zwei und fünfzig Jahren entgehen, jetzt aber steht als Axiom fest: preziöse Damen in der Ebene werden auf der Spitze des Montblanc freundlich und hingebend, wonach man sich in allen künftig vorkommenden Fällen richten kann. Nach dem Kuß wurde der früher ernste Coutet überaus galant und sagte zu Mlle. d'Angeville: Il faut qu'en revanche Mademoiselle monte plus haut que la cime du Montblanc, ce qui n'est encore arrivé à personne. Auf seinen Wink griffen alle andern Führer säuberlich zu und hoben die Dame gegen vier Fuß hoch über den Schneehoden empor. Nach dieser Supplementarascension wurde Essen und Trinken ausgepackt, zumal die Dame ihren Appetit da wieder gefunden hatte, wo ihn alle andern Reisenden verlieren. Sie aß mit großer Lust und trank als loyale Französin ein Glas Champagner auf die Gesundheit des Grafen von Paris. Gleich darauf begann ihre Korrespondenz, denn sie schrieb hier vier bis fünf kleine Briefe an ihre Verwandte und Freunde in Genf und der Umgegend, wie Napoleon weiland Dekrete aus dem Kreml datirt hatte. Dabei lief allerdings etwas Affektation mitunter; in der kurzen Zeit, wo sie hier war, hätte sie gewiß etwas Gescheiteres thun können, als Briefe schreiben; denn nun blieb ihr für die Erforschung der Aussicht nach allen ihren Theilen nur gar wenig Zeit übrig, und man thut wohl, sich nicht unbedingt darauf zu verlassen. Erst nach Vollendung ihrer Korrespondenz gab sie sich der Aussicht bei ganz klarem und heiterem Himmel hin, wie ihn nur Wenige auf dem Montblanc gesunden haben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Der Affenpallast.

Dieser Raum dient den Affen während des Tags als Spielplatz; bei Nacht und bei kaltem und regnerischem Wetter bleiben sie in den geräumigen Behältern, deren Thüren am Rande der Fläche angebracht sind. Um diese Fläche geht ebenfalls ein Drahtgeflecht und ein schmaler und trockener Graben, wodurch sie vom Garten getrennt wird. Das Ganze gleicht also einem colossalen runden Käfig, der von vorne und von den Seiten beschaut werden kann, und worin sich die Affen vor einer Menge von Zuschauern nach Herzenslust herumtummeln. Man muß sie hier beisammen sehen, um sich einen Begriff von ihren verschiedenen, großentheils recht häßlichen Gestalten, von ihrer erstaunlichen Gelenkigkeit, von ihrem Muthwillen und ihrer Lebhaftigkeit zu machen. Hier verfolgen sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit längs der Pfeiler und dem Drahtgeflecht hin oben in die Kuppel hinauf, dort herzt eine Mutter ihr kleinod, abscheuliches Aeffchen; anderewo schaukelt sich ein pechschwarzer Affe an einem niederhängenden Seile. Hier schleppen einige einen langgeschwänzten Affen, den sie, wie es scheint, nicht leiden können, bei seinem Schwanze auf dem Boden umher und lehren sich wenig an sein Quälen; andere harren wie Bettler hinter dem Gegitter, bis ihnen die Zuschauer Brod oder Früchte zuwerfen, und verlassen die Stelle Stunden lang nicht. Dann und wann ziehen sich einige in ihre Behälter zurück, indeß andere zum Vorschein kommen, die man noch nicht gesehen hatte, und die durch ihre sonderbaren Gestalten oder Geberden Aufsehen bei den Zuschauern erregen. Kurz es ist ein immer wechselndes Schauspiel, an dem man lange die Augen weiden kann, ohne zu ermüden, und ich begreife sehr wohl, wie Leute aus dem Volk halbe Tage lang hier verweilen können. Man sieht auch, daß sie die Affen, welche gleichsam wie Schauspieler vor ihnen auftreten, recht gut kennen und unterscheiden. Die in der Zoologie üblichen Kunstwörter kennen sie zwar nicht, aber sie gebrauchen sehr bezeichnende Ausdrücke, um die Thiere von einander zu unterscheiden. Aus der Ferne gesehen, nimmt sich der runde, ungeheure Käfig mit den sonderbaren, von oben bis unten umherschwebenden Figuren wirklich phantastisch

Digitized by Google

aus. Es ist, als ob hier fliegende Drachen, geschwänzte Ungeheuer und kleine Teufel unter und über einander purzelten. Eine eigene Bewegung entsteht auf dem Tummelplatze, wenn um vier Uhr Nachmittags der Wärter erscheint, um die Affen in ihre Behälter einzusperren. Dies ist nämlich die Stunde, wo alle wilden und zahmen Thiere in der Menagerie und in den übrigen Gebäuden des Gartens, welche von Morgen an dem Volke zur Schau dienen, wieder eingesperrt werden. Die Thiere wissen alle recht gut, was das Erscheinen des Wärters zu jener Stunde bedeutet, und manche geberden sich recht sonderbar dabei. Im Affenpalast ist aber die Bewegung viel lebhafter, als anderswo. Sobald der Wärter erscheint, und auch schon zuvor, wenn sich das Gerassel der Mitteilthüre hören läßt, stäuben sie auseinander; die ruhigern und verständigern eilen sogleich ihren Behältern zu und kommen nicht wieder zum Vorschein, die muthwilligern und leckern aber klettern so hoch sie können, laufen auf dem Gesimse umher, stellen sich auch wohl dem Wärter gegenüber und schneiden fürchterliche Gesichter. Indessen wird der Platz doch immer leerer, und allmählich folgt ein jeder dem Beispiel der andern, ohne daß der Wärter irgend eine Art von Gewalt zu brauchen nöthig hat. Es scheint ihnen zu genügen, daß sie den Mann ein wenig geneckt haben. Auch die Zuschauer verschwinden, und damit dort das Schauspiel auf, um am andern Tage wieder zu beginnen. Dg.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Deutsche und Franzosen.

Quantitativ ist der Unterschied zwischen den Geistern in Frankreich so groß als in Deutschland; aber qualitativ sind sie dort weit gleichförmiger als hier. In Frankreich wird nicht nur Thun und Treiben, sondern selbst Denken und Fühlen von einem conventionellen Mittelmaß beherrscht, zu dem sich im täglichen Leben der geistig und bürgerlich niedrigerStehende als zu einem leicht erreichbaren Ziele steigert, während der mit Geist oder vom Glück Begabtere es mit Grazie einhält. Dies gilt nicht nur von allen gesellschaftlichen Formen, es gilt bis vor Kurzem, bis zum Einbruch des germanischen oder sogenannten romantischen Elements, selbst vom Zuge der Einbildungskraft in Kunst und Poesie. Im deutschen Geiste bilden die Seelenthätigkeiten eine Republik, in der alle ihre Rechte geltend machen, in der namentlich Phantasie und Gefühl eine wichtige Rolle spielen, in Frankreich regiert in Allem despotisch der Verstand. Aber Phantasie und Gefühl sind ihrem Wesen nach rücksichtslos, jene im Fluge, dieses in der Durchdringung; sie brechen auf den Tiefen der menschlichen Natur und bringen Unerwartetes, Ungleichartiges zu Tage, das nur vom verwandten Sinn begriffen wird und sich ewig unter kein conventionelles Niveau bringen läßt; der Verstand dagegen ist seinem Wesen nach stolz und eitel, er fürchtet vor Allem sich zu compromittiren, er bringt ewig nur Gleichartiges hervor und zwingt selbst das Gefühl, mit ihm den Schritt der Schicklichkeit einzuhalten. Daher kommen bei uns jene geistigen Gegensätze, welche Individuen, Lebensalter, Stände und Classen so eigenthümlich färben und auseinanderhalten, während bei den Franzosen alle Manifestationen des Nationalgeistes verständig sind, oder wenigstens den Anspruch darauf machen, und eben damit gemeinverständlich erscheinen. Daher bei uns, unter der Herrschaft geistiger Ungleichheit, auch mannichfache Abstufung in Sitten und Lebensformen, und damit Mangel an Freiheit in Haltung und Ausdruck beim Verkehr der verschiedenen Sphären; daher in Frankreich jene gleiche Stimmung der Gemüther durch alle Stände, jene Gleichartigkeit der gesellschaftlichen Formen und Floskeln, die fast nur nach dem Moment der Verfeinerung eine aufs und absteigende Reihe bilden; daher jene Unbefangenheit und Sicherheit im Verkehr zwischen ungleich Gestellten und jener nach den Umständen würdige oder windige Gemeingeist, weil Jeder, vom Staatsmann zum Bauer herab, das Bewußtsein hat, daß er auf seiner Stufe die Idee des Franzosen mit Anstand zur Anschauung bringen kann, und weil die Eitelkeit bewirkt, daß er sie meist wirklich zur Anschauung bringt. Diese Verschiedenheit in der Geisteärichtung macht, daß selbst unter dem größten monarchischen und aristokratischen Druck in der französischen Nation eine merkwürdige Gleichheit herrschte, während das deutsche Reich, statt in der Idee eine aristokratische Republik zu seyn, eine demokratische hätte seyn dürfen, ohne daß der eben so auffallenden Ungleichheit Einhalt geschehen wäre. Es ist klar, wie die bestandige Rücksicht auf ein nationelles Anstandsmaß, selbst im Gefühl, eine Rücksicht, die eben aus der geringern Entwicklung des idealen Elements fließt, den Franzosen von jeher hindern mußte, die höhern Seelenthätigkeiten in Kunst und Poesie frei wirken zu lassen; seine Leistungen in der höhern Malerei und Sculptur, in Epos und Tragödie beurkunden und durch den Mangel an Idealität höchst unangenehm. Er ist kein Reiter für das Flügelroß der Phantasie, aber eben darum ein desto gewandterer und sichererer Arbeiter und Darsteller im Bereiche des Verstandes, der Einbildungskraft, des Witzes. So haben wir oft Gelegenheit, in gewissen Gattungen der Malerei seine Virtuosität, namentlich die Sicherheit seiner Technik zu bewundern, und so ist er auch befähigter und zugleich günstiger gestellt als wir, wenn es sich davon handelt, den Conflikt menschlicher Zustände und Leidenschaften in minder tiefer Auffassung dramatisch darzustellen. Sein Lustspiel, wenn wir es auf der Nationalbühne sehen, tritt uns meist sehr angenehm entgegen, und zwar nicht etwa deßhalb, weil wir kritisch das literarische Verdienst des Stücks und die Leistungen der Schauspieler als relative Produkte einer uns fremden Nationalität anerkennen, sondern hauptsächlich aus einem Grunde, den wir kürzlich andeuteten. Spielt der lebhaftere Austausch von Ideen zwischen den Völkern begonnen hat, zeigt sich bei den Franzosen der Trieb, den höhern Geist unserer Wissenschaft und Poesie zu begreifen und sich anzueignen; wir haben schon längst, was uns an ihnen zusaße, und nur zu oft unbesonnen, aufgenommen. Von einer Verschmelzung der wesentlich getrennten Nationalcharaktere kann dabei gar keine Rede seyn, sondern nur davon, daß das eine Volk in Gemeinmenschlichem sich durch den Genius des andern ergänzen will. Unsere höhere, ideale Auffassungsweise mag die Franzosen, so weit sie sich dieselbe assimiliren können, in der Zukunft von ihren atomistischen und prosaischen Natur- und Kunstansichten abziehen; wir dagegen dürfen es uns nicht verbergen, daß unser Wesen sein Complement im Realen zu suchen hat, in der verständigen Oekonomie der wirklichen Welt; und es kann uns dabei nur förderlich seyn, wenn wir die Methoden des Franzosen in diesem Bereiche prüfend in's Auge fassen. Freilich, um nur von der Dramatik zu reden, mit der täppischen Uebersetzung und Bearbeitung ihrer Lustspiele ergetzen wir nur ungeschlachte prosaische Bastarde, so lächerlich und unerschwinglich, als jene tragischen, nach deutschen und englischen Mustern gebildeten Ungeheuer der modernen französischromantischen Schule.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 19. Oktober 1838.

Gramercies, lad; go forward! this contents;
The rest will comfort, for thy counsel's sound.
Shakespeare.

Ein Geschäft.

Eine französische Geschichte.

An einem der reizendsten Punkte in der Umgegend von Paris liegt ein sehr hübscher Landsitz, wo der Besitzer, ein reicher Kapitalist, die schöne Jahreszeit zubringt. Vor Kurzem hielt ein Cabriolet am Gitter des Parks. Ein junger Mann, dessen feinem Anzuge und ungezwungener Haltung man es ansieht, daß er auf der Börse und bei Tortoni zu Hause ist, steigt ab, zieht die Glocke, läßt sich melden und wird vorgelassen. Der Hausherr im Schlafrock und Pantoffeln ruht nachlässig auf einem Diwan in einem prachtvoll möblirten Zimmer; denn Monsieur L. hat keine sentimentalen Begriffe vom Landleben; er nimmt Paris mit heraus in's Dorf, und nach seiner Ansicht lassen sich jene Genüsse und jener Comfort, die durch Mannichfaltigkeit und Wechsel den Kreis des Lebens erweitern, auf dem Lande noch weniger entbehren als in der Stadt.

„Sie werden müde seyn; nehmen Sie gefälligst Platz," sprach Monsieur L. mit dem innern Behagen des Mannes auf dem Land, dem ein Gesicht aus der Stadt immer eine willkommene Erscheinung ist. — „Sie verzeihen," sagte der junge Mann, indem er sich in einem Lehnstuhl niederließ, „daß ich störe und Ihnen mit Börsenprojekten und Spekulationen auf den Hals komme. Aber das Geschäft, von dem ich gerne mit Ihnen reden möchte, ist von solcher Bedeutung, es kann moralisch für das Gemeinwesen, pekuniär für die Unternehmer so erstaunlich wichtig werden, daß Sie meine Zudringlichkeit gewiß entschuldigen und mir einige Augenblicke schenken." — „Wohl, lassen Sie hören," sprach der Kapitalist, indem er die Beine übereinander schlug und mit Anstand seinen großblumten Schlafrock darüber herzog.

In wichtigem Tone begann der junge Spekulant: „Im vorigen Jahrhundert herrschte der Zweifel, die Skepsis; man wußte in nichts, woran man war; wer hätte da gedacht, daß so schnell eine Zeit kommen würde, die wer weiß was Alles versichert und darin versichert ist? Im achtzehnten Jahrhundert warf man Alles übereinander, weil man bei Allem Zweifel hatte; im neunzehnten hat man keine Zweifel, weil man nichts dem Zufall überläßt. Die Assekuranz ist es, wodurch wieder Ordnung und Gliederung in die Welt kommt. Der Börsenmann regiert das Geschick, das heißt den Gott, der die Welt regiert. Was wird heutzutage nicht Alles versichert! Jeder Schritt, den wir im Leben thun, kann versichert werden, den Tod selbst nicht ausgenommen. Die Assekuranz reicht sogar über das Grab hinaus: man versichert das zukünftige Leben — man errichtet einem einen Grabstein auf dem Gottesacker Père la Chaise. Ja es

Digitized by Google

ist im Vorschlag, die Uebelstände des ehelichen Lebens zu versichern; gewiß geschähe der Menschheit der größte Dienst damit. Die Römer setzten Prämien auf die Ehen; aber sie waren auch im Punkte der Civilisation noch weit zurück. Soll man die Rose pflücken, so nehme man ihr die Dornen, oder versichere wenigstens die Finger gegen ihre Stiche. Es heißt sogar, die Herrn R. wollen eine Gesellschaft bilden, welche die Kronen assekurirte, ja selbst die Ministerien, und viele Staatsmänner, die vor dem Scheitern bange haben, sollen sich versichern lassen wollen. Kurz, in der Assekuranz mit allen ihren Phasen und Arten scheint mir das sociale Problem die Lösung zu finden, welche Fourrier, St. Simon, Owen u. s. w. vergeblich gesucht haben."

„Wo will es mit der Einleitung hinaus?" unterbrach ihn der Kapitalist in trocken scharfem Tone, der klang, wie wenn man eine Handvoll Thaler in einen Sack wirft. — „Einen Augenblick Geduld, ich komme sogleich —" — „Sie wissen wohl," fuhr der Kapitalist fort, „wenn ich mich auf etwas einlassen soll, muß es reell, solid, handgreiflich seyn;" und dabei betonte er Wort für Wort immer bedeutsamer. — „Mein Projekt ist Alles dieses." — „Nun denn, ohne weitern Umschweif, heraus damit!" — „Sehen Sie wohl, der Handel ist äußerst zarter Natur, und man muß zuvor —" — „Ich sehe schon, es ist von einer Versicherung die Rede. Was wollen Sie versichern?" — „Um es denn gerade herauszusagen: es handelt sich davon, junge Frauenzimmer gegen das größte Unglück, das ihnen begegnen kann, zu versichern, gegen das zu lange Ledigbleiben."

„Humm!" machte der Kapitalist, indem er seinen Schlafrock, der sich aber seiner Ungebuld verschoben hatte, wieder um sich zog; „der Gedanke ist so übel nicht —" — „Es ist klar, alle jungen Frauenzimmer wollen einen Mann bekommen, alle werden sich versichern lassen, und in Kurzem muß die Entreprise Ungeheures abwerfen." — „Schon recht; aber die Prämie — wie wollen Sie es damit halten?" — „Sie muß natürlich nach Schönheit, Vermögen, Talenten und Fertigkeiten abgestuft werden; denn die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit, ledig zu bleiben, ist nicht für alle unsere Versicherte gleich groß. Auch versichert man nicht alle bis zu demselben Lebensalter; die einen bis zum zwanzigsten, andere bis zum fünf-und-zwanzigsten, noch andere bis zum dreißigsten, die und da eine bis zum fünf-und-dreißigsten. Wenn die Versicherte beim Ablauf der Versicherungsperiode keinen Mann hat, so wird ihr die Entschädigung ausbezahlt, und diese Summe wird wieder in vielen Fällen zum Heirathsgut, durch das sie einen Mann bekommt." — „Vortrefflich; aber wie nun? behält sich die Gesellschaft das Recht vor, Allem aufzubieten, damit die Versicherte vor Ablauf des Termins einen Mann bekommt?" — „Freilich, versteht sich: wie sollte die Gesellschaft das Recht aus der Hand geben, Glückliche zu machen? Sie hat ihre Unterhändler, Mäkler, Kuppler; sie läßt nichts unversucht, um ihre Versicherten anzubringen. Es wird fast gar nie dazu kommen, daß sie eine Entschädigung auszubezahlen hat, und eben darum gibt es ein prächtiges Geschäft!" — „Allerdings bliebe man immer im Vortheil —" — „Ungeheurer Gewinn und gar kein Verlust! Es ist die sublimste Spekulation! Versichert man das Leben, so kann man nicht hindern, daß die Leute sterben; versichert man gegen Brandschaden, kann man nicht hindern, daß Häuser abbrennen; versichert man gegen Unglück zur See, kann man nicht hindern, daß Fahrzeuge Schiffbruch leiden; versichert man gegen die Aushebung, kann man nicht hindern, daß eine schlechte Nummer herauskommt; versichert man aber gegen das Ledigbleiben, so kann man den Leuten Männer verschaffen." — „Natürlich wird die Gesellschaft immer eine Partie anständiger Männer an der Hand haben müssen, Advokaten, Aerzte, Journalisten, Kaufleute, Fabrikanten, die ihr als Bauern bei ihrem Schachspiel dienen, um die Herzen junger Versicherten zu kapern?" — „Freilich, anders ginge es ja gar nicht; verlassen Sie sich deßhalb ganz auf mich." — „Nun ja! ich bin Ihr Mann. Aber wohlverstanden, die Sache muß unter uns bleiben. Keinen Lärm, keine Charlatanerie, keine Aktien! Das ist abgenutztes Zeug! kein Mensch will mehr was davon! Sich nichts merken lassen, mein Lieber, umsichtig zu Werke gehen und rüstig die Hände rühren, so kommt man zu Etwas!" — „Seyn Sie ganz ruhig! Ihr Interesse ist auch das meinige." — „Wohl, so bringen Sie mir die Stiftungsurkunde der Gesellschaft, sobald sie fertig ist. Ich schieße vorläufig fünfmalhunderttausend Franks; mehr braucht es nicht für den Anfang. Sie Ihrerseits stehen mit Ihrer ganzen Thätigkeit ein, und den Gewinn theilen wir. Sie sehen, ich handle völlig uneigennützig.

(Der Beschluß folgt.)

Mademoiselle d'Angeville auf dem Montblanc.

(Beschluß.)

So stand Mademoiselle d'Angeville auf einer hohen Insel in einem Ocean von ungeheuern Bergwogen. Der Blick auf die mächtige Gebirgsschöpfung, auf die gewaltigen Ketten der Cottischen, Grajischen, Penninischen, Lepontischen, Glarner, Urner, Unterwaldner und Berner

Digitized by Google

Alpen, die wie ungeheure Lindwürmer mit Schuppen, Hörnern und Zähnen zu ihren Füßen lagen, mußte sie reichlich entschädigen für das, was sie nicht sah, für die von andern Reisenden behauptete Aussicht auf Mailand, das Mittelmeer, Venedig und das adriatische Meer. Von dem Allen behauptete sie, ungeachtet ihrer guten Augen und des heitern Himmels, nicht die geringste Spur entdeckt zu haben, da in dieser Entfernung selbst in einem guten Fernglas Alles in's Unbestimmte und Aschgraue verschwimme. Doch dies lassen wir, wie gesagt, dahin gestellt seyn. Sie skizzirte mit schneller, geübter Hand vieles in ihr Zwickbuch, wobei sie nur von den 8° R. Kälte gehindert wurde. Sie fand an sich durchaus nicht bestätigt, was andere Reisende von großer Ermattung, Schlafsucht, Neigung zum Erbrechen, Nasenbluten, Augenweh, schwachem Schall u. s. w. erzählen. Kurz, der Montblanc erschien ihr in vieler Beziehung ganz anders als den frühern Ascendenten.

Nach funfzig Minuten brach sie schon wieder auf und trat den Rückweg an, der auch sehr glücklich und natürlich viel schneller als das Aufsteigen von Statten ging. Jener meteorologische Einfluß auf die weibliche Delikatesse erhielt sich auch hier in seiner ganzen Stärke, denn Mlle. d'Angeville ließ sich unbedenklich von ihrem Führer ramassiren, d. h. auf dem spiegelglatten Schnee hinabrutschen, wobei der Guide vorausrutscht und die Beine des Reisenden festhält, zwischen denen er sitzt. Schon eine halbe Stunde nach ihrem Abgang vom Gipfel hüllte sich dieser in dichten Nebel, der auch acht Tage lang nicht verging. Ueber die Ursache dieser Verhüllung gingen unter den darüber sehr ärgerlichen Reisenden in Chamouni verschiedene Meinungen um. Einige meinten, es sey Trauer über Mlle. d'Angeville's Abschied, andere behaupteten, es sey Aerger des Berggeistes über gar Manches, was er sich anders vorgestellt, als er sie von fern habe kommen sehen. So viel ist gewiß, der Montblanc-Rudezahl blieb lange übler Laune.

Merkwürdig war es, daß fast zugleich mit Mlle. d'Angeville zwei andere glückliche Ascensionen des Montblanc unternommen wurden; denn Herr Stoppe aus Posen mit sechs Führern, und Herr Eisenkrämer, der Wirth der Union in Chamouni, mit seinen Guides und Trägern, gingen kurze Zeit nach ihr ab, brachten mit der Dame die Nacht sehr eng auf den Grands-Mulets zu und erreichten bald nach ihr die Spitze des Montblanc. So waren hier einen Augenblick vier-und-zwanzig Personen beisammen auf dem Gipfel. Stoppe und Eisenkrämer gratulirten der Dame zu ihrer glücklichen Ascension, verweilten aber auf der Höhe noch viel kürzere Zeit als sie und sahen und prüften fast gar nichts; denn sie verließen den Gipfel schon nach fünf Minuten wieder, gleichsam um nur dagewesen zu seyn.

In einigen Stunden langte Mlle. d'Angeville über die früher so mühsamen Stellen wieder bei der Station der Grands-Mulets an. Die Tage waren schon kürzer und die Dame zu angegriffen, um nach einiger Ruhe auf dem Felsen denselben Tag noch nach Chamouni zurückzugehen, was oft gethan wird, und was auch Eisenkrämer that. Sie blieb wieder die Nacht hier, zeichnete viel am Morgen und kam erst gegen Mittag nach Chamouni zurück, wo sie mit großem Jubel und Triumph, Böllerschießen und Gesängen von Eingebornen und Fremden empfangen wurde, sich auch Mittags an der Table d'hôte der „Union" zeigte. Am folgenden Tag gab sie ihren Guides das gewöhnliche Mahl, welches ein ganz besonderes Interesse hatte. Oben am Ehrenplatz der Tafel saß nämlich jene Marie vom Montblanc, die nun nicht mehr hübsch und blühend, aber noch immer munter und guter Dinge war, ja beim Dessert ein Bedeutendes trank und sehr laut wurde. Mlle. d'Angeville, die andere Montblanc-Ascendentin, saß am untern Theil des Tisches und machte auf echt französische Weise die Honneurs. Wäre ich dabei gewesen, so hätte ich auf das Wohl des Berggeistes getrunken.

Erst nach einigen Tagen kehrte Mlle. d'Angeville nach Genf zurück, wo sie an Herausgabe einer französischen Beschreibung ihrer Ascension mit sechs Zeichnungen arbeitet. Wenn diese erscheint und noch andere anziehende Umstände enthält, so werde ich darauf zurückkommen.

Was wird nun von alle dem die Folge seyn? Die Besteigung des Montblanc, die seit Dr. Paccard neun-und-zwanzig Reisenden und wenigstens hundert Guides gelungen ist, und wobei keiner umkam oder nur bedeutenden Schaden litt — denn die drei verunglückten Guides des Dr. Hammel wären nicht von einer Lawine fortgerissen worden, wenn der überkühne Reisende nicht gegen ihre Warnung auf weiterem Aufsteigen bestanden hätte — diese Ascension dürfte nun wohl bei der großen Bereitwilligkeit der Guides dazu eine der großen Chamounier Bergpartien werden, wie die Grands-Mulets und der Jardin, besonders für die chevaleresken und reichen Engländerinnen, die Freundinnen von Fuchsjagden, starken Ritten, Rennen u. s. w. Reich muß man zu einer Partie seyn, die immer gegen funfzehnhundert Franken kostet, sie mag gelingen oder nicht. Diese Damensascensionen werden mit dem vielen malerischen Beiwerk einen stehenden Artikel der englischen Zeitungen ausmachen. Der Name deutscher Frauen und Mädchen wird aber hoffentlich nie durch dergleichen Unternehmungen bekannt werden.

Dr. Chr. Müller.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der deutsche und der französische Schauspieler.

Der Leser wird meinen, es sey kaum der Mühe werth, à propos reisender französischer Mimen sich so weit auf das Feld der Betrachtung verschlagen zu lassen. Sind aber die bisherigen Bemerkungen richtig, so ergibt sich von selbst, wie verschieden Stellung und Aufgabe des französischen und des deutschen Schauspieldichters und Schauspielers sich gestalten. Hier nur ein paar Worte vom Schauspieler. In einer Nation, welche so durchgängig nach einem mittlern Grundton gestimmt ist, wie die französische, bei der das Dogma der geistigen Gleichheit weit älter ist, als die Gleichheit vor dem Gesetz, mußte sich im Individuum eine gewisse Sicherheit und Unbefangenheit in Haltung und Geberdung entwickeln, und eben damit auch in dieser Beziehung wieder eine ausgesprochene Gleichheit durch alle Stufen der Gesellschaft. Und so sehen wir es auch in der Wirklichkeit. Der Staatsmann vor der Kammer, der Spitzbube vor den Assisen, der General vor seiner Langen, der Sergeant vor seiner kurzen Fronte, die Dame am Theetisch und das Weib in der Halle u. s. w. mögen noch so starke moralische oder intellectuelle Gegensätze bilden: in ihrem Ton und ihrer Mimik ist des Uebereinstimmenden weit mehr, als des Disparaten; der verdorbenste Jargon trägt sich mit demselben Aplomb vor, wie die akademische Sprache, und die Impertinenz der Hetäria sieht aus wie eine parodische Uebertreibung der Mequerie der Weltdame. In Deutschland hört man oft, jeder Franzose sey von Natur ein Schauspieler; dies ist aber unbewußt jeder Mensch. Was meint man also mit jenem Ausspruch? Man sieht Absicht in der Art, wie sich der Franzose producirt. Fast notdwendig erscheint unsern Augen jene sichere Haltung, jene eitle gleichförmige Grazie, womit jeder ein Stück der großen Nation repräsentirt, als etwas Gesuchtes. Selbstbewußtsein, was es doch so wenig ist, als unser in sich gekehrtes Wesen mit seinen ungleichförmigern, originellern, aber in der Form weniger gerundeten und sich häufig widersprechenden Aeußerungen.

So viel aber ergibt sich aus diesem Verhältniß von selbst, daß sich der Franzose weit leichter und freier auf den Brettern bewegt, daß er im Durchschnitt ein ungleich natürlicherer, und darum in den meisten Gattungen besserer Schauspieler seyn muß, als der Deutsche. Man denke nur an die großen Hebel jeder mimischen oder weinerlichen dramatischen Entwicklung, Liebe, Galanterie, Ehre: wie gleichförmig ist deim Franzosen der Ausdruck dieser Gefühle durch alle Stände! wie beherrscht dabei Ein Grundton alle Modulationen des individuellen Charakters, der Geburt, der Erziehung! Man denke an die Umgangssprache: sie ist nicht nur die europäische Gesammtsprache der höhern Welt, sie ist auch in weit umfassenderem und durchdringenderem Sinn, als das Hochdeutsche, die lingua communis der Nation; sie ist in ihrer flatternden und eben darum bequemeren Construktion unendlich leichter erlernbar und handhabbar in einem gewissen Mittelmaße, das auch in dieser Beziehung eine ganze Reihe von Ständen unter Ein Niveau bringt. Man denke an den Umgangston, an das gemein nationale Monsieur und Madame, das an sich so republikanisch ist, als das revolutionäre Citoyen und Citoyenne; an das durchgängige Vous, das fast die Geltung des amitten Du gewinnt, indem es tief in den Familienkreis hinein und an die Stufen des Throns hinaufdringt, ein Du nur als Zeichen des innigsten Seelenbandes oder der Verachtung neben sich duldend. Unter diesen Umständen sieht sich der Franzose im Lustspiel (von der Tragödie ist hier nicht die Rede) doppelt günstig gestellt: einmal bietet ihm der Dichter lauter Situationen, die er, da das Gemeingefühl der Nation auch in ihm lebt, rasch begreift und durchdringt, und dann gibt er das wesentliche Substrat seines Spiels schon dadurch, daß er geradezu sich selbst, d. h. den Franzosen spielt.

Bei jenem Volke, das mit seiner Seelenthätigkeit überwiegend nach außen, in die Situationstheit gerichtet ist, wird der äußerliche Nationaltypus in Allem zu einer Art von Cultus und der Schauspieler zum bequem fungirenden Priester desselben. Aber bei einem mehr nach innen gekehrten Volk, wie dem deutschen, tritt der gemeinsame geistige Charakter nicht so an die Oberfläche; es fehlt hier an einem allgemeinen äußerlichen Ausdruck der Empfindung oder er wird doch dem in dieser Richtung verschleierten Bewußtseyn und Blick des Volks nicht so klar, am wenigsten wird er freudig und mit Selbstbefriedigung anerkannt. So entbehrt der deutsche Schauspieler jenes unermeßlichen Vortheils, ein Collectivrepräsentant zu seyn: bei der Starrheit unserer individuellen, wie der Standescharaktere ist er selbst an sich nicht weiter als ein Individuum, als eine jener unglücklichen, vielgeplagten, und oft etwas ungestalten Inkarnationen des deutschen Geistes, und so muß er sich in jede seiner Rollen, nach ihrem ganzen Umfang, nach Geist, Ausdruck und äußerer Haltung, mit Anstrengung hineinbeugen. Der französische Mime braucht gleichsam nur ein Instrument mit Virtuosität in verschiedenen Tonarten zu spielen; der deutsche muß sich auf gar verschiedenen Instrumenten mit mannichfachem Mundansatz und Fingergriff hören lassen. Der Franzose ist auch als Schauspieler vor allem Andern Franzose, und muß es seyn; die allgemeine Haltung, der allgemeine Ausdruck sind bei ihm etwas, das sich fast immer und überall von vorne herein versteht, und da er sich auf diese Weise, dem Deutschen gegenüber, nur halb bewachen muß, greift er mit Sicherheit zum Ton des Bauern hinab, oder zu dem des vornehmen Mannes hinauf; so verschieden die Coloratur bei diesen beiden Figuren seyn mag, er darf bei beiden, wie bei allen dazwischen liegenden, die gemeinfranzösische Saite verschiedlich vibriren lassen; ja er muß es thun und thut es unbewußt. Das bebende Gefühl, daß er die conventionelle Sprache und Geberdung seines Volks an sich zur Anschauung bringt, erlaubt ihm, die ganze Kraft seines Talents unbefangen auf die feinste Nüancirung der Charaktere zu verwenden. Wie ganz anders bei uns! Hier sind die Menschen gerade in dem Sinn ungleich, in dem sie dort gleich sind; hier kennt der Geist, während er dort vereinigt; hier gibt es keine großen Kreise von Vorstellungen, innerhalb welcher der Bauer und der Herr, der gemeine und der vornehme Krieger, der junge und der alte Liebhaber, der Schreiber und der Präsident den Mund zum selben Worte öffnen und den Arm zur selben Geberde ausstrecken. Der deutsche Künstler, der nicht auf der höchsten, sparsam besetzten Stufe steht, muß meistens froh seyn, wenn er auf seiner Laufbahn eine kleine Reihe charakteristischer Gestalten im Ganzen und Groben herausbringt; er ist dabei gegen den Franzosen in dem wesentlichen Nachtheil, daß er das Fehlende nur mit seinem Ich ausfüllen kann, der Franzose dagegen mit seiner Nationalität.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 20. Oktober 1838.

— Will mich des Worts nicht schämen:
Wir tasten ewig an Problemen.
Goethe.

Neueste Erklärung des Nordlichts.

Unser Luftkreis, mit Allem, was darin vorgeht, ist für uns ein fast unbekanntes Reich, so vielfache und beharrliche Versuche die Wissenschaft gemacht hat, darin einzudringen. Unsere Physik ist weit davon entfernt, die einfachsten, allgegenwärtigen atmosphärischen Vorgänge, gleichsam den regelmäßigen Athmungs- und Absonderungsproceß der Luft erschöpfend erklären zu können. Noch weit räthselhafter stehen die Meteore da, welche als Modifikationen, als Explosionen jener Vorgänge erscheinen, namentlich Sternschnuppen und Nordlichter. Die Menge der aufgestellten Hypothesen und ihre Widersprüche beweisen dies hinreichend.

Wenn ein unwissenschaftlicher Beobachter ein Nordlicht betrachtet, so ist der natürlichste Gedanke, den ihm der Augenschein aufdrängt, es gehe dabei eine Verbrennung irgend einer Art hoch in der Luft vor. Die ältere Physik hielt sich auch hieran; sie war aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht weit genug vorgeschritten, um auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit anzugeben, welche Stoffe sich so hoch über den Polen, und gerade nur hier ansammeln und zu jenem mächtigen Verbrennungsprocesse Anlaß geben sollten. Man sprach von sublimirtem Schwefel und Salpeter, noch etwas Kohle dazu, und man hatte Schießpulver. Aber mit der Entwicklung der Lehren von der Elektricität und dem Magnetismus gab man diesen natürlichsten Gedanken auf: das Nordlicht war sofort in den meisten Hypothesen ein Effekt des Erdmagnetismus. Der Holländer Muschenbroek († 1761) war der letzte, der jene auf den sinnlichen Schein gegründete Ansicht vertheidigte. Vor Kurzem nun hat sie der russische Akademiker Parrot nach dem Standpunkt unserer jetzigen Kenntnisse in einer neuen Hypothese wieder aufgenommen. Wir theilen den Lesern das Hauptsächlichste aus seiner Abhandlung mit, welche in einem der neuesten Hefte der Verhandlungen der Petersburger Akademie enthalten ist.

Die beim Nordlichte vorkommenden Erscheinungen, welche bei der gewöhnlichen Annahme, daß dasselbe eine Wirkung des Erdmagnetismus sey, völlig unerklärt bleiben, scheinen sich dieser Hypothese allerdings auf's Schönste unterzuordnen, und vielleicht könnte es mit derselben endlich gar gelingen, nicht allein die verschiedenen Farben des Nordlichts selbst, sondern auch die verschiedenen Farben der dasselbe gewöhnlich begleitenden Wolken zu erklären. Letztere haben wir z. B. bei dem Nordlichte vom 18ten Februar 1837, nachdem sie sich am Rande einer rosenrothen Lichtsäule erst milchweiß gezeigt hatten, während der Verbreitung des Nordlichtes über den Raum, den sie einnahmen, in das schönste Himmelblau verwandelt gesehen.

Digitized by Google

Die magnetische Theorie des Nordlichts stützt sich vornehmlich auf das Faktum, daß die Nordlichter merkbaren Einfluß auf die Bewegungen der Magnetnadel äußern. Parrot meint nun, eben so gut könnte man sagen: die Veränderungen des Luftdrucks üben einen Einfluß auf die Schwankungen des Quecksilbers im Barometer aus, folglich ist diese Quecksilbersäule die Ursache der Veränderungen des Luftdrucks. Auf die Magnetnadel wirke ja auch die Elektricität, und da allerdings das Nordlicht als Verbrennungsproceß Elektricität erzeuge, so reiche dies hin, jenen Einfluß zu erklären. Als ein weiterer Grund für die magnetische Natur des Nordlichts wird angegeben, daß sich das Meteor immer im magnetischen Meridian befinden solle. Parrot beweist, daß dem die Erfahrung widerspricht.

Nach Parrot ist das Nordlicht nichts anderes als die Entzündung des Kohlenwasserstoffgases, welches sich beständig von allen Punkten der Erdoberfläche, auf welchen Pflanzen und Thiere leben, folglich auch dem Meere so gut wie vom Festlande erhebt. Dieses Gas zeigt sich durch Umstände veränderlich, als Typus desselben kann indessen die Sumpfluft angesehen werden, deren spezifisches Gewicht = 0,67 der atmosphärischen Luft ist. Es erhebt sich vermöge seiner Leichtigkeit in der Atmosphäre, und vermischt sich mit ihr wahrscheinlich in verschiedenen Verhältnissen, wobei jedoch die Mischung immer leichter bleibt als die atmosphärische Luft. Während es in den niedern Luftregionen aufsteigt, muß es den Strömungen aller dort herrschenden Winde folgen, bis es die Gegend erreicht, wo die atmosphärischen Processe aufhören und keine andere Bewegung mehr stattfindet, als die Strömung von den Polen zum Aequator und vom Aequator zu den Polen. Seine Reise findet demnach ihr Ziel in einer sehr beträchtlichen Höhe oberhalb der Polargegenden.

Unsere Atmosphäre kann sich nicht in's Unendliche ausdehnen, sie muß eine Grenze haben, und zwar da, wo die Anziehung der Theilchen der atmosphärischen Luft unter sich mit der durch die niedrige Temperatur der obern Regionen geschwächten Ausdehnbarkeit in's Gleichgewicht tritt. Eine ähnliche Grenze müssen wir für das Kohlenwasserstoffgas annehmen, welche übrigens von der der atmosphärischen Gase verschieden ist.

Aus diesen Sätzen folgt gleich, daß die Höhe der Nordlichter über der Oberfläche der Erde sehr bedeutend seyn müsse, und diese hohe Lage bestätigt sich durch die Beobachtung, daß man Nordlichter vom 45sten Breitegrad aus sieht. Man hat sogar die Höhe mancher auf 200 bis 300 Stunden geschätzt; * diese Schätzungen müssen übertrieben scheinen; es läßt sich aber nicht leugnen, daß sich ihre Höhe auf vierzig, fünfzig und mehr Stunden beläuft. Ferner sieht man, daß, wenn das Nordlicht nichts anderes ist als ein brennendes Gas, die allgemein beobachtete Durchsichtigkeit des Meteors sich vollständig erklärt.

(Der Beschluß folgt.)

* Matermann hat das Nordlicht vom 18ten Februar 1857 zu 200 Stunden Höhe berechnet.

Ein Geschäft.

(Beschluß.)

Der junge Mann verabschiedet sich von Monsieur L., höchlich vergnügt über den Erfolg seines Besuchs, springt in sein Cabriolet und fährt nach Paris zurück. Tags darauf bringt er dem Kapitalisten die nach den verabredeten Grund ähnen ausgestellte Gesellschaftsurkunde. Nachdem Monsieur L. dieselbe gelesen, approbirt und unterzeichnet, gibt er sie dem jungen Spekulanten zurück und spricht: „Lieber Herr, so sind Sie denn Direktor der Gesellschaft Hymen; ich wünsche von Herzen alles Glück, und um zu beweisen, wie lebhaft ich mich für unser Unternehmen interessire, will ich meine Tochter bei Ihnen versichern lassen. Sie soll die Liste der jungen Frauenzimmer, denen ein Mann assecurirt wird, eröffnen. Stellen Sie den Schein aus."

„Alter?" fragte der Direktor. — „Neunzehn Jahre." — „Lauf- und Zunamen?" — „Euphemie L." — „Aeußeres?" — „Ganz hübsch." — „Fertigkeiten?" — „Musik, Zeichnen, Tanzen, Botanik." — „Vermögen? — „Eine Million zu erwarten und fünfmalhunderttausend Franks Mitgift." — „Vortrefflich!" — „Den Betrag der Prämie," sprach Papa nachlässig stolz, „so wie das Alter, mit welchem die Entschädigung zahlbar ist, mögen Sie selbst bestimmen." — „Es ist wohl sicher darauf zu rechnen, daß uns Fräulein Euphemie keine Entschädigung kosten wird."

Der junge Direktor empfiehlt sich seinem neuen Associé und geht. Indem er durch den Schloßgarten wandelt, um zu seinem Cabriolet am Parkthor zu gelangen, gewahrt er ein junges Frauenzimmer in weißem Kleide, das mit der Gießkanne unter den Blumentöpfen umherhüpft, sie mit einem feinen, in der Sonne funkelnden Regen tränkend und eine Romanze dazu singend. Die reichen braunen Locken, sanft von einem Lüftchen gehoben, lassen einen Hals erblicken, weißer als die Nelken, die sie begießt. Ihr schlanker Körper neigt und wendet sich, biegsam wie der Schaft ihrer Blumen. Sie selbst ist die anmuthigste Blume auf diesem Beete, wo sie zu Tausenden wetteifern in Lieblichkeit und Frische. Bei diesem Anblick sprach der Spekulant bei sich selbst: „Gewiß die Tochter vom Hause, meine erste Versicherte!

Digitized by Google

O ich habe da ein prächtiges Geschäft gemacht! köstlicher Anfang!“ — Und indem er auf das Gitter losging, warf er dem Mädchen einen vielsagenden Blick zu.

Kaum vierzehn Tage darauf verließ Monsieur L. seinen Landsitz und bezog wieder sein Hotel in der Chaussée d'Antin. Seine Tochter hatte ihm keine Ruhe gelassen; sie wollte nach Paris zurück. Er wunderte sich, daß seine liebe Euphemie, der sonst das Landleben und ihr Blumenflor über Alles ging, jetzt auf einmal einen Widerwillen dagegen äußerte und nach der Stadt zurückverlangte, obgleich der Sommer und die schöne Jahreszeit noch lange nicht vorüber war. Er forschte nach dem Grund dieser sonderbaren Laune und fragte sich zuweilen selbst: „Sollte Euphemie, seit sie gegen das Ledigbleiben versichert ist, in Paris eine Herzensangelegenheit haben?“

Bald blieb ihm kein Zweifel, daß die Liebe in das Herz seiner Tochter eingezogen sey, und wohl brauchte es keinen großen Scharfblick, um dies zu merken; denn mit jedem Tag verlor sich mehr und mehr das Wangenroth des hübschen Kindes und seine Munterkeit; die arme Euphemie siechte an einem Uebel, das sie nicht zu gestehen wagte. Ihre Blumen, ihr Instrument, ihre Zeichnungen — sie rührte nichts mehr an, und oft verrieth eine Thräne, die ihrem Auge entfiel, die Aufregung ihrer Gefühle. Aber wen in der Welt mochte sie lieben? und wie hatte sich die Sache gemacht? Das ging nicht mit rechten Dingen zu. — Monsieur L. erschöpfte sich in Vermuthungen; aber er liebte seine Tochter zärtlich, und so entschloß er sich, dem Uebel, das so sichtliche Fortschritte machte, rasch zu Leibe zu gehen. „Liebe Euphemie,“ fing er an, „du bist seit einiger Zeit ganz nachdenklich; an was hast du denn zu denken? Sollte sich etwa ein bisher unbekanntes Gefühl in deinem Herzen gemeldet haben? Was ist es? heraus damit! du weißt, wie sehr ich dich liebe. Ist vielleicht dein Blick auf einen jungen Mann gefallen? — Nun, wenn es eine anständige Partie ist — du glaubst gewiß, daß es mir die größte Freude wäre, dich mit einem Manne verbunden zu sehen, mit dem du glücklich würdest.“ — „Ach ja, Papa, ich gestehe es, ich liebe,“ antwortete Euphemie, scheu und verlegen, wie denn ein junges Mädchen dergleichen Niemanden ohne Verwirrung eingesteht, und wenn es ihr Vater wäre. — „Und wie heißt er?“ fragte Monsieur L. mit selbstzufriedenem Gesicht. — „Dies ist sein Geheimniß, wie das meinige,“ erwiderte Euphemie ruhig; „darf ich ohne seine Einwilligung darüber verfügen? Erlauben Sie also, daß ich seinen Namen verschweige, bis er selbst —“ — Diese Zurückhaltung machte Monsieur L. nur noch neugieriger; und da er Euphemien bestürmte, den Liebhaber zu nennen, sagte sie endlich: „Lassen Sie mir noch drei Tage; in drei Tagen sollen Sie Alles wissen.“

Den Tag nach diesem Vorfall machte der Direktor der neuen Heirathsassekuranzgesellschaft seinem Kapitalisten die Aufwartung. „Ah! guten Morgen, mein Lieber!“ rief Monsieur L. ihm entgegen. „Was meinen Sie, daß vorgeht? Sie rathen es nicht!“ — „Nun, was denn?“ — „Meine Tochter hat bereits Liebesgedanken.“ — „Vielleicht schon Wirkung der Assekurang.“ — „Das wirkt wahrhaftig merkwürdig! Kaum ist sie einen Monat versichert! — Nun, Sie haben Glück!“ — „Ja, der Zufall will es gut mit uns.“ — „Noch so ein Fall, und unser Geschäft geht in's Ungeheure!“

Während sie so sprachen, kam Euphemie herein; sie wurde roth beim Anblick des jungen Direktors. „Meine Tochter,“ sagte Monsieur L. vorstellend. „Nun, wie gefällt sie Ihnen?“ — „Ausgezeichnet! — Ich wollte wetten, noch vor dem neunzehnten Jahr —“ — „Vater,“ sagte Euphemie, indem sie abwechselnd die Beiden ansah, „ich habe versprochen, Ihnen zu sagen, wen ich liebe. Nun denn — dieser ist's!“ — „Ist es möglich!“ rief Monsieur L. in höchster Ueberraschung. — „Nach unsern Statuten,“ sprach der junge Direktor feierlich, „muß ich dahin sehen, daß der Termin nicht abläuft, ohne —“ — „Das ist wohl wahr; aber, Euphemie, wie daß du denn den Herrn kennen lernen?“ — „Ich darf nichts unversucht lassen, um —“ — „Auf dem Land habe ich ihn zum ersten Mal gesehen, nur im Vorbeigehen; dann kam er alle Tage, half mir die Blumen begießen, wir gingen im Park spazieren, er brachte mir Gedichte, er zeichnete mir sehr hübsche Sachen in mein Album; aber er konnte gar nicht lange bleiben, da dachte ich, in der Stadt könnte ich ihn länger und öfter sprechen —“ — „Ganz im Geheim, damit —“ — „Ei, mein lieber Direktor, Sie verstehen Ihre Sache!“ rief Monsieur L. ganz verblüfft von diesen Neuigkeiten. — „Ich betheure, daß ich nur meine Schuldigkeit gethan.“ — „Nun ja doch, meine Tochter liebt Sie, sie ist die Ihre. Die fünfmalhunderttausend Franks Mitgift haben Sie schon.“ — „Ein goldenes Geschäft!“ rief der junge Direktor, Euphemiens Hand ergreifend. „Dies führt uns Kunden zu und wir gewinnen Millionen!“

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der deutsche und der französische Schauspieler.

Nur in Deutschland hört man von sogenannten „denkenden“ Schauspielern sprechen, als ob es sich nicht von selbst verstände, daß man denken muß, wenn man einen andern Menschen spielen will, als sich selbst; kann man sich ja sogar im letztern Fall jener Operation nicht gut entschlagen. Jener Ausdruck bezeichnet aber ganz richtig, daß ein deutscher Schauspieler, der diesen Namen einigermaßen verdienen und

Digitized by Google

deutsche Mitmenschen agiren will, weit ernstlicher denken, reflektiren, abstrahiren, sein Organ und seine Glieder zu den mannichfachsten Tons- und Gangweisen absichtlich abrichten muß, als der Franzose, der in hundert Fällen zur Hälfte und mehr mit seiner bloßen naiven Persönlichkeit bezahlen kann. Da aber zum ernstlichen Denken nicht Jeder befähigt oder bezahlt ist, so gewinnen so viele Subjekte auf deutschen Bühnen das Ansehen von an nichts denkenden Künstlern, und so sehr dies auch ein Widerspruch ist, so gelingt es ihnen doch, diesen, aber auch nur diesen Charakter consequent durchzuführen. Der Franzose, der in's Gelage hinein spielt, gibt, wenn er dabei erträglich organisirt ist, seinem Parterre immer noch etwas von einer gewissen allgemeinen Eleganz, nämlich einen Franzosen; der Deutsche, der nicht denken will oder kann, gibt eine Figur von sehr problematischer Bedeutung zum Besten, nämlich Herrn so oder so. Hofschauspieler Sr. Maj. oder Sr. Hoheit, und noch dazu häufig im bedenklichsten Zustand der Verlegenheit.

Dieses wesentliche Moment ist es hauptsächlich, was die beiderseitigen Bühnen in ihrem ganzen Charakter so verschieden macht. Dies ließe sich leicht im Einzelnen aufführen; hier nur noch von einem einzigen Punkt. Durch jene Grunts verschiedenheit in der Stellung der Schauspieler zu ihrem Volke erklärt sich gleich die Erscheinung, daß französische Gesellschaften immer weit homogenere Massen sind, als deutsche. Die französische Truppe bildet, nach natürlicher Anlage und Ausbildung, von den premiers sujets an bis zum Burschen, der selten über die Livree und das Madame est servie hinaus kommt, eine beinahe stetig abnehmende Reihe, eine Kette von ineinander greifenden, immer kleiner werdenden Gliedern. Bei uns zerfällt das Personal in Gruppen, die der wesentliche Unterschied in Talent und Ausbildung weit auseinanderhält. Die Künstler erster Classe sind die seltgen obern Götter; eine Kluft ist befestigt zwischen ihnen und der zweiten Classe, den dii minorum gentium, und eine oft noch größere zwischen diesen und der dritten, vierten Rangstufe, den armen, beschränkten Sterblichen. Erstere erscheinen den letztern gegenüber als ganz verschiedene Naturen; beide sind wie mit ungleichartigen Organen begabt, die unmöglich harmonisch ineinander greifen können. Es zeigt sich überall, daß der Deutsche, wenn ihm die Kraft gebricht, Geist und Körper frei in eine gegebene Form zu gießen, auf der Bühne gleich gar nicht mehr weiß, was er mit seinem Körper und seinem Geist anfangen soll, eben weil es keine gemeindeutsche Repräsentation gibt, durch die er doch immer noch als ein Mensch gelten könnte. Den unter seinen Kameraden niedrig gestellten Franzosen trägt und hebt der freundliche, verhätschelnde Genius seines Volks, die Eitelkeit, und im Bewußtseyn, daß er so gut ein Franzose ist, als die Stolzesten unter seinen Kameraden, trägt er frei und mit Grazie sein Oberstein zur Handlung bei. Den Deutschen verläßt nie die innere Achtung und Scheu vor höherer Geisteskraft, und die bitterste Herabsetzung von seiner Seite ist nur der stärkste Ausdruck dieses Gefühls. Der schwächere Schauspieler resignirt und subordinirt sich, wenn auch mit Grimm und Neid; aber die Superiorität seiner Bessern drückt ihn nieder, und da unter und dieser alle gemein menschlichen Geistesaristokratie ein Element der Gleichheit das Gegengewicht hält, so wird er noch gelähmter und befangener, als er an sich wohl wäre. Es kann dem bemühten Haustheckt, dem schneidigen Mörder u. dergl. gar nicht einfallen, mit dem Helden und Liebhaber zu wetteifern; zwischen ihnen ist eine unübersteigliche Wand, wie zwischen den Knaben in den letzten Bänken und den hoffnungsvollen beständigen Preisträgern der Schule. — Da all dies einmal so ist — und es ist in wesentlichseren Beziehungen gut, daß es so ist — so muß sich das deutsche Publikum daran gewöhnen, und hat sich unbewußt längst daran gewöhnt, auf jenes lebendige, organische Zusammenspiel contrastirender, aber durch das Gefühl der Gleichheit verknüpfter Naturen zu verzichten, das vor einer französischen Bühne einen so lebhaften augenblicklichen Genuß gewährt, man mag übrigens vom französischen Wesen an sich angenehm berührt werden oder nicht. Wenn der Mangel an sogenanntem Ensemble, sobald nur die Disharmonie nicht gar zu grell ist, den Deutschen wenig stört, so ist dieselbe geistige Eigenthümlichkeit daran Schuld, welche jenes Ensemble nicht zu Stande kommen läßt, nämlich seine unbedingte Hochachtung vor höherem Geist. Dieses Gefühl wird beim untergeordneten Schauspieler, wie wir eben gesehen, ja einem benommenden, befangenden Element, dem Zuschauer äußert es sich als Trieb, das Vortreffliche an sich zu genießen. Er versenkt sich in das Spiel der Schauspieler, deren Natur- und Kunstkraft diesem Trieb Befriedigung gewährt; das Eingreifen der Untergeordneten ist ihm nur eine Folie, eine nothwendige Füllung, fast ein nothwendiges Uebel. — Wir brechen hier die Parallele ab, obgleich es vielleicht der Betrachtung werth wäre, inwiefern das bisher Gesagte, wobei wir vorzüglich das männliche Personal im Auge hatten, auch vom weiblichen gilt. Es würde sich zeigen, daß die Eitelkeit und der Gemeingeist des Geschlechts auf unsern Bühnen die Weiber den Männern gegenüber in ein Verhältniß setzen, das dem zwischen den Persönlichkeiten der beiden Völker und ihrer natürlichen Befähigung zur freien Mimik sehr analog ist. Ist es doch eine allgemeine Erfahrung unter uns, daß die Weiber im Durchschnitt sich verständiger und unbefangener auf den Brettern bewegen, als die Männer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 216.
Der Baum und die Vögel.

Streckräthsel.

Es läuft in der Luft, und zwar meistens durch eine laute Trompete zu einer stummen und von dieser zur zweiten lauten und so fort. Selbst hat es stets seine Füße, ein anderes Glied aber besitzt es tausendfach, und setzt mit ihm viele Füße in Bewegung. Eigentlich ist es nur ein leerer Schall, hat aber schon manches Schwert aus der Scheide und schon manche Kugel aus dem Rohre befördert, wenn man dem erfinderischen Kopfe auf die Spur gekommen, von welchem aus es in die Welt lief. Oft tadelt es aber auch auf sicherem Grunde, ob es gleich in der Luft läuft, und bekommt alsdann von Allen, die ihn gewahr werden, einen ehrenvollen Namen. Wenn es aber gar keinen Boden hat, so fällt es gewöhnlich in sich zusammen und verschwindet oft spurlos; oft aber hat es auch alsdann sogar ein zähes Leben, und läuft Jahrhunderte durch, wie der ewige Jude. Je älter es wird, desto mehr glaubt man ihm auf's Wort, und wer es schwarz auf weiß besitzt, von einem namhaften Schriftsteller adoptirt, bekommt einen ordentlichen Respekt davor, und muß schon recht keck und wohl bewaffnet seyn, will er es mit Erfolg bekämpfen. Wenn man jedoch einen einzigen Ton darin verändert und es so zur Homonyme macht, so stillt es den Hunger und befriedigt die Gerechtigkeit; aber laufen kann es alsdann nicht mehr.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 22. Oktober 1838.

— Dort hebt sich Reims mit seinen Thürmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt.
Schiller.

Reise in die östliche Champagne.

Von C. B. Depping.

Die Pariser Diligencenunternehmer sind von außerordentlichem Wetteifer beseelt. Vor dreißig Jahren brauchten sie vier-und-zwanzig Stunden nach Rheims, das man jetzt allgemein Reims schreibt; heutzutage wird der Weg in siebzehn Stunden zurückgelegt. Damals hielt man dreimal an, damit die Reisenden bequem ihre drei Mahlzeiten halten konnten; jetzt wird an keine Mahlzeit mehr gedacht. Man fährt um drei oder um sechs Uhr Nachmittags von Paris ab und kommt am folgenden Morgen um acht oder um eilf Uhr zu Reims an. Für die Vielesser hat dies allerdings seine Unbequemlichkeit; andern aber kommt das schnelle Reisen gelegen, zumal die Preise der Plätze auch gesunken sind, eben wegen der Konkurrenz. Daher ist das Reisen auch ein allgemeines Bedürfniß in Frankreich geworden; sicher reist man hier zu Land zehnmal mehr als in Preußen, wo die Schnellpost zwei- bis dreimal theurer ist als manche französische Diligence. Der Verkehr ist somit auch weit größer unter den Franzosen und die Landstädte bleiben in beständiger Verbindung mit der Hauptstadt, ausgenommen wenn sie von den großen Landstraßen zu entfernt liegen; aber auch dann haben sie regelmäßige Transportmittel bis zu den großen Landstraßen. Nachrichten, neue Erfindungen, Moden, literarische Erscheinungen, alles wird schnell in die Provinz verbreitet, und man hat jetzt schneller eine Reise vollendet, als man sich ehemals dazu entschloß.

Soissons an der Aisne ist die einzige bedeutende Stadt, durch welche man auf dem Wege nach Reims kommt. Sie hat sich von den Verheerungen, welche sie bei der Belagerung im Jahr 1814 erlitten hatte, wieder ganz erholt. Natürlich hat eine Stadt, durch welche täglich eine Menge Diligencen fahren, beständigen Verkehr mit der Hauptstadt; zwischen den beiden Städten begegnet man einer Menge von Proviantwagen, welche aus der fruchtbaren Umgegend von Soissons die Märkte der Hauptstadt mit Lebensmitteln versehen. Dagegen sieht man auf der Landstraße nach Reims zu eine Menge Wagen mit Säcken voll Baumwolle für die Reimser Fabriken. Ueberall ist die Gegend wohl bebaut, und man zieht durch eine Menge Dörfer, worin Wohlstand zu herrschen scheint. Von den berühmten Champagnerweinbergen erblickt man aber längs der Landstraße beinahe gar nichts; denn diese liegen alle nach der Marne zu. Je näher man der Stadt Reims kommt, je trockener sieht man den Boden werden und je mehr nehmen die Gehölze ab; dagegen wird das Erdreich immer kreidiger. Nur das Flußchen Vesle belebt die Landschaft ein wenig.

Digitized by Google

Man gelangt endlich durch das schöne eiserne Gitterthor, welches im vorigen Jahrhundert zu Ehren der gekrönten Könige errichtet worden, in das alte Durocortorum, oder, wie es auf einem Meilenstein heißt, Durocorier, das schon unter den Galliern eine große und merkwürdige Stadt war und es seitdem immer geblieben ist. Jetzt ist sie als Handels- und Fabrikstadt groß unter den Städten Frankreichs, und sie wäre auch im Ausland bekannter und häufiger beschrieben, wenn sie auf der großen Landstraße nach Deutschland oder nach England läge. Da dies aber nicht der Fall ist, indem die große Landstraße nach Deutschland über Epernay und Chalons geht, so bekommt sie auch weniger Zuspruch als andere minder merkwürdige Städte.

Was einem zuerst in Reims auffällt, ist die gänzliche Abwesenheit einer Garnison, da doch die Stadt über 30,000 Einwohner zählt. Nur einige Gensdarmen dienen zur Aufrechthaltung der polizeilichen Ordnung. Der Grund liegt darin, daß die Stadt nicht der Hauptort des Marnedepartements, sondern nur eine Subpräfektur desselben ist. Die Nationalgarde versieht hier ihren Wachdienst wie in allen Städten Frankreichs, und damit begnügen sich die Bewohner. Da es zuweilen Unruhen unter den vielen Fabrikarbeitern gibt, hat die Regierung einige Mal der Stadt Truppen angeboten; sie hat sich dies aber verbeten und die Unruhen mittelst der Bürgergarde besser gedämpft, als es wahrscheinlich durch die besoldeten Truppen geschehen wäre. Die Sitten gewinnen freilich beim Mangel einer Garnison hier wenig; denn das Beisammensein so vieler jungen Arbeiter und Arbeiterinnen bringt ungefähr dieselbe Wirkung hervor, als wenn ein Regiment oder mehrere zu Reims einquartirt wären.

Verdankte Reims seinen Glanz und seinen Reichthum der Krönung der Könige, so wäre die Stadt jetzt zu bedauern, denn schwerlich werden in der Folge noch Könige daselbst gesalbt werden. Sogar Ludwig XVIII. hatte die Salbungskosten erspart, obschon er im ersten Jahre nach seiner Rückkehr feierlich angekündigt, er wolle sich salben und krönen lassen. Andererseits hatte er freilich auch angekündigt, er sey schon seit langen Jahren König von Frankreich, und mochte sich daher nicht wie ein angehender Regent der Salbungsceremonie unterwerfen wollen. In ihren Fabriken und in ihrem Weinhandel besitzt die Stadt bessere Mittel zur Unterhaltung ihres Glanzes, als solche, noch dazu seltene Ceremonien. In dem obern Theile der Stadt, nach St. Remy hinauf, stehen die Wollen- und Baumwollenspinnereien und Webereien dicht neben einander, überall ragen lange, rauchende Feuerröhren empor, überall hört man das Gerassel der Dampfmaschinen und sieht das Wasser aus den Fabrikanstalten abfließen. Ebenso werden hier beinahe so schön wie zu Paris verfertigt, und die wollenen Tücher aus den hiesigen Anstalten behaupten schon seit lange einen Ruf auf den Märkten. Fabrikanten und Weinhändler sind daher auch die wohlhabendsten Bewohner der Stadt, so wie ihre Häuser zu den schönsten gehören. Durch das Aufheben der Klöster und mancher Kirchen sind viele Räume verkäuflich geworden, und manche sind sehr schön überbaut. Nur Schade, daß der Spekulationsgeist die prächtige Kirche Saint Nicaise, eine der berühmtesten gothischen Kirchen Frankreichs, nicht hat stehen lassen. Hätte jedoch die Stadtbehörde den Wunsch geäußert, dieses herrliche Gebäude wieder anzukaufen und zu erhalten, so würde es ihr wahrscheinlich nicht schwer geworden seyn, dasselbe vor dem Niederreißen zu bewahren. Aber die Stadt hat geschwiegen. Erst als die Kirche niedergerissen war, sind die Klagen laut geworden.

(Die Fortsezung folgt.)

Neueste Erklärung des Nordlichts.

(Beschluß.)

Man begreift leicht, daß dieses Gas, indem es gleich nach seiner Entwicklung an der Oberfläche der Erde erst hin und her getrieben und sodann gegen den Aequator und endlich von da gegen die Pole geführt wird, eine beträchtliche Zeit bedarf, um diese Räume zu durchlaufen. Ferner hören die chemischen Processe, welche das Gas erzeugen, überall auf, wenn die Temperatur der Erdoberfläche auf Null sinkt, und so ist es auch begreiflich, daß sich jenes Gas gegen Ende des Herbstes und während des Winters am stärksten um die Pole anhäufen muß, und dies erklärt das häufigere Vorkommen der Nordlichter während dieser beiden Jahreszeiten.

Kommen wir nun wieder auf die Entstehung jenes Gases zurück. Es ist das Erzeugniß der Zersetzung der Pflanzen und Thiere nach ihrem Tode, d. h. der Fäulniß. Wärme und Feuchtigkeit üben bedeutenden Einfluß auf diesen Proceß. Pflanzen, welche auf einem hohen, trockenen Standorte verdorren, faulen langsam, auf feuchtem Boden dagegen faulen sie schnell; daher zum Theil der schädliche Einfluß der Sümpfe auf die Gesundheit. Große, mit Wäldern bedeckte Flächen liefern eine weit größere Menge dieses Gases, als Gegenden, deren Vegetation wir bei der Ernte hinwegnehmen, ehe die Saatfrüchte Zeit haben, zu faulen. Ganze, mit ewigem Sand oder Schnee bedeckte Gegenden haben weder Pflanzen noch Thiere, welche dieses Gas erzeugen könnten, indeß nicht minder ausgedehnte Strecken sumpfig sind und große Massen von Pflanzen und Thieren der Zersetzung durch Fäulniß überliefern. Beim Weltmeer sind die Unterschiede in dieser Hinsicht ebenso bedeutend: die Striche, wo die

Digitized by Google

Tiefe mehrere tausend Klafter beiträgt, sind nur von schwimmenden Weichthierern und Infusorien aller Art bewohnt, indeß gegen die Küsten und Untiefen hin das Meer außerdem von so vielen Arten von Schalthieren und Fischen wimmelt, welche daselbst ihr Grab finden.

Demnach ist anzunehmen, daß die Erzeugnisse so vieler faulen Zersetzungen nicht eine gleichförmige Ausdünstung bilden, vielmehr das Kohlenwasserstoffgas, welches daraus hervorgeht, sich in Säulen erheben muß, welche durch andere Säulen einer von diesem Gase wenig oder gar nichts enthaltenden atmosphärischen Luft unterbrochen sind. Die in den untern Regionen des Luftkreises herrschenden Winde können diese Vertheilung nicht zerstören; sie können blos die Säulen abschneiden und ihnen sehr verschiedene Neigungen geben. Aber am Ende ihres Laufes, oberhalb der Pole, häufen sie sich an und bilden eine Masse von ungeheurer Ausdehnung, zu welcher von allen Seiten, und sehr unregelmäßig, mehr oder minder lange, mehr oder minder geneigte Säulen stoßen; es ist selbst zu erwarten, daß sich daselbst Massen von gleicher Breite und Länge befinden, welche in dieser großen Entfernung uns sphärisch erscheinen.

Das Phänomen der Entzündung zeigt uns die Richtigkeit aller dieser Annahmen. Wir sehen unter der Gestalt eines Kreisabschnittes das Profil eines Theils der Hauptmasse, welche die Form einer gedruckten Kuppel annehmen mußte. Die glänzenden Säulen sind auf ihren Rändern und ihrer Oberfläche unter sehr verschiedenen Neigungswinkeln verbreitet, und ihre schwingenden Bewegungen erklären sich aus den mechanischen Wirkungen dieses ungeheuren Brandes. Wenn bei diesem Feuerherde eine, zwanzig bis dreißig Meridiangrade lange, ununterbrochene Gassäule ankommt, so wird sich ihre Entzündung bis in die Gegend von Petersburg erstrecken, und da das dieser Breite zunächst gelegene Ende auch der Erde am nächsten liegt, so wird der Fall eintreten, daß die Bewohner der sogenannten mitternächtlichen Länder das Geräusch jener Riesenrakete vernehmen. Bekanntlich ist das Nordlicht, nach der Aussage der Bewohner hoher Breiten, nicht selten von einem Brausen und Zischen in der Luft begleitet. Mehrere reisende Naturforscher bestätigen dies, andere wollen nie etwas der Art vernommen haben. Jene raketenförmigen, viele Meridiangrade vom Pol heraufsteigenden Lichtstreifen sind offenbar nichts anderes als Massen von Kohlenwasserstoffgas, das noch mit atmosphärischer Luft vermengt ist, Massen, die also noch nicht zu der Höhe aufgestiegen sind, wo sich beide Gase vollständig trennen. Diese Höhe kennen wir noch nicht, auch vermögen wir den Abstand zwischen dem Standpunkt des Beobachters und dem seinem Zenith zunächstliegenden Ende jener Streifen lediglich nicht zu bestimmen. Immerhin aber kann die Distanz gar wohl so klein seyn, daß der Beobachter das Geräusch vernimmt, welches mit der plötzlichen Entzündung ungeheurer Gasmassen nothwendig verbunden seyn muß.

Die Verbrennung des Kohlenwasserstoffgases mit Wasser und Kohlensäure erzeugen. Dieses Wasser zeigt sich nach dem Zeugnisse des Barons Wrangel in der Bildung von Wolken neben dem Nordlichte, welche am Ort desselben oft noch am andern Morgen sichtbar sind. Es verräth sich auch durch Bildung von Höfen um den Mond, welche gleichfalls während der Nordlichter von Wrangel beobachtet worden. Hieher gehören auch noch folgende Beobachtungen: Bouvaille, welcher sein Leben mit Beobachtung der Nordlichter zubrachte (zu Kingston, in Obercanada am Ontariosee unter dem 44sten Breitegrad), hat beobachtet, daß, wenn das Nordlicht eine glänzende Gestalt annimmt, dieses Licht nicht einen Augenblick ruhig bleibt; es gehen beständige Veränderungen darin vor; es strömen öfters Strahlen weißen Lichtes davon aus, welche sich zuweilen bis über das Zenith erheben und den Himmel mit ihren silbernen Streifen furchen. Außer diesen Lichtbewegungen sieht man nun aber dunkle Massen von Dünsten sich erheben und senken, welche augenblicklich zu entstehen scheinen und keine beständigen Wolken sind. Man bemerkt sie jedesmal, wenn sich ein Lichtstreifen oder Lichtbogen bildet; sie begleiten überhaupt den Anfang jeder Veränderung der Scene und tragen nicht wenig dazu bei, sowohl die Erhabenheit, als den Glanz des Schauspiels zu vermehren. — Wie könnte man die vielfältig bezeugte Bildung von Wolken in so ungeheuern Höhen erklären, außer durch die Annahme, daß sie ihren Grund in einer Entzündung von Wasserstoff hat, und daß folglich die Erscheinung des Nordlichtes ein Brand ist?

Die Kohlensäure, als ein durchsichtiges Gas, kann dem Auge nicht erscheinen wie der blasige Wasserdunst oder wie eine Wolke von kleinen Eiscrystallen; demnach kann das Zeugniß unserer Augen ihre Bildung durch das Nordlicht nicht beweisen. Aber es ist entschieden, daß die Verbrennung des Kohlenwasserstoffgases Kohlensäure erzeugt, und sollte nicht die Kohlensäure, welche sich in der Atmosphäre der mit ewigem Schnee bedeckten Berge befindet, größtentheils die Kohlensäure seyn, die sich im Bereich der Nordlichter gebildet und vermöge ihrer spezifischen Schwere gesenkt hat?

Nach dieser Auseinandersetzung seiner Hypothese führt Parrot noch den Beweis, daß sich wirklich auf der Erde so viel Kohlenwasserstoffgas bildet, als zur Erklärung des Phänomens auf diesem Wege nöthig scheint. Wie wird nun aber das über den Polen angehäufte Kohlenwasserstoffgas periodisch entzündet? Nach Parrot geschieht dies durch die Sternschnuppen. Die mathematische Möglichkeit dieser Annahme ergibt sich zunächst daraus, daß nach den Beobachtungen von Benzenberg, Brandes und

Digitized by Google

Andern manche Sternschnuppen dreißig und mehr deutsche Meilen hoch sind. Auf dem jetzigen Standpunkt unsers Wissens ist uns kein keine Ursache bekannt, welche in öden Luftregionen, wohin kein auf der Erde wirksamer chemischer Proceß reicht, irgendwie eine Verbrennung vermitteln könnte. Man muß daher zu einem cosmischen Agens seine Zuflucht nehmen, das sich täglich hundert-, ja tausendmal äußert. Indessen war die Entzündung der Nordlichter durch Sternschnuppen vor der Reise des Obristen Wrangel in das Eismeer nichts als ein gewagter, durch keine Beobachtung unmittelbar unterstützter Gedanke. Nun sagt aber Wrangel in seinem Tagebuch: „Wenn Sternschnuppen im Bezirk der Nordlichter erscheinen, so entzünden sich an der Stelle, wo die Sternschnuppe durchging, sogleich Feuersäulen, die dann vom Entstehungsorte sich seitwärts (mit dem Winde) bewegen, und es entstehen an ihrer Stelle andere Säulen und Strahlenbündel. Daß demnach Sternschnuppen am Entzünden der Säulen im Nordlichte Theil nehmen, ist oft von mir beobachtet worden.“ Wenn somit die Beobachtung unzweifelhaft beweist, daß Sternschnuppen neue Säulen neben den bereits bestehenden entzünden, so ist kein Grund vorhanden, zu zweifeln, daß auch die Entzündung der ersten Säulen denselben Grund haben könne.

Wrangels Beobachtung beweist überdies, daß die Nordlichter in derselben Region vorkommen, wie die Sternschnuppen; und da die Höhe der ersteren, wegen ihrer längern Dauer, leichter und sicherer zu bestimmen ist, so könnten gute trigonometrische, in beträchtlicher Entfernung und unter verschiedenen Breiten zu gleicher Zeit angestellte Beobachtungen die Höhe der Region der Nordlichter und der Sternschnuppen zumal, ja am Ende die Höhe unseres Luftkreises kennen lehren.

Die weitere wissenschaftliche Begründung dieser Hypothese ist enthalten in den Mémoires de l'académie des sciences de St. Petersbourg, VI. série, Tom. III, livrais. 5. Das Obige schien uns aber auch für ein größeres Publikum von Interesse zu seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der deutsche und der französische Schauspieler.

Möchte es doch Mode werden, daß französische Schauspielertruppen die Hauptstädte Deutschlands bereisten und ihre Lustspiele und Vaudevilles in ihrer Weise Zuschauern vorführten, welche sämmtlich jene leichten, aber eigenthümlichen Produkte des französischen Geistes in der doppelten plumpen Uebersetzung deutscher Theaterschriftsteller und deutscher Schauspieler gewöhnt sind. Es gäbe kein wirksameres Mittel, um den Geschmack des Publikums gegen die ewige geistlose Nachahmung fremder Formen zu empören. Wir, wenn er einmal z. B. ein Scribe'sches Produkt in der originellen Zubereitung durch Dichter und Mimen genossen, wird vor der geschmacklosen deutschen Mosikurelle Play nehmen mögen? Es ist ein frivoles, aber höchst ergötzliches und anregendes Schauspiel um das Feuerwerk einer französischen Komödie, wenn es vom selben Geist, der es vorbereitet hat, angebrannt wird: wie funkelt und sprüht da Alles nach der entworfenen Zeichnung, unfehlbar, Schlag auf Schlag! wie grazios schwingen sich die Feuerräder flüchtiger Liebeslaune! wie zierlich zerflattern die Raketengarben des Witzes! nirgends ein Anstoß, nichts verfagt; man fühlt sich trefflich belustigt, selbst hingerissen, und kommt nicht eher dazu, an Qualm oder übeln Geruch zu denken, als bis Alles vorbei ist. Wer der Gelegenheit zu solchem Genusse findet, wird dahin gehen mögen, wo dasselbe Schauspiel nachgepfuscht wird, wo die eine Partie nicht Feuer fängt, die andere plump zerplatzt und Rauch und Gestank am Ende die Hauptsache sind? Es könnte in keinem Fall zu etwas Schlimmerem führen, wenn das Publikum, durch die Vergleichung mit französischen Leistungen aufmerksam gemacht, die deutschen Nachgeburten geradezu unerträglich fände. — Wie die Sachen stehen, bewegen sich unsere Schauspieler in der Hälfte ihrer Rollen in französischen Charakteren und Situationen, die unserem Leben und unserer Sitte grädezuwegs als Contraste gegenüberstehen. Dieser Zustand wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, was Alles in Deutschland zusammenwirkt, die Entwicklung einer einheimischen Dramatik so gut als unmöglich zu machen. Wir lassen diesen Punkt hier unberührt und beschränken uns auf unser Thema: nur wanderude Franzosen, und wären sie auch nur so gut als die wir hier gesehen, vermögen dem deutschen Publikum die Augen darüber zu öffnen, daß seine Schauspieler so gar nicht liebenswürdig sind, wenn sie ein bewegliches, leichtsinniges, galantes, oberflächlich geistreiches, aber fest in sich geglaubertes, in seiner Art äußerst tüchtiges und tapferes Volk in seinen Zuständen und Sitten, mit seinen Sprüngen und Pirusen agiren, und damit die natürliche Richtung ihres eigenen Wesens verderben und sich und manchen Schwachen im Publikum vollends verderben. Nur Eines als Beispiel. Wir Alle, so sind in Frankreich auch die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern nicht so nach Stand und Bildungsgrad abgestuft wie bei uns, und schon dies würde hinreichen, um der ganzen französischen Dramatik eine ganz andere Färbung zu geben, als einer national deutschen. Die Formen, unter denen der Clerc d'Avoué, der junge Krämer, der Neffe des Juliuspilzes, der Familienjohn im karlistischen Faubourg St. Germain seine Schöne verehrt, sind, von der Raffinerie abgesehen, wesentlich dieselben. Wohl jeder Deutsche, der die französische Bühne aus eigener Anschauung kennt, hat die Erfahrung gemacht, daß just das Element der Liebe und Galanterie in seiner französischen stereotypen Aeußerung ihm Anfangs am meisten abstieß. Aber der Deutsche hat nicht umsonst die Kraft, sich in jede Nationalität hineinzudenken und zu fühlen; er faßt schnell jenes stehende Amantenwesen in seinem nothwendigen Zusammenhang mit dem Charakter des leichtbeweglichen Volks, und findet es in der Seele desselben gar bequem und annuthig. Wie leicht und glatt spinnt sich überall der Faden der Galanterie ab! wie zierlich tanzt das Paar sein obligates Liebesmenuet! wie rund und weich spielen die edeln Gefühle herüber und hinüber, seinerseits lauter honneur et dévouement, ihrerseits amour et sensibilité! wie süß schnarrt und zittert das âme und flamme hinten hinaus im Couplet des Vaudevilles!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 23. Oktober 1838.

Der Kunst gelobt' ich ganz ein ganzes Leben,
Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne. —
Geschieht's, daß je den innern Schatz ich mehre,
So bleibt der Fund, wenn längst dahin der Finder,
Ein sichres Eigenthum der deutschen Ehre.

Platen.

August Graf von Platen.

Geisterstimme aus Syrakus.

Wo sind die Meereswelle
Die heißen Ufer frischt,
Mit Arethusas Quelle
Alpheus Fluth sich mischt,
Ein Haufen Götterbilder
Zerstreut im Staube liegt,
Ward ich im Schatten wilder
Gebüsche eingewiegt.

Nach Aganippes Fluthen
Zu ziehn war ich gewillt,
Doch alle Sehnsuchtgluthen,
Sie wurden hier gestillt,
Wo Theocrit den Hirten
Die zarten Lieder sang,
Der Tod einst des verirrten
Odysseus Schaar bezwang.

So darf ich unter'm Boden
Homerischer Sage ruhn,
Der Vorzeit große Todten
Sind mir Gefährten nun.

Auf Woyzen süßen Klanges
Durchschifft' ich diese Welt,
Den Meistern des Gesanges
Bin jetzt ich zugesellt.

Hier weht um manche Urne
Der Vorzeit Genius,
Hier stieg von dem Kothurne
Prometheus Aeschylus.
Von wilden Rebenranken
Umgrünt ist seine Gruft,
Unsterbliche Gedanken
Durchsäuseln rings die Luft.

Nicht deckt der Heimath Erde
So mein, wie sein Gebein;
Doch in der Heimath werde
Ich auch unsterblich seyn.
Ihr raubt mir, letzte Schmerzen,
Dies stolze Hoffen nicht,
Das Labung bringt dem Herzen,
Dem Haupte Kränze flicht.

Nicht wie der Tod, getragen
Von Hymnen, Pindarn rief,
Der nach beglückten Tagen
In Freundes Schooß entschlief;

Digitized by Google

Für mich war streng sein Schalten,
Nicht Freundes Gruß und Wort,
Nicht süßer Liebe Walten
Erhob und trug mich fort.

Doch eh' der Blick gebrochen,
Eh' sich der Geist entwandt,
Hab' ich von dir gesprochen,
Mein theures Vaterland.
Wenn Ruhm ich zu begehren
In deinem Hain gedacht,
So waren's deine Ehren,
Die diesen Wunsch entfacht.

Nimm sie zurück die Leier,
Unwürd'ges sang sie nie,
Doch reiner stets und freier
Erklang dem Schönen sie.
Daß keiner mir verkehre
Durch sie erkämpften Ruhm!
Er bleibt der deutschen Ehre
Ein sichres Eigenthum.

Den aus Athens Gefilden
Die Grazien mir gesandt,
Den ich dann selbst dem milden
Apulischen Schwan entwandt,
Aus Persiens Zaubergarten
Von Hafis Grab der Zweig:
Wie ist an Siegsstandarten
Mein einsam Grab so reich!

Es nahn auf Flügelrossen
Die Söhne Al Raschids,
Ihr Haupt ist mild umflossen
Vom Zauber meines Lieds.
An ihres Dichters Grabe
Als Wächter stehn sie hier
Für seine letzte Habe,
Des Lorbeers ew'ge Zier.

Leb wohl, mein Volk! bemoosen
Wird sich mein Grab; doch neut
Der Lenz sich, sey mit Rosen
Es immer reich bestreut.
Erweckt von Nachtigallen,
Sich kündend durch Gesang,
Wird dann mein Geist noch wallen
Mein deutsches Volk entlang.

Wilhelm Genth.

Reise in die östliche Champagne.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt sorgt man hier nicht viel besser als an andern Orten für die Erhaltung alter, merkwürdiger Gebäude. Vor zwei Jahren ist das Gewölbe der alten St. Remykirche eingestürzt, weil man das Gebäude vernachlässigt hatte, und jetzt hat man viele Mühe und Kosten, um sie einigermaßen wieder in guten Stand zu setzen. Das daranstoßende ehemalige Kloster dient jetzt zum Hospital, wozu es sich sehr gut eignet, und wenn man die barmherzigen Schwestern in ihrem weißen Klosterhabit durch die gewölbten Gänge wandeln sieht, so sollte man glauben, sie seyen hier von jeher heimisch gewesen und ihrem Berufe nachgegangen. Auch die alten Privathäuser, deren einige mit merkwürdigen Skulpturen verziert waren, verschwinden allmählig. Eines dieser Häuser steht noch auf dem alten Kornmarkt; es ist vorn mit allerlei wunderlichen Holzschnitzereien verziert. Ein größeres Gebäude mit großen, in Nischen sitzenden Figuren aus Stein befindet sich in der Straße du Tambour; es scheint eine Commanderei oder Priorei gewesen zu seyn, und hat noch im Innern manche Spuren ehemaliger Pracht.

Es war höchst vernünftig, daß die Reimser den alten römischen Triumphbogen, welcher seit vielen Jahrhunderten in die Stadtmauer fast ganz vermauert war und unten im Stadtwalle steckte, wieder aufgedeckt haben, wenigstens von außen, so daß man doch das Ganze übersehen und auch die geschmackvollen Verzierungen an der gewölbten Decke wieder bewundern kann. Die Säulen zwischen den drei Durchfahrten sind zwar beschädigt, aber man sieht doch ihr richtiges Verhältniß zum Ganzen. Die großen Basreliefs sind leider verschwunden, man sieht blos die Stellen, wo sie eingesetzt waren. Wahrscheinlich waren sie von Marmor, und vielleicht kommt ein, vor einigen Monaten in den Fundamenten des Stadtgefängnisses aufgegrabenes schönes Basrelief, welches nun auf dem Rathhause aufgestellt ist, von diesem Triumphbogen her. Es stellt einen sitzenden Gott mit einem langen Seckel vor, aus welchem Korn, oder nach Andern Geld in Menge herausfällt; zu beiden Seiten stehen Apollo und Merkur, beide in jugendlicher Schönheit. Man vermuthet, der alte Gott sey der Plutus der alten Gallier. Die Zeitschrift Chronique de Champagne hat in diesem Jahre eine getreue Abbildung dieses merkwürdigen Stücks geliefert. Von der andern Seite, nämlich von der Stadtseite, ist der Triumphbogen nicht mehr sichtbar und bleibt der Mauer einverleibt; wahrscheinlich ist von dieser Seite wenig mehr vorhanden. Das in der Nähe befindliche Marsthor ist kein römisches, sondern ein mittelalterliches.

Digitized by Google

Von dem alten Ceresthor ist auch nur noch der Name vorhanden, und das alte Bacchusthor heißt jetzt Fleischhauerthor. Ein junger Baumeister hat versucht, den Triumphbogen auf dem Papier in seiner ehemaligen Pracht wieder herzustellen. Die Zeichnungen sind mit vielem Geschmacke und, wie mir scheint, mit antiquarischer Kenntniß ausgeführt.

Eine Stadt wie Reims sollte noch Manches aus der Römerzeit aufzuweisen haben; sie hat aber leider fast Alles verschwinden lassen, und wohl selbst die Zerstörung befördert. Von der Arena außerhalb des Marsthors sieht man nur noch die Stelle, welche jetzt bebautes Feld ist. Bekannt ist das Grabmal des Jovinus, welches sich, sonderbar genug, in der Cathedrale befindet. Es ist ein Glück, daß es nicht mit der St. Nicaisekirche, worin es sich ehemals befand, zerstört worden ist. Die Geistlichkeit hat an einigen nackten Figuren, welche darauf abgebildet sind, Anstoß genommen und das römische Denkmal mit einer mittelalterlichen Tapete bedeckt. Erst nachher hat man ihr bemerklich gemacht, daß auch die Tapete etwas Anstößiges vorstellt. Vielleicht bedeckt die Geistlichkeit nun auch einmal die alte Tapete.

Welch erstaunliches Gebäude ist diese Cathedrale! Ich wüßte keine in Frankreich, wo die Bildhauerei ihre Kunst so reichlich entfaltet hätte, als an dieser. Einige hundert große Bildsäulen von französischen Königen und Reimser Bischöfen zieren die Hauptfaçade, die so kunstreich erbauten Thürme, die Stützpfeiler rings herum, und sogar inwendig in der Mauer des Haupteingangs sind sieben Reihen von Nischen mit Bildsäulen besetzt. Es wäre für die Geschichte der Kunst sehr interessant, über die Werkstätten, aus welchen diese Menge von Statuen hervorgegangen ist, nähere Auskunft zu erhalten. Man scheint aber wenig darüber zu wissen. Bei der Krönung Karls X. beschwerten sich die Oppositionsblätter über das barbarische Verfahren der Polizei, welche aus Furcht, einige Statuen der Hauptfaçade könnten herunterfallen, während der Platz vor der Kirche voll von Menschen war, Leute bestellt habe, um mittelst des Hammers die Statuen zu untersuchen, und diejenigen, welche wackelten, ohne Weiteres herabzuschlagen. Es wurde in den ministeriellen Blättern geleugnet; indessen hörte ich es zu Reims bestätigen; nur scheint das Uebel nicht so bedeutend gewesen zu seyn, als die Tagesblätter damals vorgaben, nach welchen zweihundert Bildsäulen auf diese Art entweder ganz herabgeschlagen oder doch enthauptet seyn sollen. *

Die Anordner des Krönungsfestes haben bekanntlich das Gewölbe des Hauptschiffes der Kirche himmelblau bemalen und die Capitäler der Pfeiler auf beiden Seiten des Hauptschiffes vergolden lassen. Die Vergoldung ist jedoch schon sehr verdunkelt. Dagegen sind die bunten Fenster auf der alten Zeit noch in ihrem vollen Glanze, und nichts ist herrlicher, als die Farbenpracht, wenn Nachmittags die Sonne das große Rundfenster über dem Eingange erleuchtet. Morgens sind es die Kapellen hinter dem Chore, welche durch die Sonne erleuchtet werden, so daß die hellen Farben diese Kapellen und die darin betenden Leute ganz bunt malen; es sieht dann phantastisch darin aus.

Gegen den Gebrauch fast sämmtlicher Cathedralkirchen Frankreichs ist die Orgel hier nicht über dem Haupteingange, sondern über dem Seiteneingange zur Linken des Chors angebracht; jedoch ist im Chore selbst eine kleinere Orgel. Neben der großen befindet sich die Uhr mit einem Spielwerke, wie man es an manchen alten Kirchenuhren antrifft. Nach Ablauf jeder Stunde erscheint ein oder mehrere Apostel und schlägt die Glocke an. Um zwölf Uhr erscheint Jesus mit allen; sie ziehen schlagend vorüber. Zuletzt kommt auch Judas und will auf die Glocke schlagen, der Hammer fällt aber nicht nieder und die Glocke bleibt stumm.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

* In einem Bericht an den Minister des Innern, Paris 1831, wird dies von dem damaligen Generalinspector der historischen Denkmäler Frankreichs, Mitet, bestimmt aufgesagt: „Les architectes et décorateurs chargés de faire les apprêts du sacre de Charles X., firent suspendre aux deux tours des cordes à nœuds, et 5 à 6 maçons, attachés à ces cordes, furent chargés d'abattre à grands coups de masses toutes les têtes de saints qu'ils pourraient atteindre. On craignait que le canon et les cris de joie ébranlant l'atmosphère, ces têtes ne vinssent à tomber sur celle du monarque au moment où il entrerait dans l'église. Grâce à ce raffinement de précautions, 200 têtes environ vinrent se briser sur le pavé."

Korrespondenz-Nachrichten.

Kassel, Oktober.

Lustlager. Oeffentliches Leben.

Die Kunstausstellung und das Lustlager auf dem Langenfelde unweit der Wilhelmshöhe wurden zu gleicher Zeit eröffnet. Letzteres hatte begreiflich ein weit größeres Publikum als ersteres, welche an einem andern Ort in diesen Blättern besprochen werden soll. Die „Stadt von Leinen" gewährte namentlich gegen Abend einen ganz hübschen Anblick auf dem dunklen Hintergrunde des Habichtswaldes. Wir haben nicht nur das Schauspiel großer Revuen und militärischer Gottesdienste gehabt, sondern auch einen solennen Fackelzug auf Wilhelmshöhe, wobei in der Nähe des Schlosses über tausend

Digitized by Google

farbige Ballons aus dem Grün der Baumgruppen plötzlich auftauchten. Auch wurden von den zu diesem Zweck besonders eingeschnittenen Soldaten einzelne Lieder vorgetragen, ehemalige Burschengesänge, die mit zweckmäßigen Textveränderungen jetzt als Gruß treuer Landesvertheidiger an ihren Fürsten gelten konnten. Diese Klänge berührten mich mit einer unnennbaren Wehmuth; es waren diejenigen, die ich zu einer andern Zeit und unter wie ganz verschiedenen Umständen so oft gehört hatte. Mit der Poesie im denkenden Studententhum mag es denn wohl wirklich zu Ende seyn, wenn seine Hochgesänge, in denen Arndt, Körner und Schenkendorf einst die Dristamme der deutschen Jugend vortrugen, jetzt von Rekruten kakigerecht eingeübt werden. — Durch das Lager und die dadurch hervorgebrachten Festlichkeiten kam eine ungewohnte Regsamkeit in das Kasseler Leben. Viele wallfahrteten täglich hinaus, um — wenn auch nur in erlaubter Ferne — einen Blick in die Zelte und Gassen der Kriegerstadt zu werfen. Namentlich war das große Zelt, worin das Offizierscorps speiste, mit seiner höchst geschmackvollen Dekoration aus militärischen Insignien, einer Sonne aus Säbeln über der Büste des Regenten, Altären und Säulen von Flintenläufen und sinnreich zusammengesetzten Trophäen, der Versammlungsort vieler Gesnußhungrigen. Im Lager selbst herrschte strenge Zucht; auf eine gewisse Weise durfte ihm Niemand zu nahe kommen, und es wurde erzählt, daß der Kurprinz selbst, nun sich von der Wachsamkeit seiner Truppen zu überzeugen, eines Abends in Civittracht vergebens durch die Reihen der Schildwachen zu dringen versucht habe.

Was die übrigen Ressorts des öffentlichen Lebens angeht, so bewegen sich dieselben ohne weitere Förderung oder Hemmung in gewohntem, regelrechtem Gange. Die Stände werden erst im November 1839 verfassungsmäßig wieder einberufen werden, und so lange steht ihr prächtiger Palast verwaist und öde inmitten einer Reihe neuer Bauten und Anlagen, welche die Stadt planmäßig nach dieser Seite auszudehnen streben. Das Ministerium, in dem seit Hasenpflugs Entlassung einzelne Schwankungen eingetreten waren, hat sich nunmehr wieder völlig ergänzt und in seinem Systeme befestigt. Eine besondere Stimmung und Richtung des Volkslebens ist auch nicht zu bemerken; wir erfreuen uns in jeder Hinsicht einer allseitigen Ruhe, über die nur Uebelwollende als über Leere und Oede klagen mögen. In diesen Klagen über Mangel an Leben und Geselligkeit in Kassel hat von jeher eine merkwürdige Begriffsverwirrung obgewaltet. Unsere jungen Aesthetiker dachten an ein Leben in den Salons und in den Gasthöfen, die Kaufleute wünschten sich Menschen auf die Märkte und in ihre Gewölbe Kunden, die Müßiggänger wollten Neuigkeiten und Zerstreuungen, einzelne Aufgeregte eine Wiederholung der Scenen des Jahrs dreißig und taschere Entfaltung eines constitutionellen Lebens in ihrem Sinne. Jeder hatte sein eigenes „Leben“ im Auge, wenn er über todte Stille des Ortes klagte. Andere Städte gleichen Ranges sind auch nicht belebter, wenn man vielleicht einige Hofseste und geselligen Cirkel ausnimmt, an denen Kassel im Vergleiche allerdings nicht überreich ist. Bei uns prädominirt Familienleben in allen Arten; auch die öffentliche Gesellschaft gruppirt sich nach diesem in gewisse, gegen außen geschlossene Kreise. Das mag allerdings eine Abschränkung und Zurückgezogenheit seyn, meinerwegen selbst ein Puritanismus und Kastengeist, den man aber doch wahrlich den Leuten nicht übel nehmen darf, wenn sie sich dabei amüsiren. Das ist am Ende aller Zweck aller Geselligkeit, und jedes Mittel hiezu das rechte, wenn es zum Zwecke führt.

(Der Beschluß folgt.)

Stuttgart, Oktober.

(Beschluß.)

Der deutsche und der französische Schauspieler.

Aber man sehe vor deutschen Bühnen und sehe hier in französischen Komödien oder ihren im „Salonston“ gehaltenen Nachahmungen jenes ewige „Manège,“ jene sich spreizende und beugende, antithesenreiche, koketende, radschlagende, bunte sinnfolge Galanterie in Manschetten und gelben Handschuhen! Einmal, wo wird in Deutschland so geliebt und geküßt, außer etwa da, wo man vor dem Kammermädchen und dem Kutscher französisch spricht? Wenn sich die Zuschauerschaft nicht am Ende unwillig diese Frage aufwirft, so muß die Bühne tänzst von allem Zusammenhang mit dem Leben los getrennt seyn. Wie könnte man es sonst ertragen, gerade die Leidenschaft, die das große Triebrad der Gesellschaft, wie der Dramatik ist, so oft, fast immer in den wesentlich dispraten Formen und Schnörkeln eines fremden Volks ausgeprägt zu sehen? Und dann sehe man unsere ersten und zweiten Liebhaber nebst ihren Damen, wenn sie auf deutsch französisch schön thun! Wo der französische Ernst mit seinem Gemismus und der entsprechenden Mimik sicher im Schwerpunkt seiner Nation und seines Alters ruht, da wird sein deutscher Doppelgänger gleich zum excentrischen Gecken. Was bei jenem freie, weltenfähige Entwicklung ist, erscheint beim andern als gemachte, in Winkel und Ecken gebrochene Frazenhaftigkeit; dort ein Leben, eine Beweglichkeit, ein an der Oberfläche spielendes Feuer, das uns, als Gegensatz unserer Natur, erst defremdet, dann ergötzt; hier eine Geschäftigkeit, ein Spreizen und Herumwerfen, das uns als deutsche Unnatur und Grimasse sehr fatal berührt. — Müßte es bleiben, wie es ist, so wäre es wohl gut, wenn die Masse des Publikums von diesem und so vielem Aehnlichen nichts merkte oder es hinnähme. Und „qui nous délivrera des Grecs et des Romains?“ Wir sehen kein anderes Mittel, als daß bei dieselben Franzosen, welche unwiderstehlich den Schaden gestiftet, denselben mit ihrer Persönlichkeit wieder gut machen. Deutschland hat einst, als es, unerträglichen Drucks müde, sich ermannte, die Franzosen zum Lande hinausgewoefen; jetzt, im friedlichen Austausch der Ideen, thäte es Noth, wir riefen mit Sehnsucht ihre leichten Truppen herbei, damit sie uns in einem wesentlichen Punkt unseres öffentlichen Lebens von sich selbst befreien.

Wer gegen die unsittlichste, täppischste, fanle Verpflanzung des Repertoires der Boulevards und der Straße Richelieu auf deutschen Boden eifert, sagt damit keineswegs, daß die deutsche Dramatik ihre Augen von jenem Repertoire abkehren soll. Die Franzosen entlehnen unserer Poesie ideale Stoffe, höhere Formen; wenn sie damit ein geistiges Bedürfniß befriedigen, so suchten wir unserer Seits auch nur unsere Natur zu ergänzen, indem wir ihnen die Handgriffe bei poetischer Behandlung ihres realen Lebens absahen und das Gelernte bei selbstständiger Auffassung unseres Lebens nützten. Vielleicht fügen sich einmal die Elemente unserer Entwicklung, unter sperständig zugefstrem fremden Ferment, zu einem deutschen Schauspiel, das etwas für sich ist. Allerwittelst aber, oder bis wiederholte Invasionen der Franzosen in Person eine Diversion im Zustande hervorbringen, schreitet keck und bewundert über deutsche Bretter, heremmäßige Grisetten und ehebrecherische Damen, schurrische Börsenspieler, entzückende Jünglinge mit dem rothen Band der Ehre, junge Obristen mit unbegreiflichem Avancement, und ihr, alte Grognards, rührende Reste der großen Armee, die sich Ringen und Schnurrbart wischen, so oft ein großer Name genannt wird.

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 24. Oktober 1838.

Wie reich an Bildwerk ist des Doms Gewand,
Der innern Hallen Bau wie einfach schön!
Wessenberg.

Reise in die östliche Champagne.

(Fortsetzung.)

Die Seitenmauern der Cathedralkirche sind sämmtlich mit alten Tapeten behangen, welche im sechzehnten Jahrhundert zu Reims verfertigt worden seyn sollen und meistens biblische Geschichten darstellen. Außerdem besitzt die Kirche noch viele andere, die nur am Frohnleichnamsfeste ausgehangen werden, und im Stadthospital bewahrt man funfzig oder sechzig große Stücke bemalter Leinwand auf, welche den ehemaligen Tapetenfabrikanten als Muster scheinen gedient zu haben. Noch im siebzehnten Jahrhundert bestand eine Tapetenfabrik zu Reims unter Leitung eines Flamänders, Namens Peyersack; einige der gewirkten Tapeten im Dome rühren von ihm her, sind aber weit schlechter als die ältern, deren Verfertiger unbekannt geblieben sind. Von Karls X. Salbung her besitzt die Kirche auch kostbares Geräth und Gewänder. Im Jahr 1830 nach der Julirevolution soll dieser Kirchenschatz einer großen Gefahr ausgesetzt gewesen seyn; ebenso wollte man damals alle Lilien oben am Gewölbe des Hauptschiffes der Kirche herabhauen. Es war denselben aber nicht anders beizukommen, als vermittelst eines Gerüstes, dessen Errichtung nicht weniger als 50,000 Franken gekostet hätte. Diese Schwierigkeit war nicht zu beseitigen, und somit blieb das Gewölbe unbeschädigt.

Man arbeitet gegenwärtig an der äußern Ausbesserung der Kirche. Was aber die Stadt dazu hergeben kann, ist bei Weitem nicht hinreichend, und die Regierung scheint auch nicht freigebig mit ihrer Zulage; daher schreitet die Arbeit auch sehr langsam voran. Ueberhaupt wird die Unterhaltung der alten Kirchen von solcher Größe immer kostspieliger, und je mehr damit gesäumt wird, desto mehr wird zur Ausbesserung erfordert. Man hat schon vor mehreren Jahren vorgeschlagen, die vorhandenen Gerüste dazu zu benutzen, um die besten Skulpturen in Gyps abzuformen und in den Sammlungen der Pariser Kunstschule aufzustellen. Auch ist eine Commission ernannt worden, um diese Cathedrale nach allen ihren Theilen abzuzeichnen und diese Zeichnungen in der vom Minister des öffentlichen Unterrichts veranstalteten Sammlung herauszugeben. — Noch muß ich den Reisenden einen interessanten Gang empfehlen, nämlich den Weg, den man oben auf dem Dache um die ganze Kirche herum machen kann und wobei nicht die geringste Gefahr ist, da überall steinerne Geländer angebracht sind. Man sieht auf diesem Spaziergange, welcher über eine Stunde erfordert, manches anziehende Bild und manchen architektonischen Zierrath in der Nähe, wovon man unten kaum etwas bemerkt hatte.

Digitized by Google

Die Geistlichkeit hat hier noch viel Einfluß, wo nicht auf die Manufakturisten, doch auf die übrigen Bewohner. Den Erzbischof von Kardinal Latel entdehren sie seit der Julirevolution ganz, da er bekanntlich den ältern Bourbonen nach Oesterreich gefolgt ist, und die Erziehung des Herzogs von Bordeaux in einem Sinne leitet, der ihn sicher dem Throne Frankreichs nicht näher bringen wird. Da dieser Erzbischof aber auch früher meistens am Hofe lebte, so ist seine Abwesenheit eben nicht fühlbarer als zuvor. Er war auch der Mann nicht, der auf das jetzige Frankreich viel Einfluß haben konnte. Männer wie er, welche, ohne Rücksicht auf die Fortschritte der Aufklärung und allgemeinen Bildung, noch ganz in den alten Begriffen befangen sind, und anstatt mit ihrer Zeit fortzuschreiten, dieselbe zu einem verschwundenen Zustand zurückführen wollen, so unmöglich dies auch ist, sind nicht geeignet, an der Spitze der Geistlichkeit viel Gutes zu stiften. Ehemals war das Domcapitel hier sehr reich; dies ist jetzt nicht mehr der Fall. Die sogenannten Brüder der christlichen Lehre hatten hier mehrere Schulen; man lobte die Art, wie sie die Kinder erziehen. Auch fehlt es nicht an Privaterziehungsanstalten. Zahlreich wird auch das Collège royal besucht, das im ehemaligen Jesuitenkollegium ein geräumiges Gebäude besitzt. Ich sah die Schüler in militärischer Ordnung mit vollständiger Musik, da gerade ein Vakanztag war, zum Spielplatze außerhalb der Stadt ziehen.

Das Theater war schon geschlossen, da Ostern, die gewöhnliche Schlußzeit der Theater in den Departementsstädten, herannahte, und die Schauspieler waren sämmtlich davon gegangen, um mit den Direktoren, welche sich um diese Zeit zu Paris einfinden, Contrakte und neue Engagements zu schließen. Das Reimser Theater ist übrigens klein und unansehnlich die Stadtbehörde geht aber damit um, einen Plan zu ein m neuen Schauspielhause zu entwerfen. — In der Vesleſtraße sind die meisten und schönsten Kaufläden, und es sieht hier beinahe so lebhaft aus wie in einer Pariser Straße. Die Gassen und viele Buden werden durch Gas beleuchtet, das man aber nicht aus den Steinkohlen gewinnt, die mit vielen Kosten aus dem nördlichen Frankreich und aus Belgien bezogen werden müssen. Die vielen Manufakturen von Wollengeweben ließen das vom Waschen der Wolle fettgewordene Wasser unbenutzt, und ahneten nicht, daß es zu etwas zu gebrauchen sey. Ein Reimser Chemiker, Honzeau-Marron, versuchte nun, aus diesem fettigen Wasser Gas zu ziehen; es gelang, und seitdem dient eine sonst vernachlässigte Substanz zur Beleuchtung der Straßen, Plätze und Waarenlager.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mumienhöhle in Mexico.

Nach französischen Berichten ist im Sommer dieses Jahrs in Mexico eine interessante Entdeckung gemacht worden. — Nicht weit von der mexicanischen Stadt Durango streicht am östlichen Abfall der Cordille von Süd nach Nord ein unangebautes Thal, Bolson de Mapimi genannt. Weit auseinander haben hier kecke Ansiedler Niederlassungen gegründet, auf denen sie angeborne Viehzucht halten. Aber die Apachen, Comanchen und andere Indianerstämme auf der Grenze streifen bis hieher. Eines Tags war Don Juan Flores, Eigenthümer der Hacienda de san Juan de Casta, weit ostwärts in den ihm selbst fast ganz unbekannten Strichen seines Gebiets, etwa funfzig deutsche Meilen von Durango, vorgedrungen, da gewahrte er an der Flanke eines Bergs den Eingang einer Höhle. Er ging hinein, kam aber sogleich voll Schreck und sich beeilend wieder heraus. Er meinte einen Schlupfwinkel wilder Eingebornen betreten zu haben; er hatte ihrer unzählige in lautloser Stille umherſitzen sehen. Aber rings um sie nirgends ein Fußpfad, oder auch nur die Spur eines Menschenfußes; deßhalb hielten die Begleiter des Mannes Alles für Einbildung und drungen wohl bewaffnet mit Fackeln in die Höhle. Und was erblickten sie hier beim fahlen Schein des brennenden Harzes! — „Ueber tausend vollkommen erhaltene Leichname," so schreibt der Gouverneur von Durango an den Minister des Innern, „ſitzen auf dem Boden unter, die Hände unter den Knieen gekreuzt. Sie sind in Gruppen vertheilt, Allem nach familienweise. Ihre Kleider bestehen aus vortrefflich gewobenen und gearbeiteten tilmas de lechuguilla (Sp tzenmänteln) mit Bändern und Schärpen von verschiedenen, buntfarbigen Stoffen. Sie sind geschmückt mit Schnüren kleiner Fruchtkerne, vermischt mit kleinen, scheinbar aus Knochen gearbeiteten Kugeln, ferner mit kleinen Kämmen als Ohrgehängen und feinen, cylindrischen, vergoldeten und polirten Knochen. Ihre Schuhe (huaraches) sind aus einer Lianenart geflochten." — Derselbe Bote, der diese Entdeckung in Mexico meldete, überbrachte auch verschiedene der Gewänder, Schärpen und Zierrathen. Auch meldete er, der Gouverneur von Durango habe den Eigenthümer aufgefordert, den Eingang der Höhle vermauern zu lassen, bis die Regierung in Betreff dieser merkwürdigen Todtenhalle eine Entschließung fasse. Leicht könnte sie sonst von einer Horde raubsüchtiger Eingebornen geplündert werden. Die mexicanische Regierung befindet sich gegenwärtig durch die Blokade des französischen Geschwaders in der größten Geldklemme; sie kann nur sich kein Geld aufbringen, sie nahm daher vom Fond des Museums hundert Piaster, der Conservator legte aus eigenen Mitteln funfzig zu,

Digitized by Google

und mittelst dieser Summe kann man nun vielleicht einige der Leichname auf Maulthieren nach Mexico schaffen lassen.

War jene Höhle die Begräbnißstätte eines großen Volks? In diesem Fall müßte man sich in der Umgegend nach den Resten von Meeerlassungen umsehen. Oder sind dort nur die Opfer eines blutigen Schlachtrags zusammengebracht? Der Zustand der Leichen muß hierüber entscheiden. Wo sind aber ihre Waffen? Die Abgeschiedenheit derselben macht letztere Annahme unwahrscheinlich.

In Mexico besteht ein Nationalmuseum, in welchem Alles niedergelegt wird, was für die alte Geschichte des Landes von Interesse ist: geschnittene Steine und Basreliefs, hieroglyphische Gemälde, Manuscripte auf Hirschhaut oder Agavepapier in hieratischer Sprache, Götzenbilder aller Größen, Gefäße, Waffen, Ueberbleibsel aller Art aus den verschütteten Tempeln und Städten in der Wüste. Mit den Hieroglyphen der alten mexikanischen Priester geht es wie mit den egyptischen; jeder buchstabirt sie auf seine Weise. Indessen glaubt man, in Verbindung mit den Sagen, die man unter den Eingebornen verbreitet fand, hinsichtlich der frühern Geschichte Mexicos folgendes Allgemeine annehmen zu dürfen.

In dunkler Vergangenheit, im heroischen Zeitalter des Landes, war die schöne Hochebene von Anahuac, in deren Mitte Mexico liegt, von den sogenannten Oulmeken bewohnt, die als Ureinwohner erscheinen. Im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, also nicht lange, nachdem das Römerreich eine Beute der Barbaren geworden war, brachen kriegerische Völker vom Norden her in das Land, verjagten die Oulmeken, bauten Städte statt der frühern Dörfer und besäeten das Land mit jenen räthselhaften Pyramiden, die an die Wunder des Nils erinnern; dies waren die Tolmeken, analog den cecropischen Völkern bei uns. So vergingen fünf Jahrhunderte, da kam ein neuer Stamm, die Azteken, aus dem Land Aztlan in Nordwesten und zog gegen Süden. Er ließ überall auf seinem langen Zuge, am See Tegnayo, am Flusse Gila, in der Gegend von Yanos, die Reste seiner Bauten, Städte und Festen zurück, und rückte endlich nach mehr als zweihundertjährigem Marsch in die Ebene von Anahuac ein, wo er die Dynastie stiftete, die erst von den spanischen Eroberern vernichtet worden. — Welchem Stamme gehörte nun jenes Volk von Todten in der Höhle an? sind es Oulmeken, Tolteken oder Azteken? Erst die Vergleichung des Fundes nach allen seinen Theilen mit den Schätzen des mexikanischen Museums kann hierüber Aufschluß geben.

Vorzüglich durch die Reise unseres Humboldt ist in Europa das Interesse für mexikanische Alterthümer angeregt worden, und man besitzt bereits verschiedene große Werke darüber. Die hier besprochene neue Entdeckung kann über die noch so dunkle Geschichte der amerikanischen Ureinwohner unerwartetes Licht verbreiten. Aber beim gegenwärtigen Zustande Mexico's läßt sich leider voraussehen, daß dieser Fund schlecht ausgebeutet werden wird. Freilich hat die Sache ihre großen Schwierigkeiten, und der Zug nach der Höhle von Casta ist so gefährlich und kostspielig, als der in der Wüste nach Petra oder Palmyra. Auch dort bedarf es einer zahlreichen Eskorte von Bewaffneten und beständiger Wachsamkeit gegen die Bedouinen Amerika's, die wilden, räuberischen Apachen und Comanchen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, October.

Villeggiatur. Fremde.

Das Leben kehrt wieder. Jene, welche ihr Heil in den Fluthen des Mittelmeers gesucht, nicht auf die etwas gewaltsame Weise, womit Sappho am Leucadischen Vorgebirge ihre Glut kühlte, oder die den Najaden der Berge „in leutscher Umarmung," wie der alte Neubeck sich ausdrückt, der Gesundheit holdes Geschenk zu entlocken sich bestrebt, endlich die, welche Seebad und Thermen nur der Unterhaltung wegen besucht haben, finden sich allmählich ein, und schon seit einis gen Tagen werden die entwöhnten Ohren wieder durch die lange nicht mehr vernommenen Zauberklänge „Soirée," „Dîner" getroffen. Für den Italiener beginnt nun aber die eigentliche Villeggiaturzeit, und obgleich hier das Beispiel der Fremden und die Nachahmungssucht Manche veranlassen, auch im Sommer auf's Land zu gehen, so hört man doch in uns zähligen florentinischen Familien jetzt von der Villa reden, und sieht Vorbereitungen zur Abreise treffen. Die italienische Sitte, im Frühling und Herbst auf's Land zu gehen, hat übrigens einen guten Grund, nämlich einen ökonomischen: in einer wie der andern Jahreszeit werden wichtige Operationen des Ackerbaus vorgenommen, und der Gutsbesitzer thut wohl, selber die Aufsicht zu führen. Abgesehen davon, mag auch der Oktober leicht der schönste Monat sein, den man auf einer Villa verleben kann. Eine Villa ist nicht genau das, was man in Deutschland oder England ein Landhaus nennt. Ich habe schon einmal davon zu reden Gelegenheit gehabt. Zwischen eingelnen italienischen Städten findet indeß in dieser Hinsicht eine wesentliche Verschiedenheit Statt. Vergleiche ich z. B. Rom und Florenz, so finde ich, daß der Römer einige privilegirte Orte zum Aufenthalt wählt, Albano, Ariccia, Frascati sind die besuchtesten, Wenige gehen nach Castels Gandolfo, Genzano, Citta Lavigna. Nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil hat dort Besitzungen — so die Borghese, Torlonia, Cesarini, Barberini, Falconieri, Pionbino u. A. — die Uebrigen miethen sich ein, wo sie Raum finden. In Toskana ist es ganz verschieden. Die größere Vertheilung des Grundeigenthums und die dichte Bevölkerung eines des fruchtbarsten Theils des Landes rufen andere Erscheinungen hervor. Während die nächste Umgebung Roms wenigen Großen gehört, und selbst als vierzehn Meilen im Umkreise kaum eine Wohnung zu sehen ist, gedrängt das Thal um Florenz und die bebauten Hügel einer Unzahl von Besitzern. Fast jede nur etwas wohlhabende Familie hat ihr Grundstück; dies und das hitzige Ackerbausystem bringen es mit sich, daß das Land in eine Menge von Poderi getheilt ist, während

Digitized by Google

der Eigenthümer seine, den pecuniären Verhältnissen angemessene Wohnung — Villa — dabei hat. Dieß beschränkt sich nicht auf die Umgebungen von Florenz: im Pistoleserschen, Pisanischen, Sanesischen, Aretinischen ist es nicht minder der Fall. Auf diesen Villen bringt die Familie nun immer einen Theil des Jahres zu. In die Maremmen, wo einige Familien (z. B. die Oberarbeca) größere Besitzungen haben, geht man schon bald nach dem Carneval, weil dort die Luft mild der ist, und man sie wieder verlassen muß, sobald die Sonne Kraft gewinnt.

Werden nun die Sommeraufenthaltsorte allmählich leer, so sieht man dafür in allen Straßen von Florenz, in den Galerien und in den Cocinen unbeknannte Physiognomien. Die Menge der Fremden war im verflossenen Moment außerordentlich; und es ist nicht etwa blos die jährliche Ladung von Ingrest, wie der Römer Alles nennt, deutsche Künstler ausgenommen: die Malländer Kehdung hat ihr Flüßvorn über uns ausgeschüttet, und namentlich ist die Wiener Diplomatie herbeigeströmt, einen Absteher zu machen, bis in Venedig neue Feste rufen. Uebersieht man die Liste vornehmer Gäste, so ist's Einem, als werde in Florenz ein Congreß gehalten werden. Alles dieß ist aber sehr vorübergehend. Die Meisten — Namen ungen die Zeitungen angeben — bleiben nur wenige Tage. Andere sind schon wieder nördlicher gegangen. Ein Theil der Fremden wendet sich nach Rom, dort den mit Recht berühmten Oktober zu genießen. Wie dem aber auch sein möge, für den Augenblick ist's lebendig genug; die Gastwirthe ernten, die Wohnungen werden mit jedem Tage theurer, und es freuen sich Alle, die etwas zu verkaufen haben, oder sonst von den Fremden leben. Und deren gibt's hier, wie in den meisten größern italienischen Städten, leider nur zu Viele!

(Die Fortsetzung folgt.)

Kassel, Oktober.

(Beschluß.)

Literatur und Kunst.

Begründeter ist, was man über Mangel an wissenschaftlichem und artistischem Betrieb in Kassel gesagt hat. Es fehlt hier ebensowohl an produktiven Köpfen, wie an einem theilnehmenden Publikum, was Dingelstedt „Album“ und Genüge bewiesen hat, eine wohlgemeinte Unternehmung, die aber von Seiten der Betragenden ebensowenig entsprechende Kräfte fand, als Anklang und Eingang unter den Lesenden. Auch kommt man von öffentlichen Institutten aus solchen Bestrebungen höchst dürftig entgegen; die Bibergalerie, das Museum und was sonst die Stadt und ihre nächsten Umgebungen an Sehenswerthem bieten, sind niemals dem Eintritt des Fremden oder des Einheimischen geöffnet, wenn nicht ein besonderer Wunsch, unterstützt durch pekuniäre Opfer, die sorgsam gehüteten Thüren aufschließt. Es hat also bei uns die Katastrophe der Jahre 1830 und 1831 noch nicht jene erwünschten Früchte getragen, wie in Dresden, wo ja bekanntlich die ehedem so streng abgeschlossenen Kunstschätze jetzt an gewissen Tagen mit einer lobenswerthen Liberalität dem Publikum zugänglich gemacht worden sind. In Kassel kann man nur die Landesbibliothek benutzen; alle übrigen Sammlungen, besonders aber die sehr reiche und beachtenswerthe Galerie, sind gänzlich todte Kapitalien.

Was an wissenschaftlichen Instituten bei uns besteht, wird auch leicht aufgezählt seyn. Ein historischer Verein unter Leitung des hessischen Biographen Christoph von Rommel sammelt die Forschungen seiner Mitglieder über provinzielle und particuläre Landesgeschichte in Hessen, wovon bis jetzt drei Hefte ausgegeben wurden. Ein Filialinstitut ähnlicher Art ist kürzlich in Hanau angelegt worden. Das neu errichtete Staatsarchiv, woran außer dessen Direktor Rommel noch zwei um die hessische Geschichte wohlverdiente Männer, Falckenheimer und Landau, dieser auch im Auslande bekannt durch seine Geschichte der hessischen Ritterburgen, angestellt worden sind, kommt den Bestrebungen des historischen Vereins mit seinen Mitteln entgegen. Außerdem bestehen in der Jurisprudenz zwei Zeitschriften, deren eine, in Heften ausgegeben, unter Leitung des Ministeriums, die andere, „der Rechtsfreund,“ unter Redaktion von drei hiesigen Anwälten erscheint. Die „gewerbwissenschaftlichen Blätter,“ Organ des Gewerbvereins, früher von dem nach Gießen berufenen Dr. Buff redigirt, haben ebensowenig Bedeutung, als die landwirthschaftliche Zeitung, welch letztere nur durch ihre vorschriftsmäßige Verbreitung unter den Landgemeinden gedeckt wird. Der Verein für Naturkunde ꝛc. läßt von seinen Resultaten nichts auf die rechte Weise in's Publikum gelangen. An schönwissenschaftlichen Zeitschriften mangelt es zur Zeit noch gänzlich, wenn ein Mangel da gefühlt werden kann, wo kein Bedürfniß ist. Die wenigen Schriftsteller, die Kassel zählt, müssen also ihrer Thätigkeit draußen ein Feld suchen und auf lokale Organe verzichten. Beurmann, den wir seines jetzigen Domicils wegen wohl zu ihnen rechnen dürfen, arbeitet hier sein preußisch erscheinendes Werk: „Deutschland und die Deutschen,“ so wie die Fortsetzung von „Brüssel und Paris“ aus. Von Dingelstedt liegen als Residuen seine „Gedichte“ und „Frauenspiegel“ vor, Bücher, die nach verschiedenen Seiten hin sehr verschiedene Eindrücke gemacht haben. Beide geben, wie es heißt, gemeinschaftlich bei König in Hanau die ohne Namen und heftweise erscheinenden „Studien und Kritiken über die deutsche Journalistik“ heraus, von denen aber im Augenblick erst das zweite Heft versandt worden ist. Andere Schriftsteller gibt es bei uns nicht, wenn man nicht die Korrespondenten der Theaterchronik als solche rechnen will. — Die Kunst wird in Kassel ungefähr auf dieselbe, zum Theil sehr handwerksmäßige Art betrieben und angebaut wie anderwärts. Die Bauluft beschränkt sich meistens auf private, im spekulativen Interesse unternommene Bauten, woran namentlich unsere Architekten in neuester Zeit einen besondern Gefallen zu finden scheinen. Aufsehen hat die von einem jungen Manne Namens Resegarten gebaute „Synagoge“ gemacht, weil darin eine Originalität und Reinheit des Styls von Sachverständigen gepriesen wird, die großartigeren Gebäuden der neuesten Zeit gänzlich abgeht. Im Theater geht es ungefähr eben so zu, wie in andern Hoftheatern auch, nur daß die Kritik um das unsrige einen geringeren Skandal verbreitet, wie anderwärts. Berühmte Künstler haben wir nicht mehr, und unter uns wird Niemand von der Bühne herab berühmt werden, da dieselbe kein Gegenstand öffentlichen Interesses und anständiger Besprechung in auswärtigen Zeitschriften ist. Die Musik hat an Spohr einen guten Schild, wenn auch keine lämpfende Lanze mehr gefunden. Spohr scheint das Componiren für die Bühne gänzlich aufgegeben zu haben, und beschäftigt sich neben seinen Geschäften als Dirigent in der Oper und in den Abonnementsconcerten nur mit Lieder- und Quartettcompositionen. In diesen Tagen soll eine Vorstellung zum Besten des Mozartdenkmals stattfinden, wobei, leider! jene schwülstige Dichtung von Stieglitz, die in München gebraucht wurde, mitwirken soll. Andere Neuigkeiten im Bereiche der Kunst liegen zur Zeit nicht vor.

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 25. Oktober 1838.

— Frau Mab beschäret das Hirn
Verliebter, und sie träumen dann von Liebe.
Shakespeare.

Visionen.

Von F. M. Duttenhofer.

Mein Nachen fuhr auf dem crystallnen Teich,
Ich sah hinab auf seinen grünen Grund:
Dort war ein wundersam fantastisch Reich,
Und alles wogte, grünte, blühte bunt,
Dem Auge ward ein seltsam kühn Verweben
Von Molch und Blume, Schlang' und Ranke kund.
Wie alles strebte, sich heranzuheben,
Gleich Armen, die mit Sehnsucht fest sich halten,
Fühlt' ich ein nie gekanntes süßes Weben
Bis in des Herzens allertiefste Falten,
Und trunken schaut' ich in die Fluth hinab,
Den Blick versenkt im Schauen der Gestalten.
Da öffnet sich's gleich einem grünen Grab
Von Blumen, Moos und seltenem Gestein,
Das gar geheimnißvollen Schimmer gab.
Dort flutheten in grünem Dämmerschein
Um Perlen, Muscheln und Crystall die Wellen
Bald dicht, bald klarer hin, bald groß, bald klein.
Nun schien das Ganze mehr sich aufzuhellen,
Im Wasser wogt' ein glänzendes Gewand,
Das bald sich legt und bald beginnt zu schwellen.
Ich blicke näher: eine weiße Hand,
Ein Haupt, vom grünen Schleier leicht verhüllt,
Ein zarter Fuß, dicht an des Felsen Rand
Sich nun mir zeigt von einem Frauenbild;
Und hinter'm Schleier glänzt ein süßes Licht
So ahnungsreich hervor, so warm, so mild.
Wie kräuselnd sich der Wind an Blättern bricht,
So spielt das Wasser um das dunkle Haar,
Ein Blumenkranz gar bunt ihr Haupt umflicht,
Den Busen schmückt ein Edelstein so klar.
Nun sucht die Welle leise zu entrucken
Den Schleier von dem schönen Augenpaar,
Ein Antlitz wird offen meinen Blicken.
Wie lieblich träumend lag die Regungslose,
In ihren Zügen himmlisches Entzücken,
Verklärten gleich in ihrem grünen Moose.
Ich hielt den Athem an, sie nicht zu wecken,
Betrachtend stumm das lustige Gekose
Und Spiel der Wellen mit den leichten Decken.
Da regt sich's leise, und mit leichter Hebung
Beginnt sie erst den Arm emporzurecken,
Und dann den zarten Leib in sanfter Schwebung.
Halbträumend noch blickt sie mich an so warm,
Zu sprechen scheint ihr Mund mit leiser Bebung
Und in die Höh' zu mir hebt sie den Arm.
Entzücken wogt im wonnetrunknen Herzen
Mir sinneraubend auf — wie ward ich arm! —

Digitized by Google

Ich greife nach der Hand, und plötzlich schwärzen
Die Wasser sich, die Woge faßt den Kahn,
Und schleudert mich zum Strand. — In meinen Schmerzen
Kam ich allein, verlassen, trostlos an.

* * *

Zum Waldgebirge treibt mich Jägerlust;
Im dunkeln Hain, den keck mein Fuß beschreitet,
Dort athmet freier die beklommne Brust.
Die Eiche, so mir Aest' entgegenbreitet,
Sie will mir wohl viel Glück zum Gruße sagen,
Der Vogelsang, der ringsum mich begleitet,
Theilt mit dem eig'nen Herzen Freud' und Klagen.
Hoch über'm Wald und seinem Dämmerschein
Seh' ich die goldbeglänzten Gletscher ragen;
Mich zieht's hinan, dort oben möcht' ich seyn,
Und höher lenk' ich nun die flucht'gen Schritte.
Da senket kräuselnd sich, durchscheinend, fein
Ein Wölkchen in des Waldes tiefste Mitte,
Und hellt das Grun im zarten Schleierduft.
Als ob Erlkönigs Schaar vom Berge glitte,
Folgt ein Gewölk dem andern durch die Luft;
Musik macht Aar und Kranich zu dem Reigen,
Die Raben krächzen und der Uhu ruft.
Da will sich's mehr und mehr herunterneigen,
Und schwärzlich grau mit violettem Schimmer
Buhlt nun ein neblich Chor mit Laub und Zweigen.
Im Dickicht zeigt sich da ein hell Gestimmer,
Wie von Johanniswurmchen bald versteckt,
Ein graugrün Scheinen, wie im Schacht von Glimmer.
Bald schwebt heran, vom Busch noch halb verdeckt,
Die holdeste Gestalt von einer Frauen,
Drob fuß bestrickt mein Herz zusammenschreckt.
Sie schwebt einher, vom fait'gen, silbergrauen
Gewand hier eng umliegt, dort los umwallt;
'ne Sternenkron' ist auf dem Haupt zu schauen,
Deß Himmelsblick mit heimlicher Gewalt
Bald hin mich zieht, mich bald in Staunen bannt.
Ergriffen stürz' ich vorwärts in den Wald,
Biet' ihr mit ausgestrecktem Arm die Hand,
Doch sie schwebt ruckwärts hin mit scheuem Fuße,
Das Antlitz lächelnd halb mir zugewandt,
Und Abschied nehmend schnell mit neck'schem Gruße.
Ich folg' ihr nach bis an des Felsen Saum,
Wo tosend sich in ungefügem Gusse
Der Waldstrom an den Klippen bricht in Schaum.
Dort schien das Frühroth durch des Waldes Kerben,
Und langsam schwebt im wolkenlosen Raum
Hin das geliebte Bild und scheint zu sterben.
Ein roi'ger Schein umgibt die zarten Glieder
Die langsam sich verbleichen, sich verfärben —
Ich sank bewußtlos auf den Rasen nieder.

* * *

Musik klingt in mein Ohr, bald süße Klagen,
Bald herzzerreißend harte Schmerzenstöne
Vereinen sich in kühnem tollen Zagen.
Und um mich her, da wogt ein bunt Gedränge
Von zauberhaften Masken, Teufelslarven,
Bald zwerghaft klein, und bald von ries'ger Länge.
Sie tanzten toll umher, und grinsend warfen
Die Riesen sich die Zwerglein zu mit Späßen,
Bis endlich Alles schwieg beim Klang von Harfen.
Erstaunen scheint dies ganze Volk zu fassen,
Am Mund den Finger, schleichen sie zur Seite,
Und scheinen auf ein Wunderwerk zu passen.
Da thut sich's auf in ungemeß'ne Weite,
Herein, von zarten Kindern froh umringt,
Schwebt wonnestrahlend nun die Benedeite.
Die Myrthe, so ihr schönes Haupt umschlingt,
Umschattet spielend ihren zucht'gen Blick,
Das Röschen, das ihr Gurtel hält umwingt,
Wohl deutet es in süßer Lieb' auf Glück!
Mir klopft das Herz im Busen zum Zerspringen,
Sie nahet mir, ich bebe fast zurück,
Und flutendgleich der Augen Born entringen
Mir Thränen sich, indeß die sanften Schritte
Fast lautlos tönend nah zum Ohre dringen.
In ihres schönen Auges dunkler Mitte
Verlier' ich mich in ungemeßnem Sehnen,
Sie schmiegt sich an mit bräutlich-frommer Sitte. —
Da schallt ringsum ein sinnentzückend Tönen,
Es reißt mich fort mit ihr zu wildem Tanz,
Mein Arm umfaßt den schlanken Leib, den schönen
Mit heft'ger Glut. In ihrer Augen Glanz
Verloren, schweigt mein Blick. Doch mählig schwinden
Die Sinne mir, der helle Lichterkranz,
Der uns umgab, wird truber, und es finden
Die dumpfern Töne kaum zum Ohr den Pfad,
Und mich ersaßt ein seliges Erblinden.
Ich sink' an ihre Brust. Nun endlich hat
Dein Herz gefunden diesen Hort, so theuer,
So warm im Arm, kein Trug hier, kein Verrath!
Auf ihren Mund brennt meines Kusses Feuer
Sich sinnentruckend und verzehrend ein. —
Da wacht' ich auf. O weh dir, armer Freier!
Im Arme hälst du nichts als Moos und Stein;
Bald neckt dich dies, bald Flurh, bald Nebelschleier.

Reise in die östliche Champagne.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt gibt es unter den Reimser Manufakturisten manchen sinnreichen Kopf. Einer derselben, welcher

Digitized by Google

sich bisher nur mit Weben wollener Decken abgegeben hatte und durch den Gebrauch der Dampfmaschinen auf das Studium der Mechanik gerathen war, Namens Goulet, hat sich anheischig gemacht, der Stadt das fehlende Wasser im Boden aufzusuchen. Zwei Versuche waren fehlgeschlagen, und er war während meiner Anwesenheit eben mit dem dritten beschäftigt. Die Sache interessirte mich, da ich auch das Mulotsche Verfahren in Paris genau beobachtet hatte, womit aber das Reimser wenig gemein hat; denn die besondere Beschaffenheit des Bodens zu Reims erfordert, wenn es sich von Anlegung eines artesischen Brunnens handelt, eine andere Methode als der Pariser Boden. Zu Paris trifft man bald auf Kalksteinlager, die man durchbohren muß. Daher ist der Bohrer auch das Hauptwerkzeug beim Mulotschen Verfahren. In der Champagne, wenigstens in der Reimser großen Ebene, besteht der Boden aus einem ungeheuern Kreidelager, dessen Dicke eben durch die jetzigen Versuche ausgemittelt werden wird. Diese schneeweiße Kreide ist an sich weich und leicht flüssig zu machen; Goulet ist daher auf den Einfall gekommen, das Lager nicht zu durchbohren, sondern zu durchstoßen. Zu dem Behufe hat er einen schweren metallenen, unten zugespitzten Cylinder verfertigen lassen; dieser hängt an einer, über eine große Walze gewundenen eisernen Kette; mit der Walze stehen zwei große Räder auf beiden Seiten in Verbindung; diese werden nach Art der englischen Treadmühlen umgedreht und dann plötzlich losgelassen, so daß der Cylinder hinabfällt und in den Kreideboden eindringt. Der Cylinder schreitet täglich fünfzehn bis achtzehn Schuh weit vor, wogegen der Bohrer, welcher den Kalkfelsen im Pariser Boden durchbohrt, täglich nur drei Schuh vordringt. Ungefähr alle Stunden muß das cylinderförmige Loch von der zerstoßenen Kreide gereinigt werden. Zu diesem Ende wird der schwere Cylinder herausgewunden und dagegen ein leerer, leichter, aber eisenfo gestalteter hinabgelassen und voll heraufgezogen. Da immer an der Oberfläche des großen Kreidelagers sich etwas Wasser befindet, so dringt dieses in das Loch, verwandelt die zerstoßene Kreide in Brei und mag nicht wenig zur Erleichterung des Processes beitragen. Um Ostern war Goulet bereits 400 Schuh tief in das Kreidelager eingedrungen; seitdem ist er mit seinem Cylinder noch 150 Schuh tiefer gekommen. Man hat ihn in Stand gesetzt, die Kosten bis zu einer Tiefe von 1200 Schuh zu bestreiten. Erreicht man alsdann das Ende des Kreidelagers nicht, so soll die Arbeit wahrscheinlich auf immer aufgegeben werden, weil alsdann wenig Hoffnung ist, jemals in Reims einen artesischen Brunnen zu bekommen.

Goulets Verfahren ist sinnreich und einfach; jedoch hörte ich mehrere Bedenklichkeiten dagegen äußern. Durch das Einrammen des eisernen Cylinders wird die Kette oft zerbrochen, was häufige Störung und Unterbrechung der Arbeit veranlaßt. Ferner muß er eiserne Röhren hinablassen, in dem Maße, als das Loch tiefer wird, damit das Wasser, falls man es entdecken sollte, durch dieselben in die Höhe steigen könne, ohne mit der Kreide in Berührung zu kommen, weil es sonst nichts als Kreidewasser geben würde. Dieses Einsenken der eisernen Röhren und das Aneinanderfügen derselben wird aber desto schwieriger, je tiefer das Loch wird. Zuletzt scheint es gar nicht mehr thunlich zu seyn. Ist das Kreidelager zu mächtig, so werden auf jeden Fall die Kosten verloren seyn. Auch scheint sich Reims nicht auf diesen Versuch zu verlassen, und hat einen Plan zur Herbeiführung von Quellwasser aus der Umgegend genehmigt.

Die Marne ist ein wichtiger Fluß für die Champagne; an ihren Ufern liegen die schönsten Weinberge der Provinz; sie trägt den Wein in die Seine, und von da gelangt er zum Meere und anderswohin. Früher oder später werden jedoch Kanäle nöthig werden, da der Fluß im Sommer nicht Wasser genug enthält. Für Reims ist der Weinhandel äußerst wichtig. Einige Handelshäuser daselbst besitzen ein großes Vermögen, besonders das Cliquotsche Haus, welches seinen Reichthum gerade dem durch den Krieg und die Besetzung der Stadt und Umgegend durch die verbundeten Heere so verderblichen Jahr 1814 verdankt. Früher war dieses Cliquotsche Haus eines der minder bedeutenden, und die Wittwe dachte sich aus dem Handel ganz zurückzuziehen. Russische Generale, welche in ihrem Hause in Quartier lagen oder sich dort versammelten, riethen ihr, wieder den ersten Versuch einer Sendung von Champagnerwein nach Rußland zu wagen, wohin seit einigen Jahren kein solcher Wein hatte versendet werden können. Sie gaben ihr dazu die nöthigen Anweisungen und Empfehlungen. Es wurde also mit 40,000 Flaschen ein Versuch gemacht. Diese gingen in Rußland sogleich ab und veranlaßten andere Sendungen, wodurch das Cliquotsche Haus bald der Hauptlieferant für Rußland wurde und Millionen gewann. In den letzten Jahren hat sich ein Deutscher, welcher in diesem Hause lange auf dem Comptoir gearbeitet hatte, mit demselben associrt, und man sprach in Gesellschaften von der reichen Heirath, die er kürzlich gemacht. Ueberhaupt haben mehrere Deutsche, welche als Commis hieher gekommen, durch ihren Fleiß und ihre Redlichkeit das Zutrauen ihrer Principale erworben, und sind zuletzt Eigenthümer oder Associés großer Weinhandlungen geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, October.

(Fortsetzung.)

Kunst, Literatur.

Seit wenigen Tagen ist die gewöhnliche jährliche Kunstausstellung eröffnet. Es wäre vielleicht besser, sie fände, wie anderwärts, nur alle zwei Jahre statt; denn jetzt ist die Ausbeute gar zu gering. Ich habe niemals einen hohen Begriff von der heutigen florentinischen Kunst gehabt; nach langer Abwesenheit zurückgekehrt, finde ich leider im Allgemeinen keinen Fortschritt, wenn auch ein paar Talente sich unterdessen bemerklich gemacht haben. Selten habe ich so viele verunglückte Bilder zusammengewürfelt gesehen, wie bei diesen florentinischen Kunstausstellungen. Nicht am wenigsten verfehlt sind die Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte, wofür denn doch einiger Sinn vorhanden seyn sollte. Wir finden die Verschwörung der Pazzi, die Absührung Ippolito Buondelmonte's zum Richtplatz, Cosmus I. Erhebung zum Großherzog u. s. w. Alles höchst mißrathene Produkte, zum Theil dumm wie eine Musterkarte. Das vorzüglichste Bild der ganzen Ausstellung ist eine sogenannte Erziehung Mariä — das Mägdlein sitzt in einem Buche auf dem Schooße der Mutter, während der h. Joachim aufmerksam daneben steht — von einem jungen Maler, C. della Porta, durchaus wiederrol. edel, einfach, schön in der Zeichnung, wie kräftig und tief in der Farbe. Es macht Einem eine wahre Freude, ein mit so verständigem, künstlerischem Sinne erdachtes und so äußerst brav ausgeführtes Werk zu finden, das in einer meist kläglichen Umgebung an bessere Zeiten erinnert. Die Gestalt des Alten, seine Haltung, seine Geberde sind unbedingten Lobes würdig, und mit gleichem Wohlgefallen verweilt das Auge auf dem in unserer Einfachheit hingestellten kleinen blondlockigen Mädchen. Die nächste Stelle dürfte ein Kirchenbild von R. Zotti einnehmen; in der Mitte die Madonna sitzend auf dem Thron mit dem Kinde, zu den Seiten (aber von dem Mittelbilde durch Abtheilungen geschieden) die Apostel Petrus und Paulus, gewissermaßen an den ernsten Styl Fra Bartolommeo's erinnernd. Die beiden berühmtesten florentiner Maler, Benvenuti und Bezzuoli, haben sich keinerlei Lorbeeren ausgezeichnet. Von Letzterem ist ein äußerst flaues Werk vorhanden: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Letzterer hat eine Madonna mit dem Kinde (Brustbild) dargestellt. Es ist zwar ein gewisses Talent der Ausführung darin nicht zu verkennen, aber statt einer Madonna sehen wir ein von der Sonne gebräuntes Weib aus Sonnino vor uns, sogar im Costüme dieser Gegend und mit dem derbirt ausgesprochenen Charakter dieser römisch-neapolitanischen Gebirgsbewohnerinnen. Von dem Niederländer A. Terrlinck findet man die oft gesehene Ansicht von Kloster Camaldoli bei Neapel, malerisch aufgefaßt, schön und zart in der Farbe und mit passender Staffage, so wie ein ansprechendes kleineres Bild: ein Karren mit Landleuten, von Büffeln gezogen. Die Gemälde von Flor aus Hamburg, das Fest der Madonna dell' arco (Neapel), ein Fischerstrand u. s. w., lassen zwar sehr viel zu wünschen übrig, gehören hier indeß immer noch zu den bessern. So ist es auch mit den kleinen Landschaften von Hau..., Ansichten von Florenz, von Subiaco u. s. w. In der sehr sanften Verirrungen gehören die Landschaften des Engländers Wallis, dem es sonst nicht an Einbildungskraft fehlt. Eine derselben stellt den Untergang Sodoms und Gomorra's dar. Vom Himmel regnet gekämmte Wolle, in allen Abstufungen von Roth, Violett, Schwefelgelb. Die Vegetation ist nicht minder extravagant. — Die Zahl der Sculpturen ist sehr gering. Zu bemerken ist nur eine aus dem Meer steigende Venus von Pampaloni, von der ich nicht sagen kann, daß sie mich befriedige, wenn auch die Fleischpartien schön modellirt sind. Das Motiv erinnert an die Canova'sche.

Von der Kunst zur Literatur übergehend, würde ich mehr zu berichten haben, wenn hier der Ort wäre, sich in literarisches Detail einzulassen. Das neue Trauerspiel Nicolini's: Rosmunda (Heinrichs II. schöne Geliebte — Rosamunde, von Rosa munda, wie ihre Grabschrift im Nonnenkloster zu Godstow bei Oxford besagt), ist noch nicht gedruckt, machte aber auf der Bühne das größte Glück, namentlich bei der zweiten und spätern Aufführungen, nachdem die Längen der beiden letzten Akte, welche Anfangs kalt ließen, abgekürzt worden waren. Die gereckte Vorliebe der Florentiner für Niccolini sprach sich diesmal in enthusiastischen Scenen aus, an welche man bei diesem im Allgemeinen so ruhigen Volke nicht gewöhnt ist. In dem historischen Fache wurde zwar nichts Eigenthümliches hervorgebracht (eine Biographie Cathe rinens von Medici, in welcher ein Versuch gemacht seyn soll, sie von vielen Vorwürfen zu reinigen, läßt noch immer auf sich warten, obgleich längst angekündigt), dafür aber fährt man mit der Bekanntmachung der alten Quellenschriftsteller fort. Den von Capponi und Molini herausgegebenen zwei Bänden Documenti di storia italiana, den Briefsammlungen der Pariser königlichen Bibliothek entlehnt, folgte der erste Theil der Istorie fiorentine scritte da Giovanni Cavalcanti, bisher ungedruckt und wenig bekannt, obgleich Machiavelli's nicht genannte Hauptquelle für die Geschichte Cosmus des Alten, von Medici. Gervinus spricht in seiner Geschichte der florentinischen Historiographie von dieser Chronik, zwar etwas weitschweifig, aber angefüllt ist mit dem interessantesten Detail. Der Herausgeber, F. Polidori aus Fano, hat eine sehr tüchtige Arbeit geliefert. Weniger wichtig, obgleich ebenfalls dankenswerth, ist die von dem Pater Gatteschi besorgte Uebersetzung der florentinischen Geschichten des Venetianers Gio. Michele Bruto, welche die Zeiten Cosmus, Piero's und Lorenzo's de' Medici umfassen. Bruto schrieb diese Bücher um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, wie es heißt, auf Veranlassung der zahlreichen, in Frankreich befindlichen florentinischen Verbannten oder Ausgewanderten, welche in ihm einen Vertheidiger gegen die Beschuldigungen des Paul Jovius suchten. Sein Werk, das bis auf die Zeiten Clemens VII. und Alexanders von Medici gehen sollte, wurde indeß nicht vollendet. Die im Jahr 1562 zu Lyon veranstaltete Ausgabe des lateinischen Originals ist selten, weil die Medici alle Exemplare, deren sie dabhaft werden konnten, aufkauften und vernichten ließen. Für die historische Kunde ist übrigens kaum etwas Neues darin zu suchen. Der Druck der von Gaze in den Archiven und Bibliotheken Italiens gesammelten Dokumente zur Kunstgeschichte, bis gegen den Anfang des 17ten Jahrhunderts, wird nächstens beginnen. Diese Sammlung, während eines achtjährigen Aufenthalts in Italien angelegt und vervollständigt, ist von einem ganz unglaublichen Reichthum, und gibt eine Menge unerwarteter Aufschlüsse über die Künstler selbst, über unsäglige Werke, wie über die Verhältnisse der Regierenden, den Ersteren gegenüber.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 26. Oktober 1838.

You sulphurous and thought-executing fires,
Vaunt couriers to oak-cleaving thunder-bolts.
Shakespeare.

Vom Blitz.

Wir haben in Nr. 235 u. 236 etwas aus Arago's, im neuesten Annuaire du bureau des Longitudes enthaltenen Abhandlung über den Blitz mitgetheilt, und lassen hier einen weitern Abschnitt folgen.

* * *

Wenn der Blitz mehrere Menschen oder Thiere trifft, welche in gerader, oder in krummer, nicht geschlossener Linie neben einander stehen oder liegen, so sind in der Regel die Wirkungen an beiden Enden der Reihe am heftigsten. Dieses Theorem erscheint als Schlußfolge aus nachfolgenden Thatsachen. Es versteht sich übrigens, daß es sich hier nur von einer wissenschaftlichen Frage handelt, und wenn wir angeben, wo und wie man vor dem Blitz am sichersten seyn möchte, so rathen wir damit Niemanden, eine solche Stellung einzunehmen, weil man im selben Maaß, als man die eigene Gefahr verringert, die der Andern steigern würde.

Am 2ten August 1785 schlug der Blitz zu Rambouillet in einen Stall, wo in Einer Reihe 32 Pferde standen. Dreißig fielen vom Streich zu Boden; ein einziges blieb auf dem Fleck todt: es war das äußerste auf einer Seite; ein zweites wurde schwer verwundet und starb: es war das äußerste auf der andern Seite. — Am 22sten August 1808 schlug der Blitz zu Knonau in der Schweiz in ein Haus. Funf Kinder saßen im Erdgeschoß auf einer Bank und lasen. Das erste und das letzte wurden erschlagen; die drei andern kamen mit einer starken Erschütterung davon. — Zu Flavigny im Departement Côte d'Or schlug es in einen Stall mit funf Pferden ein; die zwei ersten und die zwei letzten waren todt, dem mittelsten war nichts geschehen. — In der Franche-Comté wurde vor einigen Jahren eine Reihe von funf Pferden im freien Felde vom Blitz getroffen. Das erste und das letzte wurden erschlagen, die drei andern schienen gar nicht verletzt.

Im Jahr 1802 schlug der Blitz in eine Windmühle bei Chartres. Eben ging der Müller zwischen einem Pferd und einem Maulthier, die Getreidesäcke trugen; derselbe Streich erschlug beide Thiere, der Müller wurde nur betäubt und ihm ein paar Haarbüschel versengt. Dieser Fall beweist aber nicht soviel als die obigen, weil es sich nicht von selbst versteht, daß der Blitz die eine Thierart so leicht tödtet wie die andere; es scheint im Gegentheil so ziemlich ausgemacht, daß der Mensch dem Blitze stärkern Widerstand leistet als das Pferd und der Hund. Wir führen einige hieher gehörige Fälle an. — Am 12ten April 1781 wurden drei Edelleute bei Castres vom Blitz getroffen. Die drei Pferde waren auf der

Digitized by Google

Stelle todt, dagegen nur Einer der Reiter. — Im Juni 1826 wurde bei Worcester eine Stute erschlagen, ohne daß dem Kinde, das sie führte, etwas geschah. — Im Juni 1810 befand sich ein Master Cowens in einem Zimmer, und neben ihm sein Hund. Letzterer wurde vom Blitz erschlagen; der Mann dagegen fühlte kaum die Erschütterung. — Am 11ten Juli 1819 wurden zu Chateauneuf-les-Moutiers während des Gottesdienstes neun Personen erschlagen, zugleich aber sämmtliche Hunde in der Kirche. Man fand sie in den Stellungen, die sie gerade vor dem Streiche gehabt.

Wenn der Blitz eine Metallstange trifft, so richtet er, wie Jedermann weiß und begreiflich findet, nur beim Ein- und Ausgang merkliche Zerstörung an. Man begreift leicht, daß dasselbe von Körpern aller Art gilt; daß es aber in Fällen Anwendung findet, wo Körper durch weite Zwischenräume getrennt sind, daß z. B. 52, wie gewöhnlich in Ständen vertheilte Pferde für die Wirkungen des Blitzes nur Eine Masse mit Anfang und Ende ausmachen — dies hätte man wohl schwerlich vorausgesetzt. Die hier besprochene Erscheinung läßt sich übrigens wohl auf keine andere Weise erklären.

Franklin gibt Vorschriften für Personen, welche sich vor den Gewittern fürchten und sich während eines solchen in einem Hause befinden, das durch keinen Blitzableiter geschützt ist. — Sie sollen sich nicht an den Kamin stellen; der Blitz fährt allerdings nicht selten durch den Rauchfang herab, weil der Ruß mit den Metallen die Eigenschaft theilt, die elektrische Materie vorzugsweise anzuziehen. Aus demselben Grunde soll man sich von Metallen, Spiegeln (wegen der Belegung,) und Vergoldung möglichst fern halten. Am besten hält man sich mitten in einem großen Zimmer auf, nur darf man keinen Kronleuchter oder Lampe über dem Kopf haben. Je weniger man von der Wand oder dem Boden berührt, desto weniger ist man ausgesetzt; am sichersten läge man somit in einer Hängematte an seidenen Schnuren mitten in einem geräumigen Zimmer. Läßt sich dies nicht machen, so ist es gut, wenn man zwischen sich und den Boden Körper bringt, durch welche der Blitzstoff am schwersten geht, wenn man also seinen Stuhl auf Glas, Harz oder Matratzen setzt. Diese Vorsichtsmaßregeln werden immerdin die Gefahr verringern, aber nicht ganz entfernen; denn man hat Beispiele, daß der Blitz durch Glas, Harz und mehrere Matratzen gefahren ist. Ferner ist klar, daß der Blitz, wenn er rings im Zimmer kein fortleitendes Metall findet, gerade querüber schlagen und auf diesem Wege einen Menschen selbst in der Hängematte treffen kann.

Manche Meteorologen, unter andern Balitoro, behaupten, der Blitz treffe niemals die Nordseite eines Gebäudes; gegen Südost soll die Gefahr am größten seyn. Dieser Glaube ist in Italien so verbreitet, daß viele Leute während eines Gewitters sich in die gegen Nord gelegenen Zimmer flüchten. Ist die Sache gegründet, so rührt es wohl nur von der Richtung her, in welcher der Wind in unsern Klimaten bei einem Gewitter fast immer bläst. Aus stark geladenen Wetterwolken, die von Süden heranziehen, muß der Blitz natürlich vorzugsweise die zunächst vorliegende Wand der Häuser treffen, über die sie wegziehen. Zudem: es ist erwiesen, daß so hoch oben in der Luft die Streifen der Nordlichter der Inclination der Magnetnadel parallel laufen; seit man dies weiß, läßt sich die Möglichkeit, daß auch die Blitze eine gemeinschaftliche Richtung verfolgen, durchaus nicht bestreiten.

Nach Nollet werden bei derselben Höhe und übrigens gleichen Umständen mit Schiefer gedeckte Thurmdächer öfter und härter vom Blitz getroffen, als steinerne Spitzen. Den Grund darf man wohl schwerlich in einer spezifischen Verschiedenheit zwischen dem Schiefer und anderm Gestein suchen; vielmehr scheint er nur darin zu liegen, daß das Sparrenwerk, auf dem der Schiefer befestigt ist, leicht durchnäßt wird und sich zugleich so viele Nägel daran befinden.

Je bedeutender die irgendwo zusammengehäufte leitende Materie nach Masse und Umfang ist, desto mehr läuft man Gefahr, in ihrer Nähe vom Blitz getroffen zu werden. Da nun der menschliche lebende Körper ein ziemlich guter Leiter der Elektricität ist, so ist wohl die Ansicht mancher guten Physiker, unter andern Nollets, nach welchen z. B. in einer Kirche die Gefahr, vom Blitz getroffen zu werden, mit der Anzahl der daselbst versammelten Personen wächst, nicht so geradezu zu verwerfen. Noch kommt ein weiterer Umstand dazu, der ein Zusammendrängen von Menschen und Thieren während eines Gewitters gefährlich macht. Durch ihre Ausdünstung muß sich eine aufsteigende Dunstsäule bilden; nun ist aber allgemein bekannt, daß feuchte Luft den Blitz weit besser leitet als trockene. Demnach ist es nicht zu verwundern, daß Schafheerden so häufig getroffen und auf einen Streich bis zu funfzig Stücken erschlagen werden. — In Amerika berichtet allgemein der Glauben, in volle Scheunen schlage es häufiger ein als in andere Gebäude. Auch dies scheint nichts Anderem als einem aufsteigenden Strome feuchter Luft zuzuschreiben; denn im Allgemeinen werden die Früchte eingebracht, ehe sie ganz trocken sind.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Reise in die östliche Champagne.

(Fortsetzung.)

Die Hauptversendungen gehen nach England; für dieses Land werden die feinsten und besten Sorten aufbehalten, weil sie dort am besten bezahlt werden. Auf Paris wird wenig gerechnet. Die Pariser wollen wohl Champagner trinken, ihn aber nicht theuer bezahlen; daher wird ihnen allerlei Getränk aus Champagne zugeschickt, welches die Nichtkenner für zwei oder drei Franks kaufen und als echten Champagner trinken; letztern können aber die Weinhändler unmöglich wohlfeil liefern, aus mehreren Ursachen. Die Bereitung ist sehr umständlich und kostspielig, ein Drittheil der Flaschen zerspringt; dazu kommen noch die Steuern u. s. w. Seit vielen Jahren macht man auch mousirenden Burgunder; dieser thut aber dem Champagner wenig Eintrag; denn Kenner machen einen großen Unterschied zwischen beiden. Eben so groß, wo nicht noch größer, ist der Unterschied zwischen Champagner und ausländischen mousirenden Weinen. Mit dem Mousiren ist es nicht gethan. Die theuersten und köstlichsten Champagnerweine schäumen und prudeln gar nicht.

Für das geistige Bedürfniß der Reimser ist durch eine öffentliche Bibliothek gesorgt, welche im Rathhause sehr gut und bequem aufgestellt ist und einige Merkwürdigkeiten enthält, z. B. das slavonische Evangelium, auf welches, sonderbar genug, die Könige Frankreichs bei ihrer Krönung den Eid ablegen, ein mit silbernen Buchstaben auf Purpurvelin geschriebenes Evangelium aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert, noch zwei andere alte Bibeln und ein prächtiges Meßbuch mit Vignetten und Musiknoten, vermuthlich aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Das Stadtarchiv befindet sich im obern Stockwerke über der Bibliothek und enthält eine Menge von Dokumenten, welche bereits von einigen Gelehrten benutzt worden sind. Ein Herr Varin hat die Erlaubniß erhalten, auf Staatskosten eine Sammlung aller auf die alte Stadtordnung und Munizipaleinrichtungen bezüglichen Dokumente in drei Bänden herauszugeben. Mit diesem Archiv sind auch die Archive der aufgehobenen Klöster der Stadt und Umgegend vereinigt. Leider sind in der Schreckenszeit von den unwissenden Sansculotten viele Urkunden, besonders solche, welche königliche Siegel trugen, verbrannt worden. Die Klosterurkunden sind noch nicht geordnet; man ist aber damit beschäftigt. Wahrscheinlich enthalten sie noch manches erhebliche Dokument. Hier wie fast in ganz Frankreich herrscht jetzt ein großer Eifer unter den Gelehrten, und mit den 150,000 Franks, welche die Kammern jährlich zur Herausgabe unbekannter Dokumente bewilligen, läßt sich allerdings viel thun.

Obschon man die Pariser Abendzeitungen am andern Morgen in der Frühe bekommt, so besteht hier doch eine eigene Zeitung, außer einem oder vielleicht mehreren Intelligenzblättern. Die Lesecabinette und Buchhandlungen können alle literarischen Novitäten der Hauptstadt einen oder zwei Tage nach ihrem Erscheinen liefern. Was aus den dießigen Buchdruckereien hervorgeht, betrifft meistens Lokalangelegenheiten; manches hat jedoch, da die Stadt bedeutend ist, auch Interesse für Auswärtige.

Die Pariser Diligencen, welche Morgens zu Reims anlangen, fahren nach einer kleinen Stunde weiter bis Mezières, wo sie am Abend ankommen. Da letzteres eine Garnisons- und fast eine Grenzstadt ist, so trifft man häufig auf diesen Diligencen Offiziere an, die sich nach Mezières, Charleville oder Givet begeben. Dies scheint auch der kürzeste Weg, um über Namur und Lüttich nach Aachen zu gelangen; allein selten kehren deutsche Reisende auf diesem Wege nach ihrem Vaterlande zurück; meistens begibt man sich über Brüssel nach Niederdeutschland.

Rethel, welches in der Champagne Nr'bel ausgesprochen wird, war sonst der Sitz der herzoglichen Familie Mazarin; das auf einer Anhöhe gelegene Schloß ist aber großentheils verschwunden. Dagegen ist die Stadt durch ihre Baumwollenspinnereien und Webereien blühend geworden, welche einer Menge von jungen Arbeitern und Arbeiterinnen Beschäftigung und Nahrung gewähren. Eine im höhern Stadttheile liegende Kirche zog mich durch ihre gothische Bauart an; im Innern überraschte mich ein seltsames Doppelschiff, wie ich es noch in keiner andern gothischen Kirche bemerkt. Als ich jedoch beim Heraustreten das Aeußere rund umher betrachtete, ward es mir leicht, zu entdecken, daß ein Theil der Kirche älter ist als der andere. Ohne Zweifel bestand die Kirche ursprünglich aus einem einzigen Schiffe; da dies aber bei der zunehmenden Bevölkerung nicht mehr hinreichte und man die Kirche vergrößern wollte, erweiterte man sie in der Breite, das heißt man baute neben dem alten Schiffe ein anderes an, nahm bloß die Scheidewand weg und stellte Pfeiler statt derselben hin. Dadurch ist die sonderbare Einrichtung entstanden, daß nicht allein zwei Schiffe, sondern auch zwei Chöre vorhanden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

Theaterzustände.

So wie die hiesige Bühne in ihrer ältern Blüthenperiode einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Charakteristik und

Digitized by Google

Geschichte des deutschen Theaters lieferte, so auch in neuester Zeit durch ihren Verfall, in Folge der bereits früher kurz berichteten wirren Zustände, veranlaßt durch die eingetretene völlige Insolvenz des Pächters Haafe. Die meisten deutschen Journale haben davon mehr oder weniger Notiz genommen, und selbst das „Journal des Débats“ berichtet in seiner Nummer vom 18ten August von den finanziellen Verlegenheiten Haafe's, seiner Schuldenmasse von 50,000 Thalern und dem unter diesen Umständen gegebenen merkwürdigen Freithea ter am 8ten Juli, wegen dessen die Gläubiger ihn vertagt haben, aber mit der Bemerkung abgewiesen worden sind, daß kein Gesetz einem Theaterdirektor Gratisvorstellungen verbiete. Man muß Haafe die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Pachtzeit nicht eben die artistisch schlechteste Epoche unsers Theaters ausmachte; ja er hob die Anstalt periodisch zu einer recht erfreulichen Kunsthöhe, bis unglückliche Operationen, ungünstige Zeitpunkte, direkte und indirekte Verschwendung, in Summa aber die Folgen einer übeln Wirthschaft ihn endlich auf den Standpunkt der Cassenspeculation zurückdrängten. Er schob den Ruin mit den äußersten, unzulänglichsten Mitteln so lange als möglich hinaus; er schrieb z. B. bei einer Anleihe von 1000 Thalern unbedenklich sogleich 3000; allein das Schiff war allzu leck, und kein noch so angestrengtes Pumpen wollte mehr helfen. Der republikanischen, ja anarchischen Theaterwirthschaft nach der längst gefürchteten Insolvenzkatastrophe wurde endlich von Seiten der Aktionärs am 4ten August durch die Wahl eines neuen Pächters ein Ende gemacht. Sie traf Herrn Neumann, einen begüterten, zahlungsfähigen Mann, und man umging vielleicht aus diesem wichtigen Grunde bei ihm die bisher festgehaltene Bedingung, daß der Pächter eine notorisch bühnenkundige Person [sein müsse]. Das ist Neumann durchaus nicht; aber als Beistände oder eigentliche Direktoren in dramaturgischer und technischer Hinsicht erwählte er Dr. Nimss und Baron v. Perglas, von deren Eifer und Bühnenkenntniß wohl Gutes zu erwarten war. So lief das neue Theaterschiff denn vom Stapel, und die Entrepriſe wurde am 4ten August mit dem „Freischütz“ eröffnet, ohne daß das Publikum auf öffentlichem Wege von der Veränderung unterrichtet worden wäre. Das war gar nicht im Geiste des vorigen Direktors; dieser liebte es, in den Zeitungen und auf dem Kothurn bei jeder passenden Gelegenheit mit oratorischem Kraftaufwande dem Publikum gegenüber zu stehen, ja er scheute die Druckkosten für ein gratis zu verabreichendes Theaterblatt nicht, um damit ein eigenes Organ für sein künstlerisches Gewissen zu haben. Die neue Direktion aber, wie angedeutet, schwieg, und hätten nicht die hiesigen Theaterreferenten in's Horn geblasen, so wußte auch heute noch Niemand, wer jetzt den Musentempel zur kalten Asche * in Pacht hat. Man dürfte sich wohl erwas zu verſprechen, und das Publikum kann aus dem Theater wegbleiben, wann ihm dies nicht gefällt; allein es hat, streng genommen, keine artistischen Ansprüche zu machen. Der Bühnenzustand war ein täglicher beim Beginn der neuen Entrepriſe, und ist es noch. Es fehlt an der Seele alles Spiels, an einer guten Besetzung der Hauptfächer, und die Direktion scheint sich damit gar nicht übereilen zu wollen. Wir haben weder eine erste Sängerin, noch erste Liebhaberin, weder einen Baryton, noch einen ausreichenden Tenor, weder einen Heldenspieler, noch Komiker.

(Der Beſchluß folgt.)

* So hieß das alte Haus, welches Franz Schuch, der treffliche Aeteuin, der Erſte, der das Ballet mit der deutschen Komödie verband, gegen das letzte Drittheil des vorigen Jahrhunderts kaufte und zu dem heutigen Theater einrichten ließ.

Florenz, Oktober.

(Beſchluß.)

Literatur.

Von manchen Dingen kann man sagen, daß sie durch Gajes Werk erst jetzt ihre Begründung erhalten werden. Eine nicht unwichtige Beilage ist eine große Anzahl von Fascimile's, von den frühesten Zeiten an. Mehrere vorlängst begonnene große Werke haben unterdessen ungeschtten Fortgang. So Re pertii historisch-geographisches Wörterbuch über das Große herzogthum, ein Muster von Fleiß, Genauigkeit und Vollständigkeit. Der zweite Band ist der Vollendung nahe; es bleibt dann nur der dritte übrig. Die große Corografia dell' Italia, von A. Zuccagni-Orlandini, beendigt jetzt mit dem vierten Bande die sardischen Staaten des Festlandes. Sie ist zu weitläufig angelegt, sonst aber ein Monument des Fleißes und gewissenhafter Ausführung. — Ein sprachliches Werk von großer Wichtigkeit ist Tommaseo's Nuovo Dizionario dei Sinonimi della lingua italiana, dessen Erscheinen bevorsteht. Bereits vor acht Jahren gab der Verfasser ein ähnliches Werk heraus, von welchem vier Diebsdrucke erschienen; zwar ein Beweis seiner Brauchbarkeit, aber keineswegs erfreulich für den Autor, der Mühe und Zeit auf seine Arbeit verwendet, und sich nun selbst eines großen Theils der Summe, welche der Druck ihn gekostet hatte, beraubt sah. So geht's in Italien, wo das literarische Eigenthum schutzlos ist, und Privilegien nur für den Umfang eines Staates gelten. Ein armer Schriftsteller findet keinen Verleger, der ihm etwas Anderes gäbe, als einige Exemplare; tritt er sein Buch auf eigene Kosten drucken, so kann er gewärtig seyn, daß Tags darauf in der benachbarten Straße eine neue Ausgabe erscheint, wenn die Schrift Aufsehen erregt. Es gibt Ausnahmen, aber so ist die Regel. Um auf Tommaseo zurückzukommen: sein gegenwärtiges Werk ist ein völlig neues; die früheren Artikel sind umgearbeitet, über dreitausend neue hinzugefügt. Ich bin überzeugt, daß diese Arbeit auch außerhalb Italiens bei allen denen, die sich für Sprachwissenschaft interessiren, Aufsehen und Interesse erregen wird. Man findet hier einen reichen Sprachschatz, mit der größten Klarheit und philosophischem Geiste geschtet, in das Innerliche des Sprachbaus und seiner volksthümlichen, wie wissenschaftlichen Begründung eingehend. Die ausführliche Vorrede spricht von dem Reichthum der Sprachen im Allgemeinen, von den Synonymen und dem ideologischen, wie dem ästhetischen Nutzen des Studiums derselben, von den Synonymisten und endlich von den Unterscheidungen, den Marzin, Einsohlen u. s. w. Eine vollständige Geschichte der italienischen Synonymik ist in ihr enthalten. Es ist hier wohl der Ort, zu bemerken, wie Tommaseo (der sich seit einigen Jahren in Frankreich befindet) einen der ersten Plätze unter den jetzt lebenden Schriftstellern seiner Nation einnimmt. Sein spekulativer Verstand kommt eben so sehr in Betracht, wie seine ausgebehnte Kenntniß der Literatur und seine meisterhafte Handhabung der Sprache. Sein Fleiß ist dabei erstaunlich. Kaum ist seine Ausgabe der Divina Commedia mit einem sehr bemerkenswerthen Commentar erschienen, so gehen aus der königlichen Druckerei in Paris die beiden Quartbände der von ihm herausgegebenen und übersetzten Relationen der venetianischen Gesandten über die französischen Angelegenheiten, und in Venedig der erste Band seiner vermischten Schriften hervor, denen jetzt das Synonymenwörterbuch folgt. Von seinen kleineren Arbeiten (z. B. den historischen Scenen: Il Duca d'Atene) und vielen Aufsätzen will ich nicht einmal reden. R.t.

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 27. Oktober 1838.

— Der Tag zeigt allzumal,
Was hier der Menschenhand, der Zeit zerstörbar war.

Byron.
Childe Harold.

Reise in die östliche Champagne.

(Fortsetzung.)

Zu Rethel verließ ich die große Landstraße von Mezières und nahm die Landkutsche, welche die minder befahrene Landstraße nach Stenay verfolgt. Ich wollte diesen mir noch unbekannten Theil der Champagne kennen lernen und einen dort wohnenden Freund besuchen. Hier lassen die Landstraßen viel zu wünschen übrig, so wie auch die Fuhren, die hier freilich nicht viel Beschäftigung haben. Indessen hat doch fast jedes Städtchen seine regelmäßige Verbindung mit Rethel, und da hier täglich vier bis fünf Diligencen durchfahren, so kann man nie um einen Platz nach Reims, Paris oder Mezières verlegen seyn.

Die Landstraße von Rethel nach Stenay führt durch den südlichen Theil des Ardennendepartements. Von den ehemaligen Forsten, welche in der Geschichte, wie in der romantischen Dichtkunst des Mittelalters eine so große Rolle spielen und die sich von der Maas bis zum Ufer des atlantischen Meers erstreckt haben sollen, ist in dieser Gegend wenig mehr zu sehen; man sollte fast glauben, hier habe nie Wald wachsen können, so dürr sieht das Land aus. Um Rethel ist der Boden noch kahler als um Reims, und auf dem Wege nach Stenay kommt man durch Dörfer, deren Häuser wie Zelte mitten auf dem Felde stehen, ohne einen einzigen schattenden Baum um sich zu haben. Indessen sind diese Dörfer doch nicht elend, man erblickt ziemlich gut gebaute Häuser, und das Dorf Pauvre soll trotz seines Namens ziemlich wohlhabend seyn. Bausteine und Wasser sind so selten hier als Gebölz, und doch ist die Gegend sehr angebaut. Zum Trinken behilft man sich mit Regenwasser. Auf den Landhöhen hat man Spuren von altrömischen Wachthäusern oder vielmehr Wachtposten gefunden, deren Kette ununterbrochen von Reims nach Trier fuhren soll. Die in den Fundamenten gefundenen römischen Münzen, wovon ich mehrere bei Privatleuten gesehen habe, lassen keinen Zweifel über den Ursprung dieser Posten. Die Römer hatten zu Rethel ein Lager, Castrum retectum, wovon der jetzige Name herrühren soll, und häufig findet man daselbst römische Kaisermünzen.

Zwischen dem gutgebauten Städtchen Vouziers an der Aisne und Rethel berührt das Fleckchen Aisne einen historisch merkwürdigen Flecken, Attigny, das ehemalige Attiniacum, eine Pfalz der merovingischen sowohl als der karolingischen Könige Frankreichs. Ich war neugierig, diesen Ort zu sehen, wovon der verstorbene Pfarrer Hulot eine sehr ausführliche Beschreibung herausgegeben hat. Es ist sonderbar, daß Hullmann, welcher in seiner

Digitized by Google

Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland 176 Reichshöfe aufführt, gerade Attigny, einen der wichtigsten von allen, mit Stillschweigen übergegangen hat. Schon Clodowig baute hier eine königliche Wohnung, Chilperich starb zu Attigny im Jahr 727, Pipin hielt hier als Majordomus einen Reichshof, und später als König einen Reichstag. Der Koncilien sind mehrere zu Attigny gehalten worden. Karlmann hat verschiedene Jahre in dieser Pfalz zugebracht. Karl der Große feierte hier ein Weihnachts- und ein Osterfest. Wittekind wurde in der Hofkapelle getauft und endete daselbst seinen Widerstand gegen die fränkische Zwingherrschaft. In derselben Hofkapelle soll Ludwig der Fromme oder Schwachköpfige öffentlich Buße gethan haben. So ließen sich noch mehrere wichtige Begebnisse anführen, die zu Attigny statt gefunden.

Was die merovingischen Könige bewogen hatte, hier sich anzubauen, und die karolingischen, den Königsitz zu vergrößern und zu verschönern, war ein großer Forst, bedeutende Landgüter, und die Lage des Orts am Uebergange der Römerstraße über die Aisne. Die alte Römerstraße ist noch vorhanden, aber in sehr schlechtem Zustande, denn die Bauern haben die Steine meistens zu ihrem Gebrauche aufgerissen und weggeschleppt; man gelangt jetzt nur vermittelst schlechter Wege nach Attigny, was wohl die Ursache ist, daß dieser Ort wenig besucht wird. Von dem Forste ist fast nichts mehr vorhanden. Welch ungeheure und uralte Eichen in demselben mögen gestanden haben, kann man aus den langen und breiten Tischen abnehmen, welche in dem Refektorium der ehemaligen Saint-Remybabei zu Reims vorhanden sind, und laut einer Inschrift vor zwei Jahrhunderten von einem Attigny'er Bürger dem Kloster verehrt wurden. Jetzt wird vorzüglich Kornhandel in dem Flecken getrieben.

Wenn man von Vouziers nach Attigny kommt, tritt man zuerst in eine schön gebaute, breite Straße, die gerade zum Marktplatze führt, auf welchem die Halle steht, ein bedeckter Ort zum Marktgebrauche. Dieser Markt bildet beinahe ein großes Dreieck, von welchem die Eingangsstraße die Spitze ist — er erweitert sich immer mehr und endet mit einer langen Reihe Häuser, welche gleichsam die Basis des Dreiecks ausmachen, und aus diesem Marktdreiecke besteht Attigny beinahe ganz. Mein lebhafter Wunsch war, zu sehen, was von dem alten Königspallaste noch übrig ist; man weiß aber nur so viel, daß derselbe an der Stelle der langen Häuserreihe hinten auf dem Markte muß gestanden haben. Es ist nichts mehr davon vorhanden, außer etwa einigen Mauern, die man im Hintertheil einiger Häuser erblickt, und die augenscheinlich weit älter sind als die Häuser selbst, denen sie einverleibt worden. Wenn demnach das archäologische Comité im Ministerium des öffentlichen Unterrichts unter den alten Gebäuden, für deren Erhaltung es sorgen will, auch das Palais d'Attigny anführt, so sieht man daraus bloß, daß kein Mitglied des Comité zu Attigny gewesen ist, denn hier gibt es keinen Pallast mehr zu erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Blitz.

(Beschluß.)

Zuweilen wird in einem Menschenhaufen nur ein einziger getroffen, ohne daß man einen Grund dieser Wahlanziehung einsieht, ohne daß dieser Mensch etwa mehr Metall an sich hatte als die andern, und bei scheinbar ganz gleichem Verhalten zu den umgebenden Gegenständen. Wir sagen scheinbar, denn eine wirksame Ursache braucht darum nicht auch eine sichtbare zu seyn; eine in der Mauerdicke versteckte Eisenmasse z. B. wirkt gerade, wie wenn sie frei läge. Höchst selten wird sich bestimmt behaupten lassen, daß die getroffene und die verschonte Person sich durchaus in derselben Lage befunden; die eine kann einer unter dem Fußboden oder in der Wand versteckten Metallmasse oder einer unterirdischen Wasserader näher gestanden haben als die andere u. dergl.

Auf diesem Wege ist wohl nicht auszumachen, ob hinsichtlich der größern oder geringern Anziehung des Blitzes eine spezifische Verschiedenheit zwischen den Menschen besteht. Dieß läßt sich nur auf dem Wege indirekter Versuche, d. h. mit künstlicher Elektricität, ermitteln, und aus diesen geht allerdings hervor, daß bei einem Gewitter unter völlig gleichen Umständen der eine Mensch vermöge seiner Constitution in größerer Gefahr schweben muß als ein anderer. Wir deuten hier diese Versuche mit wenigen Worten an.

Die Materie, welche in Funken aus dem Conduktor einer geladenen Elektrisirmaschine fährt, ist derselbe Stoff, den auch die Wetterwolke enthält und entläßt. Wie der Blitz, so läuft auch die Elektricität, fast ohne eine Schwächung zu erleiden, auf große Strecken durch Metall, Wasser u. s. w. Sie geht auch ziemlich frei durch eine lange Reihe Menschen, die sich bei den Händen fassen. Es gibt indessen Personen, welche hiebei den elektrischen Strom unterbrechen und keine Erschütterung fühlen, selbst wenn sie das zweite Glied in der Kette sind. Diese Menschen leiten ausnahmsweise das elektrische Fluidum nicht, gehören also ausnahmsweise zu den Körpern, welche der Blitz nicht oder doch selten trifft. Eine so auffallende Abweichung muß aber nothwendig Grade, Abstufungen haben, und je dem Grade der Leitungsfähigkeit des Menschen entspricht in gewissem Maße seine Gefahr

Digitized by Google

während eines Gewitters. Einer, der so stark leitet wie Metall, wird auch so leicht getroffen werden wie Metall; ein anderer, der den elektrischen Strom unterbricht, wird nicht viel mehr zu fürchten haben, als wenn er aus Glas oder Harz wäre. Zwischen diese Extreme nun fallen Individuen, deren Körper wie Holz, wie Stein u. s. w. leiten. Beim Blitzschlage kommt somit nicht Alles auf die Stellung des Menschen an, auch seine physische Constitution spielt dabei eine gewisse Rolle.

Es gilt für gefährlich, während eines Gewitters zu laufen oder schnell zu reiten; auch soll man nicht gegen den Wind und den Zug der Wolken gehen. Diese zwei Verhaltungsregeln laufen darauf hinaus: man soll sich keinem Luftzuge aussetzen. Sollte nun ein Luftstrom wirklich den Blitz anziehen? Man wußte keine entscheidende Antwort auf diese Frage und berief sich daher auf den allgemeinen Brauch, bei einem Gewitter die Fenster zu schließen, als auf ein wirkliches Erfahrungsresultat. Man meinte, die verschiedensten, entlegensten Völker wurden sich nicht sämmtlich einschließen, so lange es blitzt und donnert, wenn gar nichts dabei herauskäme. Mit derartigen Schlüssen könnte man aber jedes Vorurtheil und jeden Aberglauben rechtfertigen. Während eines Gewitters regnet und windet es stark, und dies reicht hin, um das Verschließen von Fenstern und Thüren auf's Natürlichste zu erklären. In manchen Ländern hängt indessen diese Sitte doch mit abergläubischen Vorstellungen zusammen: so verspoft man in Eßland jede Ritze im Hause, damit der böse Geist, den Gott beim Gewitter verfolgt, nicht hereinfahre. Die Juden aber thun, gleichfalls aus religiösen Gründen, gerade das Gegentheil: in manchen Ländern wenigstens sperren sie, sobald es donnert, Fenster und Thüren auf, damit der Meissias, der in einem Gewitter kommen soll, frei in das Haus eingehen könne, das er auserwählt.

Betrachten wir die Sache aber auch wissenschaftlich. Die Atmosphäre leistet dem Durchgang des Blitzes durch dieselbe einen gewissen Widerstand. Wahrscheinlich nimmt dieser Widerstand ab, wenn Temperatur und Feuchtigkeit zunehmen und der barometrische Druck schwächer wird. Was also die Dichtigkeit der Luft an einem gegebenen Ort vermindert, wird zugleich, bedeutend oder nicht, ein Moment, den Blitz dahin zu locken. Nun läßt ein Mensch, der bei stillem Wetter sich schnell bewegt, einen Raum hinter sich, in welchem, mathematisch gesprochen, die Luft verdünnt ist. Unter gleichen Umständen wird daher der Blitzstrahl am ehesten in diesen Raum fallen. Folgender, vom Admiral Roussin mitgetheilte Fall möchte diese Schlüsse einigermaßen unterstützen.

Die Fregatte Juno wurde auf der Ueberfahrt nach Indien nicht weit von den Canarien am 18ten April 1830 von einem heftigen Sturm überfallen, während dessen es, trotz des Blitzableiters, an Bord einschlug. Daß dem wirklich so war, ist wohl nicht zweifelhaft; denn sogleich nach dem Schlag bemerkte man im ganzen Fahrzeug einen starken Schwefelgeruch; überdem sahen die eben auf dem Hinterdeck Befindlichen eine Flamme von der Leitungsstelle des Blitzableiters abfahren. Diese Flamme zeigte sich in der Mitte zwischen dem großen Maskkorb und der Schanze, und fuhr am Backbord in's Wasser, während das Ende der Wetterableiterkette gerade gegenüber, am Steuerbord in's Wasser tauchte. Auch wurde ein Matrose vom Schlag so betäubt, daß man ihn für todt hielt. Man überzeugte sich nachher, daß die Kette, die aus, nach Art der Taue zusammengedrehten Kupferdrähten bestand und einen Cyl nder von etwa einem halben Zoll Durchmesser bildete, nirgends zerrissen war. Nur die Spitze der auf dem großen Mest befestigten Stange, mit der die Kette zusammenhing, war verlegt. — Es leidet also keinen Zweifel, daß hier der Blitz sich seitlich vom Ableiter entladen; wie ist dies nun aber zu erklären? Der erste Gedanke ist, die Kette möchte viel zu schwach gewesen seyn; man könnte ferner vermuthen, das Ende der Kette werde im Augenblick des Schlags nicht in's Wasser getaucht haben. Dieses Ende ist gewöhnlich an ein Stück Kupfer befestigt und dieses an die zwei, drei ersten Plankengänge unter der Wasserlinie angenagelt, und zwar am Steuerbord. Der Steuerbord war eben unter dem Wind, und im Bericht wird der Wind als sehr heftig angegeben. Allein nach war also das Schiff an der Seite, wo das Ende der Kette befestigt ist, stark gehoben; leider weiß man nicht, wie stark, und dadurch verliert die eben geäußerte Vermuthung viel an Gewicht. — Am Bord der Juno aber war Jedermann überzeugt, der Blitz sey in Folge des eben wehenden heftigen Windes von der Kette abgesprungen. Wir sind weit entfernt, dieser Ansicht geradezu beizutreten; andernseits aber verdient sie doch einige Aufmerksamkeit. An der Leitungskette, wie am Takelwerk, dem Mast u. s. w. mußte abwärts vom Winde, nach einem bekannten physikalischen Gesetze, eine Art von leerem Raum sich bilden, d. h. eine kleine Region, wo der Luftdruck bedeutend geringer war. Dieser raschen Aufhebung des Gleichgewichts allen Einfluß geradezu abzusprechen, wäre nun nicht wissenschaftlich, besonders da so manche Erscheinungen der künstlichen Elektricität dafür zu sprechen scheinen.

Dies sind die Momente, auf welche man sich berufen kann, wenn man den Rath ertheilt, bei einem Gewitter sich nicht schnell zu bewegen. Nun fragt man sich aber billig, ob das, was man hinsichtlich der Gefahr, vom Blitz getroffen zu werden, durch das Stehenbleiben oder langsam Gehen gewinnt, vollkommen für die Unannehmlichkeit entschädigt, von einem Platzregen durchgeweicht zu werden.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Breslau, Oktober.

(Beschluß.)

Literatur. Industrie.

Eines unserer literarischen Hauptorgane, die „Breslauer Zeitung," von vornehmlich politischem Charakter, ist in andere Hände übergegangen. Sie wurde im Jahr 1821, neben der längst bestehenden privilegirten „schlesischen Zeitung," von dem bekannten Lustspieldichter und Privatgelehrten Karl Schall gegründet, der, eine merkwürdige Volksfigur im edlern Sinne, sie mehr durch seine eigenthümlichen imponirenden Verhältnisse zur blühenden Gesellschaft, als durch Geschick und Ueberwiegenden Geistesreichthum zu heben wußte. Er hatte zwar das Verdienst, in ihr mehr Mannichfaltigkeit in die gewöhnliche Zeitungslektüre zu bringen; sonst aber war das Blatt eine ziemlich platte Compilation fremder Journale, oft fast nur ein reiner Abdruck der Berliner Zeitungen, und sank zu gänzlicher Flachheit herab, als es in die Hände eines trägen und talentlosen Polyphistors überging, während Schall sich mehrere Jahre in Berlin aufhielt. Nach dessen Tode im Jahr 1833 ging die Zeitung als Eigenthum an den Baron Eugen v. Baerst über, der sich durch seine Reise zu Don Carlos bekannt gemacht hat, die, wie man sich zuflüsterte, einen halboffiziellen Charakter hatte. Die Behörde machte ihm mit der Concession im Jahr 1833 ein köstliches Geschenk, denn die „Breslauer Zeitung" bringt durch ihre ansehnliche Abonnentenzahl, wie durch ihre Intelligenzblätter bei gehöriger ökonomischer Verwaltung wohl jährlich 4 — 5000 Thaler reiner Revenuen. Es kam aber auch ein neues Leben in dies für unsere Provinz bedeutsame Organ, indem v. Baerst bei seinen zahlreichen Bekanntschaften in allen Richtungen der Windrose durch angekündigte vielseitige Korrespondenzverbindungen der Zeitung einen gewissen Originalcharakter verlieh. Ganz kürzlich indeß verkaufte er das Institut, mit Genehmigung der Behörde, an die Buchhandlung Graß, Barth u. Comp. für 20,000 Thlr. und eine jährliche Leibrente von 2000 Thlrn. Man sieht daraus, daß bei der periodischen Literatur mitunter noch recht passable Geschäfte gemacht werden können. — An literarisch bekannten Personen besuchten uns diesen Sommer Raupach und Herloßsohn. Der Erstere ging nach Warmbrunn in's Bad; er scheint sich in seinen schlesischen gutsherrlichen Verhältnissen nicht sonderlich zu befinden. Der Letztere durchreiste Schlesien, da er dessen Beschreibung für das bei Georg Wigand in Leipzig erscheinende „materische Deutschland" statt Raupachs übernommen. — Der Dompredniger Frege aus Berlin benutzte Anfangs August sehr fleißig die hiesige Universitätsbibliothek, um seinen bereits gesammelten Stoff zu einer brandenburgischen Kirchengeschichte zu vervollständigen. Er hatte nicht so bedeutende Materialien erwartet. Wie er hier für deutsche, namentlich brandenburgische und pommersche Geschichte fand. Zum Wichtigsten gehören zwei alte Drucke, welche die brandenburgischen Synodalstatuten von Bischof Dietrich v. d. Schulenburg († 1595) bis zu Bischof Joachim v. Brodow († 1507) enthalten und zu den größten Seltenheiten gehören. Beide Bücher sind fast ganz unbekannt, und von allen bisherigen brandenburgischen Geschichtsschreibern auch gänzlich unbeachtet geblieben. Sie bieten so viel Stoff dar, daß Frege nunmehr entschlossen ist, darauf mit Benutzung noch anderer Quellen eine eigene Schrift: „Kirchlicher Zustand der Mark Brandenburg im 14ten und 15ten Jahrhundert," auszuarbeiten. Wir wünschen, daß die Herren v. Raumer, Fidicin und v. Ledebur Behufs ihrer speciellen historischen Forschungen unserer Oderschätzen und Steinwerdorfschen Bibliothek, die an Büchern und Handschriften im Fache der preußischen Geschichte so reich ist, auch einmal einen Besuch abstatten mögen. — Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat unterm 8ten August dem berühmten Professor der Sanskritliteratur zu Oxford und Bibliothekar der ostindischen Compagnie in London, Horace Hayman Wilson (in Ineris sanscritis non habitanti, sed regnanti, do iisque immortalitate merito), die Doktorwürde honoris causa ertheilt. — Die Universitätsbibliothek erfreute sich kürzlich der Zusendung einer werthvollen Sammlung orientalischer Werke durch die ostindische Compagnie in London. Wahrscheinlich veranlaßte sie diese Begünstigung jenem berühmten Gelehrten, welcher der Vorsteher der ostindischen Compagnie vorsteht und den orientalischen Studien überall förderlich ist. — Es hat sich ein Verein schlesischer Aerzte für specifische Heilkunst gebildet, und am 10ten August zu Coeben Dr. Hahnemanns in Breslau versammelt, mit der Ansicht: die Wahrheit der homöopathischen Heilart durch einleuchtende Thatsachen fort dauernd zu bestätigen; nach allen Kräften durch wissenschaftliche Hülfsmittel sie zu vervollkommnen; durch diese Mittel die Ausbreitung derselben zu befördern, und endlich Alles anzuwenden, um sowohl unter sich, als mit den allopathischen Aerzten das bestmögliche freundschaftliche Verhältniß zu unterhalten, und die unangenehme Scheidewand eifrigst zu entfernen, welche zum Nachtheil der Wissenschaft zwischen den beiden Parteien unklugerweise aufgerichtet worden. Hiezu soll eine fortdauernde schriftliche Mittheilung unter einander, Berathung in schwierigen Fällen, Umlauf von einschlagenden Zeitschriften und vorzüglichen Büchern, so wie eine jährliche zweimalige Zusammenkunft und die Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel: „Schlesische Jahrbücher der specifischen Heilkunst" dienen. Vorstand des Vereins ist Dr. Gobel, Regierungsdirektor a. D., derselbe, der im Jahr 1833 während der diesigen Versammlung der deutschen Naturforscher zum ersten Male in Breslau das Wort so kräftig für die Homöopathie erhob. — Die belletristische Literatur endlich betreffend scheint eine rechte Taschendiebsmanie über die schlesischen Verleger gekommen zu seyn, obgleich die Büchergeist der Herbstgaben mit Goldschnitt wohl längst vorüber ist. Außer den Taschenmüschen „Helena" und „Silesia" in Bunzlau und Brieg erscheinen für 1839 so eben: „Schneegiebichen." mit Beiträgen von Julius Krebs, Robert Bärtner, Ladislaus Tarnowski und R. B. Küner. Statt der üblichen Stahlstiche zieren nur zwölf beschriebene, aber ausgezeichnete Lithographien das Büchlein.

Der betriebsame Baumwollenfabrikant F. A. Mbckel in Hirschberg, der bereits im Jahr 1829 für seine Erfindung des Webestuhls mit Doppelriemen von dem Berliner Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen eine schwere silberne Medaille erhielt, hat im Gebiete der bunten Damastweberei, nach vielen fruchtlosen Versuchen, endlich einen Mechanismus erfunden, mittelst dessen er bei der Jacquardschen Maschine die daran befindlichen neun Tritte — die bekanntlich wie das Orgelpedal behandelt werden — bis auf nur einen reducirte. Statt der frühern Pappmuster legt er eiserne Formen an, welche mit der dazu gehörigen Maschinerie das Dessin auf der Waare erzeugen. Diese Erfindung hat außer dem Vortheile bedeutend minderer Kosten noch den, daß sie dem Weber bei geringerer Anstrengung die Arbeit schneller fördert, und die feinsten Muster, ja selbst die nur möglichen kleinsten Sonderstarten mit Sauberkeit ausführbar macht. — Der merkwürdige Norweger und Schnellläufer Mensen Ernst ist jetzt hier und hält Rennen und Wettrennen, die indeß nicht mehr den frühern Enthusiasmus erregen. Von hier will er einen raschen Spaziergang nach China machen. Z.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 29. Oktober 1838.

Lieder sind wir, unser Vater
Schickt uns in die offne Welt,
Auf dem irdischen Theater
Hat er uns zur Schau gestellt.

Uhland.

Lieder von Ludwig Seeger.

Wunsch.

Alle Tage, alle Tage
Komm ich zu dem Erdbeerschlage,
Und so viel ich schon genossen,
Immer neue seh ich sprossen;
Sind die rothen abgepflückt,
Kommen grüne nachgerückt.

Lieder nur und wieder Lieder
Schuttelt mir der Frühling nieder;
Was ich singe, was ich bringe,
Weiß ich, sind geringe Dinge.
Wollte Gott, es schmeckte dir,
Leser, wie die Beeren mir!

Neue Stärke.

Der Lufthauch zieht, die Welt ist wach,
Die Stürme balgen sich draußen,
Und durch's Kamin in's stille Gemach
Vernehm' ich ihr Jagen und Sausen.

Die Sonne wirft einen Blick herein
Und wunscht mir guten Morgen,
Und warm und zitternd durch Mark und Bein,
Tief hat er in mir sich geborgen.

Und wie er hin und wieder fuhr,
Beleuchtend jede Stelle,
Da sprang aus innerster Natur
Mir auf eine sprudelnde Quelle.

Recht aufgerüttelt und gespannt,
So fühl' ich jede Sehne;
Da hab' ich freudig mich ermannt,
Und gejauchzt wie ein Alpensenne.

Zu bedenken.

Sie schelten uns die armen Liederdichter,
Und mahnen uns daran, daß all' die hohen,
Gewaltigen Heroen sind entflohen:
Wohl flackern da und dort nur echte Lichter.
Doch nur Geduld, es lenzt ja allenthalben,
Und bricht hervor in schwellend reichen Keimen;
Die Andern freun sich dessen im Geheimen,
Wir aber sind die lauten Frühlingsschwalben.

Digitized by Google

Nachts in der Gartenlaube.

Himmel, segne diese Stille,
Die um Thal und Hügel fließt,
Ruhe du auch, stolzer Wille,
Der in's Ungemessne schießt.
Gerne wär' ich all den bleichen
Mondscheinweisen gleich gesinnt;
Mit dem Bächlein möcht' ich schleichen,
Das vorbei am Garten rinnt.

Möchte mich am Wege ducken
Schüchtern, wie das Veilchen thut,
Das sich nicht, wie all die schmucken
Schwestern spiegelt in der Flut.
Möchte mit dem Vogel rasten,
Der in's grüne Hag sich stiehlt,
Und hervor nach der erlaßten
Herrlichkeit verschlafen schielt.

Landleben.

Ich hab' ein lustig Haus erkoren,
Vom Hügel schaut es weit hinaus,
Mir ist, als wär' ich drin geboren,
Als wär' es meiner Mutter Haus.
Bis an mein Fenster rankt die Traube,
Melodisch rauscht des Springquells Fall,
Und Abends in der Gartenlaube
Besingt mein Glück die Nachtigall.

So nah die Stadt, vom Wall umzingelt,
Sammt ihrem öden Zeitvertreib —
Die schöne, stolze — sie umringelt
Der Strom mit seinem Schlangenleib;
Und doch so fern der Schwarm der Leute,
Der nur den eitlen Träumer höhnt;
Ich höre nichts als das Geläute,
Das meinen Abend noch verschönt.

O diese Ruh im Abendschatten,
Im Garten, unter'm Laubengang,
Weit in die Runde grüne Matten,
Feldheimchen, Drosseln, Heerdenklang;
Verlorne Laute von Gesprächen,
Durch die der Mädchen Kichern klingt,
Ein rüstig Volk mit Sens' und Rechen,
Das auf dem Heimweg lacht und singt.

Und wenn die Berge sich vergolden,
O Zauber, ewig neu ersehnt,
Der, wie das Lächeln einer Holden
Ein liebend Herz erwärmt und dehnt.

O diese köstlichen Minuten!
Ein Feenpallast die Alpenwelt,
Und Luft und Wolken, vom Verbluten
Der Sonne triefend, duftgeschwelt.

Und wenn mit immer stillern Wonnen
Des Abends Feier sich vertauscht,
Und aus der Nacht geheimen Bronnen
Ein seltsam Geisterleben rauscht,
Dann, ob die Augen zu, ob offen,
Die wundervollsten Träume nahn,
Und aller Sehnsucht, allem Hoffen
Ist Thür und Riegel aufgethan.

O Morgenluft, voll himmelblauen
Gedanken, nach so holdem Ruhn,
Du schüttest mir in's Herz Vertrauen
Und Freudigkeit zu wackrem Thun.
Ich schlürfe dich in vollen Zügen,
Und Klarheit wird es mehr und mehr,
So geht das innigste Genügen
Den ganzen Tag mit mir umher.

Reise in die östliche Champagne.

(Fortsetzung.)

Allerdings befindet sich mitten in der Häuserreihe ein gewölbter Bogen, durch den man geht, um zur Kirche zu gelangen, und unter diesem Bogen sind einige Zierrathen eingehauen, aber im Geschmacke des sechzehnten Jahrhunderts; auch ging ehemals eine Wendeltreppe nach oben. Statt dieser hat man eine bequemere Treppe angebracht, die nach einem Saale hinaufführt, wo der Friedensrichter sein Gericht hält. Es kann seyn, daß dieser Bogen zum ehemaligen Pallaste gehörte; vielleicht trug er einen Thurm und war ein Thor, wodurch man in die Pfalz kam. Seine ehemalige Gestalt und Bedeutung läßt sich aber nicht mehr erkennen. Sonderbar genug heißt dieser Bogen der Dom, ein Name, der in den Provinzen Frankreichs gar nicht üblich ist und in Paris nur für Kirchen gebraucht wird, deren Decke die Gestalt einer Kuppel hat, als Dome des Invalides, de l'Ascension, du Pantheon. Diese Benennung muß wohl aus der Zeit herrühren, da hier noch der Reichshof war.

So wenig nun von der Pfalz übrig ist, so merkwürdig ist die Kirche, zu welcher man durch jenen Bogen gelangt; sie berührt fast mit ihrem Chore den Hintertheil der Häuserreihe, von den andern Seiten steht sie frei

Digitized by Google

und ist vom Kirchhofe umgeben, welcher dem Dorfe als Gottesacker dient. Offentar war dies die Hofkapelle und unter ihren Gewölben sind große Versammlungen gehalten worden. Kaiser und Könige, ein glänzender Hof, die Bischöfe und Aebte des Reichs waren hier mehrmals zu wichtigen Berathschlagungen versammelt. Karl der Große, seine Vorgänger und Nachfolger haben hier glänzende Kirchenfeste gefeiert. Aber freilich ist dies nicht mehr die Kapelle, welche zur Zeit des abendländischen Kaisers dastand.

Ein Thurm, welcher sich über der Mitte der Kirche erhebt und oben gerundete Fenster hat, ist offenbar älter als das Chor und das Schiff; unter dem Thurme ist die Kirche auch am engsten. Wahrscheinlich also wollte man diesen Theil der ältern Kirche oder Kapelle beibehalten, als man sie etwa im dreizehnten Jahrhundert in größerem Maßstabe wieder aufbaute. Die Hauptfaçade wurde im vorigen Jahrhundert so baufällig gefunden, daß man für nöthig hielt, sie niederzureißen. Bei dieser Gelegenheit wurde die Kirche verkürzt, um einen Weg vor derselben zu gewinnen, und es wurde eine neue Façade erbaut, die zu dem gothischen Gebäude gar nicht paßt und überhaupt nichts Kirchliches hat. Ein Pfarrer hat über die Thüre mit goldenen Buchstaben schreiben lassen, Ludwig der Fromme habe an dieser Stelle öffentlich Buße gethan. Der jetzige Pfarrer Hulot ist ein Neffe des vorigen, von welchem, wie gesagt, die Beschreibung Attignys herrührt. Er war so gefällig, uns die Merkwürdigkeiten seiner Kirche zu zeigen. Zuerst machte er uns auf einige groteske Figuren aufmerksam, welche auf der einen Seite oben an den Dachrinnen angebracht sind. Dann traten wir in's Innere, welches seit zehn Jahrhunderten Heilige und nicht Heilige, Fürsten und Volk, Bischöfe und Laien betreten haben. Dem kleinen Chore zur Seite befinden sich zwei Altäre, jeder mit einem historischen mittelmäßigen Gemälde. Auf dem Altar zur Rechten ist Wittekinds Taufe, auf dem zur Linken das Concilium vom Jahr 765 abgebildet; diesem Concilium wohnte der Metzer Bischof Chrodegang, dem der Altar geweiht ist, bei. In einer Seitenkapelle zur Linken, welche einem Bretagner Heiligen, Namens St. Mevenus, woraus das Volk St. Méen oder Main gemacht hat, geweiht ist, verrichteten mehrere Bäuerinnen ihre Andacht, da dieser Heilige ich weiß nicht welche Krankheiten heilen soll. Eine grob ausgehauene Bildsäule des Heiligen stand am Eingang. In einem Fenster über der Sakristei ist eine Lilie zwischen zwei Adlern künstlich in Stein angebracht, so wie am Gewölbe einige gekrönte Häupter. Auch außen ist ein Adler in Stein gehauen zu sehen.

Dem Pfarrer waren kürzlich einige hundert Franken von der Regierung bewilligt worden, um die nöthigsten Reparaturen an dieser Kirche vornehmen zu lassen, welche in der That als die einzige, noch vorhandene Hofkapelle der Merovingischen und Karolingischen Frankenkönige sorgfältig erhalten zu werden verdient. Von dem Lustgarten, dem Weiher, der Burg und anderm zur Pfalz Gehörigen läßt sich nichts mehr erkennen. Das nicht weit von Attigny gelegene Dorf St. Vaubourg, welches seinen Namen von der Patronin der Kirche, von der heil. Walpurgis, bekommen hat, deren aus Deutschland gekommene Reliquien hier aufbewahrt wurden, gehörte sonst zu der königlichen Residenz. Es entspringt neben der Dorfkirche eine Quelle, welche sonst ihr Wasser an den königlichen Weiher abgegeben haben soll. In den letzten Jahrhunderten war Attigny ein Besitzthum der Reimser Erzbischöfe, die es aber verschmähten, hier zu wohnen, und die alte Pfalz ganz verschwinden ließen. Wenn sie doch nur zur gute Wege dahin gesorgt hätten! Da sie aber nicht hinkamen, so war es ihnen gleichgültig, ob Andere hinkommen konnten. Jetzt erst sollen gute Landstraßen angelegt werden.

Diesen schlechten Wegen ist es zuzuschreiben, daß im Jahr 1792 das preußische Heer, obschon es zu Grandpré bereits über die Aisne gegangen war und Dumouriez gezwungen hatte, sein Lager neben Grandpré aufzuheben, den Plan aufgeben mußte, weiter in die Champagne einzudringen. Zwar hat man in der letzten Zeit Muthmaßungen über heimliche Intriguen zwischen Dumouriez und dem preußischen Lager in einigen geschichtlichen Werken aufgestellt, und es ist in der That möglich, daß dergleichen stattgefunden haben; allein noch sicherer ist es, daß damals die Wege in diesem Theile der Ardennen im Herbste für ein fremdes Heer sehr beschwerlich zu passiren waren. Von Vouziers nach Grandpré ist jetzt der Weg ziemlich gut. Letzterer Ort ist ein recht ansehnliches Dorf, mit einem Schlosse auf einer Anhöhe, oder eigentlich mit Ruinen eines Schlosses, denn es ist vor einigen Jahren abgebrannt und der Besitzer, Graf v. Semonville, Großreferendär der Pairskammer, hat seitdem das Gut verkauft, das nun wahrscheinlich, wie so manche ehemals ansehnliche Güter, unter mehrere Privatleute getheilt werden wird. Vormals gehörte das Schloß der berühmten Familie Joyeuse; ein Grabmal dieser Familie mit schwarzen Marmorsäulen befindet sich in der Dorfkirche; die Statuen, welche dasselbe zierten, sind aber nicht mehr vorhanden. Diese Kirche hat auch einige in Holz geschnitzte Basreliefs aus der ehemaligen Abtei Belleval bekommen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Leben.

Von W.

Lebensbuch.

Es ist Keiner so rein und unbefleckt, daß nicht in seiner Kleinenweltsgeschichte, in seiner Lebenschronik einige blutrothe, grelle Stricke in die Augen fielen, womit der hinkende Magister Satan unsere Lebensböcke zu unterstreichen geschäftig ist. Und wenn uns zuweilen auf der übervollen Feder ein Dintenklieks in's Lebensbuch fällt, will man ihn rein wegschaben, so wird ein Loch, ist man ihn aus, immer bleibt eine fahle Stelle zurück. Zwar gibt es auch schlaue Leute, die gleich alten Handschreibern aus einem fehlgeschriebenen Worte oder Dintenflecke irgend eine bequeme Figur, ein Häuschen, ein Bäumchen, ein Blatt, eine Hand, einen Würfel und somit recht eigentlich aus einem Kliekse eine Hieroglyphe machen. Indeß, wie dem auch sey, am reinsten und niedlichsten nimmt sich immer derjenige Theil unsers Lebensbuchs aus, der aus dem Druck und der Presse des Amtes und Berufes hervorgegangen ist.

Erfahrung.

Nicht selten geht es uns im Umgang mit Menschen, wie Leuten, die, durch Pferdekäufe gewitzigt, bei jedem nachzukaufenden Pferde vor allen Dingen die Fehler des frühern zu vermeiden suchen und am Ende wenig mehr zum Besten haben, als mit vielen Untugenden und Unarten des Pferdegeschlechts vertraut geworden zu seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

Der russische Kaiser. Kunstausstellung.

Das erste Drittel des verwichenen Septembers war für unsere gute Stadt eine Zeit freudiger Aufregung. Der Besuch des Kaisers Nikolaus von Rußland, seiner Gemahlin und des Großfürsten Thronfolger wird auf lange Zeit ein Gegenstand lebendigen Andenkens bleiben. Keine glänzenden Feste, keine Prunkaufzüge bezeichneten die Anwesenheit der Kaiserfamilie; dies alles unterblieb auf ihren Wunsch. Ihr diesiger Aufenthalt, dem jede politische Rücksicht fern lag, sollte ausschließlich stillen, geräuschlosen Freuden und wohlthätiger Erholung im traulichen Familienleben mit dem großherzoglichen Hause gewidmet bleiben. Alle Hofetikette, jeder lästige Zwang war deßhalb während dieses Zeitraums verbannt. Wenn vorzugsweise der Kaiser Aller Blicke fesselte, so mag dies, selbst abgesehen von dem unmittelbaren Verwandschaftsverhältniß zum diesigen Hofe, der Umstand erklären, daß der Monarch durch seine Humanität sich die Zuneigung der ganzen diesigen Einwohnerschaft schnell und nachhaltig zu erwerben wußte. Das zu seiner Aufnahme bestimmte reizende Lustschloß Belvedere unweit der Residenz sah vorher noch nie eine so große Menschenzahl die Umgebungen durchwogen. Einigemal soll der Kaiser sich der Menge beigesellt haben und unerkannt unter derselben umhergewandelt seyn. Der Jagd und dem Besuche mehrerer Sehenswürdigkeiten der Stadt, wie des Goethe'schen und des Schillerschen Hauses, der Bibliothek, der Kunstsammlung, des Lesemuseums, blieb ein Theil seiner Muße gewidmet. Als ihm in letzterem Institute bei Vorlegung des Fremdenbuchs ein besonders Blatt darin zum Einschreiben seines Namens bezeichnet ward, schrieb er, das Blatt wieder umwendend, seinen Namen unter die Uebrigen. Solche und ähnliche Züge waren wohl geeignet, ihm die Herzen zu gewinnen. Auch im Theater zeigten sich die hohen Gäste, wo sie mit Begeisterung begrüßt wurden. Uebrigens hat man die Kaiserfamilie, wie es bei solchen Gelegenheiten selten ausbleibt, auch hier angefungen, jedoch in ziemlich mäßigten Versen. — Unsere diesjährige Kunstausstellung gehört, der Zahl nach, zu den verhältnißmäßig minder bedeutenden; namentlich vermißten wir manchen auszeichnenden Meister, der die früheren mit seinen Beiträgen geschmückt hatte; dennoch enthielt sie des Werthvollen nicht wenig. Schorns belebender, wohlthätiger Einfluß auf das Institut bewährt sich fortdauernd in erfreulicher Weise. Im Felde der Historienmalerei sind hervorzuheben: ein Bild von Alexander Simon, der Sängerkrieg auf der Wartburg, ein kräftiges, charaktervolles Werk, mit dramatischer Scenerie, den Moment darstellend, wo Heinrich von Osterdingen, für den Besiegten erklärt und von seinen Mitbewerbern verfolgt, den Schutz der Landgräfin Sophie aufsteht; ferner die heilige Elisabeth, von Luise Seidler; sodann vier, im Wielandszimmer des hiesigen Residenzschlosses bereits aufs Gelungenste ausgeführte, geistreich komponirte Oelskizzen von dem trefflichen Landschaftsmaler Preller, Scenen aus Wielands Oberon darausschaulichend; eine Anzahl Karions zu Schillers Werken (Huldigung der Künste, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans), von der kunstreichen Hand des Malers Neher aus München, für das dem Andenken des Dichters gewidmete Zimmer; endlich fünf Skizzen, Scenen aus dem Leben Herzogs Bernhard des Großen, von Martersteig aus Weimar, jetzt in Düsseldorf; neben ihrem eigenthümlichen Werthe sämmtlich von vaterländischer Bedeutung und deßhalb doppeltem Interesse. Das Fach der Genremalerei fand sich nur sparsam bedacht. Martersteigs Schuster, in seiner Werkstatt einem Vogel vorpfeifend, erregte durch die Heiterkeit, Gemüthlichkeit und echte Naivetät, die das äußerst hübsche, lebensfrische, harmlose Bild athmet, mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit. Ein kleines Gemälde von Gerhard v. Reutern in Düsseldorf, eine alte Frau mit einem Rosenkranz in der Hand, ist den Zierden der Ausstellung beizuzählen, und noch besonders dadurch merkwürdig, daß es mit der linken Hand ausgeführt ist, da der Künstler, ein russischer Offizier, den rechten Arm verloren hat. Außerdem war die Ausstellung durch eine Reihe werthvoller Aquarellen, meist Genreoelbchen, von der kunstreichen Hand dieses Laien bereichert. Die Landschaftsmalerei bot, außer einer Ansicht aber Wasserleitungen in der römischen Campagna, einer fleißigen, naturgetreuen Composition von Nerly in Rom, wenig von Belang. Mehrere Goldmannsche einheimische Künstler konnten, der Seltenheit und Neuheit der Erscheinung halber, welche das seit langer Zeit vernachlässigte Studium eines Kunstzweigs wieder zur Anschauung brachte, wenigstens als gelungene Versuche nicht unbemerkt bleiben. Unter den mancherlei Porträts, die niemals fehlen, gehört den beiden, durch sprechende Aehnlichkeit, wie durch Zartheit und Farbenschmelz hervorragenden, lebensgroßen Bildnissen der Prinzessinnen Karl und Wilhelm von Preußen, Töchter unsers Fürstenhauses, von Begas in Berlin, anerkennende Erwähnung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 30. Oktober 1838.

Sieht wohl die Dohle höher als die Lerche,
Weil sie mit bübscherem Gefieder prangt?
Und ist die Otter besser als der Aal,
Weil ihre bunte Haut das Aug' ergötzt?

Shakespeare.
Der Keiferin Zähmung.

Moden.

Die pensée immuable, welche gegenwärtig, nach Bezwingung der Faktionen und Dämpfung der Emeuten, Frankreich klug und vorsichtig in's Gleichgewicht mit dem übrigen Europa zu rucken strebt, scheint selbst auf die Moden ihren Einfluß zu äußern. Alles beschränkt sich auch hier auf ein sachtes, geräuschloses Anziehen und Abweisen, und es gibt fast keine „Ereignisse" mehr. Selbst bedeutende Aergernisse sind in der Mode so wenig als in der Politik im Stande, den ewigen Frieden definitiv zu stören, und die Unterdrückung des engen Ermels gelang durch ähnliche kriegerisch-friedliche Mittel, wie die Entfernung Louis Bonapartes. Keine elegante Frau in Europa, die das Budjet ihres Putzes mit andern Gewalten zu verabscheiden hat, braucht im Augenblick zu fürchten, daß ihre Toilette durch irgend eine Emeute unter Hüten, Hauben oder Ermeln hinsichtlich der Form völlig hors de combat gesetzt werden möchte. Der Haupttyrann für die meisten, für den Mittelstand ist freilich der Stoff in seinen Wechseln. Um diesen auch nur einigermaßen zu folgen, kann der Takt und Geschmack des Geschlechts der Unterstützung durch materielle Mittel nicht entbehren, und der Luxus ist in dieser Beziehung merklich im Steigen. In diesem Augenblick herrschen, dem Charakter der Jahreszeit entsprechend, neben der Wollmousseline halbschwere glacirte, schillernde Seidenstoffe mit den mannichfaltigsten Dessins.

Die Form — und damit verstehen wir nicht etwa bloß den Schnitt, sondern auch Anordnung und Haltung — ist der Geist, die Poesie, das Verbindende, Gleichmachende, Demokratische; der Zeug ist das Reale, die Prosa, das Trennende und Abschließende, das Aristokratische. Die sogenannte französische weibliche Tracht greift mit den allgemeinen Ideen des Jahrhunderts in immer mehr Ländern und Ständen um sich, und die alten Volkstrachten verschwinden in dem Maße, in welchem überhaupt in den erst noch so stattlichen Ruinen des gesellschaftlichen Gebäudes des Mittelalters ein Gewölbe um's andere einstürzt. Die französische Tracht ist die Deklaration der Menschenrechte in Beziehung auf die äußere Erscheinung der Weiber: sie sind formell alle gleich vor dem Gesetze der Mode, aber materiell unterliegen sie der allgemeinen bürgerlichen Ungleichheit. Der Mann thut recht, scheut Niemand, zahlt seine Steuern und ist für seine Handlungen nur vor seinem Gewissen und vor dem Gesetz verantwortlich, wie jeder; das Weib trägt Hut, Kleid, Mantille, ungefähr wie jede. Aber dort wird das Steuerregister zur Skale des spezifischen bürgerlichen Gewichts, und hier begründet das Ensemble des Putzes in seiner Qualität einen analogen Unterschied; aber freilich nur

Digitized by Google

das Enſemble; denn greift man ein einzelnes Stück heraus, betrachtet man z. B. eine Reihe von Mantillen, von der herrlich ſchimmernden atlasnen mit dem koſtbaren Spitzenbeſatz bis zu der trubieligen, die, aus einem alten ſchwarzen Kleide geſchneidert, in verdächtigen Nuancen ſpielt, ſo könnte man ſich ſehr täuſchen, wenn man die ſogenannte Reiſefähigkeit der ſchönen Beſitzerinnen darnach bemeſſen wollte.

Wer in allen Beziehungen den Schwankungen des Modekurſes folgen kann und will, wer ſich geradezu aneignet, was die Laune oder der Eigennutz eines Pariſer Händlers oder Fabrikanten zum Tagesgeſchmack ſtempelt — für ſolche Perſonen fordert jede auftauchende Caprice in der Form einen neuen Stoff. Façon und Zeug bedingen hier einander durch all die Claſſen hindurch, in welche die faſhionable Toilette zerfällt. Haube, Hut, Kleid, Halstuch, Schuh, Handſchuh und Fächer zum Negligé, zum halben und ganzen Anzug, zur Promenade zu Fuß und im Wagen, folgen in jenen beiden Beziehungen ihren eigenen Geſetzen, welche der Idee nach ſehr feſt ſind, während das Material beſtändig wechſelt. Aber eine ſolche Kleiderconſtitution mit ſinnreich abgewogenen Gewalten, dieſe ganze bunte und ſcheinbar willkührliche, aber am Ende doch organiſch in einandergreifende Hierarchie künſtlicher Bedürfniſſe iſt ein ſehr theures Regiment. Nicht immer wird es, wo es ſtandesmäßig beſteht, auch zierlich und ſicher gehandhabt; nicht ſelten wird es da, wo man es vorausſetzt, nur gehuldigt, noch öfter da affektirt, wo es gar nicht hingehört. Aber man darf nicht weit in den Ständen heraſteigen, um zu bemerken, wie man jener eleganten Wiſſenſchaftlichkeit immer mehr und immer ehrlicher entſagt und ſich der Routine in die Arme wirft. Das gegenſeitige Fordern von Stoff und Form kann immer weniger beachtet werden und wird im ſelben Maaß auch weniger erkannt; das ſorgfältige, kokette Auseinanderhalten der Anzüge nach Tagesſeiten und geſelligen Zuſtänden erſcheint bald dem beſten Willen als etwas Unerreichbares oder mit der Lebensweiſe Unverträgliches. Wie ſich die Reihe der lebendigen Weſen abwärts immer mehr vereinfacht, wie ein Organ um's andere abgeworfen wird, ſo wird auch die laufende Mode auf einen immer kürzeren Ausdruck gebracht. So iſt es dem wahren Weſen, dem Inventar nach; damit iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß das Individuum für einzelne Fälle, namentlich für das öffentliche Auftreten, ſeine Kräfte concentrirt und ſich in eine höhere Ordnung verlarvt, als die, der es nach dem Geſammtſtand ſeiner Toilette angehört. Ja dies iſt der gewöhnliche Fall, und dies macht den Anblick der geputzten Weiberwelt ſo bunt und mannichfaltig und für den Liebhaber ſolcher Beobachtungen ſo unterhaltend.

Es iſt ein angenehmes Schauſpiel, wie die ſchönere Hälfte des Menſchengeſchlechts, ſo weit ſie den Geboten der Mode gehorcht, vom Trieb zu gefallen in eine ſo compakte Maſſe vereinigt iſt und doch mit ſo verſchiedenen äußern und innern Mitteln demſelben Ziele zuſtrebt. Dies iſt es auch, was den, der die bezeichnenden Volks- und Standestrachten einer frühern Zeit vermißt, reichlich entſchädigt, wenn er zu beobachten verſteht. Auch hier zeigt ſich wieder, was wir in einem frühern Artikel bei der männlichen Tracht auszuführen verſucht haben, daß das Charakteriſtiſche keineswegs aus der Welt zu verſchwinden droht, wie man ſo oft hören muß, daß dieſe Klagen nur unſere Zeit recht eigentlich charakteriſtiſch ſind. Die Politur, der alle Verhältniſſe unterliegen, läßt am Ende immer noch mehr Unebenheiten zurück als zuvor, nur werden ſie immer weniger augenfällig und handgreiflich; es ſind keine Berge und Thäler mehr, wohl aber Ritzen und Striche, die dem geübten Blicke ſo viel ſagen als das plumpſte Relief. Und bei der weiblichen Modetracht iſt dieſes Relief wahrhaftig noch ſtark genug, und die paar Ellen Zeug, die paar Blumen und Schleifen, die um eine weibliche Geſtalt geworfen ſind, in Verbindung mit Haltung und Manier der Perſon, bezeichnen meiſt auf's Schärfſte nicht nur den Stand, nicht nur die wirklichen und vorgeſchützten Geldmittel, ſondern auch den individuellen Charakter, beſonders hinſichtlich des Talents zur Repräſentation. Das ganze Weſen des weiblichen Putzes bringt es mit ſich, daß er, wenigſtens bei nicht ganz oberflächlicher Betrachtung, über die Stellung des Individuums in der Geſellſchaft an ſich weit mehr ausſagt als der männliche; anderſeits aber herrſcht unter den Weibern weit mehr als unter den Männern ein Element der Gleichheit in Beziehung auf den Zweck und Erfolg jedes ſorgfältigeren Anzugs. Jedermann weiß, wie zauberhaft der ärmlichſte Putz durch natürlichen Takt und Geſchmack gehoben wird, während der ſtolzeſte Pomp dieſer Poeſie nimmer entbehren kann. Das Weib fühlt ſo gut, als es der Mann weiß, daß auch in der Toilette der Geiſt über die Materie ſiegt; daß nur durch natürliche Grazie, nur durch das unmittelbare Gefühl für das Anſtändige und Paſſende dem bunten, vielfachen Subſtrat von Wolle und Seide die Kraft eingehaucht wird, zu gefallen oder gar zu bezaubern. Aber die Eitelkeit macht, daß Jede dieſe Eigenſchaften bei ſich geradezu vorausſetzt, und daher rückſichtslos auf den Wettlauf des Luxus und der Raffinerie ſich einläßt, während in der Wirklichkeit die Natur ihre Gaben ſo ungleich vertheilt hat, als das Glück.

(Die Fortſetzung folgt.)

Reiſe in die öſtliche Champagne.

(Beſchluß.)

Man ſprach viel von einem Schatze römiſcher Münzen, die man neulich in einem Topfe in der Erde, eine

Digitized by Google

Viertelmeile von Grandpré, gefunden hatte. Wir sahen einige hundert Stück derselben bei einem Bewohner des Dorfes, welcher sie angekauft hatte, in der Hoffnung, sie mit Vortheil wieder zu veräußern; so klug sind die Leute hier schon geworden. Die Münzen waren von ungefähr vierzig Kaisern, so daß es schien, als habe der ehemalige Besitzer ein Münzcabinet zum wissenschaftlichen Gebrauche gehabt. Auch waren sie schön erhalten, aber nur wenige schienen mir echt; sie bestanden nämlich alle, oder fast alle aus einer Zinncomposition und schienen nicht geprägt, sondern gegossen zu seyn, wahrscheinlich nach echten Münzen. Uebrigens sammeln manche gebildete Personen in dieser Gegend Münzen, und es würde ein Leichtes seyn, in einer Stadt eine Suite derselben zum öffentlichen Gebrauche anzulegen.

Eben so leicht wäre es, ein kleines Naturaliencabinet zu bilden, besonders für Fossilien, welche in dieser Gegend so häufig sind, daß man die Wege mit Steinen ausbessert, die großentheils aus Muscheln bestehen. Es lassen sich sehr hübsche Stücke sammeln. Merkwürdig ist auch die Art, wie hier das Eisen aus dem Boden gewonnen wird. Es bedarf keiner bergmännischen Arbeit, keiner Stollen und unterirdischen Werke; die Natur hat den Bewohnern alle diese Mühe erspart. Das Eisen findet sich in Körnern im Sande an der Oberfläche des Bodens. Man nimmt diesen Sand und spült ihn aus, wie in Brasilien beim Goldwaschen. Solcher Wäschen erblickt man daher auch viele im Felde, wo sich nur ein kleiner Bach oder ein Quelle findet. Ich besah zu Chéry eine Eisengießerei. Man sah hier große Sandhaufen, wie sie sich in der Gegend vorfinden, sodann die Spülbecken, ferner Haufen von Eisenkörnern, wie sie durch das Spülen gewonnen sind. Diese werden dann ohne allen Verlust geschmolzen, und geben ein sehr gutes geschmeidiges Eisen. Es sollen sich beinahe hundert Gießereien nur im Arrondissement Vouziers, wozu Chéry gehört, befinden. Chéry hatte sonst eine Bernhardiner Abtei, aber eine sehr kleine. Das Abteigebäude, oder was davon noch übrig ist, wird jetzt von dem Eigenthümer der Gießerei bewohnt, dessen Familie bedeutende Ländereien hier besitzt.

Man befindet sich hier weit von dem Getümmel von Paris; aber man trifft überall reiche Gutsbesitzer, Luxus und feingekleidete Leute. Man bleibt mit den großen Städten in beständiger Verbindung. Reims ist für diese Gegend, was Paris für seine Umgebung auf zwanzig Meilen ist, der Ort, wo man sich mit allem versieht, was man in den kleinen Städten nicht findet, obschon diese wo nicht ein vollständiges Assortiment von Waaren, doch etwas von allen Gattungen aufzuweisen haben.

Ich war erstaunt, in dem Städtchen Vouziers, das nur 2100 Seelen enthält, sechs Buchhandlungen, freilich keine bedeutenden, eine Druckerei und zwei Zeitungen zu finden, die freilich nur Intelligenzwochenblätter waren; eines derselben erschien auf rosenfarbigem Papiere und war lithographirt, oder, wie es hieß, autographirt; die Abonnenten bekommen so nicht allein die Gedanken, sondern auch die Schrift des Redakteurs, und man muß gestehen, daß er — recht gut schreibt. Dergleichen Blätter haben natürlich keine andern Abnehmer, als die Bewohner des Ortes und der Umgegend. Begüterte Einwohner sind sämmtlich auf Pariser Zeitungen abonnirt, die auch im Lesekabinette zu haben sind, und die Beamten halten außerdem die Zeitung von Mezières, welche die amtlichen Bekanntmachungen der Präfektur enthält. Sonderbar ist es, zu sehen, wie die meisten Beamten, besonders die höhern, der Gegend fremd bleiben und unter sich eine Gesellschaft bilden, beinahe wie die preußischen Beamten in Westphalen. Sie suchen stets bessere Stellen, und können daher nur als Zugvögel angesehen werden. Die Maires oder Bürgermeister sind natürlich ansäßig, so wie ihre Adjunkten und die Mitglieder des Gemeinderaths. Da diese keine Besoldung erhalten und bloß etwas Ehre und Ansehen von all ihrer Bemühung haben, so bleiben sie ziemlich unabhängig, lassen sich vom Präfekten und Unterpräfekten nicht gern befehlen, und setzen zuweilen allen Verordnungen und Weisungen die vis inertiae entgegen; geht man ihnen aber zu heftig zu Leibe, so bitten sie um ihre Entlassung, und dann ist die Regierung verlegen, wie sie dieselben ersetzen soll. Zuweilen ist der Widerstand der Municipalbehörden unvernünftig; zuweilen ruhrt er aber auch von dem allzu vielen Befehlen und Fordern der Regierungsbeamten her. — Während des letzten Faschings hatte der Pfarrer des Hauptortes der Gegend gegen die Ballsucht der Damen gepredigt. Die Damen, hatte er gesagt, klagen, daß sie zu schwach seyen, um sich den Fasten zu unterwerfen; aber die ganze Nacht auf einem Balle zuzubringen und in der Morgenluft wieder nach Hause zu gehen, dunkt ihnen nicht zu schwer für ihre Schwachheit. Diese Predigt war, wie ich hörte, vom Oberbeamten sehr mißbilligt worden. „Soiréen und Bälle,“ hatte er bemerkt, „sind Mittel, die Familien der Beamten den Bewohnern näher zu bringen und sie mit einander in gutem Einverständnisse zu erhalten. Die Pfarrer haben daher Unrecht, wenn sie den Damen diese Zusammenkunfte verleiden.“ Solche tiefsinnende politische Gründe wollen aber der Geistlichkeit selten einleuchten.

Die Oppositionsblätter, welche unter der Restauration und auch noch kurz nach der Julirevolution in mehreren kleinen Städten erschienen, haben größtentheils aufgehört. Erstlich ist nicht so viel Grund zum Klagen mehr als sonst; denn die Hauptsachen hat ja die Opposition durch jene Revolution erlangt; und zweitens können die Herausgeber solcher Blätter keinen Drucker

Digitized by Google

finden, da die Buchdruckereien in den kleinen Städten die amtlichen Drucksachen besorgen und, um diese nicht einzubüßen, die Oppositionsschriften abweisen. Solche Blätter können sich daher nur noch in größern Städten halten, wo sie auch mehr Stoff finden. — Eine Nationalgarde findet man überall, und wenn die Bürger in den kleinen Orten auch eben keinen Wachdienst thun, so sind sie doch bewaffnet und montirt, werden von Zeit zu Zeit zusammenberufen, und nöthigenfalls kann in Zeit von vierzehn Tagen ganz Frankreich unter den Waffen stehen, wenn es auf die Vertheidigung des Landes ankommt. — Wichtig für jedes Departement ist das Conseil général, eine Art von Provinzialständen oder eigentlich Provinzialversammlung; denn von einer Bevorrechtung irgend eines Standes weiß man in Frankreich nichts mehr. In dem Annuaire du Départiement des Ardennes für 1838 sah ich die vielen Gegenstände aufgezählt, womit sich das Generalconseil während der vierzehntägigen Session des vorigen Jahres beschäftigt, die Summen, die es für gemeinnützige Unternehmungen bewilligt, die Vorschläge, die es genehmigt, die Wünsche, die es geäußert hat. Diese Generalconseils sind eine vortreffliche Einrichtung, besonders mit der Publizität der Ergebnisse ihrer Berathungen. Alle Mängel der Verwaltung, alle Bedürfnisse der Völkerschaften, alle Wünsche des Landes müssen hier nach und nach zur Sprache kommen, und der Regierung müssen sie nothwendig manche Aufklärung geben, die sie von ihren Beamten wohl niemals erhalten hätte und die ihr in den Oppositionsblättern verdächtig vorgekommen wäre. Da die Mitglieder aus allen Gegenden eines Departements von den Bewohnern gewählt werden, so haben diese im Generalconseil ihre natürlichen Wortführer und Repräsentanten.

Daß auch in den entfernten Departements die literarischen Unternehmungen nicht unbedeutend sind, sah ich aus den ersten schön lithographirten Blättern eines großen Atlas des Ardennendepartements, welchen ein gewisser Vendol zu Mezières herausgibt. Jedes Blatt enthält nur einen Kanton; somit wird dieser Departementsatlas ungefähr dreißig Blätter stark werden. Wollte man nach diesem Maßstabe einen Atlas Frankreichs herausgeben, so würden über fünfzehnhundert Blätter erforderlich seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, October.

(Beschluß.)

Kunstausstellung. Stadtordnung. Theater.

Die Skulptur war etwas reichlicher bedacht wie früher, wenn auch nicht von den ersten Meistern, doch von tüchtigen Talenten. Die große Marmorbüste des Lukas Kranach von einem Schüler David's, Adolph Straube von hier, jetzt in Paris, die erste Arbeit des jungen Künstlers in dieser Art, ist nach dem Urtheile bewährter Künstlichter ein in allen Theilen eben so fleißig, als sinnig, geistreich und naturwahr aufgefaßtes Werk. Der gewandten Hand der jungen Angelika Facius aus Weimar, eines der bedeutendsten Talente im Fache der Gravirkunst, verdankt die Ausstellung manche Bereicherung; so namentlich zwei Bildnisse Schillers, in Muschseln geschnitten, zwei Reliefs mit fliegenden Siegesgöttinnen in halber Lebensgröße, mehrere Medaillons und Büsten. Nicht minder Treffliches hatte der Bildhauer Wolfrect in Dessau beigesteuert. Unter den äußerst zahlreichen Spenden dieses achtbaren Künstlers errang eine kleine Statue: Thorwaldsen im Arbeitskleide, an den Modellirstuhl sinnend gelehnt, den Preis. Sämmtliche Arbeiten Wolfrects verrathen ein tiefes, gründliches Studium der Natur, Selbstständigkeit und leichte, glückliche Auffassungsgabe. Nicht unwürdig an diese Künstlerleistungen reihen sich die aus Lindenholz geschnitzten Reliefs von Hosse in Eisenach, Gerüthe, Thiere, menschliche Figuren, Pflanzen. Früchte ꝛc., hauptsächlich zu Modellen für Schmiedarbeiter bestimmt, mit einer Sauberkeit und Eleganz in der Ausführung, die fast nichts zu wünschen übrig läßt. Eine Anzahl trefflicher farbiger Lithographien aus der literarisch-artistischen Anstalt zu München (ausstehen aus Tyrol), mehrere Kupferstiche, worunter Kaulbach's großartige Hannenschlacht, von Thäter gestochen, Overbeck's Moses von Gruner in Rom, Lessings Hussitenpredigt von Hoffmann, und endlich Glasmalereien aus der Anstalt von Wedemeyer in Göttingen, gewannen um so lebhaftere Anerkennung, je eigenthümlichere, neuere und kunstreichere Erscheinungen an sich und je erfreulichere Beweise rastlosen Fortschreitens in der Technik sie darboten.

Die der hiesigen Stadt vor Kurzem ertheilte neue Stadtordnung, ein für das Gemeinwesen höchst wichtiges Ereigniß, nimmt die allgemeinste Aufmerksamkeit ungewöhnlich in Anspruch, da sie wesentliche Veränderungen und Umgestaltungen des innern Organismus der städtischen Wirksamkeit, so wie der städtischen Verhältnisse überhaupt, im Gefolge hat. Die Einnahme der Oberbürgermeisters durch die Staatsgewalt, die gleichmäßige Besteuerung der Staatsdiener zu den städtischen Leistungen, und so manche andere an sich gewiß zweckmäßige neue Einrichtung, über welche sich indessen wohl erst an der Hand der Erfahrung ein gründliches Urtheil fällen lassen wird, beweisen den regen Antheil, den das Gouvernement an den wichtigsten Interessen der Hauptstadt nimmt. — Wenn von Verbesserungen die Rede ist, darf das Theater nicht unerwähnt bleiben, da auch dieses Institut am Vorabend wesentlicher Umgestaltungen zu stehen scheint. Bereits hat man mit Einschränkungen begonnen, deren Zweckmäßigkeit sich nicht verkennen läßt; bei diesem negativen Verfahren wird und kann aber nicht stehen geblieben werden, denn die Anstalt bedarf neuer, rüstiger Kräfte, da sie in manchen Rollenfächern fast verwaist dasteht. Die Gewinnung tüchtiger Künstler, die über dem Niveau der Mittelmäßigkeit sich halten, die sorgfältige, umsichtige Auswahl der Stücke sind die der Lösung harrenden Aufgaben. In letzterer Beziehung dürften dann Werke, wie ein neuerlich vorgeführtes so genanntes Drama von Friedrich Feucer: „Ueberraschungen," dem Publikum nicht ferner geboten werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 31. Oktober 1838.

Was sie verlegen, ihnen nachzuforschen,
Sey unser Lust. Was armer, will'ger Eifer
Zu leisten nicht vermag, schätzt edle Nächsicht
Nach dem Vermögen nur, nicht nach dem Werth.
Shakespeare.

Die Kunst im Gebirge.

Oberaudorf, im Oktober.

Ich erinnere mich nicht, von den hiesigen Leistungen in Kunst und Poesie, so bedeutend sie sind, weder in Ihren noch in andern Blättern je etwas gelesen zu haben. Verzeihlich wäre es sogar, wenn manche Ihrer Leser um die Stelle auf der Landkarte verlegen wären, wo sie den Ort, von dem ich schreibe, suchen sollen, und indem ich es unternehme, die gedachte Lücke in der Culturgeschichte unserer Zeit auszufüllen, will ich vor allen Dingen sagen, daß ich von einem Grenzdorfe im bayerischen Gebirg nahe bei Kufstein spreche, das mitten in einem weiten, von Hügeln und Felshöhen unterbrochenen Thale, umgeben von hohen Gebirgen, mit vortrefflichen Fernsichten, reichen und mannichfaltigen Vorgründen, eine höchst malerische Lage hat. Auf einer Wanderung durch's Gebirge kam ich am gestrigen Sonntage hier an, und bleibe gern heute und vielleicht länger.

Im ganzen Gebirg, so weit ich gekommen, habe ich ein frohbewegtes und eigenthümliches Leben gefunden. Jagd und Scheibenschießen, Gesang, nämlich geselligen, weltlichen, wenig Trinklust, aber desto mehr Liebesdienst; hier von alle dem nichts, kaum Kegelschieben: wohl aber Dichtkunst, Malerkunst, Theater und — in besonderer Ausbildung — Kirchengesang und Musik. Letztere war das erste, was ich am frühen Morgen aus meinem Stübchen im Wirthshaus vernahm. Es war ein eigenes Gemisch von modernen und alten Weisen, geistlichen und profanen Sätzen, die Instrumente gingen bei untergeordneter Orgelbegleitung gut zusammen, und ein, wenn auch nicht gut, doch eingeübter Chor, aus dem einige klare weibliche Stimmen vorklangen, wurde von ihnen getragen. Der Gesammteindruck war durchaus erfreulich und in Verbindung mit der Stille des Dorfs und dem Sonnenduft der hohen Berge über demselben sogar ergreifend. Ich war auf das ausführende Personal begierig, sah aber nur Bauern mit ihren Angehörigen aus der Kirche treten: Bauern sind die Musiker und Sänger und bilden mit Knaben und Mädchen den Sängerchor.

Auf dem Kirchhof, auf den ich gegangen, die Leute näher zu sehen, fiel mir sogleich eine zweite Merkwürdigkeit auf. Sie kennen die Verzierungslust der Bauern, die sich an Schränken und Kästen wie an Grädern und überall offenbart; in robester Form, mit steifem Reifrock, hoher Krone und langem Scepter geschmückt, sitzt etwa Madonna und das gleich geputzte Kind auf einer Wolke; höchstens sind Vorbilder aus dem vorigen Jahrhundert mit widerwärtiger oder am Ende mit komischer Einfalt wiedergegeben; die Zahl der historischen Gegenstände ist äußerst beschränkt. Auch hier ist der Kirchhof voll gemalter

Digitized by Google

Denkmäler; allein wie mußte ich erstaunen, mitten unter den charakterlosen Kistlerarbeiten einzelne Bilder zu sehen, deren Gestalten wie von einer Vision hergerührten schienen, die, wie klar und bestimmt sie auch gewesen seyn mochte, der Seher die Kraft nicht gehabt hatte, festzuhalten: z. B. Maria als Fürbitterin vor Christus, welcher die Arme liebend ausbreitet, einen von der Erde Geschiedenen zu empfangen, der, von einem Heiligen geleitet, vor ihm kniet; alle Gestalten wirklich motivirt, die Anordnung der Aeußerlichkeiten ganz verwandt den ältern Italienern, allein die Arbeit selbst roh, kenntnißlos, ohne Anschauung der Formen. Die Grabdenkmale bestehen hier nicht bloß aus einem mit einem Herzblatt versehenen Kreuz, sondern der Hügel ist mit einem Kasten eingefaßt, dessen Außenwände mit Bildern und Versen geschmückt sind. Unter den erstern kehrt nun eine Vorstellung häufig wieder, die ich sonst nirgend gesehen; von einem Schutzengel begleitet, fährt der Verstorbene in einem Kahn über das Meer (des Todes?) und landet an der Küste (des Paradieses), wo ihn Christus empfängt. Außerdem finden sich noch die unmittelbar auf Erlösung von Tod und Gebrechen bezüglichen Wunder des Heilands, wie die Erweckung Lazari, die Heilung des Gichtbrüchigen ꝛc. ganz wie auf altchristlichen Sarkophagen und zum Theil mit ganz guten Gestalten untermischt, zum Theil sogar aus einem Guß ganz lebendig componirt. Ich fragte einige der Vorangehenden nach dem Maler und erfuhr, daß er aus dem Dorfe und noch nicht sehr alt sey. Ich ging hierauf in die ganz mit Bild- und Schnitzwerken erfüllte Kirche; aber hier wurde der Ernst, mit dem ich den räthselhaften Erscheinungen einer, wie es schien, inspirirten Kunst nachgegangen, beinahe lächerlich gemacht. Hoch oben am Gewölb, neben den Evangelisten Matthäus, Marcus und Lucas saß — die Donau von Kaulbach, * durch die Umwandlung der Wasserurne in's Evangelium und durch Abflachung der Formen zum Johannes gemacht. Zum Stück fiel mir Manches aus alter Zeit ein, der Endymion von heidnischen Sarkophagen als Jonas auf christlichen, Jupiter als Innocentia an der Kanzel von Pisa u. dergl. mehr, und ich blieb ernsthaft. Aber ich hatte nun auch den Schlüssel und erkannte auf einmal auf dem Kirchhof meine Leute, nämlich Overbeck, Veit, Eberhard, deren lithographirte Compositionen, in Verbindung vielleicht mit einigen handschriftlichen von ihren Schülern, die Grundlage bildeten; ja an einer der Stationen vor dem Dorfe fand ich nachher sogar eine ganze Stelle aus Gassers Belagerung von Sobeberg ** und sah Herzog Ferdinand von Bayern, als Hauptmann der römischen Wache, Christum auf Golgatha führen. Neben dieser allerdings sehr zweifelhaften Verbindung mit der neuen Kunst zeigt sich indeß hier noch eine ernsthaftere, und mit Verwunderung mache ich darauf aufmerksam. In derselben Kirche, wo die Donau als Johannes dient, ist eine neue Kanzel errichtet worden; die Vorderseite ziert ein bemaltes Relief in Holz, dessen Vorbild die Predigt des Johannes von Overbeck ist. Es ist dies die Arbeit eines Tyroler Bildschnitzers, und mit so viel Geschick, Verstand und Gefühl gemacht, daß es selbst vom künstlerischen Standpunkt aus mit der größten Theilnahme betrachtet werden muß. Sogar die Wahl der Farben, wie die Weise der Färbung zeigt ein entschiedenes Künstlertalent. Wem aber das Verdienst gebührt, diesen Gegenstand für die angeführte Stelle gewählt zu haben, konnte ich nicht ermitteln.

Beim Gang durch's Dorf ward ich fast vor jedem Haus und dessen bemalten Außenseite festgehalten, weniger durch die Malereien, in denen ich den Meister der Donau nicht mehr fand, als durch die vielen angeschriebenen Verse, theils komischen, theils ernsten Inhalts. So ist über des Metzgers Thür der Meister selbst abgebildet, im Begriff, einen Ochsen zu schlagen; dabei steht der Vers: Ich schlachte Ochsen, Kuh' und Kälber, Was ihr nicht kauft, das eß' ich selber. — Bei einem Krämer: Wir bauen Häuser stark und fest, und wohnen darin als fremde Gäst'. Im Himmel, wo wir sollen ewig seyn, da bauen wir uns wenig darein. — „Wer macht euch die Verse?“ fragte ich einen Bauer. „Die an den Häusern,“ sagte er, „macht der kleine Reimer; aber für den Kirchhof, an die Gräber, was die bessern sind, die macht der große.“ — „Sind es Bauern?“ fragte ich. „Freilich,“ war die Antwort. — Da haben Sie Literaturgeschichte der Naturpoesie, wenigstens Beiträge dazu und Andeutungen.

Es konnte mir im Dorf ein Anschlagzettel nicht entgehen, darauf ein großes Schauspiel angekündigt war, Trebellio. Wer sind die Acteurs? Wo wird gespielt? Was ist das für ein Stück? — Die Acteurs sind hiesige Bauern, das Schauspielhaus haben sie sich gebaut und benutzen es Sommer und Winter, die Stücke lassen sie sich eigens zurichten, und alle Zeit und alles Geld, was man in andern Dörfern im Wirthshaus vertbut, tragen sie in's Theater. Vom Feide heimgekehrt, lernen sie ihre Rollen, und da sie, wie die Directoren der italienischen Oper, dasselbe Stück einen Monat lang fortgeben, so sind die ersten Aufführungen ihre Proben. Das Stück, das jetzt an der Reihe ist, spielt in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, und die Intriguen der Heiden gegen dasselbe bilden die Verwicklungen des Stücks. Religiöse Momente enthält es viele, und wo möglich dürfen diese niemals fehlen, wie denn auch nur Sonn- und Festtags gespielt wird. Das Glaubensbekenntniß, die Anrufung Christi, Gebet ꝛc. kommt wiederholt vor und macht

* In den Arkaden des Hofgartens zu München.

** Gleichfalls in den Arkaden des Hofgartens.

Digitized by Google

freilich im Munde dieser Leute und an dieser Stelle, trotz der fast unwiderstehlichen Macht des Komischen, die in so mancherlei, durch Kostüm, Sprache, Bewegung bewirkten Gegensätzen liegt, eine ganz andere und bessere Wirkung als Aehnliches auf unsern Bühnen, wie etwa die Gebete und Chorälе in den „Puritanern," die keinen andern Weg als den von der Lippenspitze bis zum Trommelfell im Ohr zurückzulegen haben. Vor Allen freilich ist, selbst im traurigsten Trauerspiel, eine lustige Person nöthig, und sie lassen sich's vorkommenden Falls schweres Geld kosten, in ein Stück, das sonst gefällt, eine solche Person, wenn sie fehlen sollte, einzuschieben. Dann muß es auch in jedem Stück Prügel geben, ohne die die ganze Geschichte reizlos für sie wäre, wie für so viele Geschichtschreiber die der Welt ohne Schlachten. Nur eine Scene: Der regierende Fürst ist zum Heidenthum zurückgekehrt und verlangt den gleichen Schritt von seinen Brüdern; er ordnet ein Opfer dem Jupiter an; auf dem Altar sitzt die in einen Mantel gehüllte Statue des Gottes; der Diener des christlichen Bruderpaars kommt herein, nimmt die Bildsäule herunter, ihren Mantel um und ihre Stelle auf dem Altar ein. Der Heidenpriester kommt mit Rauchwerk, das Opfer zu verrichten, und zum Schluß will er den Gott umarmen. Dieser gibt ihm eine Ohrfeige, springt auf und jagt den erschrockenen Diener des Götzen zum Tempel hinaus. — Und dieses Theater ist nicht das einzige der Umgegend; schon das nächste, nur eine gute halbe Stunde entfernte Dorf Kiefer hat ebenfalls sein Theater, auf welchem, wie mich einige Kieferen versicherten, viel besser gespielt würde. — Was möchte wohl ein Seher der Zukunft in diesen Erscheinungen erkennen?

Moden.

(Fortsetzung.)

Just dieser ewige, Alles durchdringende Conflikt zwischen der Naturanlage und den äußern Mitteln macht die Betrachtung der weiblichen Tracht und ihrer Wechsel zu einem Studium, das auch noch andere Leute anziehen kann, als Putzhändler, Schneider und die Weiber selbst. Den Mann in der Gesellschaft interessirt dabei keineswegs das Material an sich, sondern der Geist, in dem es verarbeitet und zur Schau getragen wird. Wenn man, wie wir in diesen Blättern schon öfter gethan, auf vergangene Zustände zurückreift, ist man allerdings auf die Betrachtung des Stoffes verwiesen, und muß aus der Beschaffenheit desselben, aus der todten Garderobe Schlüsse ziehen auf den Geist der Tracht, der uns unmittelbar nicht mehr zur Anschauung kommt. Aber in der lebendigen Gegenwart beschäftigt uns all der bunte Kram von Zeugen, Federn und Blumen, der vor unsern Augen entsteht und wiederum vergeht, nur als Substrat für den Humor des Costums, nur sofern er auf Köpfen und Schultern in Scene gesetzt ist und daselbst bedeutsame Pantomimen aufführt. Eine ganze Reihe personificirter Tugenden und Schwächen macht hier ihre Evolutionen: naive Grazie und berechnete Koketterie, edle Einfalt und hochmüthige Einfachheit, Abundantia, welche ihr prachtvolles Rad schlägt, und Penia, welche die Federn, die jener entfallen, zu einem Afterstaate aufputzt. Es ist unterhaltend, wie die Aussprüche der Mode, welche, so einfach sie scheinen, nicht selten sehr sibyllinischer Natur sind, so sehr verschieden aufgefaßt, interpretirt und in Ausführung gebracht werden, und es ist erstaunlich, wie oft der Buchstaben der Mode tödtet, während ihr Geist nicht ganz so oft lebendig macht. Hier erfreut es, wie eine aufgedrungene Form nach dem körperlichen Bedürfnisse und dem geistigen Ausdruck der Person gewandt modificirt und geistreich angepaßt ist; dort belustigt ein wunderliches Stoffsurrogat im orthodoxesten Schnitt, das sich keck zur Höhe der Tagesseinheit hinaufflugt. Hier erscheint ein Bouquet, eine Schlacke, ein Juwel als ein liebliches Epigramm, dort als ein zweideutiges, das heißt unzweideutiges Aushängeschild. Nicht selten bricht der natürliche Liebreiz siegreich durch eine Hülle, welche lächerlich in jedem andern Falle, hier als das rührendste Mißverständniß der Schneiderordnung des Tages erscheint; ein andermal erregt ein Anzug im correktesten Styl nur die Vorstellung, daß dieser Putz im Schranke sehr artig seyn muß, und dem wahren Freund des schönen Geschlechts thut es immer wohl, wenn der alleinzige Hut besser getragen wird, als der, welcher am selben Tage Vorgängern und Nachfolgern Platz macht. Immer ist es aber die Harmonie oder Disharmonie zwischen dem natürlichen oder anerlernten Geschick, der individuellen Eitelkeit, den Standesansprüchen und Erfordernissen und den äußern Mitteln, wirklichen oder creditirten, was bald den befriedigenden Eindruck macht, wie ein gelungenes Kunstwerk, bald ergötzt, wie ein glücklicher Naturalismus, ein andermal den Spott, das Mitleid oder gar den Unwillen herausfordert.

Bekanntlich bietet ein hohes Gebirg in den warmen Landstrichen gleichsam ein u Auszug aus der ganzen Flora der Erde dar: am Fuße wuchert auf dem heißen Boden die saftigste, üppigste Vegetation in tausend Formen; aber je weiter aufwärts an den Flanken des Gebirges, desto ärmer, ernster, einförmiger wird die Pflanzenwelt, und hoch oben am ewigen Schnee ist die dürre Flechte am verwitterndsten Gestein der verklingende Abschiedsgruß der belebten Natur. Nach derselben Abstufung,

Digitized by Google

nur in umgekehrter Richtung, schrumpft, wie schon oben bemerkt, die Flora des weiblichen Putzes in den Ständen abwärts zusammen, aber nur an sich, keineswegs in der Erscheinung. Nur etwa für die beiden Endpunkte trifft das Gleichniß in jeder Hinsicht zu. Die Gefährtinnen der Herren dieser Welt sind die Lilien, die nicht säen und nicht ernten, und sich noch köstlich kleiden; sie bewohnen ein Feenreich, wo die freiwillig aufgeschossene Saat von Sammt und Seide prachtvoll wogt und schwankt, Spitzen und Gaze in Cascaden stürzen, Paradiesvögel durch die Wipfel schweifen und Juwelenkästchen wie reife Cocosnüsse von den Bäumen fallen. Und dort, wo das heitere Reich der Mode an die kalte, farb- und formlose Masse des Pöbels grenzt, mitt eine fahle Blume am Bastbut, wie die Zwergbirke an der Felsenflur, und der köstliche Pekin mit dem schimmernden Relief verhält sich zum Sonntagsleichen mit dem gedruckten muntern Muster, wie der Schmelz des saftigen Wiesenteppichs zu der Flechte, die die Steinwand wehmüthig bunt mait. Aber in allen, zwischen diesen Extremen liegenden Regionen herrscht der rastlose Trieb, sich zu einer reicheren Vegetation hinaufzuarbeiten, als die relative Höhe über dem Meer, das heißt die Tiefe unter der tonangebenden Salonswelt naturgemäß mit sich bringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Mitte Oktober.

Eisenbahn. Ernte.

An einigen Stellen unserer Eisenbahn sehen wir bereits Schienen gelegt; es scheint also endlich dennoch Ernst werden zu sollen. So lässig und träge ging es bisher mit den Vorarbeiten, daß Mancher noch an der ganzen Unternehmung zweifelte, als er sonst sein ganzes Aktienkapital eingezahlt hatte. Es läßt sich denken, daß dabei die Aktien im Course immer mehr sanken, und sie würden unter pari gekommen seyn, nachdem man sie vorher mit 20 pCt. Agio bezahlt hatte, wenn das Verwaltungscomité nicht endlich vernünftige Maßregeln ergriffen hätte, die darin bestanden, daß man viele Arbeiter verdrießschaffte, daß man theilweise Schienen legte, daß man die ersten Waggons kommen ließ, und endlich, daß man die Grundstücke zwischen Hochheim und Mainz, die zur Bahn nothwendig sind, acquirirte. Dies kostete indessen große Opfer; denn in dieser Gemarkung durchschneidet die Bahn Grundstücke, die den Besitzern höchst werthvoll sind, weil auf ihnen ein Wein wächst, den man in guten Jahren fast mit Gold aufwiegt. Hier wurden einige Strecken abtrig, für die die Besitzer per Morgen 18,000 fl. forderten und durch eine spezifizirte Rechnung darthaten. Daß hier an eine Prellerei nicht zu denken sey. Andere forderten Entschädigung für den Schaden, den ihre Weinberge, die an die Eisenbahn grenzen, durch den Dampf der Maschinen erleiden werden. Hier galt es, rasch zuzugreifen und sich bald zu verständigen; denn die stolzen Weingutsbesitzer im Nassauischen hätten sonst wohl täglich mehr gefordert, weil das Expropriationsgesetz hier allerdings nicht gut anwendbar war. Nun ist bis in die Nähe von Frankfurt fast aller zur Eisenbahn nöthige Grund und Boden acquirirt; allein dort soll es noch nicht gehen wollen. Die Leute geben dort ihre Felder als Bauplätze für Häuser aus, und verlangen dafür enorme Summen. Hier sehen wir nur reine Habsucht. Frankfurt, das so großen Nutzen von dieser Bahn zu erwarten hat, oder vielmehr den alleinigen Nutzen, da die Bahn für Mainz höchst wahrscheinlich nur Schaden bringen wird, Frankfurt, oder vielmehr die einzelnen Grundbesitzer sollten sich hier nicht so kleinlichegoistisch zeigen, und den Streifen Frankfurter Gebiet möglichst billig zur Verfügung des Verwaltungscomité stellen. Man glaubt nun allgemein, die Bahn werde zu Ende des Jahrs 1839 ihrer ganzen Länge nach befahrbar seyn. Ich aber glaube, daß man gut thun wird, noch ein Jahr zuzugeben; denn zwischen Mainz und Wiesbaden ist noch kein Anfang gemacht, und schon ist der Winter vor der Thüre. — In unserer Gegend, wo Felds und Weinbau so blühend und fast die einzigen Beschäftigungen und Nahrungsquellen der Landleute sind, verdient die Ernte vor Allem Beachtung. Was die Weinernte betrifft, so wird das Jahr 1838 ein schlechter Jahrgang in den Annalen der Weinbauer heißen. Zu wiederholten Malen wurde die Hoffnung getäuscht: im Frühjahre durch Nässe, im Sommer durch zu wenig anhaltende Wärme, im Herbst durch zu früh eintretende Kälte bei mangelndem Regen. Durchgängig trägt der Weinstock wenig Trauben, und von dem Wenigen ist ein Theil nicht reif geworden und wird unreif erfrieren. Das jenige jedoch, was reif geworden ist, soll viel Säfte und Kraft besitzen. Somit dürfte die Qualität zwar besser als im vergangenen Jahre, allein die Quantität geringer als seit vielen Jahren werden. Im Gefolge dieser Mißernte werden die vorhandenen Weinvorräthe nun bessere Preise finden, und somit werden die Weinbauer theilweise für ihren diesjährigen Verlust entschädigt werden. Ob aber, wie sich die Weinbesitzer schmeicheln, dieses Jahr der Rheinwein sicherlich 25 pCt. aufschlagen werde, bezweifle ich; denn noch sind die Vorräthe von frühern Jahrgängen zu groß, noch immer ist die Weinconsumtion, besonders der Rheinweine, eher im Abs, als im Zunehmen, und die Weinbesitzer werden wohl thun, sich mit einem geringen Aufschlag zu begnügen und nicht eine abermalige Mißernte abzuwarten. — Anders verhält es sich mit der Getreideernte. Während ganze Länder über das Mißrathen des Getreides klagen und sich nach Zufuhren aus andern Ländern umsehen, waren wir am Mittelrhein äußerst gesegnet, und die Scheunen und Speicher der Landleute sind gefüllt. Weil diese jedoch aus der Noth in anderen Ländern Nutzen ziehen wollen, zögern sie mit dem Dreschen und Verkaufen, und bei allem Ueberfluß sehen wir oft unsere Märkte leer, oder müssen Preise zahlen, als hätte es wenig gegeben. Der Bauer ist jetzt selbst Spekulant, und er wird von den Getreidehändlern auf Kosten der Consumenten unterstützt. Wirklich wird von unserm Getreide Vieles nach Holland und England ausgeführt, und es ist dabei nur das Gute, daß man an diesen ausländischen Märkten unser Getreide nur consumationsweise zuläßt, ohne feste Absatzsätze zu machen. Dadurch wird Mancher abgehalten, nach Holland und England Getreide auszuführen, und in Folge davon bleiben bei uns die Preise noch so ziemlich normal.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 40 u. Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zwei und dreißigster Jahrgang.

1838.

November.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentieren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund geleat und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das Morgenblatt kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das Morgenblatt eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das Literaturblatt stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Lesterkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Was sie Alles meinen, von Justinus Kerner. 268.
Johannes, von E. Schon. 275.
Aus Luthers Leben, von K. R. Hagenbach. 277.
Morgenländische Sprüche, von W. 282.

Räthsel.

Der Rathschuh. 264. — Der Brief. 270. — Der Fluß im Körper. 276. — Das Druckpapier. 282.

Erzählungen.

Patience, von A. v. Sternberg. 269—276.
Zwölf neue Städtlein, von W. v. Chézy. — Das Fest der Haifische. 278 — 281.
Indiskretion. 286. 287.

Länder- und Völkerkunde.

Reise- und Lebensbilder, von Franz Freiherr Gaudy. 262. 263. 264. 265. 266. 267. — 285. 284. 285.

Naturwissenschaftliches.

Wissenschaftliche Notizen. 280.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Moden. 262. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 269. 270. 271. — 277.
Aus dem Leben, von W. 266. — 287.
Der italienische Buchhandel. 272. 275.
Ferienwochen. 274 — 278.
Die Franzosinnen in der Conciergerie im Jahr 1793. 279—281.
Der Oktober in Genf. 284—281.
Marinen. 285 — 287.

Korrespondenz.

Dresden. 262. 263. — Berlin. 263. 264. 265. — Paris. 265. 266. 267. 268. 269. — 272. 273. 274. — 278. 279. — Baden-Baden. 267. — Florenz. 268. 269. — 285. 284. 286. 287. — Nürnberg. 270. 271. — Lausanne. 271. 272. 273. 274. 275. — Stuttgart. 276. 277. 278. 279. — Hamburg. 280. 281. 282. 287. 284. 285.

Kunst-Blatt.

Nro. 88.

Die Grabmäler der Herzoge von Pfalz-Simmern in der alten Kirche zu Simmern. — Archäologie. Il Museo Chiaramonti aggiunto al Pio Clementino con la dichiarazione di Antonio Nibby, Prof. di archeolog. nell' università romana etc. (Fortsetzung. — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 89.

Archäologie. Il Museo Chiaramonti aggiunto al Pio Clementino con la dichiarazione di Antonio Nibby, Prof. di archeolog. nell' università romana etc. (Fortsetzung.) — Die Grabmäler der Herzoge von Pfalz-Simmern in der alten Kirche zu Simmern. (Beschluß.) — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 90.

Archäologie. Il Museo Chiaramonti aggiunto al Pio Clementino con la dichiarazione di Antonio Nibby, Prof. di archeolog. nell' università romana etc. (Beschluß.) — Lithographische Werke. — Akademien und Vereine.

Nro. 91.

Lithographische Werke. (Beschluß.) — Neapel, 17. September 1834. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 92.

Kunstliteratur. Münchner Jahrbücher für bildende Kunst, herausgegeben von Dr. Rudolf Marggraf ꝛc. — Sculptur. — Plastik. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Numismatik. — Malerei.

Nro. 93.

Was ist Schönheit? — Das neue spanische Museum im Louvre. — Malerei. — Neue Stiche und Lithographien.

Nro. 94.

Das neue spanische Museum des Louvre. (Fortsetzung.) — Was ist Schönheit? (Fortsetzung.) — Neue Stiche und Lithographien. — Kupferwerke. — Literatur.

Digitized by Google

Nro. 95.

Was ist Schönheit? (Fortsetzung.) — Das neue spanische Museum des Louvre. (Beschluß.) — Alterthümer und Ausgrabungen.

Nro. 96.

Archäologie. Gallus oder römische Scenen aus der Zeit Augusts ꝛc. — Was ist Schönheit? (Fortsetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Artistischer Verkehr. — Technisches. — Preisbewerbung. — Persönliches.

Literatur-Blatt.

Nro. 114.

Lyrische Dichtkunst. 1) Geschichte von Daniel Hirtz, Druckereimeister zu Straßburg. Mit einem Vorwort von Eduard Reiß. Mit dem Bildniß des Verfassers (Schluß). — Naturwissenschaften. 1) Reden und Vorträge über Gegenstände aus dem Gebiete der Naturforschung. Von Karl Fr. Ph. v. Martius. — 2) Die Wasserwelt oder das Meer und die Schiffahrt im ganzen Umfange ꝛc. Von T. F. M. Richter. Mit Seekarten und Abbildungen. — Erwiederung.

Nro. 112.

Alterthumskunde. 1) Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten, von Dr. Eduard Müller. — 2) Homerische Vorschule. Eine Einleitung der Ilias und Odyssee. Von Wilhelm Müller. Zweite Auflage.

Nro. 113.

Prachtwerke. 1) Das malerische und romantische Deutschland, in zehn Sektionen mit 260 Stahlstichen. Erste bis vierte Sektion. — 2) Malerischer Atlas und beschreibende Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde, herausgegeben von Eduard Pötzig. — 3) Die Prachtbibel oder die ganze h. Schrift des alten und neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers mit einer Vorrede vom Prälaten Dr. Hüffel. — 4) Die Nachfolge Christi. Von Thomas a Kempis, ꝛc. — Englische Geschichte. Geschichte von England, von J. M. Lappenberg. Zweiter Theil. — Biographie. Peter Schmid. Eine Lebensgeschichte von Wilhelm Perschke. — Neue Reisen. 1) Sendschreiben eines österreichischen Touristen. Gesammelt und herausgegeben von Cornelius Victor. — 2) Reiseskizzen aus Tirol. Von Heinrich Wenzel.

Nro. 114.

Theosophie. 1) Das seltene uralte geistreiche Büchlein, die deutsche Theologia, oder die Christusreligion in ihrer reinen Confession, wie dieselbe vor der Kirchentrennung bestanden. Mit einer Einleitung herausgegeben von Professor Dr. Theyler. — 2) Blüthen aus Jakob Böhmes Mystik. Von Dr. W. L. Wallau. — 3) Arcana coelestia, quae in scriptura sacra seu verbo domini sunt detecta: hic quae in Genesi una cum mirabilibus quae vita sunt in mundo spirituum et in coelo angelorum. Opus Emanuelis Swedenborg. Ed. Dr. J. F. J. Tafel. — 4) Himmlische Geheimnisse, welche in der heil. Schrift oder in dem Worte des Herrn enthalten und nun entdükt sind, ꝛc. Aus der lateinischen Urschrift übersezt von Dr. J. F. J. Tafel. Erster Bd. Erste und zweite Lief.rung.

Nro. 115.

Literarische Nachlässe und Briefwechsel. — Theosophie. 5) Die durchgängige Göttlichkeit der heiligen Schrift ꝛc., mit besonderer Rüksicht auf das Leben Jesu und die Streitschriften des Dr. Strauß. Von Dr. J. F. J. Tafel. — 6) Swedenborg und seine Gegner oder Beleuchtung der Lehren Swedenborgs ꝛc. Von demselben. — 7) Grundzüge der wahren Staats- und Religionslehre, in besondern Materien beleuchtet vom paul. Finanzr. Paulus in Ulm. — Lyrische Dichtkunst. 45) Pantheon oder Auswahl des Schönsten und Besten aus den bekanntesten Literaturen aller Zeiten. Herausgegeben von A. Fürstenhaupt. — 50) Das Büchlein junger Lieder. Eine Freundesgabe. — 51) Nationalversammlung deutscher Lyriker des 18ten und 19ten Jahrhunderts, herausgegeben von Fr. Stolle. — 52) Allgemeines deutsches Liederbuch von Guido Reinhold. — Bitte.

Nro. 116.

Literarische Nachlässe und Briefwechsel. (Schluß.) — Schriften über Nordamerika. 4) Gemälde von Nordamerika in allen Beziehungen ꝛc. Von Traugott Bromme. 5) Das Verfassungsrecht der Vereinigten Staaten ꝛc. 6) Ueber die Verfassungsurkunde der Vereinigten Staaten ꝛc. 7) Die britischen Colonien ꝛc. Aus dem Engl. von Dr. Freisch. — 8) Das Westland. Nordamerikanische Zeitschrift für Deutschland. Herausgegeben von Reyseld und Engelmann in St. Louis. — 9) Briefe von Deutschen aus Nordamerika ꝛc. — 10) Der Auswanderer nach Amerika ꝛc. Von O. F. Streckfuß. — Naturwissenschaft. Die Lehre von dem leiblichen Leben des Menschen ꝛc., von Dr. A. W. Volkmann, Prof. in Leipzig.

Nro. 117.

Geschichte. 1) Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Friedrich v. Raumer. — 2) Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs ꝛc. Von F. C. Schlosser, Geh. Rath. — Lyrische Dichtkunst. 53) Gedichte von Franz Dingelstedt.

Nro. 118.

Weltgeschichte. 1) Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten von Heinrich Leo. — 2) Die Geschichte des europäischen Staatensystems. Aus dem Gesichtspunkte der Staatswissenschaft, bearbeitet von F. Bülau. — 3) Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände ꝛc., bearbeitet und bis auf das Jahr 1855 fortgeführt von Ludwig Bauer. — 4) Dr. Ludwig Wachler's Lehrbuch der Geschichte zum Gebrauch in höhern Unterrichtsanstalten. — 5) Tafeln der Geschichte von Dr. Eduard Bechtel. 6) Zeittafeln der allgemeinen Geschichte. Von Rommig. 7) Tagebuch des Merkwürdigsten aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte, von Förtsch.

Nro. 119.

Taschenbuch auf 1859. Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. — Deutsche Geschichte. Geschichtliche Darstellung der Erbstandkämter in der gefürsteten Grafschaft Tirol ꝛc., von Anton Emmert.

Nro. 120.

Philosophie. 1) Aristoteles Werke von Hoffmeister und Knebel. — 2) Platons Apologie des Sokrates von Müllier. 3) Franz Bacos Versuche moralischen, ökonomischen und politischen Inhalts, von Buschius. — 4) Immanuel Kants sämmtliche Werke. — 5) Philosophisches Lexikon von Krug. — 6) Ueber Gegensatz, Mittelpunkt und Ziel heutiger Philosophie von J. H. Fichte. — 7) Ueber die Existenzbeweise Gottes in der Welt. Von Dr. H. Ritter, Prof. zu Kiel.

Nro. 121.

Mährchen und Sagen. 1) Magyarische Sagen ꝛc. von Johann Grafen Mailath. — 2) Der Sagenschatz und die Sagenstreese des Thüringerlandes. Herausg. von L. Bechstein. — 3) Die Burgen und Bergschlösser des Harzes und der nächsten Umgegend. Von Fr. Hoffmann. — 4) Das Jahr beschwert ꝛc. Von Dr. K. Sternberg. — 5) Volkssagen der Deutschen. Herausg. von Philipp v. Steinau. — 6) Abendländische Tausend und eine Nacht ꝛc. Zum ersten Mal gesammelt und neu bearbeitet von P. J. Luser. — 7) Deutsche Volksblumen. Durch Fr. Gelbschimel. — 8) Echte und wahrhafte Feenmährchen. — 9) Rheinlands Sagen ꝛc., herausg. von Alfred Reumont. — 10) Volkssagen aus dem Orlagau ꝛc., mitgetheilt von W. Börner. — 11) Buch der Mährchen. Von B. Ehrwig. — 12) Gullivers Reisen von J. Swift. Neu übersezt von L. v. Alvensleben. — 13) Sagen der nordamerikanischen Indianer.

Digitized by Google

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 1. November 1838.

„Wo war des Kusses Bosket? Elysiums Rosenhain? Wolmars
Feenschloß? Ach! und wo ruht Juliens heiliger Staub?“
Jüngling, o forsche nicht weiter. Du siehst, wie die Fackel der Wahrheit
Hier auch dem Sylphen des Wahns grausam die Flügel versengt!

Matthisson.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freiherrn Gaudy.

I.

Chillon.

Der Genfersee gleicht einem Janushaupte. Das ältliche Antlitz ist dem Kanton Genf und dem Ausfluß der Rhone zugewandt, das jugendliche ihrer Einmündung und den durch sie geschiedenen Kantonen Waadt und Wallis. In den trotzigkecken Stirnfalten des Jünglings spucken allerhand verwegene, freiheitsprühende, kampfglühende, nach Casemattenluft riechende Ideen; der blühende Teint und das rundliche, doppelkinnige, wohlhäbige Gesicht des Aeltern verkündet dagegen, daß es trotz der schwierigen Zeitläufte nicht so übel mit ihm stehe, daß er vielmehr mit der Welt soweit ganz wohl zufrieden sey und sich der jugendlichen Renommage und der damaligen Vergeudung hoher Worte etwas schäme. Ich kann mir ganz wohl denken, wie ein Mann in den sogenannten besten Jahren, zumal wenn die jährliche Rente ein stattliches Convoi von vier Nullen hat, sich ganz wohl in dem ruhigen, manierlichen, etwas geleckten und prüden Genf oder dessen Umgebungen befinden mag. Derjenige aber, welchem in beidem noch manches bis dahin abgeht, der Reisende zumal wird mit mir der juvenilen Frontseite den Vorzug geben. Von allen liebenswürdigen Zügen derselben räume ich aber dem süßschwärmerischen zwischen Vevey und Villeneuve den Vorrang ein.

Die Straße, welche beide Städte verbindet, macht einen Theil der großen, von Genf über den Simplon und großen Sankt Bernhard führenden aus. Der Eilwagen rollt auf der herrlichen Straße längs der Ufer des Sees, durchfliegt das reizende Rhonethal, und der Reisende sieht — so viel er verdient, d. h. wenig oder nichts, indem ein Theil der Tour bei Nacht durchmessen wird: er müßte denn mit Verstand reisen wollen und gleich mir jene wenigen Lieues zu Fuß machen.

Vevey soll diverse Merkwürdigkeiten besitzen, Springbrunnen und Getreidehalle, und Gott weiß was noch. Ich habe nichts von allen diesen Herrlichkeiten zu sehen verlangt und mich während meines dortigen Aufenthalts begnügt, mich aus der großen Zauberschaale des Sees vom Morgen bis zum Abend zu berauschen. Die Straßen sind winklicht und eng, welches leztere bei hübschen vis-à-vis — und an diesen fehlt es hier gottlob nicht — seine Annehmlichkeiten hat. Dergleichen Blüthen sprossen aber dem Inquilinen, nicht dem Zugvogel, dem Wanderer. Dieser freut sich schon, wenn er bald hier, bald dort eine Bergkuppe gleichsam mit verlängertem Halse über die Dächer hinweg in die Stadt gucken sieht, oder

Digitized by Google

wenn ſich plötzlich ein Thorweg auftut und ein himmelblaues Segment Genfer See mit einem dahinſchwebenden Segel zwiſchen Oleanderblüthen durch die ſchwarzen Mauerbogen in die Gaſſe hineinblitzt. — Hart an Vevey, faſt Vorſtadt, liegt Tour de Peilz. Hafen, Gräben und ein altergraues, im dreizehnten Jahrhundert erbautes Schloß, deſſen Mauertrummer von den Wellen bespült werden, hätten mich in ſchönheitsmagern Gegenden auf längere Zeit an den ſonſt inſipiden Flecken ketten können; hier durchſchritt ich raſch das Thor und eilte auf der von weißen Kalkmauern begrenzten Straße über Hügel und Thal in's Freie. Meiner Ungeduld mochte wohl etwas von jener dunkeln Ahnung, welche die Schwalbe ſüdwärts zieht, zum Grunde liegen; war es doch die Schwelle der ſüdlichen Natur, welche ich hier überſchritt. In dunkler Bläue ſchaukelte ſich der See in ſeiner rauhen dunklen Felſenwiege; die Sonne glühte gegen die ſchimmernden Mauern, an welchen buntige Eidechſen hinaufſchlupften; die breiten Blätter der Maisſtaude ſchwankten glänzend im Winde; Weinreben kletterten die Wände entlang und umſpannen traubenbelaſtet die Spaliere, und Nußbäume breiteten ihre ſchweren Aeſte über die Landhäuſer — die Schweiz italianiſirte. Links vom Wege, am Fuß der höheren Bergkette und noch jetzt im Beſitz der gleichnamigen Familie, brüſtet ſich das alte Schloß Chatelard in ſeinem maſſiven, feudalen Stolz, mit Zinnen und Thürmen; weiterhin aus umwaldetem, von Wein bekröntem Hügel die Veſte Blonay, ein rohes, ungeſchlachtes Viereck. Es theilt die Beſtimmung, welche den meiſten mittelalterlichen, ſich überlebenden Ritterſitzen zufiel, nämlich ihre Exiſtenz als Zuchthäuſer, Irrenanſtalten oder Pulvermagazine kümmerlich zu friſten. Blonay zog, ſo viel ich weiß, das letztere Loos. Zu den Füßen des Schloſſes liegt Clarens, das Clarens der ſchönen Julie d'Etanges.

In weſſen Ohr ballten nicht noch die Warnungen vor Rouſſeaus Heloiſe aus der Jugendzeit wieder? Wer hätte nicht gleich mir die älterliche oder vormundliche Douane hintergangen und um Mitternacht mit froſtverklommenen Händen und klappernden Zähnen den verbotenen Apfel verſchlungen, bloß um ſich ernüchtert nach dem Schlußcapitel zu fragen, wo denn eigentlich das Hochgefährliche im verpönten Buche ſtecke? La nouvelle Héloise iſt auch eine von jenen nutzloſen Warnungstafeln, mit denen Erzieher unſere Jugendpfade bedornen. Ohne jenes Verbot fiele es keinem jungen Mann, keinem Mädchen ein, in den ziemlich gedehnten Roman auch nur einen Blick zu werfen, und das verborgene, tiefliegende Gift gleitet unſchädlich von ſchuldloſen Herzen ab; für diejenigen aber, welche es hieraus zu koſten verſtehen, iſt die Doſis nach den vorhergenommenen doch allzu ſchwächlich.

Clarens iſt einer von denjenigen Namen, welche die ihnen von Poeten gewobene Aureola ſo lange bewahren, bis die Wirklichkeit ihre nüchternen Rechte geltend macht und die ſchöne Fata-Morgana auflöst. Es geht dem ziemlich dürftigen Dörfchen wie den meiſten Gentilitäres der Jetztwelt — der Name iſt an ihnen das Beſte. Beſahrte Leute wollen ſich noch eines ſchönen Kaſtanienwaldes erinnern, welcher vordem das Dorf umgurtete und die ſchöne Folie von Clarens geweſen ſeyn ſoll; jetzt iſt er von Weinreben verdrängt. Ausgeſpannte Netze, Fiſchreuſen, an's Land gezogene Kähne bedecken den Strand. Nichts erinnert an die Baronie d'Etanges, an jene glücklichen Unglücklichen, als ein im Winde ſchwankendes Wirthshausſchild mit der Unterſchrift: „Bouquet de Julie. Auberge.“ Darüber iſt zu beiden Seiten der Tafel ein Park mit regelrecht beſchnittenen Hecken gemalt, in welchem Saint-Preux bald auf den Knien vor Julie liegt und ihr mit zugeſpitzten Fingern einen Blumenſtrauß überreicht. Weßhalb Rouſſeau demnach Clarens den Vorzug vor ſo vielen ſchöneren Ortſchaften des Genfer Sees gegeben hat, bleibt, ſo lange man nicht den Euphon des Namens in Anſchlag bringen will, räthſelhaft. Nur ein ähnliches Motiv konnte ihn bewogen haben, St-Preux nach Meillerie, von wo aus er auch nicht eine Haarſpitze ſeiner Geliebten erblicken konnte, zu verſetzen. Das einzige vis-à-vis, von welchem aus der Liebhaber allenfalls hätte lorgniren können, wäre le Boveret geweſen; das klang freilich nicht ſo romantiſch. Wie ſchnell aber vergißt ſich jene Myſtifikation über den wunderbaren Bergen, die ſich dem Ufer mehr und mehr nähern, über jener originellen Spitze, la dent de Jaman genannt, welche kauſtiſch wie ein Witzwort aus der Felskette hervorbricht, über den Vorbergen der Tour d'ai, die über Villeneuve und deſſen Pappeln thront, über der ſchneebeladenen Dent de la Cornette auf dem linken Rhoneufer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Moden.

(Fortſetzung.)

Wir haben den Putz der modiſchen Welt in ſeinen Abſtufungen mit der Flora eines mächtigen Gebirgsſtocks verglichen und gezeigt, daß die wenigſten Stände mit der natürlichen Vegetation ihrer Region zufrieden ſind, ſondern ſich im Aeußern um jeden Preis das Anſehen größerer Fülle und Ueppigkeit zu geben ſuchen. Dieſer faſt Alle beſeelende Wetteifer im Dienſt des Luxus und

Digitized by Google

der Mode erſcheint aber als ein Kampf mit der Natur, welcher, ernſtlich und umfaſſend geführt, die meiſten zu ſehr erſchöpfen müßte, und ſo beſchränken ſie ſich für den oſtenſiblen Theil des Putzes auf die künſtliche Blumenzucht. Man wendet den beſten Dünger auf das Treiben von Hüten, Shawls und modiſchen Zeugen, und Frauenzimmer, deren ſonntägliches oder überhaupt öffentliches Auftreten mit ihrem Habitus am Werktag oder im Familienkreiſe in auffallendem Widerſpruche ſteht, gleichen einem Tannengehölze oder Hanfacker, aus dem man unmittelbar in ein Treibhaus tritt, wo die Kinder einer wärmern Zone, Piſang und Mimoſen, hinter Scheiben kränkeln. Unter dieſen Umſtänden muß nicht ſelten die Blumiſtik dem Ackerbau Eintrag thun; über dem Putz, den man haben will, leidet der Stoff, den man haben muß, und der Anſtand, den man ſich geben möchte, verderbt gar oft den, den man hat.

Dieſes raſtloſe Ringen nach Eleganz oder doch dem Schein derſelben äußert ſich nun aber in der großen Mehrzahl der Stände nach ſehr verſchiedenen Graden und Arten. Es kommt dabei darauf an, was man ſich Alles, poſitiv und negativ, erlaubt; ob man geradezu mit dem blindeſten Empirismus aller Methode entſagt hat, oder ſich von einer gewiſſen Philoſophie der Tracht leiten läßt; ob man irgend eine neu aufkommende Form rückſichtslos an ſich reißt, oder ob man ſie, wo nicht prüfend an die eigene Perſönlichkeit hält, was ſo ſehr ſelten geſchieht, ſo doch bedenkt, welche Reformen im übrigen Anzug der Neuerung entſprechen müſſen. Dieſes Moment erklärt beſonders den oft ſeltſamen Weg, auf welchem eine neue Modeordonnanz in den verſchiedenen Ständen zur Ausführung kommt: dies geſchieht oft durchaus nicht gleichförmig von oben nach unten, ſondern in barocken Sprüngen. Nur Ein Beiſpiel. Die Damenhute ſind gegenwärtig ſehr compendiös: ſchmaler Schild, in Form eines Heiligenſcheins weit herablaufend, niedriger Kopf, wenig Band, Blumen und Federn tief abwärts, zur Seite geſteckt. Als dieſe Form plötzlich aufkam, hatte ſie Hüte von ziemlichem Umfang zu verdrängen. Wer nun, einzig auf die Form erpicht, an ſummariſches Verfahren gewöhnt iſt, hatte ſich raſch einen kleinen Hut aus dem alten großen zugeſchnitten und denſelben flugreich aufgeſtülpt. Mancher höher geſtellten Frau war es vielleicht nicht gegeben, ſo flink zu ſeyn, weil ſie ſich nur neue Hüte anſchafft, und ſie überdem nicht nur mit dem Kopf, ſondern auch mit dem übrigen Anzug, ſo weit er um dieſelbe Zeit Modifikationen erlitten, in die Mode kommen wollte. So kann es ſich ereignen, daß eine Mode von den niedrigſten Ständen keck aufgegriffen wird und gerade deßhalb ſchnell wieder verſchwindet, während mittlere Stände erſt noch Anſtalten machen, ihr mit Beſonnenheit zu folgen. Etwas der Art kann im gegenwärtigen Augenblick mit den Seidenſhawls begegnen. Die vorherrſchend ſchwarze Mantille hatte ſich raſch über die ganze weibliche Welt verbreitet. Die Zähigkeit, womit ſich dieſes Kleidungsſtück geraume Zeit trotz der größten Vulgarität erhielt, war ein Beweis, wie gut es kleidete und wie ſehr die meiſten Geſtalten ihre Rechnung dabei fanden. Die glückliche, graziöſe Form war dabei ſo ſehr das Entſcheidende, daß die ariſtokratiſche Abſtufung nach Koſtbarkeit des Stoffs und der Beſetzung dagegen kaum in Betracht kam. Kommt es aber je einmal vor, wie hier, daß Wohlanſtändigkeit und Bequemlichkeit einer Mode das Leben friſten, ſo bleibt die Reaktion doch nie zu lange aus. Man ſchien ſich indeſſen von dem Bedürfniß einer leichten, nach Umſtänden bloß umſchreibenden, oder auch wärmenden Bekleidung der Schultern und Arme nicht losmachen zu können, und ſo ſchlug die hübſche Mantille, faſt ausnahmsweiſe, nicht in ihre Negation um, ſondern nur in den unſchönern, platteren Seidenſhawl. Vom Spätſommer an galt es für vornehmer, Shawls von Taffe und Atlas, ſchwarz, roſenfarb, weiß, ſtrohgelb, mit Spitzen beſetzt, zu tragen, und jetzt iſt ein Shawl von glacirtem, ſchillerndem Atlas das „Diſtinguirteſte;“ aber in Paris ſelbſt prophezeit man ihm kaum eine längere Exiſtenz als einem Chriſtiniſchen General. Nun weiß man aber, daß es Leute genug gibt, die ſich haſtig eines ſolchen Modeprachtſtücks bemächtigen und ſich damit ohne Weiteres in den Meridian der Eleganz gerückt glauben, wie der Knabe, der einen Federbuſch aufſteckt, ſich flugs zum Soldaten phantaſirt. Manches Weib dagegen, das denn doch gewohnt iſt, ſich etwas harmoniſcher und vollſtändiger zu equipiren, kommt nicht dazu, dieſes Mittelglied zwiſchen ihrer ehrlichen Mantille und einer kunſtigen Form, von der die Götter ſelbſt nichts wiſſen, zu berückſichtigen. — Es wird Mode, Fächer und diminutiven Sonnenſchirm, oder Marquiſe zugleich zu führen; und es könnte leicht ſeyn, daß eine Hand, welche mit Federwiſch und Kochlöffel Beſcheid weiß, ſich zu jenem Kunſtſtück beſähigter fühlte als manche zartere Hand, die vorzugsweiſe darauf eingeübt iſt, die Blätter eines Romans umzuwenden.

Der Zweck, den jedes Weib mit ihrem Anzug erreichen will, und deſſen ſie ſich nur mehr oder weniger bewußt wird, iſt, in ihrem Kreiſe und über denſelben hinaus zu gefallen. Der Geiſt, welcher das von der Sitte gebotene Material beherrſcht und ordnet, muß dabei das Beſte thun, und bei allem Drängen und Haſchen nach Pracht und Raffinerie ſagt den Meiſten doch der Inſtinkt, daß in den Anzug, auf welche die ganze Maſchinerie vorzugsweiſe berechnet iſt, in den männlichen, Alles darauf ankommt, wie dieſer Staat getragen wird. Die Eleganz im weiteſten Sinne iſt kein eſoteriſcher Kultus, zu deſſen

Digitized by Google

Pontificat nur gewisse Kasten berechtigt und befähigt sind. Der Sinn für wahre Eleganz und die Befähigung, dieselbe zur Anschauung zu bringen, ist sicher unter den Individuen so ungleich und unter den Ständen so gleich vertheilt, als die poetische Anlage, und die Fülle der äußern Mittel thut dabei ungefähr nur so viel, als beim Genie die Bildung. Diesen Grundsatz haben wir bei diesen Betrachtungen über das Costum immer festgehalten. Es könnte aber doch scheinen, als hätten wir im obigen muntern Excurse in aristokratischer Gesinnung vorzugsweise der Weiber spotten wollen, welche nicht im Stande sind, sich als geborene Priesterinnen des Götzen der Mode in behaglichem Luxus zu wiegen und alle eiteln Gelüste des Herzens zu befriedigen. Allein wenn es uns um Spott zu thun wäre, so möchten gerade letztere den passendsten, vielleicht selbst den reichsten Stoff bieten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, October.

Eisenbahn. Wein. Bier.

Das fortdauernde, schnelle Vorwärtsschreiten der Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig gehört immer noch zu den gangbarsten Gesprächsgegenständen. Der Fahrt mit dem Dampfwagen von Leipzig bis Wurzen ist nun auch die von hier aus bis nach Oderau bei Meißen gefolgt, wohin der dort beginnende, noch nicht ganz vollendete Tunnel für jetzt das Ziel setzt. Zugleich hat sich zwischen Oderau und Wurzen interimistisch ein Etablissement von Stellwagen eingerichtet, so daß der Reiselustige, mit Benutzung derselben und der an den beiden Endpunkten bestehenden Stücke Eisenbahn, seinen Zweck, Leipzig oder Dresden zu besuchen, schon jetzt schneller und viel wohlfeiler als früher zu erreichen vermag. Mit der zunehmenden Ueberzeugung des Publikums von der ungemeinen Wichtigkeit des Verbandes der entferntesten Gegenden durch die Eisenbahnen verlautet auch der Wunsch immer mehr, daß die möglichste Wohlfeilheit die so wünschenswerthe Sache befördern möge. Im Allgemeinen ist wirklich die Wohlfeilheit jeder neuentstehenden Eisenbahn sowohl zu Sicherung ihrer eigenen Existenz, als zu Beförderung des ganzen Eisenbahnsystems, dessen möglichst vervollständigte Ausführung auf jede einzelne dieser Bahnen wohlthätig zurückwerfen muß, anzurathen. Allerdings gelingt es den Eisenbahnen leicht, durch eine unbedeutende Herabsetzung der seitherigen Preise des Fuhrwerks mit Pferden den größten Theil derjenigen Passagiere an sich zu ziehen, denen die Nothwendigkeit das Reisen auferlegt; allein schwerlich dürfte auf allen Eisenbahnlinieen der Ertrag aus diesen nothwendigen Reisen allein zu Deckung der Kosten und fernern Unterhaltung der Anstalt fortdauernd ausreichen. Es muß daher bei solchen Unternehmungen die Spekulation hauptsächlich auf solche Interessenten mit gerichtet seyn, denen es nicht einfallen würde, eine Reise zu machen, fühlten sie sich nicht durch die geringen Kosten dazu angelockt. Und der Reiz entfernte, aber des theuern Fortkommens wegen Vielen ganz unzugänglich gewesene Gegenden in sehr kurzer Zeit um einen Spottpreis besuchen zu können, ist gewiß groß genug, um der Eisenbahn eine unglaubliche Zahl von Theilnehmern zu erwerben und zu erhalten. — Mit der von hier aus eröffneten Eisenbahnfahrt hat sich eine neue Restauration in dem vor dem Leipziger Thore gelegenen Bahnhofe selbst gebildet, welche sich eines ganz ungewöhnlichen Menschenzusammenstusses erfreut. Besonders pflegt an Tagen, wo dort Concerte gegeben werden, sowohl der neuerbaute, sehr große und geschmackvoll dekorirte Saal, als auch der davorfließende, außerordentlich geräumige freie Platz mit Gästen überfüllt zu seyn. Die neue Anstalt verdient auch diese vorzügliche Gunst in mehrfacher Hinsicht, weil sie immer hinreichend vorhandenen Speisen, Getränke und Erfrischungen von empfehlender Qualität zu seyn pflegen. Einen besondern Reiz bietet vielen Theilnehmern die Abfahrt und Ankunft der ansehnlichen Wagenreihen nach und von Dresden. Jede dieser Wagenreihen, von denen Nachmittags zwei auf Einmal in Gang gesetzt werden, enthält acht bis zehn Wagen.

Alle Hoffnung auf eine günstige Umänderung des Wetters war bereits längst aufgegeben, als im ersten Viertheil des vorigen Monats doch noch ein gänzlicher Umschwung plötzlich eintrat. In Folge desselben genießen wir nun noch im Herbste einer Wärme, welche wir den größten Theil des Sommers entbehren mußten. Vor einem Monat noch wähnte man ausgelacht worden über den Glauben an die Möglichkeit der Reife der Trauben, und jetzt ist es ziemlich ausgemacht, daß sogar zu einem guten Weinjahre nichts fehlen wird als — der Wein. Nach der Versicherung von Weinbergsbesitzern haben in der That die sonnigen Septembertage, und besonders auch die für die jetzige Jahreszeit ungewöhnliche Wärme der Nächte die Trauben, welche die Fröste im Frühjahr übrig ließen und die kalte Witterung der Sommermonate völlig zurückgesetzt hatte, seitdem zum Verwundern vorwärts gebracht. Nur sind dieser Trauben leider so wenige, daß der Ertrag von keiner Bedeutung seyn kann. Schon das aber hat für den ärmern Theil der Weinbergsbesitzer großen Werth, daß unter solchen Umständen das neue Holz der Rebe zur Reife gedeihen wird. Wir leben freilich in keinem eigentlichen Weinlande, und Meißens Rebe wird immer nur eine untergeordnete Rolle spielen. Desto breiter aber macht sich nachgerade das Bier, und gewinnt durch zweckmäßige Bereitung der Herrschaft des Weins immer mehr Terrain ab. Außer dem Waldschlößchen, dessen nach bayerischer Art bereiteter Gerstensaft ungemein gute Geschäfte macht, gedeiht noch eine ähnliche Brauerei in dem benachbarten Dorfe Meinungen, und so eben ist man auf einem vor dem Falkenschlage gelegenen Grundstücke, das Felsenkellerchen genannt, mit Anlegung von Felsenkellern zu einem gleichen Unternehmen beschäftigt. Nebenher hat diese neue ceremonialfreie Betriebsamkeit auch mehreren unserer gewöhnlichen Stadtbrauereien einen Sporn in die Seite gesetzt, so daß ihr, wenn schon schwächeres und mithin wohlfeileres, aber verhältnißmäßig ebenfalls gutes Produkt in gleicher Weise gerechte Würdigung und Absatzhme findet. Wenn und daher auch die Natur in diesiger Gegend mit dem Wein im Stiche lassen sollte, so ist doch, mehr als je zuvor, Aussicht vorhanden, daß die Kunst nicht verfehlen werde, uns mit dem etwas massiveren Troste guten Biers hinreichend unter die Arme zu greifen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 2. November 1838.

— Desinat
Memorare mores mulierum.
Plautus.

Moden.

(Fortsetzung.)

Bei den wohlhabendsten und materiell elegantesten Weibern stehen die innern und die äußern Mittel so häufig und so stark im Mißverhältniß als im Schooße der Dürftigkeit, nur umgekehrt. Unzulänglichkeit in beiden Rücksichten, Mangel an Takt und Geschick neben beschränkten Mitteln bringt, wenn man sich damit auf das Eis der Eleganz wagt, zu wehmüthige Erscheinungen hervor, als daß man es über sich bringen könnte, die Geißel dagegen zu schwingen. Das entschiedene Talent dagegen, durch verständig angepaßte Form und glückliche Haltung die Blößen des Stoffs zu decken, aus nichts etwas, und aus wenig viel zu machen, ist wenigstens für männliche Augen so angenehm, daß es schwerlich einer andern komischen Behandlung fähig wäre, als einer solchen, wobei man dergleichen improvisirende Grazien siegreich denen gegenüber stellte, welche ihre ganze Kleiderposse gemacht überkommen. Ferner der eitle Leichtsinn bei relativer Dürftigkeit, der keck nach dem scheinbar Unerreichbaren greift und im Lügen von Opulenz und Vornehmheit die Meisterschaft hat, welche Horaz dem Poeten zuschreibt, qui pectus inanitor angit; die geniale Koketterie, welche durch tausend Mittel, erlaubt und unerlaubt, einem zierlichen Körper eine glänzende Hülle zu schaffen und sie mit Vortheil zu tragen weiß — diese Erscheinungen sind allerdings satirisch zu behandeln, aber am Ende doch nur mit galliger, sittenpredigerischer Laune anzugreifen, die nicht unser Geschmack ist. Aber prahlerischer Reichthum, der hier mit der innern, dort mit der äußern Bildung in mehr oder minder schreiendem Contraste steht; derangirte und befiederte Hoffahrt bei einem weniger als mittelmäßigen Antheil von Takt und Geschmack, dieser gemeinen Mitgift des Geschlechts; ein roher, jede Neuerung grell und plump reproducirender, und gelegentlich Farben, Formen und Gattungen barbarisch vermengender Luxus; Personen, bei denen auf köstlicher Seide das köstlichere Juwel, und das verwunderliche Wort und die befremdende Geberde zusammen fluchen und schwören, wie sich der Franzose ausdrückt; Figuren, um welche, so lange sie sich nicht bewegen, die Gaze so malerisch geworfen bleibt, wie die Draperie um die Modellpuppe — hier ist es schwer, keine Satire zu schreiben. Oder vielmehr, es ist nur schwer, dem Lachen oder dem Unmuth über solche Widersprüche und Sünden zu gebieten, denen man, wohlgemerkt, keineswegs nur in den Kreisen der Geldaristokratie und der sogenannten Parvenus begegnet. Das Schreiben der Satire selbst aber möchte seine eigenthümlichen

Digitized by Google

Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten haben, sofern nicht etwa das Laster der Koketterie an sich zu geißeln, sondern nur die intellektuellen und materiellen Vortheile und Mängel, wie sie beim öffentlichen Auftreten des Geschlechts im Conflikt erscheinen, zu schildern wären.

In einem frühern Artikel ist der Versuch gemacht worden, einige Phasen der männlichen Eleganz in Porträts flüchtig zu zeichnen. In dieser Manier nun auch die Schwächen der weiblichen Eleganz zu behandeln, wäre nicht nur an sich für einen Mann ungleich schwerer, er könnte auch damit sehr anstoßen, desto mehr, je sorgfältiger er seine Farben mischte und je naturgetreuer die Schilderungen ausfielen. Denn es ist wohl zu beachten, daß beide Fälle durchaus verschieden sind. Beim Weibe ist die immer wache Aufmerksamkeit auf Anzug und Haltung, die selbstgefällige Repräsentation ein natürlicher Trieb; es ist in gewissem Maaße eine Tugend des Weibes, seine Offensivwaffe, wie die Scham seine Defensivwaffe. Beim Mann ist solche Aeußerlichkeit, solch stetes Bewachen seiner selbst zum Zwecke des Imponirens immer eine Schwachheit, es aetet oft zum unerträglichen Fehler aus, und durch einen Grad von Koketterie, der manches Weib hebt und verschönert, wird der Mann, jung oder alt, unausbleiblich geschändet. Auf die Gecken kann man nicht hart genug schlagen: das Individuum, das sich getroffen fühlt, muß noch ein süßes Gesicht dazu machen, weil es den Schluß auf sich selbst nothwendig ablehnt oder ignorirt. Es könnte aber zur Genauigkeit werden, wenn man weibliche Figuren, als Repräsentanten gewisser Schwachheiten im äußern Auftreten, ausmalen wollte. Hier träfe der Spott meistens nicht Unnatur und Narrheit, sondern innere Beschränktheit und äußere Beschränkung. Ob man der einen in dramatischer Scenerie gar zu augenfällig vorstellte, daß ihr kostbarer Staat das Löwenfell in der Fabel ist, und etwa der Stol, in dem sie diesen Staat bespricht, oder in dem sie den Fächer führt, die Rolle der verrätherischen Ohrspitze spielt; oder ob man der andern vorrückte, wie aus dem heitern Schmuck, den sie scheinbar mit der leichten, sichern Hand des Veestandes und des Geschmacks um sich ausgebreitet, geistentlich die saure Mühe ehrgeiziger Armuth blickt — beides und alles Aehnliche thäte gleich wehe: es verletzte das Weib in seinem Innersten, das heißt in seinem Aeußern, das der unmittelbare Spiegel seines Innern ist. Wir gehen somit der Versuchung, eine Reihe weiblicher Figuren auftreten zu lassen, gerne aus dem Wege und wenden uns zu Allgemeinerem.

Doch Ein derber, unmittelbar aus dem Leben gegriffener Zug mag hier stehen; im Gemälde selbst wäre er als Pinselstrich gar nicht anzubringen, gerade weil es ein Faktum, und als solches unwahrscheinlicher ist als eine glückliche Fiktion. Eine längst in Gott ruhende Dame, in niedrigem Stande geboren, aber mit seltenem Reize begabt, war die Gemahlin eines hochstehenden Mannes geworden. Sie hatte sich schon geraume Zeit in diesen höhern Sphären bewegt, und sich mit größter Leichtigkeit in das ganze System der Eleganz eingearbeitet, als sie eines Tags in eine Modehandlung trat und sich Putzhüte zeigen ließ. „Befehlen die gnädige Frau,“ fragte der Commis auf der Leiter, „hier den Rosahut, oder dort den Lilahut zu sehen?“ — „Nein,“ erwiderte die Dame, ihre idiotische Form für „gelb“ in's vornehme Romanische transponirend, „geben Sie mir dort den Geelahut.“ Freilich fühlt nur ein sinddeutsches Ohr die komische Kraft dieser Naivetät.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

An dem Höhenzuge klebt das reizende Pfarrdorf Monteeur und lauscht aus dem üppigen Grün der durch den Felsen vor dem Nordwind geschirmten Kastanienbäume. Gedeiht doch in diesem begünstigten Winkel selbst der Mandelbaum, und sogar die Granatenstaude, um unter freiem Himmel Blüthen und Früchte zu treiben. Montreur (oder le village des Planches) ist das liebenswürdigste Asyl, welches ich einem glücklichen Brautpaar für seinen Honigmonat anempfehlen möchte. Werden ihm dort solche balcvonische Tage zu Theil, wie mir deren einer bei meiner Fußwanderung zu Theil wurde, wo kein Wölkchen über das transparente Himmelszelt schwimmt und die Sonne in breiter Straße auf den Wellen flammt, wo hier und dort ein Kahn lustig über den See gleitet und große weiße Möven, hier bijoux genannt, schaareenweise auf den einzeln hervorragenden Klippen ruhen, so wird es mir für meinen Rath Dank wissen. Dann aber wandle es noch nach der herrlichen, etwas entfernt von Monteeur liegenden alten Kirche, deren gothischer Chor von üppigem Epheuschleier verhängt ist, und rude unter den hundertjährigen vollen Nußbäumen, welche das Kirchendach überschatten. Die Glücklichen mögen über die Azurfläche des Leman auf die savovischen Berge hinüberschauen, oder auf die belebte Straße zu ihren Füßen, auf die reichen Weingärten mit dem gewandten, frischen, seohen Völkchen ihrer Bebauer, sie mögen dem Wohllaug ihrer Sprache lauschen, und sie werden in Posas Ausruf: „O Gott, das Leben ist doch schön!“ einstimmen.

Digitized by Google

Hinter Verteaux ſenkt ſich die Straße; ſchroffe Felſen, deren Wände dichte Vorhänge von Schlingpflanzen bedecken, verengen ſie zur Linken, der See, welcher ihren Fuß beſpült, zur Rechten. Der Schlüſſel dieſes Hohlwegs iſt Schloß Chillon, welches, ſchon von Lauſanne aus ſichtbar, bei den verſchiedenen Krümmungen der Straße hin und wieder hervortaucht, um wieder hinter Stein und Wald zu verſinken. Auf eine in den See vorſpringende Klippe erbaut, hat das Schloß viel Aehnlichkeit mit der Pfalz bei Kaub, und gleich ihr den mächtigen viereckigen Thurm in der Mitte, um welchen ſich die hohen, von Schießſcharten durchbrochenen und von Epheu umrankten Mauern mit ihren Klebthürmchen reihen. Und wenn gleich der Zutritt weniger erſchwert iſt als derjenige, welcher zu der Kaiſerpfalz führte und durch welchen die deutſchen Kaiſerinnen ſich zwängen mußten, ſo oft ſie ſich, um mit Jean Paul zu reden, in andern Umſtänden als das Reich, in geſegneten nämlich, befanden, ſo iſt er doch auf eine Zugbrücke beſchränkt, welche allabendlich heraufgezogen wird, um die beiden Gensdarmen, Wächter des Schloſſes, die Familie des Kaſtellans und die Pulvervorräthe, welche jetzt die obern Stockwerke einnehmen, gegen etwaige ſavoyiſche Flüchtlingsexpeditionen zu ſchirmen.

Es war die Frau des Schloßvogts, eine lebhafte, ſpirituelle Franzöſin, welche ſich der Mühe unterzog, mich mit den Denkwürdigkeiten Chillons bekannt zu machen, und ihrem Munde verdanke ich die hiſtoriſchen Notizen, mit denen ich meine Skizzen ausſtaffire. Eine weitläufige, mit Lithographien geſchmückte Beſchreibung, welche unter ihrer Aegide erſcheinen ſollte, befand ſich leider noch unter der Preſſe, und auf dieſe verweiſe ich meine Nachfolger. Meinem Gedächtniſſe vermochte ich nur die wenigen, im Uebrigen nichts weniger als neuen Notizen einzuprägen, daß das Schloß 1238 von Amadeus IV., Grafen von Savoyen, erbaut worden, daß es im 15ten Jahrhundert von den Bernern erobert wurde und längere Zeit die Reſidenz der Baillis von Vevey war, bis es 1733 zum Staatsgefängniß umgewandelt wurde, zu dieſem Zwecke bis zur Revolution von 1796 diente, und jetzt als Arſenal dem Waadtlande dient.

Wir ſtiegen in die unterirdiſchen Gewölbe hinab, zuerſt in die durch fünf Säulen getragenen, gewölbten Kaſemattten, und aus dieſen in die vormalige, ſtockfinſtere Rechtſtätte. Mein von der Tageshelle geblendetes Auge konnte nichts unterſcheiden; die Kaſtellanin empfahl mir jedoch eine viertelſtündige Geduld, und reichte mir hülfreich ihre leitende Hand durch die Irrgänge. Ich bemerke parenthetiſch, daß die Dame, obwohl, wie bereits bemerkt, aufgeweckt und wohl unterrichtet, doch nichts weniger als verführeriſch war, und ich mich demnach ohne Gefahr mit ihr in das nächtliche Grauß wagen durfte. Ich betrat den Kerker. Der Fußboden liegt um mehrere Fuß tiefer, als die Fläche des Sees, und nur durch einige ſchmale, Schießſcharten ähnliche Oeffnungen fällt ein ſpärliches Licht in das alte, von ſieben Säulen getragene Gewölbe. Fortwährend an den Arm meiner Ariadne geklammert, ſtolperte ich über Stein und Trümmer bis in den hinterſten Winkel, ließ mich auf eine Bank ſchieben und wartete, bis ſich meine Pupille allmählich mit der Dunkelheit befreunde. Die Vorausſetzung der Kaſtellanin bewies ſich als begründet. Die gigantiſchen Säulen, die Wölbungen traten gemach aus den Schatten und färbten ſich mit anfänglich blaſſem, allmählich roſigerwerdendem Lichte. Der Reflex der im See ſich badenden Sonne ſpiegelte ſich an den Spitzbogen ab, glänzte im minutenſchnellen Wechſel alle die wunderbaren Schimmer der Waſſerfläche nach, ſchwand, ſtrahlte wiederum heller, ſchillerte das tief dunkle Grün des Waſſers, deſſen durchſichtiges Blau Labrador gleich nach. Es war ein wunderherrlicher Anblick, von dem ich das Auge nicht verwenden konnte. Nur die zauberiſche blaue Grotte von Capri bot mir ein ähnliches Schauſpiel dar, und wenn gleich ihre Decke ein tieferes Blau abglänzt, ſo vermag ſie doch nicht den phantaſtiſchen, alle Farben des Regenbogens durchfliegenden Schmelz des Kerkers von Chillon wiederzugeben. Vor einer der Fenſterlucken wurzelte eine Neſſel. Vom Winde bewegt, malte ihr Schatten die groteskeſten Geſtalten auf die graue Folie des Felſens, und erheuchelte ein wunderſames, geſpenſtiſches Leben in der Grabeseinſamkeit. Wenn der See vom Abendroth erglüht, dann färben ſich die Gänge mit Purpurgluth, und jene Neſſel ſcheint einer züngelnden Flamme gleich die Mauer zu lecken. In die Zellen der Gefangenen, welche früher Mauern zwiſchen den Pfeilern ſchieden, fiel nur jener Abglanz der verſinkenden Sonne. Einer der mittleren Kerker wird als das Gefängniß Bonnivards, des edelmüthigen Vertheidigers der Genfer Freiheit, genannt. Noch zeigt man den Eiſenring, an welchem er ſechs Jahre hindurch gekettet, und die in's Geſtein gewetzten Spuren ſeiner Ketten. Die Säule iſt mit den Namen der ſpätern Beſucher bedeckt. Unter den bekannten zeichnen ſich die von Alexander Dumas, Cooper und Byron aus. Bonnivards Geſchick war aber dem Sänger der Prisoners of Chillon, trotz ſeines mehrtägigen Aufenthalts im Schloſſe, unbekannt geblieben, und die Gefangenen, deren Seufzer er uns vernehmen läßt, ſind nur Kinder ſeiner Phantaſie.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Sämmtliche Univbitterung. Neue Bauten.

Obgleich wir kein Parlament haben, das Sommers auseinandergehen kann, und dem die Stadt aus's Land folgt, auch keine pontinischen Sümpfe, die uns nach Neapel treiben, greift die Sitte doch mehr und mehr um sich. Berlin im Sommer zu verlassen. Wer es möglich machen kann, eilt auf dem Thor zu kommen, und die Sommerwohnungen genügen schon nicht mehr. Ich schreibe Ihnen da etwas sehr Altes, wdgen Sie sagen; aber in der Ausdehnung hat sich die Auswanderung doch sonst nicht gezeigt. Bis Frankreich, Italien und Griechenland dringen zwar nur einzelne Begläckte; aber zählen Sie die Fremdenlisten in den deutschen Bädern und Gebirgen. Die verhältnißmäßig überwiegende Zahl sind Berliner. Ein Gastdalter in einem renommirten Wirthshause jenseits des Thüringer Waldes erklärte mir, nächst den Engländern wären die preußischen Beamten, namentlich aus Berlin, seine Hauptkunden, und ihr Zug mehre sich mit jedem Jahre. Nach Norwegen und Schweden strömen alljährig Wißbegierige von hier in nicht kleiner Zahl, besonders Offiziere unserer Garde. Das halbe Sommer-Helgoland ist eine Berlinische Colonie, obgleich unser Jordan, der neue Helgolander Maler, noch nicht auf den Einfall kam, seine landsmännischen Physiognomien in Contrast zu bringen mit den urkräftigen der Insulaner, wie er sie uns vorführt. Alle übrigen Nord- und Ostseebäder wimmelten von unsern Einzüglingen, zumal vom schönen Geschlecht. Endlich ist das fast vergessene Freienwalde in den letzten Jahren von Berlin aus nicht allein sommerlich des- und überodirt worden, sondern es haben sich auch Colonisten von hier dort angesiedelt, und bauen ihre Villen auf den grünen Bergen und in den grünen Thälern. Das sommerliche Dresden galt schon vor Jahren als Vorstadt von Berlin, und vermuthlich nur deshalb, um unsere Westside nicht ganz zu ruiniren, hat man die direkte Eisenbahn dahin verbindert. Wenn solche Auswanderung in einem so ungünstigen Sommer, als der verwichene, Platz griff, was steht künftig von der Entvölkerung Berlins zu erwarten!

Was könnte ich Ihnen nun von dem todten Berlin melden? — Es wächst und es ist in diesem Jahre wieder bedeutend angewachsen: neue Höfe, Häuser, Straßen, Thürme. Es ist so gewachsen im Stein, daß die Maßverdandt nicht nachkam, und, etwas Unerwartetes, eine große Anzahl Wohnungen in den neuen Stadttheilen noch leer steht. Der neue Anbau am Thiergarten, auf dem Terrain des ehemaligen Schulgartens, entfaltet sich. Man spricht davon, daß die neue Straße daselbst den Namen des seligen Professors Klenze führen soll, durch dessen Thätigkeit der Plan in's Leben trat. Durch königliche Anordnung werden ihr zu Gunsten mehrere Reihen Bäume dem Beil erliegen, etwas Betrübendes für den, der die Verhältnisse kennt, und die ehrfürchtige Liebe, mit welcher von oben herab unsere alten Bäume geschützt werden. War indessen hier einmal die Anlage einer Straße erlaubt, so mußte auch dieses Opfer gebracht seyn, um ihr Ausdicht und Luft zu gewähren. Der Thiergarten verliert an dieser Stelle wenig, und es ist neuer Spielraum gewonnen für die Lennéschen Verschönerungsprojekte. Wenn noch immer im Publikum Zweifel darüber obwalten, ob dies wirkliche Verschönerungen sind, so hat wenigstens der feuchte Sommer Partie genommen für den Neuerer. Der künstliche Rasenteppich grünte, und man schwieg. Hätte anhaltender Sonnenbrand ihn gelegt, so hätten die grünenden Stimmen sich auf's Neue erhoben. (Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Oktober.

(Beschluß.)

Dampfschiffahrt. Stieler. Das neue Theater.

Die Wärme der Luft verstattet fortwährend das Flußbaden; doch scheint davon nur noch wenig Gebrauch gemacht zu werden. An Wasser, dessen Ueberfluß früher ein Gegenstand der Klage war, ist jetzt eher Mangel eingetreten. Wenigstens haben die Dampfschiffe, deren Fahrten nach Pillnitz und weiter gegen Böhmen zu an festgesetzten Tagen regelmäßig stattfanden, wegen unzureichenden Wassers schon seit mehreren Wochen aufgehört. Es ist dies aber bei den jetzigen schönen, sonnenhellen Tagen ein großer Verlust, nicht nur für die Unternehmer, sondern auch für die Naturfreunde, da sich kaum ein angenehmerer Genuß des heitern Himmels über der hiesigen reizenden Gegend denken läßt, als bei einer Wasserpartie, wo dauptsächlich auch der Staub vermieden wird, welcher so oben den Spaziergänger, wie den Reiter und Fahrenden gewaltig beläßtigt.

Der berühmte bayerische Hofmaler Stieler hat sich zunächst wegen Porträtirung des hiesigen königlichen Hauses, eine ziemliche Zeit in Pillnitz aufgehalten. Wie man vernimmt, ist er nunmehr wieder abgereist und hat die von ihm gefertigten Bildnisse, zu denen auch mehrere andere, namentlich das von Tieck gehören, mit nach München genommen, um dort die Gewänder und Nebendinge mit gewohnter Sorgfalt zu vollenden. Wer Gelegenheit hatte, die in der Hauptsache bereits fertigen Porträts zu sehen, bewundert neben der großen Aehnlichkeit der Dargestellten auch ihren Werth als Kunstwerke. Kenner haben sich bei diesen Gemälden, in Hinsicht der Klarheit der Carnation und einer besondern Farbenanmuth, die Werke des zu Anfang dieses Jahrs in hohem Alter hier verstorbenen Professors Grassi vergegenwärtigt. Uebrigens ist die dabei sich von selbst aufdringende Vergleichung zwischen Stieler und Grassi ganz zu Gunsten des noch lebenden der zwei Künstler ausgefallen. Stieler soll dasjenige, was dauptsächlich Grassi's Streben gewesen, wirklich erreicht haben, und in mehreren seiner Leistungen Meistern aus dem goldenen Zeitalter der Malerkunst an die Seite zu setzen seyn. Ein großes Uebergewicht über Grassi wird dem Hofmaler Stieler auch in Ansehung der Correctheit der Zeichnung zugeschrieben, wovon jenem Verstorbenen nicht selten auffallend gebrach. Besonders soll unter anderem an dem bayerischen Künstler die gemalte Auffassung der Situationen zu rühmen seyn, durch welche die von ihm dargestellte Personen am glücklichsten charakterisirt wird, die Miene und Richtung, in der solche am vortheilhaftesten erscheint. — Starren Auges sieht so eben unser jetziges, mit allen möglichen Schwächen und Auswüchsen des Alters behaftetes Theater seine Blicke in den dicht neben ihm gähnenden, weiten Schlund. Der aus diesem fordauernd aufsteigende Staub ist wahrlich keine Weihrauchwolke für dasselbe, sondern ein sicheres Zeichen, daß es bald von diesem Schlunde verschlungen seyn werde. Der Keim eines neuen, würdigeren Tempels für die Musen der Schauspielkunst spriebt bereits kraftvoll aus dem Boden hervor. Bis jetzt ist erst für die mannichfachen unterirdischen Bedürfnisse, die Wohnungen der aufsteigenden Geister u. s. w. gesorgt, aber die Sache erforderte auch ungemeine Vorarbeiten, Sprengungen und dergleichen. Bei der großen Thätigkeit einer Menge von Werkleuten darf man nunmehr auf ein schnelles Wachsthum und baldige Vollendung des vielversprechenden Werkes rechnen. Uebrigens verrichtet das alte, gebrechliche Wesen von einer Bühne seine Dienste noch immer nach Kräften.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 3. November 1838.

Hart am Borde des Pfads der Sturz der Dranse,
Hochauf siedet der Schaum, dumpf brüllt der Klüfte
Donnernder Aufruhr.

Matthisson.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

An der Wand der ersten Zelle, vom Eingang an gerechnet, sind noch von der Hand eines Gefangenen Spuren der Zeichnung eines Christusbildes, der Mater Dolorosa und mehrerer Heiligen in freien, klaren Umrissen zu sehen. Einer der Nachfolger des Künstlers hatte mit unglaublicher Anstrengung die Kerkerthür durchsägt und eine der Schießscharten mühsam hinreichend erweitert, um sich durchzwängen zu können. Er stürzte sich durch die Oeffnung herab, in der Hoffnung, von freundlichen Wellen aufgenommen zu werden, und zerschellte das Haupt auf der Klippe.

Das obere Stockwerk enthält den räumigen, auf hölzernen Pfeilern ruhenden Rittersaal mit dem hölzernen Tisch des Herzogs Amadeus und der Truhe seiner noch jetzt in dankbarem Andenken stehenden Gattin, des Fürsten einst mit goldenen Lilien und Jagdfresken verziertes Gemach, dessen einziges vergittertes Fenster auf den engen Schloßhof hinausführt und in dessen Boiserie noch fünfzig Jahre nach der Erstürmung durch die Berner beträchtliche Schätze gefunden wurden, und den von drei Granitsäulen getragenen Gerichtssaal, in welchem jetzt die schuldlosen Kanonen der Waadtländer, neben einander gereiht, dem Posaunenruf des Gerichts, der sie zum Leben erwecken soll, geduldig entgegen harren. Noch wies mir die Frau des Kastellans die Oubliettes und flüsterte mir geheimnißvoll die alte Schauermähr von der eisernen Jungfrau, deren schneidende Umarmung die Gefangenen zerfleischt haben soll, in's Ohr. Ein Blumenflor sproßte im Schloßhof in reicher Fülle und seltener Farbenpracht; es waren Stiefmütterchen. Die Frau des Kastellans überreichte mir einige dieser Blüthen und rief mir, mit deren französischem Namen spielend, ein: Pensez à Chillon nach. Die er freundlichen Mahnung aber bedurfte es nicht, um das Andenken an den herrlichen Solitair des Genfersees in mir wach zu erhalten.

II.

Der große Sankt Bernhard.

Wenn man gleich in den letzten Jahrzehnten angefangen hat, sich um ein Weniges von dem altbergebrachten Reiseschlendrian und dem Despotismus der lebenden wie der gedruckten Wegweiser zu emanzipiren, so dürfen die herrlichsten Gegenden sich noch immer mit Recht über ungerechte Vernachlässigung beklagen, Gegenden, welche um nichts entfernter als die besuchtesten, um nichts

Digitized by Google

beschwerlicher zu durchwandern sind, und welche sich höchstens von jenen allgemein frequentirten und gepriesenen nur durch doppelte Preise und die größere Unverschämtheit der Bewohner übertreffen lassen. Zu diesen, von den Touristen und Pavlagisten im Verhältniß zu andern Gegenden und Ländern nur stiefmütterlich behandelten rechne ich, außer einzelnen versteckten Partien des Waadtlands, den Kanton Wallis und vor allem Savoyen; in diesem aber besonders die wunderbaren romantischen Thäler der Rhone und Dranse. Das erstere derselben wird wohl noch, wenn auch nur selten, vom Fuß des Botanikers betreten, während die Mehrzahl der Reisenden es in der Diligence durchfliegt, um über den Simplon nach Italien einzugeben. Das Thal der Dranse hingegen und der Uebergang des großen Bernhard, der mit Unrecht als allzu beschwerlich verschrieen ist, sieht unter den Acht- bis Zehntausenden, welche ihn jährlich machen, kaum Hunderte, die ihn aus eigener Wahl unternehmen und sich von der Großartigkeit der Natur überreich für die geringe Mühseligkeit belohnt fühlen.

Unterhalb der alten Burgruine von Martigny trennen sich die Straßen. Während die linke den Lauf der Rhone verfolgt, führt die rechter Hand abgehende durch den Flecken Martigny und längs der Ufer der jäh derabstürzenden Dranse. Mit heimlicher Scheu betrachtet man den germanistischen Waldbach, wenn uns des Führers Bericht von den Verheerungen, welche er anrichtete, Kunde gibt. Ganze Dörfer sind spurlos in seinen Fluthen verschwunden, die Stellen, wo einst weitläuftige Fabriken standen, wo Fruchtgärten und Felder grünten, durch kolossale Felsstücke verschuttet; auch nicht einmal Ruinen hat der tückische Strom hinterlassen; spurlos hat er die Gebäude der Menschen geschleift, die aufgezwungenen Joche gesprengt, um seinen Thälern die alte Urfreiheit wiederum zu erobern.

Ich gehe den französischen Kantonen der Schweiz und dem angrenzenden Savoyen in den meisten Stücken den Vorzug vor der deutschen Schweiz. Ihre Bewohner, und namentlich im Sardinischen, sind freilich ein unansehlicher, unschöner Menschenschlag; die Festtracht derselben ist nicht so zierlich als die der Oberländer: dafür wissen sie aber nichts von jener mit der Art zugehauenen schwerzerischen Biederkeit, welche der Flegelei wie ein Wassertropfen dem andern gleicht, noch weniger aber von jener treuherzigen Impudenz, mit welcher die Patriarchen der besuchteren Kantone die doppelte und vierfache Rechnung zu führen wissen, eine Kunstfertigkeit, in welcher selbst die italienischen Wirthe — wie ich dies aus vielfacher, in beiden Ländern gesammelter Erfahrung bekräftigen kann — gegen die erwähnten Biedermänner noch Schuler sind. Die Gegend selber ist um Vieles romantischer und grotesker. Da der Weg sich meistens längs des Fußes der Berge hinzieht, so genießt der Reisende den Vortheil, die Kolosse in ihrer ganzen Größe anzustaunen, während auf dem Plateau des Oberlandes nur die Heroen unter den Bergen als imposante Massen erscheinen. Die Conturen der Walliser und Savoyer Höhenzüge sind bei weitem charakteristischer und origineller, schon weil ihr Gerippe aus Schiefer besteht. Freilich entdehren mitunter auch noch die bedeutenderen unter den Zacken des Briefadels eines ihnen zugetheilten Namens, weil es kein Tourist der Mühe werth hält, nach ihnen zu fragen und die Pergamentblätter seines Portefeuille mit einer Nomenklatur von Hörnern und Dents zu bekritzeln; und so stürzen auch hunderte von Cascaden und Cascatellen namenlos in die Schlunden, nach denen, wenn sie von Berner Höhen zu rieseln geruhten, meilenweite Excursionen zum Frommen der Pferdeverleiher, wie zur Verzweiflung blasirter Reisender unternommen werden wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit, da man in Frankreich mit der nächsten Vergangenheit auf ewig gebrochen zu haben meinte, glaubte man auch die äußere Sitte revolutioniren zu können, und entlehnte die Motive für die weibliche Tracht aus dem classischen Alterthum, von dessen Costum man doch nur die verworrensten Vorstellungen hatte. In ganz Europa bekleideten sich die Weiber mit etwas, was, ernstlich oder ungefähr, eine römische Tunica vorstellen sollte; sie krönten sich mit dem Diadem der Königin Juno und wölbten den Schleierhut zum beschederten Helm Minervens. Es war natürlich, daß sich die Göttin Mode, nachdem aus dem kaiserlichen Frankreich wieder ein königliches geworden war, vom Rom der Imperatoren ab und wieder den Grazien zuwandte, welche so lustig, den Schäierhut auf den gepuderten Locken und die Rosengurlande quer über den Reifrock gezogen, dem Abgrund der Revolution zugetaumelt waren. Seitdem mußten alle Formen, die seit Catharina von Medicis einander abgelöst hatten, Muster leihen, und wenn schon die Erfinder der Composition eines Anzugs nicht selten verschiedene Perioden wunderlich vermischten, so wurde in der Praxis, welche die Moden immer nur stückweise honorirt, die Verwirrung noch ärger. So, sollte man glauben, hätte die Tracht völlig in's Charakterlose verschwimmen

Digitized by Google

müssen, und doch ist dem nicht so. Eine Zeit kommt, sie mag sich geberden wie sie will, in keiner Beziehung aus sich selbst hinaus, weder in Kunst noch in Poesie, weder in transcendentaler noch in Schneiderphilosophie; sie mag noch so gierig und scheindar ohne Wahl nach schon Dagewesenem greifen; einmal unterließe sie es, wenn es ihr nicht Bedürfniß wäre, und dann unterläßt sie nie, in der Nachahmung und Combination etwas Eigenes hervorzubringen, das sie wenigstens für die Nachwelt, im Guten oder im Schlimmen, charakterisirt. So ist es auch mit der weiblichen Tracht. Wie viel man auch frühern Jahrhunderten abborgen mochte, der Genius des neunzehnten führte die Scheere, und der keckste antiquarische Schneider opferte mit dem coup de main, den er am Ende dem Balg, zarter der „Dépouille“ einer Pompadour oder Ninon de l'Enclos gab, dem Geschmack seiner Zeit, der alles durchdringend und unvermeidlich in der Luft sitzt. Und so war es von jeher.

Durch das ganze Mittelalter war der Modenwechsel rasch und bunt genug; die Texte der sich immer wiederholenden Verordnungen gegen den Kleiderluxus, in Verbindung mit den Monumenten selbst, beweisen, daß zu allen Zeiten Fremdes mit Begierde herbeigezogen, daß nicht nur die Muster des Landes, welches gerade im Geschmack den Ton anzab, sey es nun Spanien, oder Italien, oder Frankreich, aller Orten nachgeahmt, sondern vielfältig selbst orientalische, ja sarmatische Formen versucht wurden. Trotz dem vermag man eine gepnzte weibliche Figur aus irgend einer Zeit nach dem ganzen Typus der Tracht so bestimmt in ein gewisses Jahrhundert, ja in den Bruchtheil eines solchen zu versetzen, als man das Alter von Abteien und Thürmen nach dem Baustyl schätzt. Auch wir, seit zwanzig und mehr Jahren, haben mit allem Cinquecentismus u. s. w. doch immer nur Novecento gemacht, und eine Folgezeit wird, wenn sie es der Mühe werth hält, das Costüm der Ehebrecherinnen Monsieur Scribes in seinem Gesammtcharakter besser als wir und so zu fassen wissen, wie etwa das Costum der Gemahlin Orgons im Tartüffe vor unserm innern Auge steht. So wenig dereinst ein Antiquar gewisse antikisirende und gothisirende Paläste und Kirchen einer andern Zeit aufbürden wird als eben der unsern, so sicher sezt er irgend ein Porträt von Lawrence oder Stieler gerade dahin, wo die Ei enbahnen in die Welt kamen und dafür so Vieles Abschied nahm.

Das nosce te ipsum ist den meisten Menschen umsonst gepredigt; aus denselben Gründen erkennt die ideale Persönlichkeit einer Zeit ihre eigenen Entwicklungen nur in sehr verschwimmenden Umrissen: so ist es auch beim Gegenstand, den wir hier besprechen. Wir sehen den Wald vor Bäumen, das abstrakte Weib unserer Generation, nach Costüm, wie noch Geistes- und Gemüthsrichtung, vor lauter Weibern nicht. Ueber dem ewigen Wechsel im Zufälligen, das sich als Hauptsache aufdrängt, entgeht dem gemeinen Blick das Bleibende, das Gemeinschaftliche; der unaufhörliche Strudel einander ablösender Farben und Formen, Federn und Bänder, Spitzen und Blumen läßt uns die Knoten übersehen, welche in der Bewegung ruhen, und an diesen Knoten halten eben die allgemeinen Begriffe des Zeitalters von Anstand und Grazie und verrucken sich nur sehr allmählich. Durch diese Punkte nun, deren es immer viele, groß und klein, gibt, geht jedesmal die Linie, welche ein Costüm in seiner Abstraktion wie ein Sternbild abreißt. Dieser Umriß wird aber immer erst dann recht deutlich, wenn er keine Geltung mehr hat, und so werden erst unsere Enkel und Urenkel von unserer Tracht, in ihrem Gemeinsamen und Bezeichnenden, ein so scharfes Bild bekommen, wie wir eines vom Costüm zur Zeit Elisabeths von England und Heinrichs IV., oder im Jahrhundert Ludwigs XV. haben.

Es ist uns schon oft so vorgekommen, als ob einem diese Fundamentalpartien der gegenwärtigen weiblichen Tracht am deutlichsten würden, wenn man genau beobachtet, wie Schauspielerinnen Costume ferner Länder und Zeiten an sich reproduciren. Die Männer schlupfen ganz ehrlich in ihre Masken, binden ihre Bärte um und ziehen ihre Pluderhosen an; aber die Weiber auf den Brettern kommt es gar zu sauer an, eine Hülle überzuwerfen, welche die Grazie entweder geradezu tödten oder doch die freie Entwicklung derselben beeinträchtigen könnte; der Instinkt sagt ihnen aber ganz richtig, daß, wie die Mimik überhaupt, so namentlich die Grazie in fremdartigen Formen gar leicht erstickt, daß sie dagegen bei weitem das vortheilhafteste Spiel hat, wenn sie die Linien und Falten der allgewohnten Tracht in Bewegung setzen darf. Sie thun daher das Gehörige für Flitter und Farbenspiel, lassen es sich aber nie nehmen, die verschiedensten Masken im Wesentlichen möglichst dem Tagesgeschmack zu nähern. Sie wissen dabei ihre koketten Anachronismen nicht selten auf's Unwurdigste und Sinnreichste zu maskiren, und der Zuschauer wird es nicht inne, daß die Mimik, welche diesen mittelalterlichen, orientalischen, Bauern- und Feentrödel beseelt, ihm besonders durch Linien und Formen gefällt, die er an seiner Frau oder seiner Geliebten gewöhnt ist. Jedes Weib weiß, was wir hier meinen, und die Männer, die es nicht auch wissen, mögen sich darnach umsehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Verschönerungen. Semmler. Chamisso. Die hohen Gäste.

Die mit der großen Friedrichsstraße parallel laufende Charlottenstraße wird durch einen Durchbruch in der Koch-straße verlängert; und um diesem Stadttheil eine neue Zier zu geben, sezt man der Jerusalemer Kirche einen mit Schmer ser gedeckten Spitzthurm auf. Berlin hat verhältnißmäßig so wenig Thürme, daß dieser sowohl als der auch in Reparatur befindliche Thurm der Parochialkirche die Physiognomie der ganzen Stadt verändern kann. An gut gemeinten Vorschlägen zu Verbesserungen und Verschönerungen fehlt es anderdem nicht. Dr. Karl Seidel läßt in der Vossischen Zeitung eine Reihe von Vorschlägen drucken, besonders zur Cultur der Umgegend, denen man nur wünschen kann, daß ein thätiger, mittelreicher Mann sie ausfasse. Auch der lang gehegte und vielfach ausgesprochene Wunsch, daß unsere stehenden und stinkenden Rinnsteine durch Bewässerung mit fließendem Was-ser unausthätig gemacht werden, findet neue Vertheidiger. Der Major Bayer hat einen Plan drucken lassen, vermöge eines Wasserthurms am Hallischen Thore, eines Druckwerks durch Dampf und eisserner Röhren, die Friedrichsstadt mit Gußbrunnen zu versehen, welche alle Rinnenzüge ausspülen sollen. Die Realisirung des guten Plans dürfte noch lau weiten Felde seyn, wenn nicht die Nasen einflußreicher Personen vom Gestank unserer Rinnsteine allzu sehr verletzt werden. Denn unsere städtische Polizei, Magistrat und Stadtverord-nete haben zur Zeit zu viel andere Sorgen, um die übrigen zur Prüfung der stinkenden Essen zu verwenden. Ist man doch noch immer nicht wegen Unterdringung der Exquantis rung im Reinen. Auch beschäftigt der Bau des Nikolaus-spitals, als etwas Nächstes, Dringendes und Erfreuliches, die Gemüther. Die kleinen Geschenke und Anerbietungen dauern noch ununterbrochen fort.

Aus diesem todten Sommer-Berlin ist inzwischen mancher Mann, dem wir ein längeres Leben gegönnt, auf den grünen Gottesacker hinausgetragen worden. Der geheime Ober-Fi-nanzrath Semmler, obwohl er auch als Schriftsteller thätig gewesen, und eine kurze Zeit ein obrigkeitliches Wählerr amt über die königlichen Theater, was deren Oekonomie anlangte, üben mußte, gehört doch bieher nur in seiner aus gezeichneten Thätigkeit bei der Armenverwaltung, welchem Geschäft er, nach einem vielseitig bewegten Leben, seine letz ten, noch vollen Mannesträfte widmete. Ein unerwartet rascher Tod riß ihn, der kaum noch auf's Neue Vater ge worden, aus dem glücklichen Familienkreise, und aus einem unendlich größern, wo er Vaterstelle vertrat. Der Verlust solcher Männer, welche ihr ganzes Wirken freiwillig der Noth Anderer widmen, ist in unserer Zeit, wo ihre Zahl gering ist, doppelt fühlbar. — Adalbert v. Chamisso meldete ich Ihnen, wenn ich mich recht entsinne, schon vor Jahren als einen Sterbenden. Ein wunderbares Spiel des Schicksals: tödtlich an der Brust verwundet, selbst schon in heiter klarem Bewußtseyn vom Leben Abschied nehmend, mußte er genesen, um noch den Schmerz zu erleben, seine blühende, jugendliche Gattin rasch dem Grabe entgegen eilen zu sehen. Da sagten die Aerzte: er ist gerettet, sein Uebel ist ein chronisches ge worden, er wird hundend ein hohes Alter erreichen. Und eine heftige, rasche Krankheit mußte ihn, jezt ganz unerwar tet, seinen Freunden, der Poesie, seinem zweiten Vaterlande entreißen. Es ist so viel schon über den merkwürdigen, treff lichen Mann, über diesen ausgezeichneten Dichter geschrieben worden, es waren ihm schon Leichensteine gesetzt, als er noch lebte, daß wir füglich hier einen Nachruf sparen, der nur Wiederholung wäre. Er hat das eine Glück des Dichterlebens geerntet: sein Werth war schon bei seinen Lebzeiten vollauf erkannt, sein Name wurde mit Ehren genannt, und die all-gemeine Liebe Aller, die ihn kannten, folgte ihm in's Grab. Wäre sein Begräbnißtag bekannter gewesen, und hätten nicht zufällige Umstände die Beschleunigung desselben gefordert, würde sein Leichengefolge sehr groß und ehrenvoll gewesen seyn. Nur wenige der allernächsten Freunde begleiteten seine Bahre. In seiner selbstgeschriebenen Biographie, welche das mals schon als ein letztes Vermächtniß galt, hat er sich ein schönes Denkmal gesetzt. — Unserm berühmten Reisenden und Naturforscher, dem Professor Ehrenberg, drohte vor Kurzem auch der Tod, und zwar in einer furchtbaren Gestalt in der Fremde. Eine überfüllte Stage coach, auf der er in England fuhr, stürzte. Viele der Insiger wurden zerquetscht, Einer blieb auf der Stelle todt. Unser Landsmann, der auf der Imperiale seinen Sitz gefunden, wurde glücklicherweise von da herab auf eine Strauchdecke geschleudert und kam mit leichten Verletzungen davon.

Was noch von „Fröden und Hochgezitten“ sich zugetragen bei Gelegenheit der hohen Besuche, gehört nicht in meinen nachrichtlichen Bericht. Unsere magern Zeitungen haben wo chentlang davon geschwelgt und andere Zeitungen die Nachlese gehalten. Auf Vermuthungen, was diese Besuche bezweckt, ob außer der Herzlichkeit eines Familienzusammenkommens und andern Familien- auch noch politische Zwecke dabei ge ween, haben deutsche Zeitungen sich nicht eingelassen, und auch unsere Kaffeehauspolitik kümmerte sich diesmal nicht viel darum. Man sprach lieber von den reichen Gaben der kaiser lichen Huld; und es ist nur zu bedauern, daß manche pikante Geschichte nicht zum Druck sich eignet, die noch sonst zur nationellen Charakteristik einen vollen Beitrag liefert. Es ist gewiß, daß die kaiserlichen Gäste ihre Huld mit vollen Händen spendeten; da es aber nicht immer aus Hand in Hand ging, sondern viele Zwischenhände dabei im Spiel waren, so soll es wohl gekommen seyn, daß Uhren, die ursprünglich von Gold waren, bis sie in die der Empfänger kamen, zu Tombak wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Was ohne Füße läuft.

Ohne Füße trägt er schwere Lasten,
Wenn er läuft, so darf ein Andrer rasten,
Das, so lang es läuft, ihn tragen hilft,
Bis er selbst trägt, und als Träger gift.*

J. G. M.

* Schwäbisch, für: einen Leidenston von sich gibt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 5. November 1838.

Take physic, pomp!
Shakespeare.

Moden.

(Fortsetzung.)

Wenn wir, mitten in das Leben unserer Zeit gestellt, über die historische und maleriſche Bedeutung unserer Tracht kein rechtes Urtheil haben, und am Ende weniger wissen, wie sich unsere Weiber ausnehmen, als wie sich unsere Urgroßmütter ausnahmen, so entschädigt dafür reichlich der Genuß, das unmittelbare Werden und Bluhen zu beobachten; dabei zu seyn, wie Tag für Tag die glänzenden Bluthen der Industrie von tausend zarten Händen auf tausendfache Art, und doch nach Einem Muster, zu einem Selam gewunden werden, der am Ende immer dasselbe sagt, aber im mannichfachsten Ausdruck von der platten Prosa bis zum sinnigsten Reimspruch; es mit anzusehen und zu genießen, wie so viele leichte, heitere, liebenswürdige Geister die Kunst des Gefallens treiben, ut apes geometriam; es zu verfolgen, wie eine Mode, stolz, reformatorisch, wie ein junger Regent, auftritt, wächst, auf Millionen Fußen schreitet, aber ihr Ziel findet, wie alles Leben, und verscheidend, gleich dem sterbenden Delphin, noch in den buntesten Farben aufflackert und mit ihrem Tode so wenig eine Lücke in der Welt läßt, als der einzelne Mensch, wenn er heimgeht. Lassen wir uns dagegen durch Bilder oder Schilderungen in verschwundene Zustände versetzen, so fassen wir wohl den Gesammthabitus in scharfen Umrissen, aber sie sind steif und todt. Die Conturen mit ihren Falten, Schnörkeln und Schleifen, die einst, vom Puls des Lebens gehoben, eine so beredte Sprache führten, die Kleinode und Bijouterie alle, einst die Freude der Besitzenden und Sitzenden, die kleinen Koketterien, einst das Entzücken des liebevollen Beschauers — Alles hat für uns den wahren Sinn, die eigentliche Bedeutung verloren, und dieses ganze erstarrte Leben blickt uns unbeschreiblich wehmüthig, oder nach Umständen und Stimmung abscheulich an. Man gedenkt fast mit Grauen der Zeit, wo die muntere Flora unserer Lebensitte auch so dürr im Herbarium der Geschichte liegt, wo dieses volle, reizende Leben im mit uns verwachsenen heitern Schmucke der Zeit, geisterhaft, unverstanden nur an Papier und Leinwand klebt. Ob dann die glänzende Madame O. und das reizende Fräulein B., deren Porträts die letzte Kunstausstellung schmückten, auch so nichtssagend und ein Spott der Albernen und Leichtsinnigen aus ihren Rahmen blicken, wie dort beim Trödler oder in der Familiengallerie die Frau in der hohen Frisur mit Schönpflästerchen und dem ungeheuern Blumenstrauß am breitgestreiften seidenen Caraco, oder das Mädchen mit Schäferhut, Ebignon und bauschigtem Halstuch, das ein Körbchen mit Täubchen im Arme hält?

Digitized by Google

Was für prächtige Frauenbilder auf jener Ausstellung! Es war, als hörte man überall den Atlas rauschen und die Fächer klappern; man sah die Federn nicken und die Cashemirs stolze Wellen schlagen, man roch die Blumensträuße und parfumirten Handschuhe. Wie anmuthig und natürlich schwingen und verbinden sich die Linien zum Kopfputz über den lieblichen Gesichtern, und darunter zur Umschreibung der Büste, der Arme, der schmalen, oft wie schmalen! Taille! Und Alles das, als könnte es gar nicht anders seyn, als verstände es sich von selbst, wie die Bergconturen am Horizont unseres Geburtsorts.

O wonder!
How many goodly creatures are there here!
How beautous mankind is!

Man könnte wahrhaftig wünschen, unser Herrgott möchte diesen Gräfinnen, Geheimehofräthinnen und Bankiersweibern lieber gleich das geschmackvolle Gefieder federwachsen lassen, damit sie es für alle Zeiten ihrer Descendenz als organische Mitgift überlieferten. Es thut ordentlich wehe, wenn man solche Bilder aus der Gegenwart um wenige Generationen in die Zukunft hinausrückt und sich den kalten, profanen Blick einer in andere Formen eingelebten Zeit darauf gerichtet denkt. Was jetzt an Farbe, Form und Gruppirung im Organismus der gebieterischen Sitte nicht nur gerechtfertigt, sondern gefordert ist, erscheint dann dem fernstehenden, uneingeweihten Auge als freie Wahl des Individuums, und ein anders gebildeter Geschmack verurtheilt geradezu als abgeschmackt, was nur nothwendig war. Der bedeutsamste Schmuck wird zur kindischen Spielerei, Distinktion wird zur Grimasse, Feinheit zur Albernheit, und die naiseweise Enkeltochter vergibt der Eltermutter ihren grotesken Ungeschmack nur wegen des unverkennbaren, interessanten Familienzugs im jugendlichen, liebenswürdigen Gesichte.

Ich war einmal veranlaßt, mit einigen Frauenzimmern bei einer berühmten Modistin in einer bedeutenden Stadt Deutschlands einzusprechen, und dort drängte sich mir noch ein anderer Gedanke auf. Noch im vorigen Jahrhundert hatte auch die weibliche Tracht ihre Classen und Stufen, und die größere oder geringere Vornehmheit spricht sich auf den Familienbildern jener Zeit deutlich genug aus. Dem ist jetzt nicht mehr so, und am allerwenigsten bei Porträts. Wer einmal die Kosten für ein solches aufwendet, sitzt in seinem besten Staat, und der Maler weiß wohl, daß die Koketterie, welche seine Technik mit Stoffen und Kleinoden treibt, noch lohnender für ihn ist, als die Galanterie, mit der er die Person selbst behandelt. Der Takt der Zeitgenossen läßt sich durch Glanz und Luxus der Lebenden nicht blenden; tausenderlei, Sprache, Haltung, Umgebung u. s. w. belehrt ihn rasch über die Stellung eines Weibes, wenn es ihm noch so imponirend entgegentritt. Aber im Gemälde ist nur Ein Ausdruck festgehalten, und zwar, im Interesse des Malers und der Abgebildeten, der vortheilhafteste und noblste. — Wenn einmal, dachte ich, die Bilder unserer Weiber dem Kunsttrödel verfallen sind, so kann die Kritik im einzelnen Falle starke Mißgriffe kaum vermeiden, wenn es sich davon handelt, über die Identität einer abconterfeiten Person zu entscheiden, weil Costüm und Beiwerk über Rang und Stand so gut wie nichts aussagen werden. Ich erblickte nämlich, in das Besuchzimmer der Modistin getreten, über dem Sopha ein glänzendes Gemälde; ein weibliches Porträt, Kniestück, die Effekte von Atlas, Spitzen und Gold sehr gut wiedergegeben, ein rother Shawl als obligate Folie nachlässig umgeworfen, das von dunklen Locken umspielte, mit Perlen geschmückte Haupt sanft auf die Hand und der Ellbogen auf eine Console mit prächtiger Blumenvase gestützt, das Ganze herausfodernd, mit brillanter Technik hingeworfen, und der Ausdruck der ganz hübschen Person vornehm genug. Die ehemalige Putzmamsell und jetzige Marchande de modes bemerkte meinen prüfenden Blick und sagte, das Gespräch mit meinen Begleiterinnen unterbrechend, leichthin: „Mein Porträt! Wenn ich angezogen bin, bin ich's ganz!“ — Welch tiefes Wort, sowohl in Bezug auf den Maler als auf sie selbst und ihr Geschlecht! Wenn sie angezogen sind, sind sie's ganz! Ich dachte nun aber: schwimmt dieses Bild auf dem Zeitstrom zufällig weit hinab, viel weiter als so viele tausend andere, und wird von einem Kunstkenner an's Licht gezogen, so erkennt er wohl sicher an Pinsel und Costum das Zeitalter, denn es anachront, aber nimmermehr, wen es vorstellen soll. Nun entdeckt er aber in der Ecke den Namen des Malers; er schlägt, wenn sie glücklich erhalten sind, die monströsen Kunstregister des neunzehnten Jahrhunderts nach und findet richtig den Mann, mit der Notiz, derselbe habe im Schlosse zu N. mehrere Zimmer mit Fresken geschmückt und dabei „bedeutsame Scenen aus deutschen Dichtern in ebenso tiefer, sinnvoller Auffassung als ansprechender, von seinem schönen Talente das erfreulichste Zeugniß ablegender Ausführung zur Anschauung gebracht.“ — Nach diesem Wink und andern scharfsinnig herbeigezogenen Umständen wird vielleicht der Kenner bewirken, daß das Bild eine Prinzessin Tochter des hochfürstlichen Hauses, dem der Meister attachirt gewesen, darstellen muß, und wenn dieses Haus dann noch nicht ausgestorben ist, so mag der Mann für die Umwandlung einer Putzmamsell in eine fürstliche Ahnfrau einen Brillantring erhalten, wenn anders dergleichen huldvolle Anerkennung des Verdienstes noch Mode ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Die Straße, welche über den großen St. Bernhard führt, ist nur zur Hälfte fahrbar, und auch diese letztere läßt noch gar Vieles zu wünschen übrig. Der Weg führt an schwindelerregenden Abgründen vorüber, in deren Tiefe der dunkelgrüne Waldstrom zwischen Lerchen und Tannen über die Klippen dahinstrudelt. Kaum eine Handbreite scheidet das Radgeleise vom Sturz; Geländer oder sonstige Schutzwehren sind dort eben so wenig als in der übrigen Schweiz zu finden. Nichtsdestoweniger rollt das Mägleri pfeilschnell an den halsbrechenden Stellen vorüber, und die tröstende Betheurung des Fuhrmanns, wie man seit Menschengedenken von keinem Unglücksfall vernommen habe, verliert bei dem schwindelnden Flachländer an Glaubwürdigkeit; vermag doch sogar der Hinblick auf andere Fuhrwerke, deren Lenker schlafend den Berg hinunterjagen, seine Besorgniß nicht völlig zu beschwichtigen.

Vor Saint-Branches führt eine kurze Galerie durch den Felsen. Unmittelbar hinter derselben liegen die Ruinen eines seubern Trappistenklosters; Rancé selber hätte keine melancholischere Stelle ausfindig machen können. Glühend prallt die Sonne von den Schieferplatten der engen Felsschlucht ab. Kaum ein Hälmchen vermag auf dem steinigen Boden zu wurzeln, und nur das Murmeln des Stroms in der Tiefe unterbricht das Schweigen der Einöde. Saint Branches ist gleich allen im Val d'Entremont gelegenen Flecken ein trostes, unheimliches Nest. Die Häuser sind sämmtlich von rohen Bruchsteinen, welche in der scharfen Bergluft schnell verwittern und den Wohnungen ein finsteres, verräuchertes Ansehen verleihen. Die schweren Steine, welche alle Dächer als Schirm gegen die Stürme belasten, dienen ebenfalls wenig dazu, die Häuser zu verschönern. Die von Balken roh zusammengefügten Hütten der Dörfer ruhen auf tellerförmigen Schieferplatten, welche den Mäusen das Eindringen verwehren, und diese Platten wiederum auf freistehenden plumpen Klötzen. Hohe Gerüste, auf denen Sandohnen in endlosen Reihen trocknen, umgeben jede dieser ärmlichen Wohnungen. Das schöne Schweizervieh verkuppelt auf der weidelosen Höhe; nur lebenssatte Ziel grasen hin und wieder in den Umzäunungen und provoziren mit wüstem Geschrei die elegischen Reposorien der entfernt hausenden Sippschaft. Man kann sich nichts trostloseres als jene armseligen Dorfschaften denken. Froh athmet man auf, so oft wieder eine derselben durchmessen ist und das Auge in dem Anblick der ewigen Gletscher, Felsen und zackigen Schluchten schweigen darf.

Von Liddes an muß man das Cabriolet mit dem Saumthier vertauschen. Der Weg führt durch den kleinen Flecken St. Pierre, der letzten diesseitigen Ortschaft, auf halb zertrümmerten Brücken über den Wildbach von Sordogne und im Angesicht des höchsten der Schneeberge, des Mont-Velan, an einer altertümlichen Warthe vorüber. Die Berge werden schroffer und kahler; selbst das Knieholz gedeiht in diesen Regionen nicht mehr. Einzelne, steinerne, plump erbaute Sennhütten liegen im Grunde, und das Geläute der Kuhglocken mischt sich einförmig mit dem Rauschen der in Schlangenwindungen hin und wieder irrenden Dranse. Ein einzelnes Haus steht in der Ebene; es ist das Wirthshaus von Proz; hinter demselben stürzt die gleichnamige Cascade vom Felsen. Der Hauptbach ist nur unbedeutend, aber links und rechts von ihm werfen sich einige zwanzig kleine, sich oft durchkreuzende Bächlein herab, und bilden auf der schwarzen Steinfolie das wundersamste Gewebe von Silberfäden.

Die Sonne sank hinter die Berge. Die Gipfel derselben flammten noch einmal in rosig goldener Gluth und erblaßten allmählich. Kein Laut war weit und breit außer dem Rauschen des Wassers, dem dumpfen Dröhnen der Hufschläge auf der Schneedecke zu hören. Das Kreuz auf der Spitze des Montmaure verschwamm in den Schatten. Das letzte Tageslicht erlosch, und nur beim Schimmer der Sterne ließ sich der steile Pfad und die einzelnen Stangen erkennen, welche dem Wanderer zur Winterszeit als Wegweiser dienen. Schwerfällig zog ein Raubvogel wie eine schwarze Wolke über das Thal. Ein einzelner heiserer Schrei tönte in der Höhe; es war der Ruf der wilden Katze, welche, nach Aussage des Fuhrers, in diesen Gebirgen ein eben so häufiger, als gefährlicher Feind der Gemsen ist. Dann trat das alte, feierliche Schweigen wieder ein — es ward finstere Nacht. Und immer jäher stieg der oft vom Wasser zerrissene Pfad bergan; schon begann das ermattete Maulthier zu straucheln, da tönte der feierliche Klang der Glocken durch das Dunkel: das Hospiz des St. Bernhard war erreicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die italienische Oper.

Nun herrscht in den hiesigen Schauspielen große Thätigkeit. Die Reichen kommen wieder in die Stadt, die Herbstwitterung erlaubt keine abendlichen Spazierahrte mehr, und die Theaterdirektionen thun alles Möglliche, um ein volles Haus zu bekommen. Die italienische Oper hat so pünktlich

Digitized by Google

wie immer zu Anfang dieses Monats ihre Darstellungen begonnen; in Ermangelung eines eigenen Schauspielhauses hat sie für diesen Winter sich im Odeon angesiedelt. Bekanntlich ist diese Oper der Sammelplatz der reichen Welt. Es gehört zu den vorzüglichen Genüssen derselben, hier dreimal in der Woche prächtig geschmückt zu erscheinen. Manche lassen ihre Logen foftbar tapezieren und möbliren, und Teppiche sind überall, sogar auf den Treppen aufgebreitet. Der Odeonsaal eignet sich für musikalische Aufführungen vortrefflich; in keinem Pariser großen Schauspielsaal thun die Stimmen eine so schöne Wirkung, weßhalb auch schon einige Theaterkritiker die Bauskünstler auf die Einrichtung des Odeonsaals aufmerksam gemacht haben, damit sie untersuchen, worin diese Eigenschaft liegt. Das Odeon ist vom Mittelpunkt der Stadt zu weit entfernt, als daß darin eine gewöhnliche Truppe das große Publikum herbeiziehen könnte; mit der italienischen Oper ist es nun freilich etwas Anderes. Wer eine Loge in dieser Oper miethet, hat seine eigene Equipage, und diejenigen, welche das Parterre dieser Oper ausmachen, sind meistens leidenschaftliche Dilettanti, die gerne eine halbe Meile gehen, um eine Rossinische oder Donizettische Oper in ihrer höchsten Vollendung von Dile. Grisi, von Rubini, Lablache, Tamburini singen zu hören. Es bedarf dazu weder eines neuen Stückes, noch eines neuen Schauspielers. Die italienische Oper beschränkt sich seit einigen Jahren auf eine geringe Anzahl neuerer Opern; möchtens gibt sie im Laufe des Winters einige ältern Opern von Cimarosa und Mozart; die Opera buffa oder komische Oper, welche sonst so beliebt war, wird fast ganz bei Seite gelassen, und das Publikum scheint nur an der Opera seria Geschmack zu finden, weil Rossini und Donizetti hauptsächlich nur ernsthafte Opern gesetzt haben. Rossini's Barbiere di Seviglia macht davon natürlich eine Ausnahme, und dieses Stück gehört mit zu den beliebtesten des italienischen Opernrepertoires in Paris und in London. Da nun die Sänger und Sängerinnen einen geringen Kreis von Opern im Laufe der Jahreszeit durchzugehen haben, so verlangt man auch mit Recht von ihnen, daß sie diese wenigen Stücke meisterhaft darstellen; und so wie die Truppe seit einigen Jahren zusammengesetzt ist, läßt sie auch nichts zu wünschen übrig; gibt es Nüancen in den Darstellungen, so rühren sie von der bessern oder ungünstigern Stimmung der Darstellenden her. Es gibt aber auch wohl in der ganzen Welt keine ertzlicher besoldeten Schauspieler, als die Hauptsänger an der italienischen Oper. Zwanzig bis vierzigtausend Franken für die sechsmonatlichen Darstellungen in Paris, eben so viel und wohl noch mehr in London, daneben die vielen Soireen, der Singunterricht bei Hofe, bei den Gesandten, bei den Reichen in den beiden Hauptstädten, so daß Dile. Grisi, Rubini und Lablache ungefähr hunderttausend Franken einnehmen. Dies dauert freilich nicht die ganze Lebenszeit; ihre Virtuosität wird nur so lange, als ihre Stimme ihre völlige Kraft behält, hoch geschätzt. Sind sie daher verständig, so benutzen sie die reichliche Ernte und sparen für die spätern Jahre, damit sie sich bei Zeiten zur Ruhe begeben können und nicht zu warten brauchen, bis ihnen die Zuhörer zu verstehen geben, daß sie nicht mehr das sind, was sie waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

L. Löwe. Die Eisenbahn.

Das Theater belebte einige Zeit lang ein seltener Gast, Ludwig Löwe aus Wien gab Gastrollen. Zur Ehre Berlins fand dieser ausgezeichnete Mime diesmal die volle Anerkennung, welche ihm bei seinem frühern Besuche unser Publikum schuldig blieb. Ich kann mir keine Versammlung gebildeter oder ungebildeter Zuschauer denken, die nicht durch Natur und Kunst dieses Darstellers gerührt, befriedigt werden müßte. Wo sein Naturell sich einigermaßen mit der Aufgabe der Rolle verträgt, wird diese volle Durchbildung geistiger und physischer Mittel, diese weiche, harmonische Fülle seiner zur Seele dringenden Sprache, diese höchste Kunst, die in der Erscheinung eben nichts davon merken läßt, hinreißen und fesseln. Warum nun aber keine andern Effekte, als daß Jeder, der ihn sah, mit Vergnügen sich daran erinnert, gern und willig seine künstlerische Vollkommenheit anerkennt, und von seinen Mängeln weiß? — Weil er kein junges, hübsches Mädchen ist, sondern ein gereifter Mann? — Vielleicht, aber auch das thut es nicht mehr. Die Zeiten sind andere geworden, und wir bedauern für Ludwig Löwe, daß er nicht um zehn Jahre früher in Berlin die Würdigung seiner Verdienste fand, wenn nicht eben ein künstlerisches Verdienst wie seines auf das Furoremachen gern verzichtet.

Wir haben eine Eisenbahn! Eine Eisenbahn in Berlin, und es spricht Niemand davon! Unter „sprechen“ bei neuen Dingen, wo unser Publikum aufgeregt ist, und die es interessiren, verstehe ich nämlich ein lautes Sprechen, oder ein Conversationsthema, das man unwohlzt, dreht nach allen Seiten, mit dem Vergrößerungsglas ansieht und zuletzt zerstückt, zerreißt und, nachdem man es bewundert, die lächerliche Seite ausfindet. Eine eröffnete Eisenbahn, und sie ist zu einer gleichgültigen Sache geworden! Seben seit vier Wochen eröffnet, und kaum der Zehnte, den wir anreden, ist darauf gefahren. Nichts von Eisenbahn-Beinkleiderzeugen, Hüten, Bonbons, höchstens eine Eisenbahn-Galoppade im Musikladen. Glauben Sie nicht, daß unser Publikum aus seiner Art geschlagen ist, auch nicht, daß es sich betrüben ließ von den Verrogaden und gegen das Princip eingenommen wurde. Nur und allein für diese Potsdamer Eisenbahn ist sein Eifer abgekühlt, was so viel Gründe hat, als Brombeeren an dem Wege wachsen. Ich übergehe die andern, viel bekannten, und hebe nur den nächsten hervor, daß die Eisenbahn, um von Berlin nach Potsdam zu kommen, zwei Meilen von Berlin beim Dorfe Zehlendorf anfängt, man also erst zwei Meilen mit der Post oder einem Fuhrmann fahren muß, um das Vergnügen des Rutschens zu haben, und die Fahrt, statt bequem und schnell zu sein, solche Kosten und Weiterungen fordert, daß die Mehrzahl gern davon absteht. Freilich wird sie in nicht zu langer Zeit ganz fertig werden; aber das wie bei Seite gesetzt, schließt man daraus, wie es was angefangen wurde, gern auf den Ausgang. Die Berlinischen Witzigen möchten das alte Sprüchwort: „Ungeschickt läßt grüßen,“ auf Alles anwenden, was von dem Potsdamer Aktiencomité unternommen ist. Möglich, daß es die und da unschuldig leiden muß, was aber die vox publica bestreitet. Ein Odium, das sich nicht wegblasen läßt, lastet einmal auf den Unternehmern und Dirigenten, was seit den Diatribben, welche die Riesaer Bahn nach Leipzig untergruben, nur noch festere Basis gewonnen und sich weiter verbreitet hat. Der lange Durchzug durch den Lehmberg bei Sedmberg ist übrigens eine Sehenswürdigkeit für Berlin geworden; aber auch hier wird behauptet, er sey unnöthigerweise gemacht. Wenn man das Terrain vorher gründlich untersucht, hätte man mit geringern Kosten einen Tunnel durch den sehr festen Lehm graben können.

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 6. November 1838.

Barmherz'ge Brüder, die um Gotts willen
Dem Wandersmann so Durst als Hunger stillen.

Wieland.

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Ein reges Leben wogte noch in den erleuchteten Gängen des Klosters. Landleute und Maulthiertreiber drängten sich in der Küche, um der reichlichen Spenden, welche die Hospitalität des Convents jedem Wanderer reicht, theilhaftig zu werden. Ein Jeder empfängt ein Brod, Käse und Fleisch, und eine halbe Flasche Wein. Mich führte der freundliche Geistliche, welchen ich um ein Nachtlager ansprach, zuvorkommend in das Tafelzimmer, wo bereits ein halbes Dutzend Reisender von allen Nationen sich um das wohlthätige Kaminfeuer gereiht hatten. Die Tafel, welche unmittelbar darauf servirt wurde, war vorzüglich und reichlich bestellt, und auch ohne die Fatiguen des Bergsteigens hätte der Wein dem Verwöhnteren behagen können. Ein gleiches Lob gebührt den Betten.

Ich erwachte mit den ersten Sonnenstrahlen. Es war ein Sonntag. Noch herrschte in der Einöde, welche ich von meinem Fenster aus übersehen konnte, eine schwermüthige Stille. Dann und wann klang eine Kuhglocke vom Abhang herauf; ein Eisvogel schwebte über den kleinen See, welcher hart am Kloster liegt. Bald aber begann sich die Landschaft zu beleben. Zahlreiche Haufen von Landleuten zogen den gewundenen Pfad herauf, um die Messe im Kloster zu hören; die Glocken riefen in die Kirche und der Gesang der Geistlichen verkündete den Beginn des Gottesdienstes. Ich folgte dem Rufe.

Die Kirche selber bietet nur wenig Denkwürdiges dar. Die Gemälde sind noch unter der Mittelmäßigkeit, eine Copie der Sixtinischen Madonna miserabel, und das Bild des heiligen Bernhard von Menthon, des Stifters dieses wohlthätigen Hospizes, dieses heiligsten Heiligen von allen, deren die Legende Erwähnung thut, wie er von zwei Hunden begleitet wird, nur des Gegenstandes halber dem Auge erträglich. Desaix's Denkmal ist unvortheilhaft in einem Winkel aufgestellt. Das Basrelief allein, welches den vom Pferde gesunkenen Feldherrn zeigt, würde schwerlich hinreichen, den Namen des Freiheitshelden zu verewigen. Dicht daneben steht der Opferstock, in welchen die freiwilligen Gaben der Wanderer niedergelegt werden. Diese sind es, verbunden mit einigen jährlichen Kollekten und dem Ertrag von wenigen auf dem Berge verstreuten Sennereien, von welchen die Wohlthaten des Klosters bestritten werden, eine scheinbar geringfügige Einnahme, wenn man die gewaltige Anzahl der die Gastlichkeit in Anspruch Nehmenden erwägt. Wenige Tage darauf sollte das Fest der Schutzpatronin

Digitized by Google

begangen werden. An diesem Tage strömen allein drei- bis viertausend Landleute aus den Thälern hier oben zusammen.

Noch gewaltigere, wenn gleich weniger andächtige Massen überschritten den großen Bernhard in den Tagen vom 18ten bis 24sten Mai im Jahr 1800. Es waren die Sechzigtausende der Division Garbanne, welche Bonaparte über diesen Paß nach Italien führte. Ist genug drängte sich mir bei dem, schon mit dem einzelnen Maulthier mühsamen Erkletzen die Erinnerung an den heroischen Gedanken auf, über diese Schnee- und Eisfelder ein Heer und dessen Geschütze zu leiten. Nur wer selber die Tour gemacht hat, wird die Größe der Unternehmung zu würdigen wissen. Die Geistlichen waren auch hier unermüdet, den Kriegern Wein und Brod zu reichen, bis der Vorrath völlig erschöpft war. Bonaparte befahl, dem Kloster eine Gratifikation von 52,000 Franks auszuzahlen. Ein Kriegscommissär unterschlug die Summe. Erst nach Jahren kam der Betrug durch einen durchreisenden französischen General zur Sprache; die Untersuchung ward gegen den Schurken eingeleitet, während der Kriegswirren lässig genug. Das Resultat derselben war, daß dem Kloster noch nachträglich das Viertel der ursprünglichen Summe gezahlt wurde. Eine schwulstige lateinische Goldinschrift auf schwarzer Marmortafel, welche vor dem Tafelzimmer aufgestellt ist, wurde dem Kaiser Napoleon (semper optimo, wie er unter andern genannt wird) im December 1804 von dem Kanton Wallis geweiht.

Das Kloster besitzt eine kleine Sammlung römischer Bronzen, antiker und moderner Münzen, von denen die ersteren sämmtlich auf der Stelle gefunden worden waren, wo der Tempel des Jupiter Peninus stand. Die späteren Ausgrabungen haben indessen wenig Bedeutendes mehr geliefert. Es befinden sich unter den Bronzen mehrere Votivtafeln dankbarer Reisender. Auch die Gemälde und Kupfer, welche unmerkbdich genug im nämlichen Zimmer durch einander hängen, sind Zeugen der Erkenntlichkeit späterer Wanderer. Der junge Geistliche, gebildet und unterrichtet wie alle Bewohner des Klosters, wies uns die Sammlung mit der freundlichsten Zuvorkommenheit. Unbegründet ist es übrigens, wie öfter behauptet wird, daß der beschwerliche Dienst, Verunglückte aufzusuchen, dem die Conventualen sich mit immer regem Eifer unterziehen, ihre Lebenskräfte schon nach wenigen Jahren aufzehrt. Einige Mitglieder befanden sich schon seit zwanzig und mehr Jahren im Kloster. Die Aelteren ziehen sich, wenn sie sich unfähig fühlen, ihrem Amte ferner vorzustehen, entweder in das Kloster von Martigny zurück, oder werden auch schon früher, wenn sie den Wunsch äußern, durch Pfarrstellen in der Ebene entschädigt.

Wenige Schritte von dem Klostergebäude steht die Morgue, in welcher die Leichen der unter Lawinen oder in den Schluchten Verunglückten aufgestellt werden und bis zu ihrer völligen Auflösung bleiben. Ich hatte oftmals Beschreibungen von diesem Leichenhause gelesen; alle stimmen in der Schilderung des feierlichen Eindrucks überein, welchen die Reihen der aneinander gelehnten Todten, die so schweigsame Versammlung von Leidensgefährten machen sollte. Mögen meine Vorgänger die Todtenkammer vollständiger belegt und die Leichen selber neuer und besser erhalten gesehen haben, oder hat sie das trügerische Licht, welches spärlich durch die Holzgitter fällt, getäuscht — genug, ich kann ihre Ansicht nicht theilen: ich habe nur den Tod in seiner widerwärtigsten Gestalt erblickt und mag nur ungern an jene halb von Fleisch entblößten, bald noch mit Muskeln und Haut bekleideten Gebeine zurückdenken. Einzelne Körper sind umgefallen und liegen in wilder Unordnung auf der Erde. Das schwarze Haupthaar wallt verworren über die leeren Augenhöhlen; im Hintergrunde stand eine lange Mannsgestalt mit verzweiflungsvoll gerungenen Händen; auf der andern Seite ein Weib, welches den Säugling an die Brust preßte. Zerissene Leichentücher waren über die Gerippe gehangen. Die anstoßende Kammer enthält nur morsche Schädel und Todtengebeine. — Einen freundlicheren Anblick gewährten die kräftigen Doggen, welche bei Sturm und Schneegestöber den Geistlichen als Führer dienen und jetzt, von Jedermann geliebkost, lustig bellend unter der Menge herumsprangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Wir haben schon früher einmal ausgeführt, daß Tracht des Zeitalters und herrschende Mode zwei sehr verschiedene Dinge sind, daß jene ebenso zäh und beständig ist, als diese flüchtig und launenhaft, und daß der aufdringliche Reiz der Mode unsern Blick vom Wesen und der stetigen Entwicklung der Tracht abzieht, gerade wie der eifrige Zeitungsleser, vom unmittelbaren Eindruck der Tagesbegebenheiten befangen, nicht dazu kommt, sich von der gemeinschaftlichen Richtung aller Bewegungen Rechenschaft zu geben. Das Costum, in dem Sinn des Worts, der die ganze äußere Sitte umfaßt, ist ein immer grüner Baum, der fortwährend einzelne Blätter abwirft, und neue, etwas anders gestaltete nachtreibt. So arbeitet er beständig an der Umgestaltung seines Charakters, aber im Großen bleibt sein Anblick derselbe,

Digitized by Google

und erst nach langer Frist ist eine bedeutende Veränderung bemerkbar. Die Zeiten überliefern einander die jedesmalige allgemeine Gestalt des Baums, aber die abgeworfenen Blätter, die Moden, verweht der Wind der Geschichte, und wenn auch auf ein späteres Zeitalter von einzelnen die Kunde gelangt, wie sie ausgesehen oder geheißen, so begreift man doch nicht mehr ihren organischen Zusammenhang mit dem damaligen Zustande. Dasselbe gilt von der ganzen Sittengeschichte, und dies ist es vorzüglich, was die Zeitalter einander entfremdet; sie begreifen sich in der allgemeinen Tradition des Geistes, der Sprache, der Sitte, des Glaubens und Wissens; aber der Kleingeist, der Tag für Tag mit Lust und Laune an den Lebensformen mäkelt, der Detailgeschmack mit seinen Liebhabereien und Aversionen, die Begriffe von Anstand und Würde, von Erbarkeit und Zucht, die Formen der Höflichkeit und Galanterie, das humoristische Spiel mit der Sprache, das Menschen und Dinge, Tugenden und Schwächen, Ereignisse und Moden charakteristisch taxirt — Alles dies überliefert sich nur stückweise und ist häufig als aus dem Zusammenhang gerissenes Fragment unverständlich. Wenn und die verflossenen Jahrhunderte in diesen Beziehungen so fremd und sonderbar, und oft so roh anblicken, so dürfen wir uns wohl zuweilen vorhalten, daß in gleicher Weise so Manches, was uns in unserm Leben so sinnreich und geschmackvoll dünkt, unsere ganze Koketterie und Raffinerie, einer noch ausgebildeteren Zeit als ein Räthsel, als eine Thorheit oder plumpe Geschmacklosigkeit erscheinen wird.

Es ist natürlich, daß mit einer Mode bald auch die Bedeutung ihres Namens verschwindet. So weiß jetzt, nach dem Verfluß von kaum einer Generation, kein Mensch mehr genau anzugeben, was es eigentlich für Zeuge waren, welche der Franzose in seiner albern witzigen Manier souris effrayée, araignée méditant un crime, crapaud amoureux, puce en couches u. s. w. nannte, und der modische, schwarz und weiß melirte Beinkleiderzeug, der gegenwärtig barbe d'Ab-del-Kader heißt, wird in Kurzem eine Antiquität seyn. Die ältern Schriftsteller, welche uns die meisten Züge aus der Sittengeschichte ihrer Zeit überliefert haben, wie z. B. Shakespeare und die spätern englischen Romandichter, Lesage und Molière, sind voll von Anspielungen auf Gegenstände des Costums, die wir nicht mehr bestimmt zu deuten wissen. Man sollte glauben, dies gelte in noch weit höherem Maße von der weiblichen Tracht als von der männlichen; es ist aber wohl gerade umgekehrt. Das weibliche Costum hat sich im Lauf der christlichen Jahrhunderte weit weniger wesentlich verändert als das männliche, wie der flüchtigste Blick auf die nächste beste Ahnenreihe zeigt. Denkt man sich vollends die beiderseitigen Typen der verschiedenen Jahrhunderte im Schattenriß, so sind die weiblichen Figuren weit gleichartiger als die männlichen. Dort weit mehr als hier läuft Alles darauf hinaus, daß das unveränderliche Substrat, wie es, im Gegensatz zur antiken Welt, im christlichen Abendland sich gebildet hat, nämlich die Haube oder der Hut, der unvermeidliche Ermel, die feste Taille, von welcher das Kleid weit herabfällt, vom Modegeschmack launisch umspielt wird. Hierbei kann es nun nicht fehlen, daß vielfach analoge Formen in den verschiedenen Zeitaltern sich wiederholen, und man darf darauf rechnen, daß man bei den Schilderungen der Schriftsteller sehr oft nur verschollene Bezeichnungen für wohlbekannte Dinge vor sich hat. Und wie oft paßt die Beschreibung buchstäblich in unsere jetzige Welt! Die folgenden Worte Shakespeare's könnten gestern geschrieben seyn:

— Komm, Schneider, laß uns fehn!
Barmherz'ger Himmel! was für Mastkrezeug!
Dies ist ein Ermel? 'ne Kartbaune ist's!
Wie? aufs und abgeterpt wie Apfeltuchen!
Geschweift, getwistt, geschlitzt, gezwickt, gezwackt,
Als wie das Rauchfaß in der Baderei!

Oder:

Puppenhändler. — Der Hut, den Ew. Gnaden jüngst bestellt.
Petruccio. — Wie? was? nach einem Suppennapf geformt?
Ein Napf von Sammt! pfui! ekelt! abgeschmackt!
Ein Schneckenhaus ist's: eine Wallnußschaal'!
Ein lumpigt Ding: ein Bettel! Kinderung!
Hinweg damit! schafft einen größern her!
Katharina. — Nur ja nicht größer! Just so hat man's jetzt,
Und feine Damen tragen solchen Hut.
Petruccio. — Seyd Ihr erst fein, kriegt Ihr dergleichen auch,
Doch früher nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben.

Von W.

Humanität.

Nach einem alten juristischen Spruche sollte Jeder so lange für gut genommen werden, bis er des Gegentheils überwiesen wurde. Wenn nun diese menschlich milde Maxime in Sachen von Belang weder bei den Zeiten der Väter, deren Verträge gleich als zwischen Schelmen und Gaunern mit hundert Vorbehalten und Einschränkungen verklauselt waren, noch bei unsern gewiß nicht unredlichen Zeiten Anwendung fand und findet, so sollte man doch im täglichen Verkehr, wo es sich bloß um das Mein und Dein der Gedanken und Meinungen handelt, jenen Grundsatz in freiester Ausdehnung vorwalten lassen. Jeder Unbekannte, mit welchem wir zum ersten Mal zusammentreffen, ist für uns gleichsam erst jung geworden und auf die Welt gekommen; und man sollte ihm als solchem, damit unverdacht in

Digitized by Google

reinem Verhältnisse Mensch dem Menschen gegenüber stände, für sich im Innern einen Ablaßbrief ertheilen, wie Tripontinus, nach welchem er in den Stand der Unschuld und Reinheit bei seiner Taufe zurückversetzt, der Himmel der Liebe ihm aufgethan und die Pforten des Hasses ihm verschlossen würden. Jeder Unbekannte ist für uns auf den Wegen des Lebens ein Findelkind, das man, wie ehedem in Portugal, für einen Edelmann aufheben sollte, um nicht Gefahr zu laufen, sich an einem gebornen Edelmanne zu versündigen.

Persönliches.

Zu einem vollkommenen und von Grund aus vollständigen Wohlgefallen an einer Person ist ihr Selbst nicht zureichend. Ein Mann von Welt- und Menschenkenntniß, der auf dem Gesichte zu lesen versteht, was Natur und Schicksal auf dieses allzeit aufgeschlagene Buch eingeschrieben, würde seine Geliebte, die er zuerst allein außer allem Familienzusammenhang liebgewonnen, mit ganz neuen Augen anschauen bei einer plötzlichen Bekanntschaft mit der ihr bald ähnlichen Schwester, bei welcher die auf dem vollen Gesichte seiner Erwählten noch unleserlichen Züge von dem tiefen Grabstichel der Zeit deutlich tattowirt, wo die an jener noch lebendig beweglichen Mienen an dieser zu markirten Furchen, zu Geberdenversteinerungen geworden wären. Dasselbe gilt von der ganzen Umgebung einer durch Reiz, Schönheit oder Gewohnheit uns lieb gewordenen Person. Die nachherige Bekanntschaft mit Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Gespielin, ja mit Haus und Gemach wirkt auf unser früheres Urtheil corrigirend und reformirend zurück. Aber zum Glücke für die Menschheit beruht Alles dies auf einer Art Instinkt, so wie die ganze Physiognomik.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, October.

(Fortsetzung.)

Die französische Oper.

Seitdem die italienische Oper den Parisern gezeigt hat, was vollendeter Gesang ist, wie ihn wenigstens der jetzige Kunstgeschmack fordert, kann auch die französische große Oper nicht ohne einige Gesangvirtuosen ersten Ranges mehr fortkommen. Einen besitzt sie an Dupré; ein zweiter, Nourrit, hat nicht bleiben wollen, als Dupré auftreten sollte, weil er fürchtete, von demselben verdunkelt zu werden, und ist seitdem der erste zu Neapel. Jetzt geht man damit um, einen andern Virtuosen zu bilden, von dem man erwartet, daß er großes Aufsehen erregen werde. Bereits haben die Zeitungen viel von diesem aus Piemont gebürtigen und Candia heißenden Sänger gesprochen, Wahres und Unwahres von ihm ergählt und das Publikum auf sein Erscheinen höchst begierig gemacht. So viel ist gewiß, daß er von Natur furchtsam ist, und daß man viele Mühe gehabt hat, ihm das Zutrauen zu sich selbst einzuflößen, ohne welches man auf der Bühne nicht fortkommt. Er soll von der Natur eine so ausgezeichnet schöne Stimme erhalten haben, daß die, welche ihn zuerst hörten, in Erstaunen geriethen und sogleich dachten, daß die Pariser Oper an einem solchen Sänger eine vortreffliche Acquisition machen würde. Obschon er sich nie von selbst getraut hätte, vor einem großen Publikum aufzutreten, hat ihn doch die Aussicht auf eine so glänzende Laufbahn bewogen, sich dem Theater zu widmen; zwar ist er ein Gentiluomo; allein, Alles reiflich bedacht, ist es doch besser, ein reichlich besoldeter und gefeierter Opernsänger zu werden, als ein armer Edelmann zu bleiben. Er wird also nun von ganz Paris erwartet. Man macht viel Rühmens von dem Gesange, den er neulich in einer zahlreichen Privatgesellschaft hören lassen; vielleicht war es mit Absicht so veranstaltet worden, um ihn allmählich an das Auftreten vor vielen Leuten zu gewöhnen. Dr. Veron, der vormalige Operndirektor, vielleicht der Einzige, welcher durch kluge Leitung dieses Theaters sich bereichert und dasselbe in Flor gebracht hat, gab nämlich eine glänzende Soiree, wie sie nur ein so gestellter Mann geben kann. Zuerst Musik im Freien von den ausgezeichnetsten Tonkünstlern, dann Candia's Gesang, ein Vorgeschmack des künftigen Entzückens des Pariser Publikums, und zuletzt ein Ball, auf welchem die vorzüglichsten Opernsängerinnen, z. B. die beiden Schwestern Elsler, all ihre Kunst, all ihre Anmuth entfalteten. Wenn nur Dupre nicht bei Candia's Auftreten auch nach Neapel geht! In Bertiq's Benevento Cellini wollte Dupré nicht mehr singen, weil er sich bei der zweiten oder dritten Vorstellung überzeugte, daß das Publikum nie Behagen an dieser sonderbaren Oper finden werde, in welcher jedoch einige Nummern Genialität verrathen, z. B. der Chor der Cenzigher, obschon einige Kunstrichter auch hier bei zu tadeln gefunden haben, daß der Tonkünstler das Sieden und Brausen des kochenden Metalls nachahmen will, was doch außerhalb der Bühne vergeht und mit der gegenwärtigen Situation der Leute nicht in unmittelbarer Verbindung steht. Vermuthlich werden sich einige Nummern der Oper in den Concerten fortpflanzen und das Uebrige vergessen werden. Ueber die Trivialität des Textes dieser Oper, von Wailly und Barbier, ist man allgemein einverstanden. Wahrscheinlich haben beide Dichter sich die vielen Spöttereien über die hochtrabenden Verse älterer Opern zu Gemüthe geführt und diese Klippe zu vermeiden gesucht. Dafür sind sie in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Einige Kunstrichter behaupten auch, die in Benv. Cellini's Memoiren enthaltenen vielen Geliebtigkeiten seyen ein fataler Opernstoff; ich glaube jedoch, es kommt auf die Behandlung an; sogar aus einem Carouche oder Mandrin läßt sich ein Opernheld machen, wenn man das Geschick dazu hat. Bertiq wird nun schwerlich Lust haben, sich an eine neue Oper zu wagen, es müßte denn seyn, daß er das Publikum allmählich an seinen sehr sonderbaren musikalischen Styl gewöhnte. Zuweilen kommt das Publikum von seiner ersten Anerkennung oder Gleichgültigkeit zurück, obschon weit öfter gar kein Widerruf seines ersten strengen Urtheils stattfindet. Niedermayers Oper Stradella war vom Publikum auch ziemlich schnöde behandelt worden; allein einige Singstücke aus derselben sind in Concerten oft wiederholt worden, das Publikum hat allmählich Geschmack an denselben gefunden, und jetzt heißt es, Candia werde gerade diese Oper zu seinem Debüt wählen, wodurch sie dann vielleicht die in den Himmel erhoben wird. Aber freilich will man die Vorsicht gebrauchen, sie um zwei Aufzüge zu verkürzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 7. November 1838.

Wer von der Kleidung der römischen Damen handeln will, thut wohl, sich auf das Allgemeinere zu beschränken, und es ist dies um so ausreichender, als in der Hauptsache die einzelnen Kleidungsstücke immer dieselben blieben, und die Mode sich meistens nur auf die Stoffe und deren Farbe, oder im Ganzen nichts verändernde Accessorien erstreckt zu haben scheint.

W. A. Becker.

Moden.

(Fortsetzung.)

Wie gesagt, durch die ganze christliche Entwicklung des Abendlands hinauf, bis dahin, wo das Mittelalter rückwärts im Nebel verschwimmt und die Denkmäler uns fast ganz verlassen, befinden wir uns in Beziehung auf Costüm auf einem Boden, dessen Produkte uns nicht selten erotisch seltsam, aber doch sämmtlich als Gebilde Einer Natur, Einer Welt ansprechen. Die fleißigste Zusammenstellung der weiblichen Trachten aller Jahrhunderte zeigte am Ende nicht viel mehr disparate Formen, als sich dem Beobachter auf einem Streifzug über den Boden von Europa in der Gegenwart darböten. Ganz anders ist es aber, sobald wir die Schwelle des Alterthums betreten. Die finstern Jahrhunderte nach dem Fall des Römerreichs bilden eine Kluft zwischen der antiken und der christlichen Welt, jenseits welcher die ganze äußere Sitte des Alterthums in verworrenen, völlig fremdartigen Bildern vor uns steht. Das Imperium, und damit auch die Diktatur im Costüm ging an die Germanen über, und es entgeht uns völlig, in welchem Verhältnisse sich römische und barbarische Elemente in der Tracht gemischt haben, wie sie uns auf den ältesten Denkmälern des Mittelalters entgegentritt. Die zahlreichen antiken Monumente, die vielen Andeutungen der Schriftsteller reichen kaum hin, uns einen oberflächlichen Begriff vom Wesen auch nur der römischen Kleidung im Augustischen Zeitalter zu geben, und trotz den vielseitigsten gelehrten Forschungen, trotz den praktischen Versuchen einer Madame Händel-Schutz und eines Talma, weiß Niemand bestimmt, wie der Römer und die Römerin ihr charakteristisches Kleidungsstück, die Toga und Palla, umwarfen.

Es ist bekannt, daß die heutige Feinschmeckerei vom Tafelluxus der alten Herren der Welt, nicht nur was die Menge der zum Genuß herbeigezogenen Gegenstände, sondern auch was die Verfeinerung betrifft, weit überwogen wird. Wenn es auch zweifelhaft seyn möchte, ob es einem Großen der jetzigen Welt, der zugleich ein großer Gastronom ist, auf dem Triclinium vor einer echten römischen Cena viel anders erginge als den Gästen des antiquarischen Arztes in Smollets Peregrine Pickle, so ist doch so viel gewiß, daß Essen und Trinken, und was damit zusammenhängt, zur Zeit der Blüthe des Reichs und des beginnenden Verfalls in ein durchdachtes System gebracht war, von dessen Raffinement unsere Zeit keinen Begriff hat. Dasselbe scheint nun auch von der Kleidung zu gelten. Die römischen Schriftsteller sind voll von Anspielungen auf den Kleiderluxus, und der eleganteste Dame in London, Paris oder Wien steht vielleicht keine

Digitized by Google

so reiche Auswahl von Stoffen und Geschmeide zu Gebot als der vornehmen römischen Matrone. Ob erstere im Putze der leztern sich selbst und Andern gefiele, ist eine andere Frage.

Die Mehrzahl der gelehrten Ausleger ist der Ansicht, die einzelnen Stücke des Anzugs seyen sich fast unverändert gleich geblieben und der Modewechsel habe sich auf die Stoffe, die Farben und ganz unbedeutende Nebendinge beschränkt. Diese Meinung stüzt sich vorzüglich auf die zahlreichen weiblichen Statuen und Denkmäler überhaupt, auf welchen weibliche Figuren abgebildet sind: hier zeigen sich zwar die Gewänder, je nach dem Ausdruck der Gestalten, sehr verschieden drapirt, bestehen aber fast immer aus denselben Hauptstücken. Doch dies beweist in so fern nicht viel gegen einen formellen Wechsel der Mode, als wir hier gar nicht wissen, ob nicht die römische Skulptur einen allgemeinen Typus der Nationaltracht festhielt und die Modedetails als zufällig und der Kunst unwürdig in den meisten Fällen ignorirte, und es gibt denn doch auch Denkmäler, auf denen die Gewänder Abweichungen zeigen, vom Haarputz und Geschmeide nicht zu reden. Wie dem sey, es gab schon in den blühenden Zeiten der Republik eine Menge Ausdrücke für weibliche Moden, die größtentheils gar nicht mehr zu deuten sind. Natürlich geben die komischen Dichter in diesem Punkte die reichste Ausbeute. Wenn man die folgende merkwürdige Stelle des Plautus (Epidicus II. Akt) liest, so wird einem, als wäre der abgeschmackte Jargon einer Pariser Modezeitung in die rauhe römische Mundart zur Zeit des zweiten punischen Kriegs übertragen.

— Quid istuc est mirabile?
Quasi non fundis exornatae multae incedant per vias. —
Quid istae, quae vesti quotannis nomina inveniunt nova:
Tunicam rallam, tunicam spissam, linteolum caesitium,
Indusiatam, palagiatam, caltulam, aut crocatulam,
Supparum, aut subminiam, ricam, basilicum aut exoticum,
Cumatile aut plumatile, cerinum aut melinum; gerrae maxumae.
Cani quoque etiam ademtum'st nomen. —
Haec vocabula auctiones subigunt ut faciant viri.

Diese wunderlichen Worte mögen sich allerdings größtentheils auf Farben und Zeuge beziehen, aber gewiß nicht alle. Sicher sind hier und an andern ähnlichen Stellen mitunter auch eigenthümliche Formen gemeint, wobei nicht Alles auf die Art der Drapirung derselben unveränderlichen Nationalgewänder hinauslief. Wir werden aber sogleich darauf zurückkommen, daß das römische Modewesen, soweit es von Stoff und Farbe unabhängig war, uns allerdings vorzugsweise im leztern Momente, nämlich in der Drapirung bestanden zu haben scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Das Gestade des Sees ist mit Veilchen bedeckt. Wunders genug, daß noch kein Schmeichler diese Blumen mit Napoleons Uebergang in Verbindung gebracht hat und sie unter den Füßen des Heroen sprießen ließ. Fällt doch gemeindin der Mensch zuerst auf das Abgeschmackte, und besonders wenn es der Größe zu huldigen gilt. Mit einer dieser Blüthen im Knopfloch bestieg ich mein Saumthier, sagte den würdigen Priestern mein herzlichstes, gerührtes Lebewohl und ritt auf dem jähen Pfade bergabwärts.

Die savoyische Seite ist steiler noch als die Schweizer, oder däucht dem Herabsteigenden mindestens so. Auf jeden Fall ist etwas mehr Gefahr damit verknüpft. Der Weg ist schmal, mit kleinen, losen Steinen übersät und führt hart an den jähsten Abgründen vorüber, und die zahlreichen Kreuze, welche an der Stelle errichtet wurden, an denen sich Unglücksfälle (freilich durch Schnee- oder Steinstürze) ereigneten, krächzen dem Reisenden melancholisch genug ihr Memento mori zu. Mein Maulthier kam an den bedenklichsten Stellen mehrere Mal in's Stolpern, und rutschte sechs bis acht Schritte auf den Knieen bis hart an den Absturz. Aber wie gesagt, seit Menschengedenken ist noch Niemand zu Schaden gekommen. Wenigstens beschwur es der Treiber auch hier, und so will ich denn meinen Nachfolgern auch diese tröstliche Betheurung zu ihrer Beruhigung nicht vorenthalten.

In Saint-Remy ist die erste sardinische Douane. Die Zollbedienten waren ziemlich genau, obwohl weder unfreundlich noch unbillig. Mit der Art, italienische Barrieren zu passiren, bereits sattsam vertraut, wagte ich auch hier, als propholaktisches, sonst unfehlbares Mittel dem Contrebandespurer einen halben Frank in die Hand zu drücken. Wunderbar genug verschmähte er meine Münze und wollte sie sogar nach vollbrachter Visitation nicht einmal als don gratuit aus der Hand des Dankbaren annehmen. Hoffentlich der einzige Unbestechliche in Italien! war der erste Stoß eufzer, der aus meiner, von Staunen beklommenen Brust aufstieg. — Im raschen Trabe führte mich das Cabriolet über Saint-Ouen, wo meinem bisher jungfräulichen Paß der erste Stempel aufgedrückt wurde, nach Etroubles. Das Wirthshaus an der Straße führte die pomphafte Inschrift: „Première halte d'Annibal lors de sa descente des Alpes. Auberge. Bon vin.“ Ein von den Bergen sich herabwindender Ameisenhaufen versinnlichte den Heldenzug und bezeugte, daß Bonapartes Uebergang die Großthat des punischen Helden auch hier nicht habe gänzlich verdunkeln können. Ohne

Digitized by Google

mich jedoch von dem classischen Vorbilde bestechen zu lassen und zu rasten, fuhr ich auf der trefflich unterhaltenen Kunststraße im Fluge weiter und durch Gignod mit seinem altrömischen Thurm, an dessen Seite Napoleon, auf den Schauplatz seiner zukünftigen Siege herniederschauend, seine Dispositionen ertheilt haben soll.

Die schroffen, gigantischen Berge sind hier bis an den Gipfel bebaut. Kaum begreift man, wie Menschen und Thiere die Höhe erklimmen können. Der Nußbaum wölbt sich wieder mit seiner hellgrünen Krone über die Häuser und Straßen. Holz- und Steinpfeiler steigen zu freundlichen Veranden neben den Hütten auf und werden von traubenschweren Weinreben umarmt. Blickt gleich der eisige Mont-Velan noch frostig in das Thal herab, so fühlt man sich doch schon in südlicher Atmosphäre. Die Kastanie und der Mandelbaum sprießen wild und ohne Pflege. Vorwärts Italien, rückwärts die Schweiz, und das Herz schlägt freudig dem holden Hesperien entgegen. Wenn aber etwas im Stande ist, den aufquellenden Enthusiasmus zu Boden zu schlagen, so ist es der Hinblick auf das jene, schönen Thäler bewohnende Geschlecht. Eine häßlichere Race als die Bergsavoyarden kann weder Lappland noch Feuerland hegen. Kleine, krummbeinige, kaum vier Fuß hohe Figuren mit sonnenverbrannten, sonderbar alten Gesichtern, struppigem, rabenschwarzem Haar, mit doppelten und dreifachen Kröpfen lauschen aus den Weinlaubgängen, kauern am Wege, drehen die Spindel: nicht ein erträgliches Gesicht ist unter jenen Gnomen zu finden. Die Tracht des Landvolks ist ein klägliches Gemisch von Bettelhaftigkeit und Prunksucht. Ich kenne keinen possierlicheren Anblick, als einen savoyischen Bauer gravitätisch auf seinem Esel einhertrotten zu sehen. Ein zerlumpter Bube führt das Thier am Zaum. Der Vater sitzt, den französischen dreieckigen Hut verwegen auf das Ohr gedrückt, im scharlachrothen oder braunen Fracke, der schon drei Generationen überlebt hat, und mit Escarpins auf dem Packsattel, so daß sich die Knie fast in gleicher Höhe mit dem Kinn befinden; der gesteifte Hemdkragen ist von unnatürlicher Größe, reicht bis an die Augen und ist vorn offen, um dem Doppelkropf Raum zu gönnen. Die Crétins oder Cagots, welche in jenen Thälern, in Vergleich zu dem der obern Rhone, nur in geringer Zahl sind und mich mit widrigem Gebeul anbellten oder mir mit entsetzlichen Grimassen nachheulten, so oft sie sich in ihren Erwartungen getäuscht fanden, erregten in mir den Wunsch, daß die Behauptung, wie auch ihre Zahl sich jährlich verringere, eine begründete seyn möge.

Aber jetzt führt der Weg durch üppigvolle Weinstöcke, durch Mandel- und Feigenbäume. Er wendet sich plötzlich, und vor mir öffnet sich das Thal der Dorea Baltea, und Aosta mit seinem alten Sarazenenthor, dem Thurm Brahmasam und seinen alten Römerbogen liegt zu meinen Füßen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Oktober.

Die verflossene Saison.

Die edelste Frucht des Jahres, die segenreiche Traube, wird eingeheimst, von den Bäumen fällt das in allen Farben spielende Laub, der Winter klopft mit rauher Faust an die Pforte, und wiederum liegt die Zeit der bunten, bewegten und rauschenden Badesaison hinter uns, gleich einem flüchtigen Traum. Und da nun im Ofen die traulich Flamme knistert, willkommene Wärme verbreitend, und der verspätete Gast dem Wenigen ein „Fahre wohl!“ sagt, welche hier an stillem Herde das Erwachen des Lenzes abzuwarten gedenken, so scheint es der Mühe werth, vor dem Scheiden noch einen letzten Blick auf den vergangenen Sommer zurückzuwerfen, der an Glanz und Leben manchen frühern noch übertroffen hat, und namentlich in dem wesentlichen Punkte einer ungezwungenen und anmuthigen Geselligkeit, so daß, diesmal mehr als je, derjenige, welcher die reizende Umgegend allein durchwanderte und den Abend bei der traurigen, geistödtenden Unterhaltung des Hazardspiels ausschließlich zubrachte dies nur aus freier, selbstklagender Wahl that. Und diese Bemerkung, ich sage es mit Vorbedacht ausdrücklich, bezieht sich nicht nur auf jene, die gewohnt sind, sich nur in den Kreisen der elegantern Welt zu bewegen, sondern auch auf den deutschen Mittelstand, der überall gern seiner Bonnemichkeit pflegt und seinen alten Gewohnheiten fröhnt, und hier dessen vorgeblicher Hintansetzung mannerlei unbegründete Klagen laut wurden. Diese Klagen dürfen meistentheils auf dem Nichtverständniß der Thatsachen ber; so Manche, die bisher kommen, begehren ein allgemeines Zusammenhalten der Gesellschaft, wie es sich nur in ganz kleinen Bädern gestalten mag, wo eine Tafel die Gäste vereint, den Sapalier tagtäglich neben den Kaufmann, den Schriftsteller, den Celebrten neben den Bürgers meister einer kleinen Landgemeinde führt, während hier Stände, Neigungen und selbst eigenthümliche Launen die Leute auch da noch von einander sondern, wo das Bedürfniß oder der Zufall sie auf Augenblicke zusammenführt. Ist doch Jeder sicher, in der nächsten Stunde leicht zu finden, was ihm paßt, sey es nun im Conversationssaal oder in den hellen Salen traeter einer Privatwohnung, in den zahlreichen Vergnügungsorten der Umgegend, in dem Kaffeehaus zum goldnen Lamm, im Theater, oder in einem der vielen Wirthshäuser von allen Abstufungen der Elegany und des Preises. Wer sucht, und nicht findet, schreibe sich die Schuld selber zu. Bei alle dem ist es jedoch natürlich, daß sehr viele neue und festspielige Veranstaltungen vorzugsweise auf diejenigen berechnet sind, welche vielleicht mittelbar oder unmittelbar zu bezahlen haben; denn der Vortheil regiert die Welt, und es ist eine allem Hergebrachten zuwiderlaufende Erwartung, wenn manche Badegäste meinen, daß so Vieles, was von allen Seiten geschieht, gerade nur um ihrer schönen Augen willen ges schehen solle. Eben so natürlich ist es und dem Herkommen gemäß, daß von den Beziehungen der eleganten Welt unter sich der Maßstab der Badegeselligkeit genommen wird; denn diese ist es, welche vorzüglich Badens europäischen Ruf gründete und erhält, und zu der eleganten Welt gehört unter

Digitized by Google

andern auch gewöhnlich die vornehme. — Der Verkehr an öffentlichen Orten war häufig und lebhaft; in dem großen Speisesaal bildeten sich schier zahllosen Abend Gruppen, deren Platz der Kundige so ziemlich schon im Voraus wissen konnte, so daß es ihm leicht war, den Ort zu finden, wo dieser oder jener schönen Frau ein zahlreicher Hofstaat seine Huldigungen zu Füßen legte, und dem auszuweichen, wo wie die Spinne im Netz lauernd, die verschiedenen Arten der Lästerzungen besame men saßen. Die Bälle und Redouten im Pomeadebaus waren nicht minder glänzend, sobald nur die ersten einmal vorübergegangen; so war es schon in jedem Jahre, und die neue Verwaltung soll allen Ernstes auf Minuet sinnen, im nächsten Sommer gleich mit dem dritten Bal paré zu beginnen, wie so oft schon gewünscht worden. Die Elemente der Gesellschaft schmolzen diesmal noch weniger als je ineinander, und ihre Trennung war sogar für das ungeübteste Auge bes merkbar, so daß es kaum der vielen Juwelen und der unbes kümmerten türkischbequemen Haltung bedurft hätte, um die Russinnen von den Engländerinnen zu unterscheiden. Franzöfinnen fehlten diesmal fast ganz. Die erwähnte Trennung erschien jedoch in den Abendgesellschaften J. k. H. der Großherzogin Stephanie viel milder, obschon außerhalb derselben, aber in Beziehung auf sie, die und da manche Aeußerung einer gewissen Eifersucht nicht ganz unterdrückt ward; denn viele Engländer haben sich angewöhnt zu glauben, die Eigenschaft eines Unterthans Ihrer großbritannischen Majestät bes rechtige zu allen Ansprüchen auf dem Festlande, und so waren sie schon deßhalb mißmuthig, weil sie nicht sichtlich vorgezogen wurden. — Ein paar der ausgezeichnetsten russischen Damen öffneten ihre Salons einer auserlesenen Gesellschaft, und trugen dadurch nicht wenig bei, den Sommers aufenthalt denjenigen angenehm zu machen, welche auch auf dem Lande nicht gern einen abgeschlossenen Kreis vermissen. — Es gehörte zum guten Ton, das deutsche Theater zu besuchen und, gegen die sonstige Gewohnheit, seinen Platz im Parterre zu nehmen. Auch die Vorstellungen der französischen Truppe waren selten ganz leer, obschon sie unter der Mittelmäßigkeit blieben.

Eine im Badeleben ganz neue, aber mit dem größten Erfolg aufgetretene Erscheinung war die Ausstellung einer werthvollen Gemäldesammlung, bekannt unter dem Namen des „Salon des arts," dem Herrn von Meyler zugehörig. Schwerlich wird sich so leicht in den Händen eines Privatmanns eine ähnliche Sammlung wiederfinden, sowohl in Hinsicht auf die großen Galeriestücke, von eben so hohem künstlergeschichtlichem, wie künstlerischem Werth, als auch in Betreff der minder wichtigen Gemälde, unter denen keines ohne Werth und Bedeutung ist. Viele davon, darunter mehrere der wichtigsten, hat im Verlauf des Sommers ein ausgezeichneter Kunstkenner aus England an sich gebracht, den seine Berufspflichten für jetzt in Ihrer Stadt wohnen lassen; doch kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob er die Bilder nach Stuttgart gebracht oder in seine Heimath gesendet hat. Im nächsten Jahr soll der Salon des arts eine größere Ausdehnung erhalten, wozu den Besitzer, außer den im Rückhalt vorräthigen Gemälden, auch noch neue Ankäufe von großer Bedeutung in den Stand setzen.

Der neue Spielpächter, Benazet, ist bereits sehr thätig in den Vorbereitungen für die nächste Saison. Aus dem Boden erheben sich schon hoch die Steinmauern der neuen Säle, die (wie an der Zahl, wenn ich nicht irre) sich an die schon vorhandenen weiten Räume des Conversationshauses anschließen sollen. Die Ausschmückung des großen Saals wird ebenfalls begonnen; jetzt bietet er, beraubt seiner Zierden, einen traurig öden Anblick dar.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Rachel.

Die langen Opern wollen nicht mehr gelingen; sogar einige für die französische Bühne geschriebene Rossinischen Opern haben sich der Verkürzung unterwerfen müssen. Alle italienischen Opern sind in zwei Aufzüge abgetheilt. Wahrscheinlich hat Erfahrung gelehrt, daß dies für das musikalische Publikum am besten paßt. Es entstehen dadurch zwei fünfviertelstündige musikalische Genüsse und ein Ruhepunkt von einer halben Stunde dazwischen. — Am Théâtre français ist eine auffallende Erscheinung Gegenstand des Tagesgesprächs geworden. Schon lange war keine Tragikerin ersten Ranges mehr vorhanden; Dlle. Duchesnois und Dlle. Georges waren nicht ersetzt worden, und mehrere Tragödien Corneille's und Racine's, in welchen die Hauptrolle eine weibliche ist, konnten daher nicht in der Vollkommenheit gegeben werden, welche das strenge Parterre dieses Theaters fordert. Auf einmal erscheint ein siebzehnjähriges Judenmädchen, Namens Rachel, übernimmt die schwierigsten Rollen, erregt durch ihr energisches, ihr ganz eigenes und Niemanden nachgeahmtes Spiel allgemeines Aufsehen und enthusiastischen Beifall; so oft sie auftritt, ist der Saal voll, die Theaterkasse füllt sich natürlich ebenfalls, und seit langer Zeit hat das Théâtre français keine so glänzenden Einnahmen gehabt, als seitdem Rachel spielt. Nun will Jedermann wissen, wo das Mädchen herkommt und wie sie sich zur tragischen Schauspielerin gebildet hat. Es werden abenteuerliche Geschichten von ihr erzählt. So viel weiß ich bestimmt, daß sie die Tochter eines armen Schachverjuden ist und in ihrer Kindheit Bänder und Schnüre auf dem großen Pariser Markte feilgeboten hat. Dem Journal de Paris zufolge soll sie hernach etwas Musik gelernt und sich in Kaffeehäusern und Restaurans haben hören lassen, um etwas zu verdienen. Bei diesem Wanderleben soll sie die Aufmerksamkeit des Musiklehrers Choron auf sich gezogen und von ihm Unterricht genossen haben. Nun war ihr ganzer Sinn dem Theater zugewandt, aber nicht um zu singen, sondern um tragische Rollen zu übernehmen. Das arme Mädchen konnte leider sich nicht einmal correct ausdrücken, viel weniger Tragödie spielen. Es fanden sich jedoch gutherzige Leute, welche ihr Unterricht und Rath ertheilten und ihr auch Gelegenheit verschafften, sich auf der Bühne zu versuchen. Sie spielte zuerst auf dem Privattheater des Herrn v. Castellane, auf welchem bekanntlich auch die beiden Schriftstellerinnen Herzogin v. Abrantes und Madame Gay spielten. Hier erhielt sie vielen Beifall, und dies verschaffte ihr eine günstige Aufnahme bei dem Direktor des Theaters Gymnase dramatique, wo nur Vaudevilles aufgeführt werden. Die junge Debütantin wurde hier aber nur kalt empfangen und setzte ihre Debüts nicht fort. Es sah nun unsittlich mit ihr aus. Der Direktor Poirson soll aber ihr Verdienst erkannt und sie dem Théâtre français empfohlen haben, mit der Ueberzeugung, daß das tragische Fach ihr wahrer Beruf sey. So mit trat sie denn vor wenigen Wochen zum ersten Male auf und erregte, wie gesagt, ein solches Aufsehen, daß es seitdem immer voll im Theater wird, wenn sie eine Rolle übernimmt. Sie soll außerordentlich reizbar und empfindlich seyn, und dies kommt ihr in Rollen, wo solche Eigenschaften dem Charakter der darzustellenden Person angemessen sind, vortrefflich zu statten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 8. November 1838.

'Sblood, do you think I am easier to be played on than a pipe? Call me what instrument you will, though you can fret me, you cannot play upon me.

Shakespeare.

Was sie Alles meinen. *

Nasen kluger Philosophen!
O wie fein ihr ausgewittert,
Daß der Hölle Feuerofen
Und die Geister mich zersplittert;

Daß ich irre schmerzzerrissen
Durch die Flur ein armer Greiner,
Wie von einer Katz gebissen,
Die man magisch trieb aus Einer;

Daß ich sehne mich vergebens
In den Jubel sonn'ger Tage
Aus der Nacht des Geisterlebens —
Daher meines Liedes Klage. —

Feine philosoph'sche Nasen! —
Schmerz ist Grundton meines Herzens,
Von Natur ihm eingeblasen,
Schmerz der Grund selbst seines Scherzens.

Jener Schmerzenslieder viele
Hat der Knabe schon gesungen,
Die ihr in der Geisterschwüle
Mannesherzen meint entsprungen.

Was ich schau' im Geisterreiche,
Kann mich nicht zur Klage stimmen:
Das Gespenst, das ernste, bleiche,
Macht nur dem, der's nicht glaubt, Grimmen.

Schrecklicher als irre Schatten
Sind mir irre Menschenbenzel,
Die, weil hier Verstand sie hatten,
Glauben dort sich flugs als Engel.

Liegt mein Körper eine Leiche,
Ist mein Geist noch nicht am Ziele:
„Denn in meines Vaters Reiche
Sind der Wohnungen gar viele."

Einst aus Vaters Hand will nehmen
Ich mein Loos demüthig, stille,
Schweb' ich auch mit irren Schemen —
„Vater, es geschehe dein Wille!"

* S. Athenäum für Wissenschaft, Kunst und Leben. Juli 1838, Seite 57. „Ueber Justinus Kerner, den Dichter und den Gläubigen."

Digitized by Google

Gottes Liebe tief im Busen,
Lieb' ich, die er schuf, die Erde,
Lieb' ich Liebe, Wein und Musen,
Bis ich Geist bei Geistern werde.

Justinus Kerner.

Moden.

(Fortsetzung.)

Den allgemeinen Sinn der obigen Stelle hat der deutsche Uebersetzer des Plautus, Danz, so wiedergegeben:

Was ist dabei zu wundern? als ob nicht
Gar viele durch die Straßen zögen, ganze
Grundstücke auf dem Leibe! — Vollends die,
Die alle Jahr den Kleidern neue Namen
Erfinden: da gibt's dünne, dicke Kleider,
Von Mousselin, Battist, Kalmuck und Biber,
Da gibt es ausgeschnittne zum Skandal,
Ebemisen. Roben. Jäckchen. und was weiter
Dergleichen Possen mehr sind; selbst die Hunde
Sind ihres Namens nicht mehr sicher! — Die Namen
Sind an den vielen Auctionen schuld,
Die jetzt die Männer machen.

Der Uebersetzer hat sich darauf beschränkt, willkührlich einige wenige heutige Modeartikel an die Stelle der vielen römischen zu setzen; und er konnte nicht anders, denn von der eigentlichen Bedeutung der meisten dieser Ausdrücke wußte selbst der selige Böttiger gerade so viel als die Leserinnen dieser Blätter. Man denke sich eine späte Nachwelt mit ähnlichen, in der Literatur aufbewahrten Fragmenten unserer Sittengeschichte beschäftigt; man denke sich einen Antiquar, der etwa über der folgenden Beschreibung eines fashionablen Anzugs grübelt: „Robe en foulard broché à raies en zig-zag, giroflée sur blanc, garnie de deux volans; col de mousseline brodée garnie de Malines; châle de mousseline carré garni d'Angleterre; capote de crep blanc à coulisses, bordée d'une ruche et couverte par de demelles, d'où sortent deux branches de capucines; gants abricot; souliers guêtre en maroquin anglais et gros de Naples poussière; eventail d'ivoire uni et feuille ancienne; ombrelle Marquise à monture de nacre etc.“ Wie wird man dies in zweitausend Jahren übersetzen, wenn dann ein neuer Böttiger alle zerstreuten Züge unserer heutigen weiblichen Sitte in einer neuen Sabina sammelt?

Es wird wohl nicht unwillkommen seyn, wenn wir die weibliche römische Kleidung mit Rückblicken auf die unsrige im Allgemeinen kurz beschreiben. Wir wählen dabei als Führer ein Buch, in welchem verschiedene Seiten des römischen Lebens kritisch entwickelt werden, und das sich nicht nur durch Scharfsinn und Gelehrsamkeit, sondern auch durch angenehme Form auszeichnet: W. A. Beckers Gallus, oder römische Scenen zur Zeit Augusts.

Die vollständige Kleidung der römischen Matrone bestand aus drei Hauptstücken: tunica interior, stola und palla. — Die tunica interior, auch indusium genannt, war nichts als ein Hemd, das wenigstens in älterer Zeit keine Ermel hatte und etwa nur dann gegürtet wurde, wenn man es im Hause allein trug. Vorder- und Hintertheil wurden über der Achsel mittelst einer Fibula zusammengehalten, und das Kleidungsstück reichte nicht viel über das Knie herab. — Der wesentliche Unterschied zwischen der antiken und der modernen Tracht beginnt nun aber damit, daß die Römerin vom Schnürleib, der unnatürliche Schlankheit lügt, oder doch die Taille fest umschreibt, nichts wußte. Wenn es beim Lustspieldichter Terenz (Eunuchus II. Akt) heißt:

Nicht gleicht die Jungfrau unsern Mädchen, welche die Mütter tief herab
Die Schultern senken, den Busen schnüren heißen, daß sie schmächtig sind.
Ist eine voller, heißt sie Fechtergestalt; dann wird die Kost
Verkürzt. Ist die Natur auch gut, durch Zucht macht man sie binsengleich,

so sieht man leicht, daß hier der Hauptaccent nicht auf dem Schnüren (vincto pectore), sondern auf der schlank erhaltenden Diät liegt, während bei uns das Märtyrthum des Schnurmestels das der Castenung überflüssig macht. Aber auch unter dem vinctum pectus darf man sich kein Einschnüren in unserem Sinn denken, und die oft vorkommenden fasciae und strophia hatten eine ganz andere Bestimmung.

Ueber die tunica interior wurde die stola gezogen; dies war auch eine Tunica, aber meistens, jedoch nicht immer, mit Ermeln, die jedoch in der Regel nur zur Hälfte des Oberarms reichten. Sie waren nicht zusammengenäht, sondern wurden außen durch Agraffen zusammengehalten. Das charakteristische Stück an dieser obern Tunica, dem Analogon dessen, was wir Kleid, robe nennen, war die instita, die Falbel am untern Rande. Ueber die Beschaffenheit dieser Falbel, oder etwaige Wechsel in der Form derselben läßt sich nichts ermitteln. — Die Stola war nun länger als der ganze Körper und wurde daher so aufgegürtet, daß unter der Brust ein Faltenbausch entstand und die Instita auf die Füße herabreichte. — Hiezu kam endlich die palla; sie war für die Frauen das, was für die Männer die Toga, und wurde im Allgemeinen auch getragen wie diese; sie wurde auch nur beim Ausgehen umgenommen und vertrat daher gewissermaßen die Stelle unserer Umschlagtücher aller Art, nur daß ihr in Beziehung auf Repräsentation und wahrscheinlich auch auf Modewechsel eine weit höhere

Digitized by Google

Bedeutung zukam. — Bei schlechtem Wetter und auf der Reise wurden von Weibern wie von Männern Mäntel getragen, paenula, amiculum, mit oder ohne Kapuze (cucullus).

Wir haben eben gesagt, die Palla sey behandelt worden wie das bezeichnende Kleidungsstück des Römers, die Toga. Diese Toga nun hat unter allen Stücken der antiken Toilette der Kritik am meisten zu schaffen gemacht. Wie war sie gestaltet? wie wurde sie umgeworfen? wie war sie nach Stoff und Farbe beschaffen? Ueber diese Fragen besteht eine ganze Literatur. — Die klarsten Zeugnisse scheinen es außer Zweifel zu setzen, daß die Toga nicht etwa viereckig, sondern halbrund war; sie konnte aber, um den reichen Faltenwurf hervorzubringen, der von Augusts Zeit an immer verwickelter wurde, kein bloßer Kreisabschnitt, sondern mußte noch bedeutend weiter seyn. Die Weise, sie umzuwerfen, war nun Allem nach im Allgemeinen die: das Gewand wurde von hinten nach vorn über die linke Schulter geschlagen, so daß der eine Zipfel am linken Arm mehr oder minder weit herabhing; dann zog man es hinter dem Rücken weg nach vorne und faßte es etwa in der Mitte seiner Weite faltig zusammen, so daß der obere Theil als sogenannter Sinus herabfiel, der untere Leib und Schenkel bedeckte. So entstand der unter dem rechten Arm hervor schräg über die Brust sich ziehende Faltenbauch, der umbo. Der Rest des Gewands wurde sofort über die linke Schulter und den Arm geschlagen, der somit doppelt bedeckt war. Die Sache hat übrigens ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, und man kommt häufig nicht zu Stande, wenn es sich darum handelt, die Toga von antiken Statuen in Gedanken abzuwickeln.

Aus zahlreichen Winken der Autoren geht hervor, welche Sorgfalt auf den Wurf der Toga verwendet wurde; ja der elegante Römer ließ die Toga schon vorher künstlich in Falten legen und diese Operation jeden Abend wiederholen. Man schob dünne Bretter zwischen die Falten, und der künstlich gestaltete Bausch wurde durch Zangen (custodibus forcipibus) zusammengehalten, bis man das Gewand umlegte. Wenn nun schon die Männer mit der Toga solche Koketterie trieben, so läßt sich leicht denken, daß die Weiber mit ihrer Palla noch viel weiter gingen, und daß von ihnen auch schon der Faltenwurf des eigentlichen Kleides, der Stola, mit der größten Ausmerksamkeit behandelt wurde. Und hierin nun, in der verschiedenen Art der Drapirung, scheint uns das Hauptelement der antiken Moden zu liegen, soweit nur von der Form die Rede ist. Eine an verschiedenen antiken Statuen uns jetzt kaum merkliche Abweichung in der Art, wie der Faltenbausch der Stola sich entwickelt und fällt, war vielleicht eine markirte Mode, war so hoch wichtig und entscheidend, als bei uns ein Heraufoder ein Herabrücken der Taille. An der Palla vollends lassen sich unzählige Modifikationen denken, je nachdem der rechte Arm mehr oder weniger bedeckt wurde, der Sinus sich weiter oben oder weiter unten bildete u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

Fremde Gelehrtheiten.

Neulich sprach ich von den zahlreichen Fremden, welche nach der Mailänder Krönung Florenz besuchten. Diese Flutth hat sich unterdessen verlaufen, aber die Stadt ist keineswegs leer. Anklömmlinge von allen Seiten; namentlich ist eine Fülle von Literaten über uns hergekommen, vorzugsweise Franzosen. Bekannte und berühmte Namen sind darunter. Da ist L. Viret, der Verfasser lebendiger historischer Dramen, wenn man seinen dramatischen Scenen der Barrikaden, der Stände von Blois u. s. w. diesen Namen geben kann, doktrinärer Mitglied der Kammer und Generalinspektor der mittelalterlichen Denkmale Frankreichs, bevor Merimée die Stelle übernahm. Dort der jüngere Ampère, eifriger Forscher der Literatur des Nordens. Er befindet sich nicht zum ersten Mal in Italien; vor einigen Jahren, als das Schicksal den Dampfschiffen den Garaus machen zu wollen schien, strandete er an der Küste der Maremma, ich glaube auf dem Schiff; Leser der französischen Revues werden sich seiner höchsten Erzählung dieses Ereignisses noch entsinnen. Zugleich mit ihm kamen die beiden Archäologen Ch. Lenormant und J. de Witte, wie in der Herausgabe der Monumens céramographiques und der mit den römischen visirenden neuen Annalen des Instituts für die archäologische Korrespondenz, so auch auf der Reise vereint. Endlich traf ganz kürzlich Thiers ein, Thiers, um den die Florentiner Gesellschaft sich reißen wird, wie früher. Es ist ein gewisses Nationalgefühl dabei: Thiers schreibt, oder stellt sich als schriebe er die Geschichte von Florenz. Ein Florentiner Antiquar hat zwar vor einiger Zeit mit großen Lettern drucken lassen: es sey den Fremden bulbrecht gestattet, über Italien zu schreiben, die Italiener könnten indeß nur mit einem sorriso d'indulgenza auf diese Leute herabblicken, welche im Grunde nichts thäten, als italienische Gedanken stehlen und wiederkauen. (Nur Niebuhr und Dissrich Müller finden Gnade, und auch auf diese hat der Aristarch eine gedeimte Pfeife.) Ich kann aber doch versichern, daß die Florentiner — bei der Menge ungewaschenen Zeugs, das täglich über sie gebraucht wird — dem Fremden dankbar sind, der über ihrem Lande, ihrer Geschichte, ihrer Literatur eine ernstliche und wahre Theilnahme widmet. Ich wenigstens habe kaum irgend einen gefunden, der nicht ihr freundliches Entgegennehmen und ihre Dienstfertigkeit gerühmt hätte. Wo es anders war, lag die Schuld sicherlich nicht an den Italienern. Doch um auf Thiers zurückzukommen: bisweilen passirt's ihm, daß er Florenz mehr gibt, als billig ist. So suchte er einmal, nach seinem Aufenthalt in Rom, von Paris aus hier den Moses des Michel Angelo. Ich kann dabei nicht umhin, an die Büste Marc Aurels zu denken. Im Jahr 1796 sandte das Direktorium dem Citoyen général Buonaparte (damals

Digitized by Google

war der Name noch nicht französirt) eine Depesche: zuverlässigen Nachrichten zufolge befinde sich in Pavia die marmorne Büste dieses Imperators. Es sey von großem Interesse für die Kunst, diese nach Paris zu schaffen, und er habe alle Anstalten zu treffen, daß sie nicht beschädigt werde. Eine große Particät, die Büste Marc Aurels! Waren 1796 Carnot und seine Collegen so stark in antiquarischen Kenntnissen, weshalb sollte nicht 1857 ein ehemaliger französischer Conseilspräsident, der wieder auf die Präsidentschaft hofft, den Buonaroti eben so genau kennen? — Die französischen Zeitungen sind zwar gewöhnlich von dem, was im Auslande vorgeht, aufs Erbärmlichste unterrichtet, aber die und da haben sie nun doch eigene Korrespondenten. Von Bolontären, wie Anatole v. Demidoff, will ich gar nicht reden. Die Debats sandten Guérault erst nach Spanien, dann nach Mailand, und man muß gestehen, daß seine Berichte die allerbesten waren. Chevalier schrieb über Nordamerika und Mexiko, Andere über die Schweiz u. s. w. Hier ist jetzt ein Herr Cavel, der mit dem National in Verbindung stand oder steht, und seine Zeit auch wohl nicht verlieren wird. Von Jules Janin und seinen classischen Reisen über Italien sprach ich bereits. Ihm scheinen die gebratenen Tauben in den Mund zu fliegen. Ein Landhaus bei den Bädern von Lucca wird in einer Lotterie ausgespielt: man verbrei- det den Verfasser des todten Esels, ein Loos zu nehmen, und besagter Verfasser gewinnt die Villa. Unter der Aufschrift: „La Palazzina Lazzarini," hat er selber im Feuilleton des Journal des Debats die Geschichte erzählt. Napoleon war „plus grand que son malheur," aber Janins Glück ist größer denn er. Es geht ihm damit, wie Victor Cousin mit seinem Ruhm.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Rachel. A. Dumas. Delavigne.

Natürlich kann Rachel noch nicht als vollendete Schauspielerin gelten, und dis jetzt sind ihr auch nicht alle Rollen gelungen. An Nebern und Tadlern fehlt es ebenfalls nicht, welche behaupten, das Publikum habe sich durch den Schein von großen Eigenschaften hinreißen lassen; das Mädchen sey sige oder gar nicht, was zu einer vollkommenen Schauspielerin gehöre. Auch läßt sich denken, wie sich die mittelmäßigen Schauspielerinnen gegen sie anstehnen. Indessen sieht doch die Direction trotz dem Geschrei des Neides und der Eifersucht, daß eine Schauspielerin, welche vermögend ist, die Theaterkasse zu füllen, eine gute Acquisition seyn muß, und es ist die Rede davon, sie sogleich zu einer Actrice sociétaire zu machen. Dies ist gewaltig viel, beinahe so viel, als ob man eine Staatsräthin aus ihr machte; denn eine Actrice sociétaire bekommt 20,000 Fr. Gehalt, kann in der Provinz durch Gastrollen noch bald oder ganz so viel dazu verdienen, hat Anspruch auf eine Pension in spätern Jahren und Sitz und Stimme im Schauspielerrathe, welcher über die Aufnahme neuer Stücke entscheidet. Das Schicksal des Mädchens erregt nun solche Theilnahme bei Allen, welche das Verdienst zu würdigen wissen, trotz aller Hindernisse sich empor zu schwingen, daß man ihr alles Gute wünscht und hofft, daß sie sich noch vervollkommnen und bald durch ihr vortreffliches Spiel Neid und Eifersucht zum Schweigen bringen werde. Es haben sich bereits in den Tagesblättern warnende Stimmen hören lassen, welche ihr wohlmeinend rathen, sich durch den ersten rauschenden Beifall nicht betäuben zu lassen. — Als Gegensatz zu diesem Emporkommen einer unbekannten Künstlerin ist leider das Sinken eines berühmten tragischen Dichters, des Alexander Dumas, zu erwähnen. Man erinnert sich noch der Zeit, als er am Théâtre français seinen König „Heinrich III. und die Ligue" gab, und später sein Talent durch seine „Königin Christine" auf der Odeonbühne bewährte. Dies war der Culminationspunkt seines Rufes. Seitdem dringt er abscheuliche Hyden auf die Bühne des Porte St. Martintheaters, und diese werden noch auf den Provinzialtheatern als etwas gar Schönes gegeben. Einen Versuch machte der Dichter noch, am Théâtre français wieder emporzukommen, indem er dort Caligula mit großem Gepränge aufführen ließ, wozu er nicht allein sein Manuscript, sondern auch seine Gelichte, die Schauspielerin Ida vom Porte St. Martintheater, mitbrachte. Aber Caligula wollte dem Publikum trotz alles Pomps nicht gefallen, und das Stück ward zurückgezogen. Seitdem trieb sich der Dichter, welcher zu seinem flotten Leben viel Geld nöthig hat, bei den Direktionen der Boulevardtheater umher, und zuletzt hat er einer ganz kleinen Bühne, dem Pantheontheater, von welchem die Kunstrichter in den großen Tageblättern kaum Notiz nehmen, ein Stück gegeben, welches wahrscheinlich von größern Bühnen abgewiesen worden war. Es kamen dabei einige eben nicht rühmliche Umstände an's Tageslicht. Dumas hatte zuerst einen Roman über den berüchtigten Paul Jones geschrieben; dann hatte er aus diesem Roman einige Zeitungsartikel gemacht, und endlich ein Theaterstück, oder umgekehrt, und sich also für seine dreimalige Bearbeitung eines und desselben Gegenstandes dreimal bezahlen lassen. Das Theaterstück trat er gegen eine baare Summe ab, was in Paris etwas Seltenes ist, da das Gesetz dem Dichter einen Antheil an der Einnahme jeder Vorstellung seines Stückes zusichert; ihm aber scheint es um baares Geld zu thun gewesen zu seyn. Einige Tageblätter behandeln den Dichter mit großer Verachtung; es schmerzt wirklich, zu sehen, daß ein unstreitig talentvoller Mann durch seine Verschwendung sich selbst in die Nothwendigkeit versetzt, seine Naturgaben so herabzuwürdigen, und von Andern noch tiefer heruntergesetzt wird, als er bereits steht. Wie ganz anders ist es mit Casimir Delavigne! Dieser hat sich durch seine Theaterstücke ein reichliches Einkommen gesichert, ist ein glücklicher Ehemann, genießt sein häusliches Glück meistens auf seinem Landgute, arbeitet nur, wenn er sich dazu aufgelegt fühlt, ist sparsam mit neuen Theaterstücken und steht hoch in der öffentlichen Achtung. Schon seit einem Jahr wird von seinem neuen Stücke la Popularité gesprochen, und doch ist es noch nicht auf die Bühne gekommen; jetzt aber soll es doch Ernst damit werden. Der Dichter hat es vor einiger Zeit der Schauspielervorsammlung vorgelesen, und diese hat es, wie Alles, was Cas. Delavigne für die Bühne dichtet, schnell angenommen, und das Stück soll sogleich einstudirt werden. Im folgenden Monat wird es wahrscheinlich auf die Bühne kommen. Diejenigen, welche der Vorlesung beigewohnt haben, versichern jedoch, dies neue Lustspiel sey zwar gut geschrieben, aber nicht sehr lustig.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 9. November 1838.

— En quel lieu sommes-nous?
De quelque part qu'on tourne, on ne voit que des fous.
Molière.
Les fâcheux.

Patience.

Eine Charakterskizze von A. v. Sternberg.

Ich besuchte in den schönen Herbsttagen des Jahres 18** einen Freund auf seinem einsamen Landsitze, wohin er sich zurückgezogen, weil es ihm seit einiger Zeit, wie er bemerkte, in der Welt zu weltlich herging. Ich fand ihn unter einer Linde sitzend und in einem Kapitel des Thomas a Kempis lesend. Sein erster Anblick gewährte mir keinen sonderlichen Trost; lag nun die Schuld an der sehr warmen Nachmittagssonne, die einen Theil der gegenüberliegenden weiß getünchten Wand grell erleuchtete, oder war es die Erschlaffung einer momentanen Stimmung, mein Freund zeigte etwas Mattes, Schüchternes, Abgespanntes, das zu seinem sonstigen Wesen nicht paßte. Er hielt öfters die Hand vor die Augen, als blendete ihn etwas, er hustete im Gespräch, und sehr zur ungelegenen Zeit stellte sich ein Lächeln ein, das von Abwesenheit des Geistes zeugte. Man brachte uns Erfrischungen, und bald gelang es mir, folgendes Gespräch in Gang zu bringen:

„Wie bist du mit deinem Landaufenthalt zufrieden?“ — „Gut; du kommst wohl, um mich zu überreden, wieder in deine verdammte Stadt zurückzukehren?“ — „Das ist der Grund meines Erscheinens. Ich dächte, du könntest es jetzt müde seyn, so einsam und müssig zu leben.“ — „Einsam — allerdings, aber müssig? Das ist wiederum einer deiner verkehrten Begriffe über den Zweck menschlicher Thätigkeit. Bin ich deßhalb müssig, weil ich mich nicht mit Dingen und Personen herumhetze, die mich nur peinigen, ohne mich dabei zu fördern? Ihr Weltmenschen denkt sehr verworren über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen. Du glaubst nicht, welche Betrachtungen ich anstelle, wie gründlich ich die Welt durchschaue, ihre Nichtswürdigkeit und Frivolität verabscheue. Eben als ich dich kommen sah, beschäftigte ich mich, Mittel aufzufinden, durch welche man gewissen Uebeln in unsern Tagen Schranken setze, so zum Beispiel der immer weiter um sich greifenden Schreibewuth.“

Ich erschrack und setzte das Glas Madeira, das ich eben an die Lippen bringen wollte, schnell wieder auf den Tisch. „Um's Himmels willen!“ rief ich, „und eben komme ich, um dir den Plan zu einem neuen Roman mitzutheilen, den ich unter der Feder habe.“ — „Das thut mir herzlich leid. In der That, ich kümmere mich jetzt um keine Romane mehr.“ — „Und doch gab es eine Zeit, wo du selbst welche schriebst.“

Er antwortete nicht und brachte statt dessen nur jenes zerstreute Lächeln auf seine Lippen, das mir so widerwärtig war; zugleich verschlang er ein großes Stück Kalpastete. Nach einer Weile fragte ich: „Aus welchen

Digitized by Google

Personen besteht hier dein Umgang?“ — „Wenn ich hierüber gebieten könnte, so würde ich Niemanden weiter gestatten, vor meinem Antlitz zu erscheinen, als meinem Pudel und meinem Bedienten; so aber kann ich nicht verhindern, daß ein halbes Dutzend unleidlicher Menschen mir mit ihren Nachbarschaftsansprüchen zur Last fällt.“ — „Wer sind diese Menschen?“ fragte ich, froh, das Gespräch von der Frömmigkeit ablenken zu können. Er frühstückte unterdessen fort und zeigte dabei mit der Gabel rückwärts. „Dort,“ sagte er, „in dem Hause, dessen balkonartiges Dach du über meine junge Akazienpflanzung ragen siehst, wohnt der widrigste und beschwerlichste dieser sechs Plagegeister; du kannst dir schon denken, daß es ein Weib ist. Wie ich sie zum ersten Male im Frühjahre auf dem Dache, zu mir herabschauend, erblickte, fragte ich meinen Gärtner, welche Gattung Bäume wohl am schnellsten wüchse. Der Schelm hat mich betrogen: er rieth mir zu dieser Akazienpflanzung, und jetzt, im Herbste, sind die Gipfel der Bäume erst bis zur Taille meiner Landkokette geschossen; ich muß den ganzen kunftigen Sommer noch dazu rechnen, ehe ich mir Hoffnung machen kann, daß sie ganz vor meinen Blicken verschwindet.“ — „Ich errathe, und unterdessen hat der Teufel gewonnenes Spiel.“ — „Die andere Nachbarschaft besteht aus einem Arzte, seiner Frau und Tochter. Diese Menschen sind wieder auf ihre Weise unausstehlich. Der Vater und die Mutter schreiben Bücher.“ — „Also wieder Jemand, der Bücher schreibt!“ — „Und wie es mir scheint, haben beide das Feld ihrer Talente gegen einander ausgetauscht. Die Frau hat über die Behandlung der Pferde und er über das Säugen und Entwöhnen der Kinder geschrieben. Die Tochter lernt alle Räthsel aus dem Charivari auswendig. Erst seit vergangenem Herbste haben sie sich hier angesiedelt.“ — „Und sind dir zur Last gefallen?“ — „Oft in den heißesten Tagen. Allein ich sehe das Alles für eine sehr nöthige Prüfung meiner christlichen Geduld an und klage auch nicht. Auch mußt du nicht glauben, daß ich dir diese Dinge erzähle in der Absicht, wie ich sie wohl früher gehabt, damit du daraus eine Geschichte zusammensetzest; durchaus nicht. Wußte ich, daß du in diesem Sinne an meinen Mittheilungen Interesse nähmest, so würde ich mich wohl hüten, dir meine Originale vor die Augen zu bringen. Ich hasse, wie ich dir schon gesagt habe, alle Erfindungen der Poeten. Sie sind, auf den Grund gegangen, doch immer nur schöne Lügen, und wir müssen uns in allen Dingen der Wahrheit befleißigen.“

Während dieser Rede meines Freundes wurde ich die Landkokette ansichtig, die sich auf dem Balkon ihres Daches zeigte und Blicke zu uns herüber sandte. Sie war, dem Anscheine nach, eine noch junge Frau von höchstens neun- und zwanzig Jahren, stark brunett, mit äußerst lebhaften Bewegungen. Während ich mir die Miene gab, sie nicht zu bemerken, lief sie unausgesetzt an der Brustwehr auf und ab, indem sie sich dabei mit einem großen Fächer Luft zufächelte und mit einem Sonnenschirm manövrirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Was sind unsere Moden im Schnitt anders als erstarrte Ideen, als zugeschnittene und festgenähte Draperie, die am Ende doch das Freie und Phantastische in den Brechungen der Stoffe heucheln soll? Das Verfahren der Römerin ist nun gewiß natürlicher und künstlerischer zugleich. Sie gehorchte vielleicht der Mode in der Art, wie sie den Faltenwurf an gewissen Stellen absichtlich herbeiführte; aber sie und das Gewand behielten dabei den größten Theil ihrer Freiheit: das Gewand fiel, wie es ein einziger künstlerischer Griff mit sich brachte, und sie hatte es beständig in ihrer Gewalt, durch leises Hinund Herrucken den Geschmack des Tages mit den Bedürfnissen oder Ansprüchen ihrer Körperlichkeit in Einklang zu bringen. Bei diesem System konnte eine Mode weit weniger, als bei uns, Weiber von gewisser körperlicher Beschaffenheit, die großen oder die kleinen, die vollen oder die zarten, in offenbaren Nachtheil setzen. Wenn aber eine Draperie, welche für Eine componirt und festgenäht worden, von Allen auf gut Glück übergeworfen wird, so kann es unmöglich fehlen, daß sich viele compromittiren.

Was den Stoff betrifft, so trug man lange nur Gewänder aus selbstgewobener, naturfarbiger Wolle; man hatte schwerere (toga densa, pinguis, hirta) und leichtere (t. rasa) Zeuge, letztere zur Sommerkleidung. Mit dem Waschen der Kleider gab sich die römische Matrone nicht ab; sie wurden, wenn sie unrein waren, dem Walker (fullo) übergeben. In Pompeji sind die Ueberreste einer fullonia aufgedeckt worden, deren Wände mit Gemälden verziert waren, die sich auf die Walkerei bezieben und uns vollständiger belehren als alle zerstreuten Winke der Schriftsteller. Man sieht hier, wie die Kleider in der Lauge mit den Füßen (fullonis pedibus) getreten werden; weiterhin ist eine weiße Tunica an einer Stange ausgespannt und wird von einem der Walker mit einer Karde in Gestalt eines Pferdestriegels bearbeitet; ein anderer bringt ein rundes Gestell herbei, das einem weitläufig

Digitized by Google

gestochtenen Hühnerkorb gleicht, und über dessen Bestimmung man nicht im Zweifel seyn kann: die weißen Kleider wurden nach dem Waschen geschwefelt, und das Gestell diente dazu, die Gewänder darüber zu breiten, während darunter die Schwefeldämpfe entwickelt wurden. Man erblickt ferner die Presse mit Doppelschraube, in welcher das gereinigte Zeug die letzte Appretur erhielt. Das Kleid verlor natürlich durch das Waschen an Werth. Von Heliogabalus wird erzählt, er habe nie etwas Gewaschenes getragen, weil dies bettelhaft sey; er wird hierin, wie in manchem Andern, nur der Pracht luxuriöser Weiber gefolgt seyn, wie es ja auch unter uns manche gibt, welche ein farbiges kostbares Gewand kaum so lange tragen, als ein weißes braucht, um seine erste Frische und Unschuld zu verlieren.

Nach der gewöhnlichen Annahme kamen die Kleider fertig vom Webestuhl und hatten also keine Nähte. Dies scheint aber keineswegs ohne Einschränkung zu gelten; schon bei der Toga sprechen ausdrückliche Zeugnisse dagegen, und beim Mantel, der paenula, scheint es vollends gar nicht möglich. Die Stücke wurden vielleicht für jedes einzelne Kleid besonders gewoben, und sofort von den Hausschneidern (vestiarii, vestifici, paenularii) zusammengeheizt, deren Namen in den Sklavenlisten häufig vorkommen. Ob diese bloß Leute von der Nadel waren, oder ob sich unter ihnen Genies befanden, welche neue Schnitte erfanden, steht dahin. Es ist, wie schon oben bemerkt, nicht wahrscheinlich, daß in einer so raffinirten Welt nicht auch hierin sollte gekünstelt worden seyn; so viel ist indessen gewiß, der allgemeine, durchgreifende Charakter der Tracht war der Art, daß die Dame nicht, wie es bei uns ist, einen Schneidergedanken fertig und ohne Weiteres um sich werfen konnte: sie mußte, mit Beistand ihrer Zofen, Tag für Tag ihren Gewändern den Pli der Mode geben; sie mußte gleichsam ihr ganzes Aeußeres fristren, während gegenwärtig im Grund nur das Haar drapirt wird, und bei jenem Verfahren begreift sich auch eine lange Toilette ungleich leichter als beim unsrigen.

Seidenstoffe kamen erst im Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung auf, und auch dann sind unter serica meistens nur halbseidene Zeuge (subserica) zu verstehen, wobei der Aufzug Lein und nur der Einschlag Seide war. Ganz seidene Kleider (holoserica) galten wegen ihres sehr hohen Preises immer als Verschwendung; auch hierin erscheint Heliogabalus, der zuerst ganz seidene Kleider getragen haben soll, nur als weibisch; denn die holoserica stola mulierum kommt schon weit früher vor. Aber eben wegen der großen Kostbarkeit der Seide wurden diese Stoffe sehr dünn, florartig gewoben, und es ist bekannt, wie oft die berüchtigten Coa von den Sittenrichtern gerügt worden sind.

Unter den ersten Kaisern, ja schon früher, wurden die Männer häufig und immer mehr dem eigentlichen Nationalkleide, der weißen Toga, ungetreu. Man trug die Paenula und die Lacerna, einen dem griechischen Pallium ähnlichen offenen Mantel, wahrscheinlich in allen Farben. Aber lange noch blieb die weiße Toga das eigentliche Staatskleid, ohne das man nicht anständig im Theater, bei öffentlichen Spielen, vor dem Kaiser erscheinen konnte. Wenn Kaiser Commodus einmal „gegen die Sitte“ die Zuschauer in Mänteln (paenulatos) statt in der Toga erscheinen hieß, so war dies schon ein Vorbote vom Verfall der Etikette, wie wenn es in unsern Tagen in einem Circular des Hofmarschallamts heißt: Se. Hoheit haben zu bestimmen geruht, daß die Herren in langen Beinkleidern und Stiefeln erscheinen dürfen. Wie weit von den Matronen etwas Aehnliches gilt, ob auch bei ihnen unter gewissen Umständen die Schicklichkeit das nationelle Weiß gebot, ist wohl nicht zu bestimmen, jedenfalls aber wurden von ihnen farbige Gewänder schon frühe getragen. Pallae purpureae, coccineae, amethystinae, cauthinae u. s. w. werden häufig genannt, und auf den Gemälden in Pompeji und Herculanum tragen selbst die edelsten Gestalten weit weniger weiße, als farbige, namentlich himmelblaue und veilchenblaue Gewänder; bei einer Figur ist Tunica und Palla himmelblau, mit goldenen Sternen besäet. Wir haben hier freilich keine Abbildungen römischer Matronen vor uns, allein auf den Zeitgeschmack scheint man daraus doch schließen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

(Beschluß.)

Litteratur. Oktoberlust. Theater.

Mich dünkt, ich habe von den französischen Gästen genug berichtet. Die Zahl der italienischen ist nicht gering, aber ihre Namen haben meist wenig oder gar keinen Klang im Auslande. In Deutschland liest gewiß unter Tausend nicht Einer die Journale, welche sie redigirten oder an denen sie Theil nehmen: den Subalpino, den Progresso, das Giornale arcadico u. s. w. So nenne ich denn nur Massimo d'Azeglio, Manzoni's Schwiegersohn, Maler und Dichter, und in letzterer Eigenschaft bei uns durch den Ettore Fieramosca bekannt, zwar kein Meisterwerk, aber voll schöner und rühmenswerther vaterländischer Gesinnung, die über manche Schwächen der Erzählung hinwegblicken läßt. Es heißt, er beschäftige sich mit einem Gegenstande aus der florentinischen Geschichte und wolle erst die Lokalitäten genau studiren und sich einprägen, welche den Schauplatz der Begebenheiten bilden sollen, die er zu schildern beabsichtigt. Wir können also wieder einem historischen Roman entgegensehen; ein anderes

Digitized by Google

erschien neulich in Mailand, Margherita Pusterla, aus der Geschichte der Visconti, von Cesare Cantu, welcher eine Universalgeschichte in einigen zwanzig Bänden herausgibt, aber dabei noch Zeit und Laune findet, Romane und Journalartikel zu schreiben. Rosini läßt dagegen lange warten auf seinen Grafen Ugolino, den er schon vor fünf Jahren angekündigt hat. — Wir Deutsche sind, was nicht häufig, dießmal ganz leer ausgegangen. Nicht Ein deutscher Autor, und doch ist im lieben Vaterlande eben kein Mangel daran; A. Lewald soll hier gewesen seyn, aber Niemand hat ihn gesehen.

Man benutzt nun noch den letzten schönen Monat, der uns bis jetzt fast immer einen tiefblauen Himmel und köstliche Abende gegeben hat. In den Cascinen fanden Wettrennen statt; der Raum ist zwar etwas beschränkt, wenn man an englische Races denkt, aber diese schönen, grünen Wiesen, von den herrlichsten Bäumen und schattigen Boskets eingeschlossen, machen dabei eine sehr gute Wirkung. Die Pferde waren meist englische; das Interesse schien nicht besonders lebhaft, obgleich mehr denn einer beim Wetten mehr Geld verlor, als ihm für den Augenblick bequem war. Im benachbarten Fiesole war Jahrmarkt am St. Franciskusfeste. Die Straßen dahin waren von der Stadt an mit Menschen besäet. Bücher man von oben hinab, von der Höhe, wo das Franciskanerkloster liegt, der ehemaligen Akropolis, so sah man's schwarz wimmeln wie Ameisenhaufen. Nicht bloß die untern Stände und das Landvolk, auch der beau monde waren dort und erwiesen der alten Mutterstadt, mit ihren etruskischen Mauern, ihrer Basilica und ihrem mittelalterlichen Dome, mit ihren heitern, historisch wie poetisch berühmten Villa's und ihren wundervollen Aussichten, die verdiente Ehre. — Vom Theater ist jetzt nichts zu sagen. Man erwartet die nächste Saison, während welcher Dlle. Franzilla Pirà auf der Pergola, Dlle. Ungher in Misieri singen wird; denn letztere Bühne, obgleich eigentlich zweiten Ranges, ist jetzt eine mächtige, eigentlich siegreiche Rivalin der ersteren. Ricci's neue Oper: La prigione d'Edimburgo, und Donizetti's Marino Faliero oder Roberto Devereux sollen versucht werden. Man kann immer schon im Voraus so ziemlich wissen, welche Componisten man zu hören bekommt. Unterdessen singt, oder vielmehr schreit man auf zwei Winkelbühnen die Puritani und Beatrice Tenda, zu zwei Groschen Entrée, und auf der Pergola produziren sich spanische Tänzer. Zuschauer anzulocken, da das Elisir d'amore seine Attractionskraft verloren zu haben scheint. M.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Poeten brüderlei Geschlechts. Der Schriftstellerverein.

An unglücklichen Schriftstellern beiderlei Geschlechts fehlt es leider hier nicht; manche freilich sind es durch ihre Schuld. Die unglücklichste ist wohl Flora Tristan, welche das Publikum bereits in das Geheimniß ihrer unglücklichen Ehe eingeweiht hatte, und zwar in ihrem Werke Pérégrinations d'une Paria, worin sie sich als eine Verstoßene, unwiderruflich Unglückliche, als eine Paria schilderte. Damals aber, als sie dieses schrieb, war das Maß ihrer Leiden noch nicht voll; das Härteste stand ihr noch bevor. Sie war von ihrem Manne getrennt und lebte mit ihrem Kinde allein, als neulich der Mann ihr am Eingang ihres Hauses auflauerte, und sobald sie aus dem Hause getreten war, von hinten auf sie schoß. Man glaubte Anfangs, der Schuß sey tödtlich; jedoch scheint sie sich zu erholen, und in der letzten Nummer der Zeitschrift l'Artiste steht sogar ein Aufsatz von ihr über die Geschichte der Kunst. Hat sie diesen frei jenem Vorfall geschrieben, so muß ihre Wunde bei weitem nicht so gefährlich gewesen seyn, als man in den Zeitungen gesagt hatte. Auf dem Criminalprocesse, der nun gegen den Mörder eingeleitet wird, müssen sich die Beweggründe ergeben, die ihn zu diesem Verbrechen bestimmt oder verführt haben. — Daß die berüchtigte Madame Pourret de Mauchamp, die Verfechterin der Rechte des Weibes, nebst ihrem Manne wegen Verführung und schändlichen, skandalösen Lebenswandels von den Gerichten zur Gefängnißstrafe verurtheilt worden ist, haben die Zeitungen umständlich berichtet. Dadurch ist die Gazette des femmes, an welcher jene Frau Mitarbeiterin war, sehr übel berüchtigt worden, und die Herausgeber oder Herausgeberinnen werden viele Mühe haben, diese Frauenzeitung wieder in guten Ruf zu bringen. — Eine merkwürdige schreibende Familie ist die der weiland Herzogin von Abrantes. Ihr ältester Sohn hat ein Melodram und einen Roman geschrieben; eine ihrer Töchter, welche eine Zeitlang darbenzige Schwester gewesen ist, den Namen Madame Junot d'Abrantes führt, sich oder in diesen Tagen verheirathen und also ihren Namen ändern wird, schreibt höchst religiöse Romane, und die zweite Tochter, Madame Constance Auber, Frau eines vormaligen Offiziers, verfertigt die Modenartikel im Temps. Kein Mitglied dieser schreibenden Familie hat sich jedoch bisher durch die Schriftstellerei bereichert, der Sohn am allerwenigsten; er besitzt aber auch weniger Schriftstellertalent, wenigstens nach dem von ihm Herausgegebenen zu urtheilen, und führt ein unruhigeres Leben, als seine Schwester, die Romanschreiberin. — Der Schriftstellerverein hat seinen ersten Proceß gegen das Plagiat verloren. Das Gericht hat sich darauf gestützt, daß es nicht ausgemacht sey, ob die Schriftsteller, deren Aufsätze man in andern Zeitungen nachgedruckt hat, auch wirklich ihre Einwilligung zu der gerichtlichen Klage gegeben haben, woraus also folgt, daß das Gericht den berüchtigten Artikel der Statuten des Vereins, wornach gegen das Plagiat Klage geführt werden soll, die keinmalerschütterten Schriftsteller mögen dies wollen oder nicht, keineswegs als rechtlich gültig anerkennt. Gegen diesen Paragraphen hatten sich bereits mehrere Journalisten, besonders Jules Janin, erboßen, und in der That läßt er sich nicht wohl rechtfertigen. Nun hat der Verein zwar vom Urtheile erster Instanz appellirt, wahrscheinlich aber wird dieses Urtheil bestätigt werden. — Einigen Schriftstellern, welche in Paris ihr Fortkommen mit Mühe fanden, obschon sie sich bereits in der gelehrten Welt einen Ruf erworben hatten, ist durch die Errichtung neuer Professorate für die ausländische Literatur ein großer Dienst erwiesen worden; bekanntlich haben Edgar Quinet und Gustave Planche zu Lyon und Bordeaux dergleichen Lehrstühle bekommen. Gustave Planche sieht aus, als ob er von einem Handwerke, nicht von der Schriftstellerei lebte, und man hält ihn für einen Cynifer; er hat sich in den Zeitschriften Revue de Paris und Revue des deux mondes durch seine kritische literarischen Aufsätze ausgezeichnet. Letztere Revue, welche auch politische Uebersichten im Sinne der jetzigen Ministeriums gibt, ist neulich von den Ministern sehr begünstigt worden, und die unabhängigen Tagesblätter haben in diesen Tagen alle die Ernennellen angegeben, welche dem Mitarbeitern zur Belohnung ertheilt worden sind. Um das Ganze zu erbauen, hat der Minister des Innern so eben den Herausgeber der Revue des deux mondes, Mamuns Bülog, zum königlichen Commissär am Théâtre français ernannt. Natürlich wird darüber in den Tageblättern gemunkelt: Bülog ist aber nichts destoweniger wohl besoldeter Commissär. Do.

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 10. November 1838.

C'est faire à notre sexe une trop grande offense,
De n'étendre l'effort de notre intelligence,
Qu'à juger d'une jupe, ou de l'air d'un manteau,
Ou des beautés d'un point, ou d'un brocart nouveau.

Molière.
Les femmes savantes.

Moden.

(Fortsetzung.)

Daß die Römerinnen, was den Farbenglanz einfacher Stoffe betrifft, unsern Damen nichts zu beneiden gehabt hätten, geht zwar aus jenen Gemälden nicht unmittelbar hervor, ist aber an sich sehr wahrscheinlich. Es bleibt dahingestellt, ob die Produkte der Handstickerei mit den Wundern unserer automatischen Webstühle einigermaßen wetteifern konnten; aber das Allermerkwürdigste ist, daß man bereits vielfarbige, durch ein unserem Kattundruck ähnliches Verfahren producirte Zeuge kannte. Sie scheinen zur Zeit des Plinius eingeführt worden zu seyn, und dieser kann sich selbst nicht genug darüber wundern. Er sagt (XXXV. 11. 42): „In Egypten färbt man (pinguni) Kleider auf ganz wunderbare Art: man trägt nicht Farben auf die weißen Zeuge auf, sondern verschiedene Säfte (medicamenta), welche die Farben anfangen. Ist dies geschehen, so sieht man auf den Zeugen nichts, taucht man sie aber sofort in eine Kufe mit heißer Farbe, so werden sie alsbald gefärbt herausgezogen. Und das Wunderbare dabei ist nun das: in der Kufe ist nur Eine Farbe, aus dieser werden aber auf dem Zeuge mehrere, je nach der Qualität des aufnehmenden Stoffs.“ Darf man hierbei an eigentlichen Kattundruck denken? ahmte man damit vielleicht gestickte Stoffe nach, wie unser vielfarbiger Druck auf Baumwolle und Wolle ein wohlfeiles, speciöses Surrogat für gewobene Dessins ist?

Zum Beweise, wie viele Luxusgewerbe es schon während der Republik gab, und wie viele „Faiseurs“ eine elegante Dame hatte, mag hier noch eine Stelle aus Plautus stehen (Aulularia III. Akt. Uebersetzung von Köpke).

Da sieht man Walker, Sticker, Wollarbeiter stehn,
Puphändler, Bortenmacher, Hemdenhandelsleut'
Und Seidenweber, Färber in violett und gelb;
Dann Ermelmacher, Spezereihändler auch,
Kaufleute, die mit Leinwand und mit Schuhen stehn;
Dann sitzend Schuster- und Pantoffelmachervolk;
Es stehen Sohlenmacher, Malvenfärber da,
Haarlockenkäufler, Schneider — Alle fordern Geld.

Wir finden wohl ein andermal Gelegenheit, römischen Kopfputz, Geschmeide, Beschuhung in ähnlicher Weise zu besprechen, wie diesmal die eigentliche Kleidung.

Die höhere Bildung des Mannes wird sich immer auf die Geschichte der Menschheit stützen müssen, sie ist die Mutter aller Weltweisheit, und wem der Geist derselben ganz fremd ist, wird in allen Bestrebungen, die über das Gewerbe und die Detailkrämerei in der Wissenschaft sich erheben, ewig ein Stümper und Naturalist bleiben. Das verständige Weib mag sich auf ein summarisches Bild der Vergangenheit und der Phasen der

Digitized by Google

geſchichtlichen Entwicklung beſchränken; man ſollte aber meinen, die Einzelnheiten der Sittengeſchichte wären ein deſto erſprießlicheres Bildungsmittel für die höhern des Geſchlechts. Beim hiſtoriſchen Unterricht in weiblichen Erziehungsanſtalten muß man immer an den Acker im Trinummus des Plautus denken, auf dem man höchſtens den dritten Theil der Ausſaat wieder bekommt. Der alte Philto räth, auf dieſes Feld die böſen Sitten zu ſäen, ob man ſie nicht vielleicht durch Säen gänzlich wegbringen könnte; wir möchten aber allen Ernſtes rathen, Sitten und Gebräuche, häusliche und öffentliche, aller Völker, Trachten und Lebensformen aller Art, Geräthe, Geſchirre, Hauben, Schnurleiber, Geſchmeide, kurz alle weiblichen Waffenſtücke auszuſtreuen, und von Dynaſtien, Schlachtfeldern, Eroberungen, geſallenen Reichen, Concilien und Friedensſchluſſen nur das Unentbehrlichſte darunter zu miſchen. Ob nicht die Ernte beſſer ausfiele? Das höher ſtehende Weib erwärbe ſich dadurch im Bereiche des äußern, geſelligen Lebens, wo ſie als Meiſterin walten ſoll, ein Analogon jener Philoſophie, deren der Mann, welcher in das Getriebe des Staats oder der Wiſſenſchaft eingreift, nicht entbehren kann. Allerdings wird hiſtoriſches Wiſſen und ſelbſtbewußtes Handeln durch glückliches Naturell und die Tagesbildung dort mehr und beſſer erlegt als hier; aber eine Behandlung der Geſchichte, wie wir ſie für's weibliche Geſchlecht im Sinne haben, könnte doch immer den Kreis derjenigen erweitern, welche ſich in ihrer eigenthumlichen Sphäre mit ſchönem Maaße, mit Sicherheit und Anmuth bewegen. Manche junge Dame hat die Weltgeſchichte nach ihren Perioden an der Schnur, und behält ſie auch, ſo lange ihr Herz noch keine eigene Geſchichte hat. Sie weiß, wodurch die römiſche Republik geſtürzt worden und was alles den endlichen Sturz des Reichs verurſacht; ſie kennt die Quellen der franzöſiſchen Revolution, und wie Mißbrauch der Freiheit zum Deſpotismus geführt. Es ging ſchrecklich durcheinander in der Welt, aber am Ende doch ſo natürlich, daß es ſchier nicht anders ſeyn konnte. Dagegen fällt ein neuer Ermel, eine neue Haube wie ein Wunder in ihr Leben, wie ein Ereigniß ohne Zuſammenhang, und es wird nur zu oft auch ſo ergriffen, als ob es mit nichts zuſammenzuhängen brauchte.

Die umfaſſende hiſtoriſche Bildung gibt dem Mann Gleichgewicht und Haltung im Handeln wie im Urtheil; ſie zeigt ihm, wie immer und überall aus dem Conflikt derſelben gemeinſchaftlicher Kräfte dieſelben Erſcheinungen hervorgehen, nur in verſchiedener Potenz; ſie beſchränkt den Flug thörichter Wünſche und Erwartungen und kräftigt den Zug ſchöner, gerechter Hoffnungen. Derſelben Vortheile genießt in ihrer Art die Frau, welche ſich bei den Ereigniſſen und Reformen in der Sitte des Tages die Entwicklungen der Sittengeſchichte vorzuhalten vermag. Sie weiß, was von Verſuchen, das Leben zu verſchönern, in der Welt ſchon dagewesen iſt, und wie es dagewesen iſt; ſie weiß, daß die Formen, in welche der Schönheitstrieb des Menſchen ſeine Bedürfniſſe gießt, ſich immer wiederholen, nur in anderem Zuſammenhang, und ſo läßt ſie ſich nicht von der nächſten beſten Mode erſchrecken oder blenden; ſie unterſcheidet die todtgebornen Neuerungen von den lebensfähigen, ſie fühlt, welcher ſie mit Vortheil folgen kann und durch welche ſie und Ihresgleichen an bedenkliche Abgründe geführt würden; ſie ſieht mit geübtem Scharfblick voraus, wie ſich diplomatiſche Verwicklungen zwiſchen dem Anhang verſchiedener Ermel oder Umſchlagtücher löſen werden, und ſo verzweifelte, troſtloſe Händel, wie der mit dem Erzbiſchof von Köln, ſind zum Glück in der Welt der Moden noch viel ſeltener als in der politiſchen.

(Der Beſchluß folgt.)

Patience.

(Fortſetzung.)

Bei aller Müde konnte ich den Eindruck, den dieſe Bekanntſchaft auf mich machte, nicht ganz verbergen, und mein Freund war eben willens, mich um die Urſache meiner ſeitwärts nach oben gewandten Blicke zu befragen, als an der Gartenthüre ein Jokei erſchien, der ein Briefchen abgab. Es enthielt eine Einladung des Arztes zum Mittag. Mein Freund gerieth in Verlegenheit, ob er ſie annehmen ſolle, ſand jedoch bald, daß er dieſer erneuten Prüfung nicht aus dem Wege gehen durfe. Er ſagte zu, und um halb fünf Uhr befanden wir uns auf dem Wege zu der Wohnung des Arztes, die nur einen Büchſenſchuß weit vom Landhauſe entfernt war.

Ich fand die Familie des Arztes beiſammen, gerade ſo, wie ſie mir mein Freund geſchildert hatte. Die Frau, eine große, corpulente Blondine, war durch die Maſſenhaftigkeit ihres Körpers verhindert, ſelbſt das Pferd zu beſteigen, doch gab ſie vortreffliche Anweiſungen; die Tochter war ein blaſſes, ſchmächtiges Geſchöpf. Als wir eben zur Tafel gehen wollten, erſchien ein langer, durrer, in Schwarz gekleideter Mann, den man den polniſchen Grafen nannte. Gleichwohl war er nie in Polen geweſen. Sein Zuname war in dem Landesdiſtrikt, wo die Familien zuſammenwohnten, lediglich durch den langen, dunkeln Bart des Mannes und durch ſeinen eigenthümlich geſchnittenen, mit Schnüren beſetzten Rock, den man einen polniſchen Rock nannte, entſtanden. Dieſes Alles war ganz in der Ordnung.

Digitized by Google

Bei Tische ruhte das Gespräch einseitig auf der Dame des Hauses; Niemand anders begehrte Lust, viel zu sprechen, mein Freund aus Grundsatz, ich aus Ermüdung von der Reise, der Arzt und der Graf, weil sie sich unvermerkt in Gedanken verloren und ganz zu vergessen schienen, daß wir alle gegenwärtig waren. Zum Nachtisch gab die Tochter einige Räthsel auf, da sie aber Niemand löste, that sie es selbst mit einem verzeihenden Lächeln. Gleich darauf ging die Gesellschaft auseinander.

Der Arzt und der polnische Graf begleiteten uns auf dem Heimwege. Die Wärme hatte sich gemildert; während ein kühler Abendwind wehte, blieben wir in der Nähe des Hauses vor einem bunten Asternstor stehen, und es entstand eine ziemlich lebhafte Unterhaltung. Ich hatte von meinem Freund erfahren, daß der Graf eine Pflegetochter habe, die er auf eine höchst sonderbare Weise erziehe, oder eigentlich verziehe, und brachte das Gespräch darauf. Der Graf führte nach einigen Gegenreden lange Zeit allein das Wort. Da ich ihn neugierig beobachtete, entging mir keine Eigenheit seiner sonderbaren Redeweise. Er stieß die Worte öfters polternd heraus, wie im Zorne, dann lispelte er wieder, gleichsam wie schüchtern, seine Gedanken laut werden zu lassen, endlich warf er kurze, verwegene Sätze in einem schmetternden Tone aus, daß man glauben konnte, man befinde sich in einem Schlachtgewühle und höre die Lärmtrommel. In dem Kopfe dieses Mannes mußte es allerdings sonderbar aussehen.

„Es wollen unsere Frauen nicht allein den Rock, sondern auch die Seele des Mannes usurpiren," rief er; „mögen sie es doch! Es kommt darauf an, das die Geschlechter sich mit einander verständigen. Catharina die Zweite zog Männerkleidung an und schmückte sich mit dem großen Bande ihres Hausordens, als sie in der Nacht ihrer Thronbesteigung an der Spitze ihrer Garden erschien. Zenobia, Semiramis gingen als Männer einher. Erinnern wir uns an den Ritter d'Eon, rufen wir uns das Bild Jeanne d'Arc's in's Gedächtniß, in neuerer und neuester Zeit ein paar deutsche Frauen. Mögen sie doch! Es kommt auf einen Versuch an. Man lasse sie gehen; ist ihnen später der Weg verbaut, so werden sie ohnedies umkehren."

„Die antike Welt verachtete die Frauen. Man wollte nur Aspasien und Phrynen gelten lassen. Aus den Theatern und dem öffentlichen Leben blieben sie verbannt. Das Christenthum macht keinen Unterschied, ja es verstattet der Frauenseele zuerst die entschiedenste Annäherung an die Gottheit. Magdalena wascht Christus die Füße. Das weiche, schöne Haar einer bekehrten Sünderin legt sich liebkosend um die wunden Füße des erwudeten Gottes. Später predigt er zweien Schwestern, von denen die eine ihn versteht, die andere, ruhelos sorgend, seine sanften Vorwürfe erdulden muß. Derselbe milde Gott vergibt einer Ehebrecherin, die ihm ein roher Hause drohend entgegenführt. Das alles ist gewissermaßen schon Emanzipation des Weibes. Wir berühren nicht einmal die Erwählung Maria's zur Mutter Gottes. Das Christenthum hat in seiner Grundidee etwas weiblich Rührendes, Thränen sind sein Motto, und wer vergösse die so lieber und öfter, als Weiber? Eben so sind die Künste, die es vorzugsweise hervorrief und begünstigt, weiblich: die Malerei, die Musik. Die Tapferkeit ist männlich und heidnisch; darum verdammt sie indirekt der Gott, dessen Reich die Liebe, die Versöhnung, der Friede ist. Die stolze Männerschönheit der antiken Welt schmolz in eine reuige Magdalenenthräne der modern-christlichen."

„Das alles darf uns dennoch nicht irre machen. Zwar wollen wir keineswegs aus unsern Frauen Amazonen schaffen: wer den Frieden findet in stiller Weiblichkeit, der bleibe darin; unsere Wohnstuben und Kuchen bedürfen dessen; aber wo wir ein Weib finden, eigensinnig und kühn, eine seltsame Natur, einerseits ein Halbgott, andernseits nicht einmal fähig, die Maschen eines Strumpfes zusammenzuzählen, ein unbegreifliches Geschöpf, das, anstatt das Mahl zu bereiten und nach Feuer und Töpfen zu schauen, zu den Füßen eines Philosophen sitzt und in göttlicher Weisheit träumt, selber die Gute, den Wegen der ewigen Gute forschend nachgeht — da laßt uns im Stillen und ohne daß die andern Weiber es sehen, denn sie möchten sonst stolz und übermüthig werden, die Hände falten und Männer zu den Männern sprechen: Ach, hätten wir das feine, stille Herz dieses Weibes! hätten wir den klugen Geist dieser Erwählten, die sichtbar das Manna einsammelt, nach dem wir vergeblich in der Finsterniß greifen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nürnberg, Oktober.

Klagen. Kirchweihen.

Unser Sommer war dieses Jahr sehr karg mit günstigem Wetter; einer lang anhaltenden stürmischen, rauhen Zeit folgte plötzlich in raschem Uebergange die drückendste Hitze, und diese schwand eben so schnell, um der ersten wieder Platz zu machen. Herrliche Herbsttage entschädigen uns jedoch für den kurzen Sommer, obgleich auch sie durch kalte Winde zuweilen unterbrochen werden. Getreft würden wir dem Winter entgegensehen; gar manches Gewerk, das im Sommer schlummert, erwacht bei seinem Scheiden, die Weihnachtszeit mit ihren altherkömmlichen Gebräuchen beschäftigt viele Hände; allein der enorme Preis des Holzes und der Kohlen gießt

Digitized by Google

Wermuth in den Becher der Freude, und es wäre traurig, wenn der kommende Winter so anhaltend und streng wie der vorige würde. Müßte doch in demselben vermittelst einer Collecte das nöthige Holz für die Armen herbeigeschafft werden, da die Mittel des dazu bestimmten Fonds nicht ausreichten. Der Wohlthätigkeitssinn hat sich auch bei dieser Gelegenheit bewährt, denn in kurzer Zeit war die Summe von fast 2000 fl. beisammen; eben so kam eine Summe von mehr als 3000 fl. ein, als für die Besitzer der eingefallenen Häuser gesammelt wurde; gewiß das schönste Zeugniß, wie gern man hier den Unglücklichen unterstützt. Ein trauriges Zeichen der Zeit bleibt aber immer die zunehmende Arbeitslosigkeit und ihr Gefolge, Mangel und Armuth. Leider war auch bei und der Armenpflegschaftsrath gezwungen, sich nach Mitteln zu Verminderung seines Fonds umzusehen, und es ist deswegen eine Armensteuer vorgeschlagen, jedoch bis jetzt noch kein förmlicher Beschluß hierüber veröffentlicht worden. Genug von diesen trüben Bildern; wann gab es eine Zeit ohne Klagen? Wenn ich vom Sommer des Nürnbergers rede, so verstehe ich darunter die Zeit vom Anfang des Mai bis in die Mitte des Octobers, d. h. die Zeit von der ersten Kirchweihe bis zur letzten, denn diese sind es, wornach man hier den Sommer eintheilt; man spricht nie vom so und sovielsten Juni, August, sondern es heißt: acht Tage vor der Johannis-, oder am Montag nach der Lorenzer Kirchweihe, und so finget Jeder mit Leichtigkeit den bezeichneten Tag, und viel sicherer, als durch Angabe des Datums. Obgleich wir nur fünf protestantische Kirchen in der Stadt besitzen, so werden doch fast den Kirchweihen in derselben gefeiert. Den Reigen eröffnet die Westner Kirchweihe, gewöhnlich die Dreikönigskirchweihe genannt; der heil. Walburgis ist in den Räumen des Schlosses eine Kapelle erbaut; in derselben wird zwar seit geraumer Zeit nicht mehr gepredigt und sie ist zu andern Zwecken verwendet; dies hindert aber keineswegs die jährliche Kirchweihfeier. So haben wir sonderbarerweise auch noch eine sogenannte Weberkirchweihe; ein großer Theil der Meister dieses Gewerbs wohnt nämlich auf einem Platze, der in neuerer Zeit auch nach ihnen genannt wird, und nun feiern dieselben jährlich auf demselben ein Fest, dem sie den Namen Kirchweihe geben. Es ist hieraus leicht abzusehen, daß die Hauptsache bei diesen Festen die Wirthshäuser sind; ja es werden sogar vor der Stadt in einzelnen Gärten Kirchweihen gehalten; doch hat die Cultur auch auf die Würde sich erstreckt: sie verbannen in neuerer Zeit jenes alte Wort und sprechen vornehm von einem Jahresfeste. Die sechste und siebente aber ist die Kirchweihe zu St. Johannis; da ruft sich Alles zu: „Vergeßt die treuen Todten nicht!“ und Jung und Alt eilt in der heiligen Stille des Sonntag Morgens hinaus auf den Friedhof, der das Kirchlein umgibt, mit Blumen die Ruhestätte ihrer gangener Lieben zu schmücken. Keine rohe Hand wagt es, auch nur ein Blümchen aus dem Kranze zu rauben, den dankbare Erinnerung um das Grab geflochten. Das Grab Albrecht Dürers ziert an jenem Tage ein Kranz von Eichenlaub. Auch für die Kinder des Waisenhauses ist der Johannistag ein Fest: sie ziehen hinaus zum Grabe der Stifterin ums gedenken ihrer durch ein frommes Lied. Die Kaufmannsfrau Elisabetha Krauß (geb. 1569, gest. 1639) war es, welche durch bedeutende Stiftungen diese Anstalt auf den jetzigen Standpunkt erhoben; ihr zu Ehren zogen sonst am Johannistage Mittags zwölf Uhr die mit Rosen bekränzten Waisenkinder in ihrem rothen Festschmucke singend durch die Straßen bis zu dem Hause der Stifterin, wo ein Festmahl sie erwartete, das aber nun im Waisenhause selbst gehalten wird, so wie auch in neuerer Zeit der genannte Umzug unterbleibt. Der Buch- und Kunsthändler Dr. Campe, eben-

mals Magistratsrath, hat sich manche Verdienste um die Anstalt erworben, und durch seine Uneigennützigkeit den Dank der versorgten Waisen verdient. Die fast vierzehn Tage dauernde Kirchweihe in dem benachbarten Fürth schließt die Vergnügungen des Sommers, und ist einträglich für die Ludwigs-Eisenbahn, die an diesen Tagen nicht Wagen genug besitzt, die zuströmende Menge zu befördern; um an den Haupttagen einen Platz zu erhalten, muß man das Billet wenigstens am Tage vorher lösen. — Das Hauptvergnügen der Nürnberger jedoch bleibt immer das Volksfest; da wallt denn jeden Tag — schlechtes Wetter hält die Wenigsten ab — ein großer Theil der Einwohner der Stadt und der Umgegend hinaus auf das Ludwigsfeld, wo bequem eingerichtete Wirthschaftsbuden die Menge erwarten. Am 20sten August begann das Fest und endete am 4ten September; Pferderennen, Waffenritte, Carroussel, Feuerwerk u. s. w. wechselten ab, die Besucher zu unterhalten; aber dennoch sind es am Ende diese selbst, welche sich das Fest bereiten, denn nur dem kleinsten Theil derselben ist es möglich, die genannten Herrlichkeiten in der Nähe zu schauen. Das fröhliche Treiben, die Töne der vielen Musikchöre, die Orgel und der einstimmige Gesang des Bänkelsängers, die schmetternde Trompete des Ausrufers am Wachsfigurenkabinet, die unzähligen Lampen und Feuer, wenn die Nacht einritt, der nie endende Jubelzug der Heimkehrenden vom Festplatze bis zum Frauenthore — das ist es eigentlich, was dem Besucher die wahre Lust gewährt. Das anwesende kleine Polizeipersonal verschwindet in der Menge, und dennoch ist, trotz des ungeheuern Zusammenflusses von Menschen, nie die Ruhe in Gefahren gestört worden. Sehr viele Unterhaltung gewährt schon der Morgen des Hauptfestes (ersten August): das gut organisirte Bürgermilitär macht Parade, die Preisfahnen werden am Rathshause aufgesteckt, und am Nachmittage ist die Stadt eigentlich verödet; der Fußtritt wiederhallt in den stillen Gassen, nur auf Patrouillen stößt man, die die Stadt durchstreifen; so ungefähr muß es in einem Orte seyn, in dem die Pest gewüthet. — Das Volksfest ist zu Ende, und die dritte unserer jährlichen Messen beginnt; keine derselben ist jedoch von großer Bedeutung. Unter den Sehenswürdigkeiten zeichnete sich das herrliche Panorama von Salzburg von Sattler aus Wien aus, welchem auch, nebst den trefflichen Cosmoramen, allgemeine Anerkennung zu Theil wurde. Eben so verdient das Sonnenmikroskop des hiesigen Mechanikers Bauer Erwähnung; leider wurde derselbe von der Witterung nicht sehr begünstigt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 264.

Der Radschuh.

Räthsel.

Was ohne Füße läuft.

Ein Gesandter, über Land und Meer
Läuft er oft aus weiter Ferne her;
Wenn auch Hand und Fuß ihm nicht gebricht,
Beine hat er doch gewißlich nicht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 12. November 1838.

Weiß ein Mann, was eines Weibes Seele faßt? oder kümmert er sich auch nur darum? Könnt ihr mehr, als uns verfeinern und verderben?

George Sand.

Patience.

(Fortsetzung.)

Der Arzt schüttelte zu dieser Rede den Kopf. „Es ist nur schlimm," sagte er, „daß die Frauen sich nothgedrungen dem Staate so oft entziehen müssen. Und überhaupt, eine Frau sollte sich damit begnügen, Helden zu gebären und selbst keiner seyn wollen." — „Das ist eine antike Vorstellungsweise und paßt keineswegs mehr zu unserem Leben," rief der Graf. „Es gilt keine wüsten Steppen zu bevölkern, keine entfernten Länder zu colonisiren; wir haben den biegsamen, süßen und doch so starken Frauengeist zu Zwecken nöthig, die nicht minder edel sind, als einen Distrikt Landes mit Soldaten und Bauern zu füllen. Ich für meinen Theil will gerne nicht geboren seyn, wenn statt meiner eine Idee von dem Weibe, das ich Mutter nenne, kühn und göttlich in die Welt hätte treten können. Für die Materie arbeiten Tausende, warum wollen wir die Wenigen, die für den Himmel schaffen, lästern? Lassen wir einem Weibe die einsame Krone, sie trägt sie doch mit Schmerzen. Wir wollen uns vor ihr beugen so tief, als dem eitlen, prahlerischen und dünkelvollen Männergeiste nur möglich ist. Wissen wir denn, was in der Seele eines solchen Weibes vorgeht? Wir haben nur immer unsern dürftigen und kindischen Stolz."

Der Graf hatte sich niedergebückt, eine Aster vom Strauche gelöst und hielt jetzt die Blume vor sich. „Warum blüht diese Blume im Herbste?" rief er; „warum nicht im Frühling, im Sommer, wie so unzählige andere Blumen? Ohne Zweifel hätte sie es dann besser, der Sonnenschein ist wärmer und bleibender, der Boden noch in frischer Kraft — aber sie blüht im Herbste. Wir wollen sie nicht tadeln. — Und übrigens," setzte er mit sehr weicher Stimme hinzu, indem er unverwandt in die Blume schaute, „ein Weib, das zugleich das Wohl eines ganzen Staates am Herzen und ein Kind unterm Herzen trägt, ist sie nicht doppelt gesegnet? Müssen wir nicht unsere Kniee beugen vor der, die zweifach gibt, beides mit Schmerzen und beides mit Verleugnung ihres eigenen Lebens? Dahinauf reicht kein Mann." — „Ja, aber —" hob der Arzt wieder an. — „Still!" rief der Graf mild; „wozu überhaupt streiten? Es kommt ja nur auf einen Versuch an, hab ich gleich Anfangs gesagt. Man lasse ein Weib gewähren und sehe zu, wie weit sie kommt; doch werfe man ihr keine Störung in den Weg, weder in Lob noch in Tadel. Geben Sie Acht, meine Herrn; wir werden sie wie eine Somnambüle auf den Dächern, spitzigen Ecken, zackigen Abdachungen und schiefen Lagen unserer Kultur herumwandeln

Digitized by Google

sehen; wenn der Mond, das heißt der Geist, sie nicht verläßt, fällt sie nicht. Nur nicht sie am Namen: Weib! gerufen, sonst stürzt sie in unsere kleinen Hofräume und engen Studenverhältnisse herab.“ Als der Graf so gesprochen hatte, schüttelten wir Alle wie die Ebineisen die Köpfe.

Spät am Abend, wie ich mit meinem frommen Freunde wieder allein war, sagte dieser: „Ich sehe es deinem Wesen an, die Erscheinung und die Reden unseres Grafen haben dich angeregt; jetzt mußt du nothwendig das sonderbare Geschöpf sehen, welches nach diesen Grundsätzen erzogen worden ist. Ich und der Doktor geben es für verloren.“ — „Es ist ein Mädchen?“ sagte ich. „Ja, obgleich sie hier in der Gegend allgemein für einen Knaben gilt. Sie ist sogar so wild und gefährlich, daß mancher Dorfbursche, der sich doch etwas zuteuert, ihr aus dem Wege geht. Man sieht sie auf den Pferden der Frau Doktorin in Nacht und Nebel gleich der verrückten Phantasie eines Dichters durch die Fluren jagen.“ — „Das ist etwas für mich!“ rief ich erfreut. „Nenne mir nur geschwind den Namen dieses mährhaften Weibes.“ — „Sie heißt Patience,“ erwiderte mein Freund; „wahrscheinlich,“ setzte er mit Lächeln hinzu, „weil man christliche Geduld braucht, um solche Geschöpfe um sich zu dulden. Ihre Abstammung ist dunkel; einige sagen, der polnische Graf habe sie Zigeunern oder Juden abgehandelt, andere, sie sey sein Kind. Gewiß ist, daß der Alte nie verheirathet war, aber in seiner Jugend wild genug gelebt hat. Er ist dabei, wie du bemerkt haben wirst, nicht ohne Intelligenz, und seine Bildung und seine Ideen haben ihren eigenthümlichen Weg genommen. Das ist immer anzuerkennen; man hört und sieht heutzutage so viel Abgeleertes und Angewöhntes; eine Besonderheit, sollte sie auch an Verschrobenheit grenzen, behält in den Augen des Kenners ihren Werth.“ — „Das ist Alles ganz unzweifelhaft,“ rief ich; „aber sage mir jetzt, wo ich Patience finden kann?“ — „Wir werden morgen zu der Landdokette gebeten werden, es ist ihr Wochentag; dort findest du dieses kleine Ungeheuer, auf dessen Bekanntschaft du so neugierig bist. Du wirst es erkennen an einem paar großen schwarzen Augen, die es bei jedem neuen Gegenstand über alle Gebühr aufreißt. Ihr Mund und ihre Zähne sind schön. Ich finde aber im Ganzen keinen Geschmack an solchen Zwittergeschöpfen.“

Den Tag darauf lud uns die Landdokette ein, den Thee bei ihr zu trinken. Sie war in nicht geringer Aufregung; von meiner Ankunft unterrichtet, wußte sie nicht, wie gerade jetzt die Moden in der Residenz sich gestaltet hatten. Um alle Schätze in der Welt wollte sie nicht unmodisch vor mir erscheinen. In der Verlegenheit hierüber hatte sie sich so geschmacklos und so auffallend gekleidet, daß mein frommer Freund erschreckt und geärgert sogleich wieder umkehrte und mich allein den Verführungen der Circe gegenüber ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Beschluß.)

Es ist etwas Schönes um solche Geistesfreiheit, wie wir sie recht vielen unserer Frauen wünschen, wenn auch nur im Urtheil und in der Wahl; denn freilich, wenn es sich vom selbstständigen, positiven Schaffen handelte, mußten sie noch viel leider als der Mann dem Schmerze begegnen, daß man seinem Geschicke nicht entfliehr und thun muß, was man nicht lassen kann. Sind und bleiben wir doch fast im ganzen Bereiche der äußern Sitte ein erobertes Land, und die Aufgabe unserer Frauen beschränkt sich wesentlich darauf, daß sie ihre Ketten mit Anstand tragen und harmonisch damit rasseln.

Deutschland hat sich bei seinen Nachbarn Achtung zu verschaffen gewußt; die Franzosen fangen an zu fühlen, daß der Spott, den sie in gewissen Beziehungen über uns auszugießen gewohnt waren, auf sie selbst zurückfällt. Aber noch gibt es Seiten des Lebens, in denen sich Frankreich besonders stark fühlt, und diese greift es fortwährend mit Behagen auf, um uns, gleich trunkenen Heloten, seinen Kindern zum Spaß und zur Abschreckung vorzuführen; bieher gehört die grace allemande, und Demoiselle Fanny Elsler ist ein doppeltes Mirakel, weil sie eine Deutsche ist. — Die französische Wissenschaft greift bei Namen wie Humboldt und Niebuhr an die Mühe; die schöne und geistreiche Welt beugt sich vor den Schatten Goethes und Beethovens und dechiffrirt die Späße Jean Pauls und Hoffmanns so ernsthaft als Champollion die Hieroglyphen; aber für diese aufgedrungene Achtung rächen sie sich durch impertinente Erfindungen, wie folgende Geschichte, welche vor wenigen Tagen in Pariser Blättern zu lesen war.

„Vieux habits, vieux galons. — Ein französischer Reisender ist kürzlich in einem Städtchen im Hanauischen Zeuge eines hochkomischen Auftritts gewesen. Wie meist in Deutschland, zerfällt die Bevölkerung daselbst in drei Classen: Adel, Bürgerschaft, höherer Handelsstand. So streng die drei Kasten umschrieben sind, kommt man nichts destoweniger zusammen, besucht sich gegenseitig, und bei den gemeinschaftlichen Festlichkeiten wetteifert Alles in französischen Moden. Was aus Paris kommt, wird mit Jubel aufgenommen, was in Paris gemacht ist, ergreift man, auf den Frachtbrief hin, mit Entzücken.

Digitized by Google

Der Reisende wurde zu Gastmälern, zu Abendgesellschaften eingeladen, und er stutzte ein wenig über den Anzug der Damen und Fräulein, zumal man ihm von ihrem Geschmack und ihrer Eleganz viel Rühmens gemacht; aber welche Ueberraschung, als er zum erstenmal einen Ball besuchte! Adelige Damen, Bürger- und Kaufmannsweiber wetteiferten an Pracht und Lächerlichkeit; ihr Anzug war ein fabelhafter Mischmasch von Moden aus den letzten Jahren der Napoleonschen Zeit und vom Anfang der Restauration. Als Mann von Welt begnügte sich unser Franzose, in die Faust zu lachen; indessen bewegten sich die Tänzerinnen vor ihm mit solcher Sicherheit und Selbstzufriedenheit, sie waren sichtbar so seelenvergnügt, daß sie vor einem echten Pariser so ganz französisch, so ganz pariſisch auftraten, daß er nicht umhin konnte, auf den Busch zu klopfen. Man denke sich sein Entsetzen, als er hören mußte, die Stadt, wo er so freundlich aufgenommen worden, sey seit länger als einem halben Jahr auf's Kläglichste mystificirt! — Der Polizeidirektor, in dessen Sprengel das Städtchen gehörte, war nämlich zugleich Buchhändler; er hatte gelegentlich eine Menge Kupferplatten gekauft, die zu einem längst eingegangenen Modejournal gehört hatten, und nun verbreitete er Abzüge davon mit bedeutendem Profit auf dem platten Lande weithin im deutschen Bund. — Kaum war jetzt der Betrug entdüllt, so erhob sich ein furchtbares Geschrei. Erst wollte man alle neuesten Moden in einem allgemeinen Auto-da-fé opfern; aber man besann sich, löschte die Brandfackeln, und durch die Gefälligkeit des Reisenden, welcher der weiblichen Welt in *** einen so wesentlichen Dienst geleistet, sah man sich bald auf das Laufende der Pariser Moden gesetzt, welche durch die Habsucht eines Spekulanten so schmählich compromittirt worden waren."

Dieser Hohn ärgert uns, gerade weil uns damit recht geschieht. Es klingt nun sonderbar, und doch ist es so: wenn diesem Mißbehagen etwas das Gleichgewicht hält, so ist es unsere Schadenfreude darüber, daß die ganze große Nation in ihrer Misère solche Albernheiten ihren Zeitungsschreibern auf's Wort glaubt.

Zum Schluß nur ein paar Worte vom ersten Mantel, den der Anfang des Winters geboren, weil er an antike Sitte erinnert und Gelegenheit geben wird, sich im Tragen von nicht festen Falten etwas zu üben. Er ist aus den französischen Besitzungen in Afrika herübergekommen und einem Volk entlehnt, das seit Jahrtausenden sein Costüm unverändert beibehalten hat: er gleicht fast ganz dem arabischen Burnous und hat eine Kapuze, welche, gleich den vordern Zipfeln, in eine große Eichel ausläuft. Dieses Kleidungsstück ist leicht, von warmem und feinem Stoff; es liegt aber nicht steif, symmetrisch auf den Schultern, wie die gewöhnlichen Mäntel, sondern man hüllt sich nachlässig darein, und es wird darauf ankommen, dasselbe verständig zu drapiren und mit Grazie zu tragen. Die Pänula der Römerin mag etwas sehr Aehnliches gewesen seyn.

Der Eintritt der kalten Jahreszeit führt immer die meisten Modewechsel herbei, und was hier zum Vorschein kommt, entscheidet in der Regel über den Charakter des ganzen Winterhalbjahrs. Gewandte Frauenzimmer, bei denen die geniale Natur die Wissenschaftlichkeit ersetzt, welche wir eben dem Geschlecht empfohlen haben, wissen jetzt schon ungefähr, wie sie nach Neujahr seyn werden, und die Klugsten sehen oft am längsten zu, bevor sie mit frischem Material einen neuen Feldzug eröffnen. Wir hatten im Sinne, die Formen zu bezeichnen, welche schon jetzt den Habitus der eleganten Welt im bevorstehenden Winter vorherverkündigen; aber dieser Artikel ist ohnehin schon zu lang und wir werden daher das Wichtigste in einer nächstens mitzutheilenden Notiz zusammenfassen. Belehrung im Detail kann natürlich Niemand in diesen Blättern suchen; den Meisten wäre aber besser, sie fänden sie gar nicht, als da, wo sie von ihnen gesucht wird — in deutschen Modejournalen. H. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

General de la Harpe.

Ich habe vor Kurzem (s. Nr. 224 — 227) eine Uebersicht von General de la Harpe's Lebensgeschichte bis zu seiner Rückkehr aus Rußland gegeben. Erst mit diesem Zeitpunkt beginnt seine eigentliche politische Wirksamkeit, und die Leser werden wohl nicht ungern die Schicksale des merkwürdigen Mannes weiter verfolgen.

Von Rußland ging de la Harpe nach Genf und taufte da ein Landhaus in Gentbod mit reizender Aussicht auf den See und nahe der waadländischen Grenze. Hier wohnte er 1795 und 1796. Von hier aus hoffte er manchmal sein ihm durch Jugenderinnerungen lieb-s Rolle, seine Familie und seine Freunde wiedersehen zu können; denn seine Heimath war ihm so lieb, daß er sich stundenlang auf den Grenzstein setzte, der Genf von Waad trennte. Damit war aber die Bernische Regierung gar nicht einverstanden und erklärte, sie werde ihn gefänglich einziehen lassen, wenn er den Fuß auf ihr Gebiet setzte. Diese Härte und die Bernischen Spione, die er in seiner Nähe bemerkte, erbitterten sein Gemüth auf's Heftigste und machten ihm den Aufenthalt in Gentbod peinlich. Von nun an erklärte er auch der Bernischen Regierung Krieg auf Tod und Leben, worin er allerdings zu weit gegangen ist. Sein in dieser Zeit erschienenes Buch: Essai sur la constitution du pays de Vaud in zwei Bänden war ein offener Angriff, aus dem Diskussionen und Vorwürfe hervorgingen, die später zu Handlungen und Thätlichkeiten wurden. De la Harpe war indessen nach Paris

gegangen, und als Bern nach dem Tod des in französischen Diensten in der Schlacht von Coedogno 1796 gebliebenen Generals Amadeus de la Harpe, seines Vetters und Jugendfreundes, dessen Vermögen confiscirten ließ, nahm unser de la Harpe die Richtung an, die später noch mehr hervorrat, nämlich das Streben, das revolutionirte Frankreich in die Schweizer Angelegenheiten zu mischen und dessen Einfluß darauf zu begründen. Die französische Regierung verkannte auch die aus dieser Wendung für sie hervorgehenden Vortheile nicht, trat entschieden vermittelnd auf und Bern nahm jene harten Maßregeln, so wie die gegen die verwiesenen Waadländer zurück, ausgenommen diejenigen, die durch ihre Schriften im Waadland Bewegungen erregt hätten; damit war de la Harpe gemeint. Sein Unwille stieg nun aufs Höchste, seine Pamphlets und Journalartikel wurden immer heftiger und selbst vorhend beim Beginn der Revolution in der Schweiz. In Paris war Alles vorbereitet zu der Einmischung Frankreichs, vorher aber wollte de la Harpe noch einen friedlichen Versuch machen. Daher übersendete er der Berner Regierung eine Denkschrift über die Beschwerden des Waadlands mit dem Verlangen, dessen alte Rechte anzuerkennen. Die Freiheiten und politischen Rechte des Waadlands waren in dem Lausanner Traktat vom 30sten Oktober 1564 vorbehalten worden, als der Herzog von Savoyen das Waadland an das erobernde Bern abtrat und Frankreich am 30sten April 1565 die Garantie dieses Traktats übernahm. Bern hatte das Daseyn desselben ganz geleugnet, de la Harpe ihn aber in den Archiven aufgefunden. Dessenungeachtet erwiderte Bern nichts auf diese Denk- und Bittschrift. Darauf wendeten sich zwei und zwanzig waadländische und freiburgische Patrioten im November 1797 durch de la Harpe an das französische Directorium und baten um dessen versprochene Garantie, und schon am 6ten Novbr erfolgte dessen bekannter Einspruch, wodurch Frankreich die Rechte der Waadländer unter seinen unmittelbaren Schutz nahm. Dies war die von de la Harpe hervorgerufene revolutionäre Maßregel, bei der alle bisherigen Formen des Staats- und Völkerrechts übergangen wurden, weil Frankreich vor seinem Einschreiten bei Bern nicht auf Vollziehung des Traktats drang und dessen Antwort nicht abwartete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nürnberg, Oktober.

(Beschluß.)

Allerlei. Pfarrer Lüpeberger. Theater.

Einen schönen Herbsttag benutzte ich zu einem Ausfluge nach dem vier Stunden von hier entfernten, zwischen der Regendsburger und Ingolstädter Straße liegenden Oertchen Steinach, unterhalb welchem eines der großartigsten Werke des Donau-Mainkanals ausgeführt wird; eine Brücke, welche den Kanal über die Schwarzach führt. Dieselbe wird, nach Angabe des Werkmeisters, 240 Fuß lang und erhebt sich 70 Fuß über den Spiegel des Flusses. Das Werk ist auf 61,000 fl. veranschlagt. Eine Schwierigkeit bietet sich den Arbeitern dadurch, daß sie die acht Fuß tiefen Ausgrabungen auf dem Boden des Thales immer durch mächtige Pumpen von dem eindringenden Wasser befreien müssen, das nöthige Material jedoch finden sie ganz in der Nähe, so wie es auch von Vortheil seyn mag, daß die Ufer des Flusses Felsen sind. — Das projektirte Fußgestell von Bronze zur Bildsäule Albrecht Dürers kommt leider nicht zu Stande; zwei mächtige Steine, von denen der eine 275 Cntr. wiegt, sind angekommen, diese werden das Meisterwerk tragen. — Die Prämirungen der polytechnischen, so wie der Kreis-Gewerbs- und Landwirthschaftsschule wurden im Laufe des Monats August unter der Leitung des Professors Herrmann aus München angeordnet, und haben die genügensten Resultate geliefert. In den Oberclassen arbeiten mehrere tüchtige Köpfe im mathematischen Fache, die bei fortgesetztem Fleiße zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. — Eine rühmliche Erwähnung verdient auch der hiesige Albrecht-Dürer- (sonst Kaufst) Verein, dessen neuer Direktor, der Graf von Pückler-Limburg, große Thätigkeit entwickelt. Die von dem Vereine veranstaltete Kunstausstellung erhielt sowohl von hiesigen, als auch auswärtigen Künstlern ausgezeichnete Beiträge. — Der ehemalige Pfarrer Lüpeberger, dessen ich in einem frühern Berichte erwähnte, hat nun ein Buch erscheinen lassen, in welchem er die Gründe seiner freiwilligen Amtsniederlegung entwickelt. Er sagt darin: „Ich habe mich überzeugt, daß die christlichen Bekenntnißschriften mehrfach nicht übereinstimmen mit der Bibel; von der christlichen Oberbehörde wird aber die Festhaltung an den Bekenntnißschriften neuerdings ernstlich gefordert. Meine frühere Ueberzeugung von der göttlichen Autorität der Schrift vermag ich nicht mehr festzuhalten, d. h., ich kann nicht mehr Alles, was die Schrift erzählt und lehrt, für wahr und richtig ansehen, und sie daher auch nicht mehr für eine göttliche und heilige Schrift annehmen, deren Wort ich verpflichtet seyn und unbedingt vertrauen thunte; ich kann den Gedanken nicht mehr von mir abweisen, die Messiasidee des alten und neuen Testaments sey überhaupt keine göttliche, sondern nur eine menschliche, und habe deßwegen nie Realität gewonnen und werde sie nicht gewinnen.“ Er selbst gesteht, daß er nicht ohne Angst und Noth zu dieser Ueberzeugung gelangt sey, und dies ist ihm sehr zu glauben; früher Mystiker, hatte er die Lehren der heiligen Schrift für die allein seligmachende Wahrheit gehalten und sie mit Feuereifer ergriffen und vertheidigt, und nun ist das, was ihm als einzige Heil erschienen, unwahr und nicht göttlich. Ob nun Friede und Ruhe bei ihm eingekehrt, ob er durch seine gewonnene Ueberzeugung glücklich ist, wage ich nicht zu entscheiden. — In literarischer Hinsicht begibt sich hier wenig. Die süddeutschen Blätter für Leben, Wissenschaft und Kunst haben sich in Monatshefte unter dem Titel Athenäum verwandelt, von welchen das erste bereits erschienen ist. Näheres hierüber vielleicht in der Folge. — Unser Theater bewegt sich immer auf dem Wege der Mittelmäßigkeit; neben manchem Gelungenen steht leider vieles Schlechte. Die Einnahmen fallen immer spärlich aus; ob die Lauheit des Publikums daran schuld ist, oder ob die Fehler der Direktion die Lauheit hervorgerufen haben, kann ich hier nicht untersuchen; daß man aber hier in das Theater geht, wenn etwas Gutes oder Neues geboten wird, ist ausgemacht. Shakspeare gab vor Kurzem wieder zwei Gastrollen (König Lear, mit der alten Kraft), der Komiker Weiß aus Wien gastirte ebenfalls, und jedesmal war das Haus gefüllt. Neu für uns waren dießen Sommer: Töpfers Zurücksetzung, welche hiesigs mit großem Beifall gegeben wurde, Raupachs Kaiser Friedrich und sein Sohn, der Reisewagen des Emigranten, der Bauer als Millionär, und die Opern Tell, Postillon von Lonjumeau und das Nachtlager von Granada. Letztere war das Benefice für unsern Musikdirektor Bach, der nun einem ehrenvollen Rufe nach Leipzig gefolgt ist; unser Theater hat dadurch viel verloren.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 13. November 1838.

— There is boundless theft
In limited profession.

Shakespeare.

Der italienische Buchhandel.

Man fällt im Auslande gar zu häufig und leicht harte Urtheile über die literarischen Verhältnisse in Italien und den Mangel an Thätigkeit, ohne die geringste Kenntniß und Berücksichtigung der lokalen Zustände. Jenseits der Alpen hat man gut reden und tadeln. Die bürgerliche Gesetzgebung hat sich längst mit der Sicherung des literarischen Eigenthums beschäftigt, und wenn der Mangel an Uebereinstimmung in den legislativen Grundsätzen der einzelnen deutschen Bundesstaaten eine gleichmäßige Anwendung derselben Maßregeln früher unmöglich und manche gute Vorkehrung zu nichte machte, so verspricht die neuerdings zu Stande gekommene Vereinbarung dem, was noch vom Uebel da war, den Rest zu geben. Moral und Recht mußten endlich den Sieg erringen. In Italien aber sieht es in dieser Hinsicht unerfreulich aus. Die Schutzlosigkeit des literarischen Eigenthums steht in Verbindung mit der kläglichen Verfassung des Buchhandels. So lange hier nicht abgeholfen wird, ist auch für die literarische Thätigkeit kein Heil zu erwarten. Nicht etwa, als würden plötzlich große Schriftsteller in Menge erstehen, sobald dem Nachdruck gesteuert wäre; aber die jetzt in der literarischen Welt herrschende allgemeine Entmuthigung würde schwinden. Seit mehreren Jahren sieht man, welchen Lärm die Pariser Autoren und Buchhändler gegen die Brüsseler Nachdrucker schlagen, wie sie (mit geringem Erfolge) zu dem Mittel wohlfeiler Editionen für das Ausland greifen, um den Ruin des Buchhandels aufzuhalten. Dort aber ist das Uebel unbedeutend im Vergleich mit dem, was wir in Italien finden. Es ist eine Tragödie von Anfang zu Ende.

Ein armer Autor verwendet jahrelangen Fleiß auf ein Werk. Es ist vollendet, er bietet es einem Buchhändler nach dem andern an; keiner will ihm einen Soldo dafür geben. Nun gibt es zwei Auswege für ihn. Er bittet so lange, bis irgend Einer mit murrischem Gesicht, und als verrichte er ein Werk der Barmherzigkeit, die Schrift druckt und ihm ein für allemal ein Dutzend Exemplare als einzigen Lohn gibt; oder aber er bestreitet den Druck aus eigenen Mitteln, wenn er dies vermag. Im erstern Falle sieht er sich im Besitz von zwölf Exemplaren: diese kann er schön binden lassen und Gönnern und Freunden verehren, auch einige andere dazu kaufen, wenn sie nicht reichen. Im andern Falle geht's ihm, zehn gegen eins gewettet, noch schlimmer. Erst gibt er sein baares Geld aus, denn der Drucker borgt ihm gewiß nicht. Macht das Buch kein Glück, so bekommt er davon nichts wieder. Reussirt es, so wäre er ein Narr, wenn er sich darüber wundern wollte, daß einer von denselben Buchhändlern, die das Manuscript zurückwiesen,

Digitized by Google

es nachdrucken läßt und wohlfeiler gibt. In beiden Fällen sitzt der Autor da und mag, wie der Bär, an seinen Pfoten zehren, wenn er kein Brod hat.

So ist das Verhältniß des Schriftstellers zum Verleger. Das zwischen den Buchhändlern selbst bestehende ist um nichts besser. Vorerst ist der ganze Buchhandel nur Krämerei. Eine ordentliche, regelmäßige Verbindung zwischen den verschiedenen Städten findet gar nicht statt; an einem Centrum fehlt's begreiflicherweise ebenfalls. Gewöhnlich kann man sich nur mit der unsäglichsten Mühe das verschaffen, was in einer andern Stadt (nicht zu reden von einem andern Staate) gedruckt worden ist. Habe ich in Perugia u. s. w. nicht etwa einen Bekannten, der das Verlangte zur Post sendet, so muß ich in den meisten Fällen ohne Weiteres Verzicht leisten. Ein italienischer Verleger kann einem Schriftsteller vernunftigerweise kein Honorar anbieten, denn er ist ja nicht sicher, daß sein College das Buch ihm morgen nachdruckt. In Toscana hat die Ausdehnung des Prinzips der Gewerbefreiheit über seine natürlichen und rechtmäßigen Grenzen hinaus die schlimmsten Früchte getra„en. Denn dort ist selbst der Nachdruck bei im Großherzogthum Erschienenen gestattet, wenn man sich nicht durch ein spezielles Privilegium dagegen gesichert hat, dessen Ertheilung überdies von Umständen abhängt. In Florenz erschien eine Gesammtausgabe der Werke Romagnosi's, bei welcher der Verleger manche Unkosten gehabt hatt: wenige Monate darauf wurde sie in dem zehn Miglien entlegenen Prato nachgedruckt. Tommaseos Synonymenwörterbuch wurde in Florenz selbst, wo die erste Auflage erschienen, zweimal nachgedruckt. Woran der Nachtar sich nicht wa,t, darauf macht man mam basse jenseits der Grenze, wo kein Privilegium mehr schuzt. Von Rosini's Monaca di Monza erschienen, so viel mir bekannt, acht Diebsausgaben, von seiner Luisa Strozzi fünf. In Florenz allein sind mindestens ein Dutzend Ausgaben von Manzonis Promessi sposi erschienen. In Mailand druckte man Micalis Storia degli antichi popoli italiani nach, in Rom das Museo Borbonico. So geht's übereall und in einem fort. — Dies gesetzlose Treiben hat noch e.nen andern großen Nachtheil. Der Buchhändlerstand wird dadurch herab„ewürdigt. Es gibt in Italien einige große und angesehene Handlungen, Pomba in Turin, Bettori und Fontana in Mailand, Molini und Piatti in Florenz, de Romanis in Rom; fast alle andern sind Krämer. Jeder kleine Buchdrucker, der eine oder zwei Pressen hat, wenn er nicht gerade im Aufteage Anderer beschäftigt ist, druckt auf seine eigene Rechnung und druckt natürlich dasjenige nach, was eben en vogue ist. Nach sechs Monaten ist gewöhnlich die Hälfte dieser kleinen Lumpen bankerott; da es nun bei ihnen aus der Hand in den Mund geht, so wird der Vorrath des Gedruckten dem Ersten Besten zu einem Drittel, einem Viertel, bisweilen einem Sechstel des ursprünglichen Preises verkauft, und was ein halb Jahr zuvor einen Scudo kostete, kann man nun an allen Straßenecken für ein paar Paul erstehen. Der Sortimentshandel muß natürlich darüber zu Grunde gehen. — Wie diese Ausgaben beschaffen sind, mit einer Legion von Druckfehlern und oft seitenlangen Auslassungen, brauche ich hier kaum in Erinnerung zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Patience.

(Fortsetzung.)

Wir setzten uns und sprachen eben von den Romanen von Paul de Kock, als die Glasthüre sich öffnete und ein junger Bursche hereintrat, der sehr sans façon den Hut auf dem Kopfe behielt und durch ein Salutiren mit der Reitpeitsche grüßte. Er schien auf's Aeußerste verwundert über meine Gegenwart, sah mich lange mit großen Augen an, nahm dann, zögernd und mich immer im Auge behaltend, einen Stuhl und setzte sich mit einer gewissen Förmlichkeit, die ein sonderbares Gemisch von Unverschämtheit und Bibdigkeit war. Nach diesen Anzeichen hätte ich ihn für einen dümmen jungen Flegel gehalten, so aber wußte ich, daß ich Patience vor mir habe.

Wir setzten unser Gespräch fort, immer unter bezauberndem Lächeln und süßlichem Flüstern von Seiten der Wirthin. Sie reichte Patience eine Tasse; der heiße Thee überschüttete seine Finger, sodaß er sprang er auf, feuerfarb im Gesichte und die Lippen zum Weinen verzogen. Eine Weile hüpfte er im Zimmer umher, die beschädigte Hand schwenkend, dann trat er zu der Dame, hielt ihr die Finger hin und sagte mit einem eigenthümlichen Ausdruck von grazidsem Muthwillen: „Küssen Sie, Madame! Wunden, die Sie schlagen, können auch Sie nur wieder heilen.“ — „Sie sind ein Kind!“ sagte sie und schlug ihn auf die Hand. In diesem Allen lag nichts Besonderes. Es waren die Unarten eines Knaben, aber mit einer Heiterkeit und Anmuth, die auf das wahre Geschlecht dieses seltsamen Geschöpfes hindeuteten.

Wir machten noch dem Thee einen Spaziergang im Garten. „Wissen Sie wohl,“ sagte Patience, indem sie sich an meinen Arm hing, „daß Sie mir gefallen? Das ist bei Gott keine so sehr gewöhnliche Sache bei mir.“ — „Vielleicht weil ich Bücher schreibe?“ — „Die habe ich nicht gelesen; überhaupt lese ich nicht viel; allein ich lebe in manchen Stunden ganze Bücher zusammen. Wenn ich

Digitized by Google

in der Stille, in der Dämmerung im Walde ſitze, geht der Inhalt ganzer Bibliotheken durch meinen Kopf. Unſere Zeit iſt ſelbſt ein Buch; aber der Autor iſt feig. Da er gemerkt hat, daß manche ſeiner Ideen Aufſehen erregen könnten, hat er ſie für Druckfehler ausgegeben. Aber man muß ſich nur nicht irre machen laſſen. Die Feigheit des Autors muß durch deſto größere Kühnheit des Leſers wieder ausgeglichen werden." — „Dieſer Gedanke iſt nicht übel," ſagte die Kokette, indem ſie den Kopf ſenkte und mit einem kleinen Myrthenzweige ſpielte. — „Ich habe mehrere dergleichen," ſagte Patience und fuhr dabei der Dame ſchmeichelnd um's Kinn. „Wie alt ſind Sie?"

Dieſe plötzliche Frage erſchreckte die Circe. Sie ſegte ſich in einiger Verſtimmung auf eine Bank, indem ſie ſeufzte: „Es iſt ſo warm!" — „Wie alt?" wiederholte Patience die Frage. — „Wiſſen Sie nicht," entgegnete ſie, „daß man ſo etwas eine Dame nie fragen darf?" — „Und weßhalb nicht? Wäre ich eine Frau, ſo würde ich offen bekennen, daß ich ſiebzehn Jahre zähle." — „Ach! aber man bleibt nicht bei ſiebzehn Jahren ſtehen." — „Ganz recht, man wird älter; aber ich ſehe darin kein Unglück. Nicht die Jahre, ſondern die Erfahrungen unſeres Herzens beſtimmen unſer Alter, und da ſind die älteſten Frauen immer die liebenswürdigſten."

„Aber, Patience," ſagte ich, „es gibt Herzen, die noch unberührt ſind, und gerade in dieſer Unberührtheit unendlich verführeriſch." — „Das verſtehe ich nicht; ich habe keine Bekanntſchaft unter Engeln. Mein Herz wurde ſchon berührt, als ich zum erſten Male eine Blume im Morgenſtrahle ihren Kelch öffnen ſah. Dies war für mich eine Erfahrung, über die ich Tagelang nachdachte und die mein ganzes Weſen umgeſtaltete." — Die Kokette ſeufzte. „Was werden Sie erſt empfinden, wenn Sie lieben!" ſagte ſie und ſah mit einem lächelnden Blick zu ihm hinauf. — „Das weiß ich nicht. Es kann ja auch ſeyn, daß ich gar nicht liebe, oder daß ich auf eine Stunde, einen Sommernachmittag liebe." — „Ach nein, die Liebe nimmt unſer ganzes Leben hin, und ach, wir wiſſen nicht einmal, ob wir jenſeits des Grabes von ihr frei ſind." — „O das wäre zum Todtſchießen! — Nein, Madame, da verſpreche ich Ihnen, mich kürzer zu faſſen."

Ich mußte an dieſe Worte zurückdenken, als ſpäter Patiences Leben in ſeinen bedeutenden, aber unglücklichen Momenten mir vorlag. Ihr kurzes Daſeyn war der ſchwüle Sommernachmittag einer peinvollen Liebe. Es lag eine düſtere Prophezeiung in dieſen kindiſchen Worten.

Als der Arzt, ſeine Frau und Tochter in den Garten traten, verließ ich ihn mit Patience. Wir ſchlugen einen abgelegenen Pfad ein, der uns bald in das Dickicht eines Wäldchens führte. Während ſie, ein Liedchen trillernd, vor mir herging, fiel mir das Sonderbare und Fremdartige der ganzen Erſcheinung recht in die Augen. Weiß ſie um das Geheimniß ihres Geſchlechts? fragte ich mich. Und wie iſt es möglich, dieſe Unbefangenheit zu behaupten, wenn ſie darum weiß? Nein, nein, ſie fühlt nicht, ſie ahnt nicht, in welche falſche Stellung der Eigenſinn ihres alten Erziehers ſie gebracht hat. Es iſt ihr völlig unbekannt, daß ſie ihre Gedanken, ihre Gefühle auf einen trügeriſchen Grund baut, und daß ſie über kurz oder lang das ganze Gebäude mit eigenen Händen wird einreißen müſſen. Der Alte iſt toll, daß er an einer Seele Experimente macht. Gibt es keine Strafe für mediziniſche Verſuche mit pſychologiſchem Gifte?

Wir waren auf einem anmuthigen Raſenplatz an einer Waldquelle angelangt. Sie warf ſich auf das Gras und forderte mich auf, ein Gleiches zu thun. Ich gehorchte ihr, denn ich hatte nicht den Muth, ihr in irgend einem Dinge den Gehorſam zu verweigern. Als wir eine Zeitlang ſchweigend einander gegenüber geſeſſen, rief ſie: „Erzählen Sie mir eine Geſchichte, gleichviel, ob wahr, ob erfunden. Ich denke mir, es müſſen durch Ihren Kopf eben ſo viel tolle und wunderliche Hiſtörchen laufen, wie ſtündlich durch den meinigen. Zudem hat man mir geſagt, daß Sie ein Schriftſteller ſind." — „Haben Sie auch Luſt, einer zu werden?" — „Das könnte ſeyn, zuerſt aber muß ich leben. Bücher ſind Beweiſe, daß der, der ſie geſchrieben, gelebt hat. Bei mir iſt aber noch Alles Zukunft. Nun, erzählen Sie; oder fällt Ihnen nichts bei?"

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Eine Vorſtellung im Gymnase dramatique.

Die Pariſer Theaterdirektoren ſind wahrlich gute Leute. Die kleinern Theater geben an einem Abend drei bis vier Stücke, welche auch den ſchauluſtigſten Zuſchauer zufrieden ſtellen müſſen, wenigſtens was die Quantität betrifft; die Qualität freilich läßt oft Vieles zu wünſchen übrig. Ich wohnte neulich einer Vorſtellung im Gymnase dramatique bei, die um 6½ Uhr anfing und um halb zwölf endigte. Ich verſichere Sie, als ſie zu Ende war, hatte Niemand mehr Luſt, noch etwas zu ſehen. Das thut aber die ſtarke Concurrenz. Das Gymnase dramatique war vor zehn oder zwölf Jahren ein ſtark beſuchtes Schauſpielhaus. Damals that die Direction ſehr vornehm, und gab oft Anlaß zu gerechten Klagen; denn man hatte wenig Aufmerkſamkeit für das Publikum und behandelte es ziemlich unſanft. Das Publikum ſah aber darüber weg, weil die Scribe'ſchen Vaudevilles

Digitized by Google

im Grunde doch sehr belustigten und Jedermann sie sehen wollte. Dies ist nun vorbei; Scribe liefert nur noch wenig Neues im Fache des Vaudevilles; er hat genug Vaudevilles zu seinem Ruhme und zu seiner Bereicherung geschrieben, und die es ihm nachmachen wollen, zeigen doch nur, wie weit sie ihm nachstehen. Hie und da erscheint wohl ein Vaudeville, das, weil es unterhaltend ist und gut gespielt wird, auch das Publikum herbeilockt. Indessen ist doch immer Platz genug im Gymnase dramatique, und man wird nicht mehr gedrängt, wie ehemals. So war es auch bei der vorhin erwähnten Vorstellung. Anfangs war es sogar ziemlich leer; kurz nach sechs Uhr ist die große Welt noch nicht zum Besuche des Schauspiels fertig; sie kam erst nach und nach. Deßhalb beginnen die Vorstellungen in der italienischen Oper erst um acht Uhr; dies ist die Zeit, wo die Reichen mit ihrem Essen und Kaffee fertig sind. Zuerst wurde ein kleines Stück gegeben: l'Autorité paternelle, worin Fierville einen Vater spielt, der, oft zur Unzeit, seine väterliche Autorität fühlen lassen will, und daher auch immer die Worte autorité paternelle im Munde führt. Er hat einen eben von der Akademie zurückgekommenen Sohn, und verlangt, dieser solle eine alte Jungfer heirathen, die seinem Hause gegenüber wohnt und reich zu seyn scheint. Der Sohn will nicht, der Vater wird böse und verlangt, die Heirath solle in vier und zwanzig Stunden vor sich gehen. Darüber geräth der Sohn in Verzweiflung, zumal er zu Dijon, wo er die Rechte studirte, ein Mädchen gesehen, aber auch nur gesehen hat, das er nicht wieder vergessen kann. Mit Widerwillen nähert er sich der alten Jungfer, sie weiß sein Zutrauen zu gewinnen, entlockt ihm das Geheimniß seiner Liebe, und es ergibt sich, daß sie, unter einer Verkleidung, eben jenes nur im Vorbeigehen gesehene Mädchen ist. Unterdessen hat der Vater erfahren, daß die vorgebliche alte Jungfer 40,000 Fr. Renten hat, und will sie nun selbst heirathen. Als daher der Sohn ganz freudig versichert, er wolle die vorgeschlagene Jungfer gerne heirathen, gebietet ihm der Vater wiederum kraft seiner väterlichen Autorität, nicht mehr an sie zu denken. Nun ist der Sohn wiederum in Verzweiflung; der Vater wird aber mit seinem Antrag abgewiesen und ausgelacht, und gibt endlich die Einwilligung zur Heirath. Sehr komisch nimmt es sich aus, wenn der Vater seinem Sohne kraft seiner väterlichen Autorität gebietet, in seiner ersten Unterredung mit der Jungfer außerordentlich geistreich und witzig zu seyn. — Nach diesem wurde die dritte oder vierte Vorstellung eines neuen Stückes gegeben, Namens „Mademoiselle," dessen Inhalt aus irgend einer Memoiren- oder Anekdotensammlung gezogen ist. Es soll nämlich unter der Regierung Ludwigs XVI. einige Spannung zwischen den Höfen von Versailles und Neapel stattgefunden haben, diese aber dadurch gehoben worden seyn, daß die Königin von Frankreich der modesüchtigen Königin von Neapel die von Baucausou so kunstreich verfertigte Puppe in dem neuesten Modeanzuge durch einen Kourier überschickte. Diese wahre oder falsche Thatsache haben die Verfasser des neuen Vaudevilles in zwei Aufzügen ausgesponnen, und zwar auf ziemlich lustige Weise. Wir sehen Anfangs den Putzladen, welchen die berüchtigte Dlle. Bertin, Modenhändlerin der Königin Marie Antoinette, hielt. Alle hier auftretenden und handelnden Mädchen waren in der jetzt wieder aufgekommenen Tracht jener Zeit gekleidet; die eine, welche die Hauptrolle spielte, hatte sogar hoch frisirtes und gepudertes Haar, was sich sehr sonderbar ausnahm, aber den Zuschauern keineswegs aufzufallen schien. Ich glaube jedoch nicht, daß sich die Mädchen in den Putzladen zur Zeit Ludwigs XVI. jemals gepudert haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

General de la Harpe.

Diese Erklärung Frankreichs war der Funke, der eine Mine springen ließ, denn mit ihm begann die Revolution der Schweiz. De la Harpe erkannte lebhaft die Mängel des schweizerischen Bundessystems, des Föderalismus, und sah dagegen kein anderes Heilmittel, als das Unitarsystem. Darum machte er den Plan einer Centralorganisation, und rief die französische Regierung auf, diese Centralität in der Schweiz geltend zu machen. Unbegreiflich ist dieser doppelte Mißgriff de la Harpe's in Behandlung der schweizerischen Angelegenheiten; in Kurzem sollte er ihn selbst bereuen. Im Anfang hatten die Diktatoren des Pariser Luxemburgs seinen Antrag nur gleichgültig aufgenommen, bald aber sahen sie ein, welch großes und herrschendes Uebergewicht sie dadurch in der Schweiz mit geringer Mühe bekommen konnten. Gleich wurde eine unitarische Constitution in Paris fabrizirt und die französische Armee rückte in der Schweiz ein, um ihren Einwohnern die Freiheit zu demonstriren. Die alte Conföderation wurde aufgelöst; aber Frankreich, das eine Centralisation der Schweiz für deunruhigend hielt, weil sie ihr mehr Kraft geben würde, dachte nach General Brune's Idee auf eine breifache Republik. Glücklicherweise gelang es de la Harpe, dies Projekt zu hintertreiben, so daß es bei der von Frankreich proklamirten einigen und untheilbaren Schweizerrepublik blieb. Sein bedeutender Einfluß in Paris war um so mehr zu verwundern, da man ihn für einen geheimen russischen Agenten hielt.

Daß fähige sein edles Herz gar schmerzlich, daß die Franzosen nicht daran dachten, der Schweiz echte Freiheit zu bringen; denn für's Erste dachten diese Befreier der Völker nur an Unterdrücken und Plündern. Er suchte auf's Thätigste und Menschenfreundlichste seinen Mitbürgern die Last zu erleichtern, ohne dabei auf politische Parteien und persönliche Abneigung oder Feindschaft zu sehen. Davon nur einige Züge. Pillichody und Russillon, seine erklärtesten Feinde bei der Berner Regierung, waren nach Paris gekommen, dort aber verhaftet und in den Tempel gesteckt worden. De la Harpe verwendete sich so dringend und thätig für sie, daß sie freigelassen wurden. Das französische Directorium hatte von Bern eine Kriegscontribution von sechs Millionen verlangt; de la Harpe brachte es durch unermüdliche Schritte dahin, daß diese Contribution auf zwei Millionen herabgesetzt wurde. Bei dieser Gelegenheit sprach der in dieser Sache nach Paris geschickte Berner Deputirte im helvetischen Senat am 24sten Januar 1800 folgende merkwürdige Worte aus: „Persönliche Neigung brachte mich gewiß nicht dazu, la Harpe aufzusuchen, sondern nur die Politik; denn ich wußte, daß er großen Einfluß in Paris hatte. Wie groß war mein Erstaunen, als mich der Bürger la Harpe mit aller nur mögslichen Freundschaft empfing. Ich fand in ihm einen sanften, liebenswürdigen Mann, der es bedauerte, daß unsere Revolution diese Wendung genommen habe. Sogleich unterstützte er uns, um eine bedeutende Verringerung der aufgelegten Kriegscontribution zu erhalten; zu diesem Zwecf verfaßte er selbst eine Denkschrift, die sogleich der französischen Regierung übergeben wurde; seine große Thätigkeit in dieser Sache hat ihm meine ganze Achtung und Anhänglichkeit erworben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 14. November 1838.

Yet, yet protected from the blast,
Thy leaves in beauty blow:
Ah! soon the halcyon days are past,
Stern winter lays thee low.
English Anthology.

Patience.

(Fortsetzung.)

„Eigenes," sagte ich, „wüßte ich nichts; aber ich will Ihnen eine hübsche Dichtung nacherzählen."

Ich wählte aus meinen Erinnerungen ein Mährchen, das auf mich, als ich so alt war wie Patience, einen lebhaften, einen nie zu verlöschenden Eindruck gemacht hatte: Undine. Aber ich hatte Patience wiederum falsch beurtheilt; sie war eben etwas völlig Verschiedenes von jeder gewöhnlichen Erscheinung. Was einen jungen Burschen von siebzehn Jahren entzückt hätte, davon wandte sie sich mit einer mädchenhaften, weit über ihr Alter gehenden Klugheit ab. Ihre Phantasie war so über alles Maaß hinaus gereift und selbstständig, daß sie in jedem Gebilde, das ihr vorgeführt wurde, auf den tiefen Grund sah, wo Phantasie und Weltanschauung zusammentrafen. — „Sonderbar!" rief sie, als ich mit meinem Mährchen zu Ende war, „die Seele? durch die Liebe zum Manne soll die Frau erst ihre Seele bekommen? O das ist falsch! Die Frauen wären beseelt, wenn es auf der Welt keine Männer und keine Liebe gäbe. Gesetzt, ich wäre eine Frau, so würde ich Gott lieben, die Wahrheit lieben, mich selbst lieben, und das Alles würde mir Seele genug verschaffen, wenn ich auch keine, oder nur eine mangelhafte bekommen hätte."

Wie wir wieder zur Gesellschaft kamen, waren mehrere junge Mädchen gegenwärtig. Unter diesen galt Patience ganz unbezweifelt für einen tollen Burschen. Er scherzte und spielte mit ihnen, er trieb sie in den Zimmern herum, er sagte ihnen tausend ausgelassene Späßchen und brachte die Schüchternsten zu einer maßlosen Lustigkeit. Bei allen seinen Scherzen bemerkte ich jedoch nicht die leiseste Anspielung auf das Geschlechtliche. Kein Kuß, keine Galanterie, kein halbes Lächeln, kein Wink, kein zum Erröthen treibendes Wörtchen, aber ausgelassene Tollheit. Er war unschuldig wie ein Engel, aber dabei wild wie eine junge Katze. Man konnte nicht müde werden, diesen geschlechtslosen Elfen, aus irgend einem Sommernachtstraum herausgestohlen, zu beobachten, zu belächeln, zu bewundern.

Ich kam voll von Patience nach Hause. Mein Freund verlor die Patience, indem er immer wieder von ihr hören mußte. Endlich verließ ich die glückliche Gegend, mit dem Zauberbilde meiner kleinen Göttin im Herzen. Ich hatte Abschied genommen von dem Arzte, von seiner corpulenten Frau, ich hatte der Landkokette die Hand gedrückt, ich hatte Patience zum letzten Male gesehen, zum letzten Male als Kind, als Blume, als Engel, als Traum, als Mensch gewordenes Mährchen; ich sollte sie wiedersehen,

Digitized by Google

wie dieses Kind gereift, diese Blume geknickt, dieser Engel seiner Fittiche beraubt, dieser Traum verwandelt, dieses Mährchen in prosaischen Ernst aufgelöst war.

Zwanzig Jahre waren vergangen, als ich Patience wieder sah. Sie war eine Frau, kränklich, bleich, in schwarze Gewänder gehüllt. Sie war Schriftstellerin. Ihr Leben hatte einen seltsamen Weg eingeschlagen. Sie stand jetzt allein in der Welt; man faßte sie, man ging ihr kalt aus dem Wege, ihre Seele war voll Bitterkeit. Arme Patience, welch eine Veränderung! Aber welche Fulle von Begebenheiten drängte sich auch für sie in diese Spanne Zeit. Wir wollen sie summarisch zusammenfassen: Liebe, Verrath, erster Bruch mit der Welt, Fluch, ein fremder Welttheil mit seinen Schönheiten und Schrecken, Einsamkeit, Kampf, Resignation! O das ist viel! genug, um eine Wange bleich zu machen, genug, um ein Herz zu brechen, um einem Engel die Fittiche zu rauben. Wir wollen jetzt diese Schicksale näher in's Auge fassen. Es fehlt uns zum Glück kein Umstand, der uns Belehrung schaffen kann, zwischen welche Felsen und über welche Abgründe der Weg der Unglücklichen führte. Ich selbst hörte aus Patience's Munde einen Theil ihrer Schicksale, einen andern Theil enthielt ein Tagebuch, das mir später, als schon die Kämpfende zum Frieden eingegangen war, zu Gesicht kam.

In jenen Jahren waren Individualitäten, wie die einer Rahel und Bettina, noch nicht dagewesen; der St. Simonismus und die Emanzipation der Frauen waren noch nicht im Kreis der Tagesideen eingeschlossen, Georg Sand hatte noch nicht die Weltbühne betreten. Damals war eine Erscheinung wie die der armen Patience etwas Neues, Besonderes, aber keineswegs etwas Anziehendes. Frauen, die auch männlich dachten, wie Frau von Stael zum Beispiel, duldeten sich gleichwohl, die kecken Formen, die Ungebundenheit, die stolze Freiheit zu usurpiren, die eine Madame Dudevant zur Schau trägt. Man fürchtete, mit der Gesellschaft zu zerfallen, denn diese Gesellschaft war damals, was sie vielleicht wieder werden wird, ein allgemein in Ansehen stehendes Institut, ein Gerichtshof der Sitte, vor dem selbst die Intelligenz sich beugte.

Man kann unserer Poesie den Vorwurf machen, daß sie uns noch nicht den Seelenzustand eines Weibes auf der einsamen Höhe einer finstern Weltanschauung im Bilde gegeben habe. Und doch sind diese Zustände bei Frauen nicht eben etwas nie Dagewesenes. Die kühne Forschung, die nächtliche Resignation, der kalte Ueberdruß und der ewig wache Schmerz des Zweifels, sollte er nie in den Busen eines Weibes eingekehrt seyn? Gibt es nicht, oder gab es nicht einen weiblichen Hamlet, einen weiblichen Faust? Es liegt scheinbar in dieser Zusammenstellung ein Widerspruch, wo aber liegt in den Ideen etwas Widersprechendes? Wenn wir annehmen, daß der Geist des Weibes fähig ist großer Gedanken, kühner Träume, selbstständiger und tiefer Ideen, ist dann nicht schon der Mißbrauch dieser Kräfte, oder die Lenkung derselben auf das Zerstören mit zuzugeben? Aber dies höre ich den alten Grafen erwidern: der Stolz der Männer lehnt sich gegen diese Annahme auf. Es ist die alte Fabel von der Undine: der Frauen Geist nimmt nur durch die Liebe und in der Liebe Selbstständigkeit an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der italienische Buchhandel.

(Beschluß.)

Am gewissenlosesten wird mit den Subscriptionen verfahren. Jeden Augenblick werden neue angekündigt; doch scheint die Langmuth des Publikums endlich sich zu erschöpfen. Daß die im Voraus angegebene Bände- oder Heftezahl immer überschritten, oft verdoppelt wird, ruge ich deßhalb nicht stärker, weil man anderwärts daran gewöhnt wird. Aber die Hälfte dieser Unternehmungen wird nimmer zu Ende geführt, und im glücklichsten Falle genießt der Subscribent den beneidenswerthen Vorzug, das Werk ohne Vergleich theurer zu bezahlen, als die nachmaligen Käufer. Ich habe Bücher in der ersten Woche nach ihrem Erscheinen im Laden mit zwei Fünftein des Preises bezahlt, den sie diejenigen gekostet, welche darauf unterzeichnet hatten. Ueberhaupt sind die wechselseitigen Verhältnisse nicht im Geringsten geordnet, und wie der Buchhändler nichts von Verpflichtungen gegen Schriftsteller und Publikum weiß, so vergißt auch wohl der Autor seine Verpflichtungen gegen den Buchhändler. Mir sind Fälle bekannt, wo der Autor, mirabile dictu, Honorar erhalten und kurz darauf für den Diebsdrucker, welcher ihn darum angina, eigenhändig Verbesserungen an seiner Arbeit vorgenommen hat. Glücklicherweise ist so etwas selten. Der rechtmäßige Verleger konnte nun zusehen, wie er zu seinem Gelde kam, und zahlte gewiß nie wieder in seinem Leben Honorar. So gedieht ein Uebel das andere.

In der Lombardei, den sardischen Staaten, dem Kirchenstaat und Neapel wehren die Gesetze zum wenigsten dem Diebsdruck und Verkauf des Diebsdrucks einheimischer Produktionen. Da aber die einzelnen italienischen Staaten einander so fremd sind, wie Frankreich und England, so wird in Florenz nachgedruckt, was in Mailand erscheint und umgekehrt. Wo also die Umstände

Digitized by Google

am wenigsten ungünstig sind, kann der Verleger nur auf den ziemlich beschränkten Umkreis des einen Staates rechnen, und auch dies nicht mit Gewißheit, da, des Verbotes ungeachtet, der Schleichhandel immer Mittel und Wege findet, seinem Bruder, dem Nachdruck, hilfreiche Hand zu bieten und die und dort einen Ballen mit wohlfeilen Ausgaben einzuschwärzen. Auf Frankreich und Deutschland können die italienischen Buchhändler eben so wenig rechnen: einmal, weil ihre Literatur dort im Ganzen nicht sehr viel Verbreitung findet; sodann, weil Baudry in Paris den ganzen Westen und Norden mit seinen Nachdrucken der gangbarsten Werke Manzoni's, Colletta's, Rosini's, Nota's, Grossi's, Pellico's, d'Ayglie's u. A. versorgt. Wahrlich, auch ein internationales law thäte hier Noth.

So ist der Zustand des Schriftstellerthums und des Buchhandels in Italien. Die Schilderung ist nicht übertrieben: wir Deutsche, die wir, Dank sey den vorsorglichen Regierungen, eine erträgliche Gegenwart haben und eine bessere hoffen, können dabei an die jüngste Vergangenheit denken, wo die Mäcen, Macklot, Spitz, Grund und wie die saubere Genossenschaft sonst noch Namen haben mag, im Flor waren. Bei uns ist's indeß nie so schlimm gewesen, wie hier. Die Zahl der rechtlich denkenden, ehrlichen Leute war immer die größere. Die italienischen Verleger sehen indeß endlich auch ein, daß der Buchhandel seinem völligen Untergange entgegen geht, und sinnen auf Abhülfe. Bei dem Mangel an Nationalsinn, und bei der Eifersucht, womit manche der Staaten Italiens einander noch jetzt gegenüberstehen, wird sie schwer seyn: indeß muß man nicht verzagen. Bei Gelegenheit der Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich in Mailand haben die lombardischen Buchhändler eine Bittschrift eingereicht, welche eine allgemeine Vereinbarung der italienischen Regierungen zum Schutze des literarischen Eigenthums bezweckt, „das heilig ist wie jedes andere.“ Sodann haben die toscanischen Buchhändler eine ähnliche Supplik an Se. K. K. Hoheit den Großherzog gerichtet, und wenn sie zunächst auch nur den Wunsch aussprechen, ebenso gestellt zu werden, wie die Verleger in den übrigen italienischen Staaten, wo der Nachdruck und Verkauf des Nachdrucks einheimischer Werke verboten ist, so sind doch die Blicke weiter hinaus und auf ein gleiches Ziel der Ausdehnung schützender Gesetze und Maßregeln gerichtet. Wer die italienischen Verhältnisse kennt, wird einsehen, wie manche Hindernisse einem solchen allgemeinen Zusammenwirken sich in den Weg stellen. Leichter zu erreichen ist der Zweck der toscanischen Verleger, bei dem schönen Sinne für ein ruhiges, geregeltes, allseitig die erworbenen Rechte schonendes Fortschreiten, der sich täglich mehr in diesem Lande kund gibt. Die Italiener werden aber, wenn es einmal zu allgemeinen Maßregeln kommt, die Sache mit den Folgen annehmen müssen. Manchem Bücherfreunde dürften diese unbequem seyn. Wie entsetzlich theuer sind eure deutschen Werke! höre ich täglich sagen. Anderthalb Scudi für einen Octavband, der bei uns nicht mehr als fünf Paul kosten wurde! — Meine Antwort ist stereotyp: „Lieben Freunde, für einen Bogen von diesem Werke hat der Verleger zwei Louisd'or gezahlt; jener Autor hat vier, der da sechs Louisd'or erhalten. Machet den Ueberschlag und saget mir, ob unsere Bücher mehr kosten als die eurigen.“ Rt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

General de la Harpe.

Bisher hatte de la Harpe nur indirekt durch seinen reinen und kräftigen Charakter, seine Einsicht und Sachkenntniß auf das Schicksal der Schweiz Einfluß geübt. Von nun an sollte er selbst sprechend und handelnd auf die politische Bühne treten. Der gesetzgebende Körper der Schweiz hatte so volles Vertrauen in seine Grundsätze und Talente, so wie in sein Ansehen bei der französischen Regierung, daß er ihn am 19ten Juni 1798 an die Spitze des neuen vollziehenden Directoriums stellte. Er nahm mit der Bewilligung Frankreichs die Stelle an, sprach sich aber vorher sehr würdig über die nothwendige Unabhängigkeit der Schweiz von jeder fremden Regierung aus. Als er zu Paris verlieb und in die Schweiz ging, war sein Gemüth voll großer, im Allerthum geschöpfter Ideen und Vorstellungen, voll edler Hoffnungen, von denen aber nur sehr wenige in Erfüllung gehen sollten, theils aus eigener Schuld de la Harpe's, theils weil seine unitarischen Ideen vom Anfang an seinen Antlang fanden und ihnen von anderer Seite in der Schweiz, im Ausland, ja in Frankreich selbst entgegen gearbeitet wurde, wobei die Agenten des Auslandes und die ausgewanderten Schweizer sich bemühten, die Alpenthäler in eine neue Vendee zu verwandeln.

Es liegt außer dem Kreis dieser Blätter, in die politischen Phasen einzugehen, welche von nun an die Schweiz zu durchlaufen hatte, und an denen de la Harpe handelnd und leidend Theil nahm. Immer waren dabei sein Wille und seine Absichten edel und rein, seine Maßregeln aber oft verfehlt und ungeeignet, manchmal wurden sie sogar crâneric inigne genannt, weil sie wenigstens zu viel jugendlich Stürmisches an sich hatten. Das Directorium thäte sich auf, besonders weil dessen Mitglieder in de la Harpe einen Mann zu sehen glaubten, der sich zum Dictator in der Schweiz aufwerfen wolle, ein Irrthum, von dem sie später zurückgekommen sind und es bereut haben. Daß sie den Ehrenmann nicht in seinen redlichen Bemühungen zur Aufrechthaltung und Rettung des Vaterlandes unterstützten, als es noch Zeit war. Durch das Entgegenwirken der besten Schweizer und Frankreichs mußte es sinken. Usteri, Zellweger und mehrere der achtungswürdigsten Schweizer haben später ihren Irrthum bitter bereut. Ja, einer der geachtetsten Männer gestand später, wenn er in damaliger Zeit de la Harpe begegnet

Digitized by Google

hätte, so würde er ihn erworben haben, in der gewissen Meinung, damit die Schweiz zu retten. So arg war die Aufregung gegen ihn, so gewiß glaubte man, er sey nur so überaus thätig, eifrig und feurig in den Schweizer Angelegenheiten, weil er die Dictatur an sich reißen wolle. Ist es bei dieser Stimmung der Besten im Lande zu verwundern, daß er mit zwei andern Directoren am 18ten Januar 1800 das Hochverrathsbeschuldigt wurde? Indessen wagte die an die Stelle des Directoriums getretene Exekutivcommission der Zehn die Angeklagten weder zu verdammen, noch loszusprechen, sie stellte sie nur unter oberpolizeiliche Aufsicht.

Von Bern zog de la Harpe mit seinem Freund und Unglücksgefährten Secretan nach Lausanne, und da man ihm auch hier mit Anfeindungen und Beschuldigungen seine Ruhe ließ, so beschloß er nach Paris zu gehen. Damals gerade ging Bonaparte über den großen St. Bernhard nach Italien und hielt sich etwas in Lausanne auf. Wiewohl nun de la Harpe gar nicht daran dachte, ihm einen Besuch zu machen, was seinen politischen Grundsätzen widersprochen hätte, so ließ doch die Exekutivcommission in Bern in den Zeitungen bekannt machen, Bonaparte habe de la Harpe nicht verlassen wollen. Am Vorabend seiner Abreise nach Paris theilte man ihm einen Brief mit, der als Beweis für eine Bernerische Verschwörung im Rücken der französischen Armee große Wichtigkeit zu haben schien. Es war vielleicht ein Irrthum, aber gewiß ein Verdienst um die französische Regierung, daß de la Harpe diese Sache in Bern zur Untersuchung bringen wollte. Die dortige Exekutivcommission handelte in ihrem Interesse, wenn sie de la Harpe unschädlich zu machen wußte; daher verfügte sie seine Verhaftung, zumal bei dieser Gelegenheit seine für die schweizerischen Ereignisse sehr wichtigen Papiere in Beschlag genommen und unschädlich gemacht werden konnten. Glücklicherweise erhielt er noch Zeitig genug davon Kunde und eilte auf der Stelle nach Rolle zu seiner Mutter, die seine wichtigsten Papiere in Verwahrung hatte. Hier nahm er schnell die bedeutendsten, gab sie seiner Frau aufzubehren und kehrte sogleich nach Lausanne zurück. Schon am Abend wurde ihm Hausarrest angekündigt und seine Papiere untersucht. Den 2ten Juli wurde er nach Bern abgeführt, wo er Alles von seinen Feinden zu fürchten hatte, vielleicht selbst für sein Leben; er beschloß daher, wo möglich zu entfliehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Eine Vorstellung im Gymnase dramatique.

In diesem Modemagazin macht man die Puppe zurecht, welche das gute Einverständniß zwischen zwei Höfen wieder herstellen soll. Eine förmliche Gesandtschaft soll die Puppe begleiten, die außerdem ihre Kammerjungfer und ihren Friseur haben soll. Wo hat man je so etwas Abgeschmacktes gehört? Allein der Friseur wird durch Bernard Leon dargestellt, einen Komiker, der in dergleichen Rollen Leben und Bewegung zu bringen weiß. Er hatte eine Zeitlang das Gymnase dramatique verlassen und die Direction des Gaîté-theaters übernommen. Dies ist ihm aber schlecht gelungen; er ist bankerott geworden, und hat sich glücklich schätzen müssen, daß er nach wie vor die komischen Rollen auf der Bühne des Gymnase dramatique spielen kann. Ohne seine Rolle wäre das Stück Mademoiselle nicht viel werth, obschon die Verfasser sich Mühe gegeben haben, es durch eine Intrigue des nach Neapel bestimmten Gesandten zu beleben, welcher die junge Frau seines Kammerdieners entführen lassen will und von ihr hinter's Licht geführt wird. Nachdem nun die besagte Mademoiselle glücklich nach Neapel geführt, das Einverständniß zwischen beiden Höfen wieder hergestellt und die Ehre der Frau des Kammerdieners gerettet war, schicken sich die Schauspieler des Gymnase dramatique zur Darstellung des dritten Stückes: Clermont, an. Dieses Scribe'sche Vaudeville in zwei Aufzügen, in welchem Bouffé die Hauptrolle meisterhaft spielt, mag wohl schon fünfzigmal gegeben worden seyn und wird gewiß noch eben so oft aufgeführt werden, wenn Bouffé vorführt, den Maler darin zu geben. Mich wundert, daß Bouffé nicht schon längst vom Théâtre français aufgefordert worden ist, auf dieser Bühne aufzutreten; wahrscheinlich fürchtet man eine Wiederholung desjenigen, was sich vor zwölf oder fünfzehn Jahren ereignete. Damals bestand das Haupttheater des Théâtre français das Recht zu haben, diejenigen Schauspieler kleinerer Theater, welche große Anlage zeigten, für sich in Anspruch zu nehmen, und forderte gleichsam die Austieferung eines sehr guten Komikers des Gymnase dramatique, Namens Perlet. Dieser aber, entrüstet darüber, daß man sich erkühne, über seine Person ohne seine Einwilligung zu verfügen, weigerte sich, der Forderung Genüge zu leisten, und trat lieber ganz vom Theater ab, nachdem er noch eine Zeitlang auf den Provinzialtheatern gastirt hatte. Vielleicht würde es Bouffé auch so machen, und wohl deßhalb läßt man ihn in Ruhe; aber sicher ist er der größte Schauspieler, den die Pariser kleinern Theater aufweisen können. Im ersten Aufzug des Stückes Clermont hat er ganz das elegante, sorglose Aeußere eines Pariser Künstlers, der an Beifall gewohnt ist, mit den Großen verkraulich umgeht, und das ihm so reichlich zufließende Geld auch mit freigebiger Hand wieder ausspendet. Man kann sich recht gut unter seiner Person einen Gerard, einen Girodet, einen Horace Vernet denken. Scribe hat diesen Maler Clermont noch dazu mit großem Zartsinne ausgestattet. Clermont hat nämlich die Tochter eines Mannes von hoher Abkunft geheirathet, und hält sich für verbunden, seiner Frau das üppige Leben zu verschaffen, das ihr zu Theil geworden wäre, wenn sie einen Mann ihres Standes geheirathet hätte. Durch diesen gewandten Zug hat der Dichter das Hochtragische in diesem Stücke vorbereitet. Der Maler macht Ausgaben, die sein Einkommen weit überschreiten, und geräth dadurch heimlich in große Verlegenheit, die er seiner Frau so lange als möglich verbirgt, und deßhalb in ihrer Gegenwart eine Heiterkeit und Seelenruhe annimmt, die seiner wahren Stimmung nur zu sehr widerspricht. Diese selbe Delikatesse läßt ihn mit ansehen, daß seine Frau, die er innig liebt, die Besuche eines jungen und reichen Grafen annimmt, welcher ein Freund ihrer Familie war. Er macht diesem jungen Manne sein Geheimniß aus seiner Geldverlegenheit und nimmt sogar seine Hülfe an. Als er aber entdeckt, daß dieser Graf in seine Frau verliebt ist und sie zur Untreue verführen will, bricht sein Unwille los, und er verbietet dem jungen vornehmen Verführer sein Haus. Unglücklicherweise aber ist dieser der Besitzer der gerade zu dieser Zeit fälligen Schuldverschreibungen des Malers. Dieser weiß, daß er jeden Augenblick vorgeladen werden kann, und macht sich auf's Schlimmste gefaßt. Aber der junge Mann, in dessen Macht es steht, den Künstler unglücklich zu machen, zerreißt die Schuldverschreibungen, wirft sie ihm zu und verläßt das Haus.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 15. November 1838.

Im Kerne Bürger: Nahrungsgraus,
Und draußen, wo kein Thor beschränkt,
Vorstädte grenzenlos verlänge.

Goethe.

Ferienwochen.

Es regnete gerade, als wir in Genf über die große Rhonebrücke fuhren; die Regenschirmleute, besonders die eiligen Mädchen, wurden hin und her getrieben; ja, auf den Höhen des Jura und der savoyischen Berge war in der vergangenen Nacht frischer Schnee gefallen. Dies Alles waren schlimme Aussichten für eine Lustreise, denn zu dieser saßen wir drei im Coupé der Lyoner Diligence, bei allem Ungemach wohlgemuth und vertrauend auf die Zusage, daß die, welche mit Thränen säen, mit Freuden ernten sollen. Mit mir waren zwei junge Engländer, Henry und John, die seit einem Jahr zu ihrer Ausbildung bei mir leben; jeder in seiner Art recht wacker, an Herzen und Geist gesund, aber nicht ohne brittische Eigenheiten.

Der Weg ging an den schönen neuen Häusern vorüber, die der Servette angehören, einer der Anlagen, die sich schnell gebildet haben, seit in Genf die beengende Festungsordnung und Thorsperre aufgehört hat und man zu jeder Nachtstunde aus und ein kann. Ständen die hübschen Häuser nur in besserer Ordnung da! Daran ist aber nicht zu denken, zumal Jeder einen größeren oder kleineren Garten um sich herum haben will. Das sonst so kleine und enge Genf wird durch diese äußern Bauanlagen jetzt zur bedeutenden Stadt, denn ähnliche bilden sich auf allen Seiten. Dies hat wesentlichen Einfluß auf die nun erst entstehende Lebensgemächlichkeit des Mittelstandes, der sonst in engen, dunkeln Straßen, in dustern, unbequemen und oft gar unreinen Wohnungen zusammengedrängt war, nun aber sich ausdehnen, freier und gesunder athmen und den Kindern volle Entwicklung geben kann. Schon in der künftigen Generation wird dies augenscheinlich an dem physischen Habitus der Genfer zu sehen seyn, die jetzt, wie alle sitzenden Industrie- und Stubenleute ein bleiches, schwächliches und ungedeihliches Völkchen sind, das sich mit seinen Nachbarn, den Acker- und Weinbau treibenden Waadtländern, Franzosen und Savoyern an Gesundheit, Kraft und fröhlicher Waidlichkeit gar nicht messen kann.

Der Weg nach Lyon geht Anfangs dem langen Herrn Philister, dem Jura, gerade entgegen. Erst sieht er ganz duster, dunkel und einförmig aus, wie eine lange Mauer mit geringer Höhenverschiedenheit. Kommt man ihm aber näher, so tritt das Einzelne hervor, es zeigen sich Abstufungen, Vorsprünge mit hellgrüner Laubwaldung, darüber dunkle Tannen und zwischendurch Felsen mit gewaltigen Wasserrissen. Nirgends zwar wird dies Gebirg in dieser Richtung großartig oder reizend, wie die vielgestaltigen Alpen der Schweiz und Savoyens; es verliert aber doch in der Nähe seine mürrische und langweilige Einförmigkeit.

Digitized by Google

In St. Genis, wo Frankreich beginnt, wendet sich die bisher von Genf in gerader Linie gegen den Jura gehende Straße westlich und läuft nun an seinem Fuße weg, bis an das Felsenthor, wo die Rhone aus der Ebene einen Ausweg sucht und sich durch eine enge Bergluke mühsam aus der Schweiz zwischen Frankreich und Savoyen durchwindet. Hier steht das Fort de l'Ecluse auf dem steilen rechten Ufer und erhebt sich mit seinen innern, in den Felsen gehauenen Werken ungefähr 1800 Fuß hoch. Seit Alles im Innern und die Kasernen und Böschungen oben vollendet sind, ist das Fort nur noch mit Erlaubniß des französischen Kriegsministers für Fremde zugänglich. Voriges Jahr konnte ich es noch mit Muße von unten bis oben in allen seinen Theilen beschauen, mußte aber dabei verschweigen, daß ich ein Deutscher sey. Aus zahlreichen, halbcirkelförmigen, in den Felsen gehauenen Böschungen bestreichen Kanonen die östliche und westliche Straße. Dies Fort wurde aber sehr leiden, ja in allen seinen, nicht in den Felsen gehauenen Theilen in den Grund geschossen werden können, wenn Sardinien auf dem dicht gegenüber auf dem linken Rhoneufer liegenden viel höheren Berge Vuache (5250') auch ein Fort anlegte. Die französischen Genieoffiziere bestreiten zwar die Möglichkeit, weil der Berg nicht für Kanonen zugänglich sey; darüber aber lächeln die sardinischen Offiziere und mögen Recht haben, da mit einigen Arbeiten und Sprengungen eine sehr bequeme, vom Fort l'Ecluse ganz abgewendete und unabhängige Straße hinauf geführt werden könnte. Läge aber da ein sardinisches Fort, so beherrschte es in Kriegszeiten nicht nur die Heerstraße nach allen Seiten, sondern machte es auch den Franzosen unmöglich, einen Mann außer dem Felsen blicken zu lassen, ja ein Theil ihrer Artillerie in den Böschungen selbst könnte demontirt, so wie alle obern und untern äußern Bauwerke zerschossen werden. Noch prekärer wäre dann die Existenz der Eisenbahn, welche nächstens am Felsenfuß des Forts, dicht am rechten Rhoneufer weg angelegt werden soll, um mit den Dampfschiffen zwischen Lyon nach Seyssel und von Collonge in den Genfer See als Mittelglied in Verbindung zu treten. Wenn sie zu Stande kommt, wird sie schon genug von dem Austreten und den Ueberschwemmungen der Rhone zu leiden haben. Dieser Strom, der nach seiner Vereinigung mit der Arve oft bedeutend breit ist und bis zum Fort noch gar manches Wasser aufnimmt, wird hier in ein vierzig Fuß breites Felsenbett von ungeheurer Tiefe zusammengedrängt. Bei den Felsensprengungen und Bauten des obern Forts rollten mehrere Jahre lang ungeheure Steinmassen, wohl einen kleinen Berg bildend, in das Bett, ohne es im Geringsten zu verändern, denn der Wasserstand blieb ganz derselbe. Nur im Juni und Juli, wenn fast aller Gebirgsschnee in den Hochalpen schmilzt, wenn der Genfer See ansehnlich steigt, wird auch die Rhone hier bedeutend höher und dürfte die neue Eisenbahn unter Wasser setzen. — Der überall vorkommende Seeboden beweist, daß einst das ganze Becken, das ganze Flachland zwischen den beiden Salève's, dem Piton, dem Vuache und dem Jura ein großer See, eine Fortsetzung des Leman war, ehe sich die Rhone zwischen beiden letztern hindurch einen schmalen Weg brechen konnte, den dann ihre Gewalt immer tiefer gemacht und in der Nähe eine Menge unterirdischer Gänge und Höhlen gebohrt und weiter ausgebildet hat, was sich weiterhin deutlich bei der Perte du Rhone zeigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Patience.

(Fortsetzung.)

Es ist eine schwere Aufgabe, die Liebe zu schildern bei einem so sonderbaren Wesen, wie es Patience war. Vielleicht war es nicht einmal das, was man bei gewöhnlichen Frauen Liebe nennt, vielleicht nur ein Augenblick der Schwachheit, der Hingebung an das Gesetz alles Erschaffenen, und dann wieder ein schnelles Zurückziehen der Seele, gleichsam wie beruhet durch eine dämonische Einwirkung. Doch dem sey wie ihm wolle, gewiß ist es, daß Patience den Mann, den sie liebte und der sie beleidigte, nur einen Sommernachmittag gesehen und gesprochen hat.

Man tadelt diese schnell erwachsene Leidenschaft, diese plötzliche und unwiderstehliche Gefangennahme des Herzens, als etwas, das sehr wenig mit dem Laufe der Natur zusammenstimmt, und dennoch ist dies das sicherste Zeichen des dämonischen Charakters einer Seelenthätigkeit, die zu erforschen mit allen unsern Combinationen uns noch so wenig gelungen ist. Warum soll es nicht möglich seyn, daß das Auge allein dem Sitz der Empfindung jene despotischen Eindrücke zuführt, die über unser ganzes Leben bestimmen? Warum müßtraut man hierin jenen wunderbaren Einflüssen, denen man sich bei anderer Gelegenheit mit so vielem Glauben hingibt, bei der Andacht zum Beispiel, bei den religiösen Sympathien? Hier wie dort gibt es Mysterien, die wir nie enthüllen werden. Die nähern Umstände, die diese Neigung so schnell herbeiführten und so langsam wieder zerstörten, sind von keiner Wichtigkeit. Man kann sie in einer Menge Schilderungen der Leidenschaft mit aufgezeichnet finden; nur die Folgen, die dieser gefährliche und erschütternde Zustand auf Patience's Seele hatte, sind besonderer Art und gehören hieher. Von dem

Digitized by Google

Augenblick an, da sie sich verrathen sah, da sie der verließ, den sie liebte, stürzte sie von der eingebildeten Höhe ihres Stolzes und ihrer kühnen Hoffnungen herab. Sie hörte auf, ein Mann seyn zu wollen, da sie die volle und bleibende Schwäche des Weibes einmal an sich verspürt hatte. Sie glich jener schönen sterbenden Amazone in Raphaels Gemälde, die, den Pfeil im Busen, einen schmerzlichen Blick des Vorwurfs voll Zärtlichkeit auf den Mann heftet, der sie gemordet hat. So war auch Patience besiegt. Sie legte die männliche Kleidung ab und erschien als ein bleiches, junges Mädchen, mit schwärmerischem Ernst in den dunkeln Augen. Nie bestieg sie wieder ein Pferd, nie sah man sie durch den Forst jagen oder sich mit stolzer Selbstgefälligkeit in die Spiele der jungen Männer mischen. Sie bewohnte mit dem alten Grafen, ihrem Pflegevater, ruhig und in der Einsamkeit das Landhaus, das jener vom Arzte gekauft, der, unwillig über die Stille und Einförmigkeit des Landlebens, sich entfernt und in eine nahgelegene große Stadt begeben hatte, wo seine Talente und die seiner Frau mehr Anerkennung fanden. Man muß eine große Leidenschaft überwunden haben und jetzt der Natur nah am Herzen seyn, um die Erfahrung zu machen, daß dann die zartesten, am verstecktesten Keime unseres Empfindens erwachen und unser Geist auf eine unmittelbare Weise von Gott berührt wird. Das ist der Zeitpunkt, wo sich Gestaltungen in uns drängen, die an's Licht treiben, wo Ideen und Bilder in uns jählings reifen wie die Blüthen des Frühlings in einer schwülen Gewitterstille. Patience dichtete hier ihre ersten Verse, schrieb zum ersten Mal in zusammenhängender Folge ihre Gedanken über Welt und Leben nieder. Wer jene Gegend kennt und das einsame Haus mit dem dunkeln Rebengeländer, der hat das eigenthümlichste Bild vor der Seele. Er denke sich den nächtlichen Wanderer, der die Straße einherzieht und zu später Stunde noch Licht in dem kleinen Fenster sieht, das sich nach dem Garten zu öffnet. Er denkt, wer wohl hinter dem röthlichen Vorhang, in dessen Falten der Nachtwind spielt, arbeiten möge. Ein Geschäftsmann etwa, ein strenger Haushalter, der am Schluß des Tages noch spät die Rechnung des Hauses stellt? — Er läßt sich's nicht träumen, daß es ein junges Mädchen sey, das die Empfindungen ihres verwundeten Herzens ausbaucht, gleich wie von den Blumen unter dem Fenster das Opfer ihrer süßen Düfte, ein Raub des Nachtwinds, schmerzlich dahingegeben wird.

Die ersten Erfolge ihrer schriftstellerischen Thätigkeit waren glänzend. Der erste Lorbeer, den die Musen spenden, ist immerdar der frischeste und grünste; die spätern Zweige leiden entweder durch den kalten Anhauch des Neides, oder durch die zu jähe Gluth der Bewunderung. Patience nahm das Glück, das man ihr bot, mit jenem schmerzlichen Wohlgefallen hin, wie man schöne Blumen von einem Grabe pflückt. Sie hatte jene ewig unvergeßlichen Stunden zu Gedichten gemacht, sie hatte jene schmerzvollen Seufzer, die todesbangen Erinnerungen, unter denen ihre junge Seele beinahe erlegen war, in die künstliche und einschmeichelnde Form eines Romans gebracht. Man las und staunte, man bewunderte und vergoß Thränen der innigsten Rührung. Nicht leicht konnte sich ein Schriftsteller schmeicheln, mit so großer Wirkung auf die Gemüther seiner Zeitgenossen seine ehrenvolle Laufbahn betreten zu haben. Aber der Ruhm dauerte kurz, die Bewunderung verlor sich, die Theilnahme wurde kühl. Patience schrieb nur Einen Roman, und das Publikum hoffte deren ein halbes Dutzend in den zwei Messen des Jahres zu erhalten. Sie hatte gesagt, was sie zu sagen hatte; ihre Mission des Gefühls war vollendet, jetzt kam die Mission des Gedankens an die Reihe, und hier verließen sie alle jene lärmenden Haufen, die sie mit den heftigsten Zeichen des Beifalls umgeben hatten. Ein Schriftsteller von Bedeutung kann ganz genau die Gewichte ermessen, die die Wagschale seines Ruhms steigen oder fallen machen. Er ist vollkommen Herr seines Geschicks. Mit dem ersten philosophischen Werk, das die Menge nicht versteht, ist das Mißtrauen erweckt und der flüchtige Ruf in alle Winde versprengt. Je reiner und unvermischter er das Gold gibt, desto unkenntlicher wird es, um daraus Münzen und die kleinen Schmuckzierrathen für den täglichen Gebrauch zu formen. Gegen eine Frau besonders erhebt sich rasch die Stimme des öffentlichen Urtheils. Man gesteht ihr das Recht zu, unser Herz zu bilden, unsere Empfindung zu verfeinern und zu erhöhen, allein man gesteht ihr nicht das Recht zu, unsern Verstand zu vervollkommnen. Hier wollen wir Männer hören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Eine Vorstellung im Gymnase dramatique.

Hier mußte der Dichter eine neue Peripetie erfinden, um das Stück fortsetzen zu können. Schon in den ersten Auftritten hatte der Maler die Furcht geäußert, blind zu werden, da er an den Augen leidet. Diese Blindheit tritt plötzlich ein; dadurch wird seine Künstlerlaufbahn unterbrochen, und da ihm von seinem Erwerbe nichts übrig geblieben ist, so geräth er dadurch in's Elend. Hiemit schließt der erste Aufzug. Im zweiten erblicken wir ihn blind und überwältigt von Geistesunruhe; jedoch stellt er sich heiter in Gegenwart seiner Frau. Dies gibt Bouffe vortrefflich. Aber

Digitized by Google

das Maß der Leiden Clermonts ist noch nicht voll. Er wünscht, seine Frau möchte ihm den Abend Gesellschaft leisten; sie aber schützt dringende Geschäfte vor, und trotz aller seiner Bitten geht sie fort. Er erfährt, daß sie oft Abends sich entfernt, und was ihn vollends außer Fassung bringt, ist die Nachricht, daß der junge Graf sie beim Ausgehen begleitet. Hier folgt eine sehr rührende Scene, wo er sein Unglück tief betrauert, daß er nicht einmal durch einen Zweikampf seine Ehre rächen könne. Ein Brief des Grafen fällt in seine Hände; er hat die größte Begierde, dessen Inhalt zu erfahren; er ist aber blind und kann den Brief nicht lesen. Die Verzweiflung Bouffé's war hier höchst ergreifend. Zur Lust kommt heraus, daß die Frau, um ihrem Manne die Mittel zu verschaffen, eine Reise nach Deutschland zu unternehmen und sich von einem geschicken Augenarzt operiren zu lassen, Vortheil von ihrer schönen Stimme gezogen und in der italienischen Oper gesungen hat, bis sie 50.000 Fr. erworben, was nur in der italienischen Oper möglich war. Der junge Graf, welcher von seinen frühern Gesinnungen zurückgekommen ist und die größte Hochachtung für sie hegt, war ihr dazu behülflich gewesen. Die 50.000 Fr. (Scribe scheint den deutschen Augenärzten starke Prätensionen beizulegen) sind nun da und die Reise nach Deutschland soll sogleich unternommen werden. Damit dört das Stück auf. Wahrscheinlich ist es nur deßhalb gedichtet, um Bouffé Gelegenheit zu geben, sein großes Talent in den schwierigsten Rollen an den Tag zu legen; denn auf ihm ruht die ganze Handlung. Man lasse Clermont durch einen mittelmäßigen Schauspieler darstellen, und weg ist alle Theilnahme, welche die Lage des zartsinnigen, unglücklichen Malers bei den Zuschauern erregt. Man hat es in den Theaterkritiken den Dichtern vorgeworfen, daß sie in ihren Rollen für Bouffé ihm allerlei Naturgebrechen mit freigebiger Hand zutheilen, und ihn bald blind, bald taub, bald lahm schildern, und man fragt, ob es ästhetisch sey, diese Naturgebrechen zur Rührung der Herzen der Zuschauer zu benutzen. Natürlich kümmert sich die Theaterdirektion und auch das Publikum um die Lösung dieser Frage wenig, und so lange Bouffé den blinden Maler spielen wird, kann es an Zuschauern nimmer fehlen. Da aber eine Pariser Theaterdirektion ihr Publikum selten mit einem traurigen Eindruck aus dem Schauspielhause treten läßt, so folgte auf dieses ergreifende Stück eine Posse: die Cachucha. Bekanntlich hat dieser südliche Tanz, welcher in keiner Schule der Züchtigkeit erfunden worden ist, großen Beifall in Frankreich erhalten, und so sehr auch gegen ihn geschrieen und geeifert wird, ist er doch beinahe einheimisch geworden. Sogar die ernsthafte Oper hat nicht verschmäht, ihn aufzunehmen und durch die Geschwister Elsler darstellen zu lassen, freilich so züchtig, als es nur immer gehen wollte. Da nun die kleinern Theater die größern gerne nachäffen, so haben auch sie ihre Cachucha haben wollen. Das Gymnase dramatique hat diesen Tanz in eine Posse eingeflickt. Ein alter Tanzmeister, der nur französische Tänze leiden kann, hat drei Töchter, die er recht national zu erziehen sucht, das heißt, die er nur französisch tanzen lehrt. Die Mädchen sind aber rasend auf die Cachucha erpicht, und als drei Freier kommen und der Vater denselben das Talent seiner Töchter im französisch Tanzen zeigen will, brechen sie zum großen Aergernis des Vaters in die tolle Cachucha aus, ziehen die drei Freier mit hinein und nun geht es wild zu. Werther, welcher seiner Geliebten nicht einmal das Walzen mit einem Andern erlauben will, würde ihr sicher nicht verstatten, die Cachucha zu tanzen. Aber die Posse war doch drollig und beschloß sehr gut den langen Schauspielabend, welcher, wie gesagt, um halb zwölf endigte.

Dg.

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

General de la Harpe.

So führte man de la Harpe Nachmittags um vier Uhr aus Lausanne weg. In den Straßen drängten sich Tausende von Menschen und alle Fenster waren voll Frauenzimmer, was eben nicht zum Vortheil seiner Landsmännnnen spricht. Tiefe Stille herrschte, als der Gefangene erschien und unter das Volk trat, das de la Harpe's Muth und Ausserungungen seine Freiheit verdankte. Er nahm Abschied von seinen Freunden, empfahl ihnen seine Mutter und seine Gattin, dann stieg er in den Wagen. Zwei Offiziere setzten sich neben ihn, zwei Unteroffiziere stiegen hinten auf und vier Husaren ritten neben der. Wie war es möglich, bei solchen Anstalten zu entkommen? Dies ist nicht ohne Interesse. Die Offiziere waren sehr artig gegen ihn, drückten ihm aus, wie leid es ihnen thue, eine ihnen so peinliche Pflicht erfüllen zu müssen; einer erbot sich sogar, de la Harpe's Gattin Alles richtig zu überbringen, was er ihr schicken wolle. Der Gefangene dankte aber und nahm es nicht an. Viele haben geglaubt, er habe diese Offiziere oder die andere Begleitung gewonnen, dem ist aber nicht so. Allerdings bewachten sie ihn mit weniger Aufmerksamkeit, als Andere gethan haben würden, und wollten ihm vielleicht selbst Gelegenheit zum Entkommen geben. In Moudon war gerade Jahrmarkt. Die Bauern drängten sich in Masse vor das Wirthshaus, wo der Wagen hielt, riefen ihm Vivats zu und hatten nicht Ruhe, noch Lust, ihn zu befreien; er aber sagte zu ihnen: „Eitoyens! macht keinen Lärm! Es lebe die Republik, es lebe die Gerechtigkeit!“ Durch dies Benehmen flößte er seinen Begleitern noch mehr Muth ein. In der Nacht schliefen die Offiziere neben ihm im Wagen, und nun dachte de la Harpe erst daran, wo möglich auf der nächsten Station in Payerne beim Pferdewechseln zu entkommen. In dieser kleinen Stadt wurde am Gasthofe zum Bären gehalten, wo de la Harpe seit einigen Wochen dreimal gewesen war, alle Lokalitäten und alle Personen des Hauses kannte. Er wurde oben in ein Zimmer geführt und eine Schildwache vor die Thüre gestellt; indessen gingen die Offiziere, um nach Pferden zu sehen. Mehrere angesehene Leute besuchten den Gefangenen und unter andern ein Exreuzmann, dem er vor Kurzem eine Gefälligkeit erzeigt hatte. Diesen fragte er, ob es möglich wäre, nach Estavayer zu entkommen. Er bejahte es, und erbot sich sogar, ihm den Weg zu zeigen. Nun kam es mir darauf an, unbemerkt aus dem Wirthshause zu entschlüpfen. Die Schildwache war nichts abrede, aber nichts achten wollend, ging immer vor dem Zimmer auf und ab. In einem Augenblick, wo sie der Thüre den Rücken zukehrte, wischte de la Harpe aus dem Zimmer und eine Treppe hinab, wo ihn sein Führer unten erwartete. Mit ihm eilte er zum Thor gegen Estavayer hinaus. Aber schon an den äußersten Häusern hörten sie Lärm hinter sich; der Führer gab ihm schnell noch die Richtung an, nach der er zu gehen habe, und verschwand. Glücklicherweise wurde der Flüchtige nicht verfolgt, wenigstens nicht in der genommenen Richtung; er wäre sonst verloren gewesen, denn seit einer Woche war er krankhaft und schwachsichtig, und überdies nüchtern seit zwei Tagen. In einem gefühlvollen, heitern und anmuthigen Brief beschreibt er seine Flucht über den See nach Baumarens, in das Bai de Travers, über die französische Grenze und von da nach Dijon zur französischen Reservearmee.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cott'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 16. November 1838.

— Wie hart
Wird so der Tod, der Seele Himmelfahrt:
Ben Johnson.

Johannes.

(Serbisch.)

Auf dem Schlachtfeld lag der Heldenjüngling,
Todesmüd drei lange weiße Tage;
In der Seite brannten heiß die Wunden.
Aber als der vierte Morgen anbrach,
Da erseufzt' im Herzen tief Johannes:
„Warum muß ich in der Fremde sterben!
Will der Vater meinen Fall einst rächen,
Kennt er nicht den Säbel, der mich fällte;
Will die Mutter gehn zu meinem Grabe,
Mag sie diese Stätte nicht mehr finden,
Daß sie mir ein schlichtes Kreuzlein setze."

Aber als er traurig also klagte,
Schwang sich über ihm sein grauer Falke.
Hocherfreut rief da der Heldenjüngling:
„Gott mit dir, du treuer, grauer Falke!
Kannst von Hause du mir Botschaft bringen?"
Und es sprach der schwarzgeaugte Falke:
„Aus der Heimath komm' ich, o Gebieter,
Suchte dich auf einem wilden Rosse,
Suchte dich, den Feind zu Grunde reitend:
Aber weh mir, daß ich dich getroffen
Mit den rothen Wunden in der Seite,
Hülflos auf dem Felde und verschmachtend!"

„Sprich," entgegnet ihm der Held Johannes,
„Was begann mein Vater, da du gingest?"
Sprach der Falk: „Ich sah ihn Bären hetzen,
Hörte zu den Dienern so ihn sprechen:
Nimmer kehre mir der Sohn Johannes,
Reitet er die Rosse nicht des Feindes." —
„Und was that die Mutter, da du gingest?" —
„Eine Tochter hat sie jüngst geboren,
Wiegt sie, singt ihr, gibt ihr Milch zu trinken."
„Aber sprich, du treuer, grauer Falke,
Was begann mein Liebchen, da du gingest?
Sitzt sie bei der grünbelaubten Pappel,
Schauet aus, ob ich nach Hause kehre?"
Sprach der Falk: „Ja, bei der Pappel saß sie,
Neben ihr dein Bruder Nikolaus,
Und sie wand ihm einen Kranz von Pappeln,
Und er nannte seine liebe Braut sie."

Da erseufzt' im Herzen tief Johannes:
„Weh mir, meine Wunden brennen schmerzlich!
Ist es doch, als träufle Gift in diese,
Da ich deine schlimme Botschaft höre."
Und er riß vom Haupt sich eine Locke,

Digitized by Google

Zog sie durch das Blut in seinen Wunden,
Reichte sie dem treuen, grauen Falken:
„Sag dem Vater auf der Bärenhetze,
Daß du auf dem Schlachtfeld mich getroffen;
Geh und sage meiner guten Mutter,
Daß ihr Kindlein in der Wieg' ich küsse;
Reiche meiner Braut die blut'ge Locke,
Damit soll den Pappelkranz sie binden."
Also sprach er, hauchte aus sein Leben.

Sigmund Schott.

Patience.

(Fortsetzung.)

Patience fühlte sich durch den geringen Erfolg eines Werkes, auf dessen Wahrheiten und Ideen sie stolz seyn durfte, verstimmt; das zweite Buch, das sie in dieser Art schrieb, zeigte schon Bitterkeit und wurde daher noch kühler aufgenommen; ein drittes war für jeden Mann verwundend, und da Männer die Kritiken schreiben, so mußte Patience den Stachel der beleidigten Männereitelkeit empfinden. Sie lernte dieses Geschlecht durch seine kleinliche Rache, die es einer Frau gegenüber in solchem Falle zu nehmen pflegt, verachten; die Liebe und Bewunderung weniger ausgezeichneter Geister drang nicht zu ihr, sie vernahm die Stimmen nicht, die Balsam auf ihren Wunden hätten seyn können. Es ist dieses überhaupt die Schattenseite der literarischen Thätigkeit. Diejenigen aus der Menge, die sich anmaßen, über einen Schriftsteller ein Urtheil auszusprechen, sind immerdar einseitig und geben im Namen der Menge ihre persönliche Meinung. Das sein hinhorchende Ohr des Autors hört in der Brandung der allgemeinen Abstimmung nichts, was ihm über den wahren Werth seines Werkes Aufschluß gebe könnte; nur ein einzelner lauter Schrei macht sich Bahn, und dieser wirft eine Lästerung oder ein Lob in sein Ohr, woran die allgemeine Stimme sehr wenig Theil hat. Oft muß der Autor den Kreis seines Publikums weit über die Grenzen der Gegenwart hinaus erweitern, er muß ferne Geschlechter der Zukunft anrufen, er muß andernseits im Zusammenstimmen mit den Geistern, die schon da gewesen, sich beruhigen, und so ein Janusantlitz nach dem vergangenen Morgen wie nach dem noch kommenden Abend richten, wenn die dürre Mittagsstunde der Gegenwart ihm nichts bietet. Mit dieser Aussicht auf weite Ferne der Zeute kann ein Mann sich eher zufrieden stellen als eine Frau, die immer mehr an die Gegenwart gebunden ist. Patience wurde inde, um die Gunst des Publikums zu buhlen, da sie sich dieselbe zu erobern zugetraut hatte. Sie zog sich mit Stolz und Unwillen zurück. Eine herzliche Verachtung nahm in ihrem Innern Platz; es überfiel sie jener bleierne Ueberdruß, der auf edlen Seelen lastet, die im Kampf mit dem Bestehenden eine Zeitlang die edelsten Kräfte fruchtlos daran gesetzt haben. Sie sah die Kühnheit des Gedankens unter kleinlicher Convenienz zersplittert; sie sah den Muth und die Energie, mit dem das Jahrhundert prahlte, unter einer Philosophie erlahmen, die mit nur wenig veränderter Form wieder das Alte, das Bequeme predigt; sie sah die Behaglichkeit und den Egoismus eine breite Existenz gewinnen, und immer weiter zurückgedrängt den Stolz und die Hoffnung der Wenigen, die das Höchste suchten und wollten.

Hier nun löste sie die Fessel; es trieb sie die Sehnsucht, fremde Welttheile zu besuchen, die Ferne lockte sie in ihr schönes Zauberreich. Sie betrat das Schiff, das sie über den Ocean brachte, allein, von Jedermann verlassen, von Niemanden beklagt, einsam in den dustern Mantel philosophischer Resignation gehüllt. Aber siehe da, zum zweiten Mal trat ihr die Natur nahe und heilte, was Menschen verletzt hatten. Man betritt nicht unberuhrt die weite Einsamkeit der Wasserwelt. Es gießt dieses ewige Element in die Seele des Leidenden eine Fluth großer und erhebender Gedankenbilder. Wenn Patience einsam am Bord stand, übergelehnt über die Brustung, und ihr Ohr lauschte dem Spiel der Wellen, ihr Auge verfolgte die tanzenden Goldfunken des Mondenschimmers, dann trank ihr ruhebedürftiger Geist jenes ewige Genugen, das uns die höchste Weisheit durch ein inniges Zusammenleben mit der Natur zusendet.

Wenn wir unsere Leidende in Europa von einer Stadt in die andere, und hier von einer Kunstausstellung in die andere, suchend, umherlend und durch Rede und Gegenrede aufgeregt und beleidigt eilen; wenn wir sie, an ihren Schreibtisch gefesselt, kummervolle Nächte durchwachen sehen, während sie der innere Gott treibt, immer wieder zu denken, zu empfinden und auszusprechen, was Tausende beleidigt und den Haß und den Tod der Gemeinheit aufregt, so erblicken wir sie hier auf einer kühnen Wanderung über das Andesgebirge, auf den fruchtbaren Höhen Columbiens, getragen von einem jener unermüdlichen und dienstfertigen Peonen, mit deren Hülfe allein dem Reisenden es möglich wird, die malerischen und gefährlichen Partien eines Landes zu durchreisen, das noch nicht die mindeste Annäherung an die europäische Kultur zeigt.

Hier ist die Arme seei. Bis hieher tönte keine der widerwärtigen Stimmen herüber, die das Ohr und die Seele zerreißen. Hier schwelgt die Natur in den ewigen Akkoeden der Weltharmonie, und in diese erhabenen Klänge muß der Menschengeist mit einstimmen. Patience

Digitized by Google

fand hier den ersten Mann, dem sie sich ohne Furcht, getäuscht zu werden, hingeben konnte: es war ihr riesengroßer Indianer, der sie auf seinen Schultern durch Sümpfe und über pfadlose Stellen trug, immer bedacht, ihr zugleich als Pferd, Wegweiser, Begleiter, Haushofmeister, Koch und Bedienter zu dienen. — Die Treue dieser Menschen ist exemplarisch. Man kann ihnen sicher die größten Kostbarkeiten anvertrauen; nie trübt Eigennutz und Begehrlichkeit die ruhige Gleichgültigkeit ihrer Existenz. An dem Orte angekommen, wo eine Rast gehalten wird, endigt er die langen unterhaltenden Erzählungen von den Merkwürdigkeiten der Gegend, um an die Bereitung des einfachen Mahles zu gehen, mit dem er seinen Herrn zu erfreuen gedenkt. Er breitet einen Teppich aus, legt die Früchte in Ordnung und stellt sich dann mit der bescheidenen Frage: Quiere su Merced comer un poquito? (Wollen Sie ein wenig essen?) hinter den Polstersitz des Reisenden. Nie mißmuthig, nie durch Grillen geplagt, hat er nach Ablauf eines langen, unter drückendem Dienste verflossenen Tages noch Zeit und Lust, eines jener melancholisch heitern Volkslieder zu singen, die in der Nähe von Bogota wiederhallen.

(Der Beschluß folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Schon in Collonge, jenseits des Forts, hatte die französische Paßpolizeikalität und Inkonsequenz begonnen. Wir mußten nicht nur zwei Franken für jeden Paß bezahlen, sondern es ward uns auch als eine besondere „Faveur“ angerechnet, daß unsere Pässe in unsern Händen blieben und nicht nach Paris geschickt wurden, von wo wir sie nicht vor acht Tagen wieder erhalten hätten, was die Regel dieser löblichen Centralität ist und zugleich eine indirekte Nöthigung des Fremden, so lange wenigstens in Frankreich zu verweilen, wenn er auch nur einige Stunden in einer kleinen Grenzstadt zu thun hätte. Welche Einrichtung für Industrie und Handel! Jenseits des Forts in Bellegarde entwickelte die königlich französische Zollvisitation ihre ganze possierliche Würde, wiewohl wir uns persönlich nicht über ihre Strenge zu beklagen hatten. Aber es ging wieder nicht ohne eine kleine Fiskalität ab: diesmal nur ein halber Frank für's Plombiren bis Nantua. Da sich dies bei jedem Fremden auf der vielbefahrenen Straße wiederholt, der in einer Diligence — täglich wenigstens vier — oder mit eigenem Wagen kommt, so muß diese indirekte Abgabe den Douaniers eine gar artige jährliche Revenue abwerfen. Wahrscheinlich theilen sie dieselbe mit den Zöllnern in Nantua, der zweiten Douanenlinie, denn diese visitiren wegen des halben Franken nicht zum zweiten Male, wie sie eigentlich sollten. Die Plombirung in Bellegarde hat also gar keinen Sinn. Beide Douanenlinien sollten sich gegenseitig controlliren, remuneriren sich aber lieber auf Kosten der Reisenden.

Schon bei St. Genis hatte sich der Himmel aufgeklärt und war seitdem immer blauer, immer lichtvoller geworden. In Bellegarde, wo in Gründen und Höhen eine schönere und mannichfaltigere Natur beginnt, hätte ich meinen jungen Leuten gerne das merkwürdige Felsenbett der intermittirenden Valorsine und die Stelle der Perte du Rhône gezeigt, wenn uns die Zeit wegen des langen Aufenthalts bei der Douane nicht so kurz zugemessen gewesen wäre; auch sah ich die Valorsine gerade angeschwollen und unter der Brücke herunterschäumen; bis zu ihrem Zurücktreten in die enge Wiege vergehen aber immer zwei Stunden. Es ist dies eine gar interessante Erscheinung. Der wild aus dem Jura kommende Bergstrom füllt oberhalb Bellegarde bald ein hundert Fuß breites, vielfach ausgewaschenes und durchfressenes Felsenbett aus, bald versiegt er fast ganz und läuft nur in einer tiefen Felsenrinne, über die ein Knabe bequem wegschreiten kann. Gibt man aber nicht auf die Zeit Acht, so kommt auf einmal das Wasser geschossen, und es braucht dann Anstrengung, nicht fortgerissen zu werden; denn das breite Bett ist nun voll schäumender und ungestüm brausender Brandung. Darüber weg, von einem hohen Felsenufer zum andern, spannen die Schmuggler ihre Seile und treiben darauf ihre halsbrechenden Künste mit schweren Waarenballen auf dem Kopf. Die ganze Wasser- und Felsennatur ist hier schön und kühn.

Ist man die Höhe hinter Bellegarde hinauf, so zeigt das Land einen ganz andern Charakter. Die Juramauer hört nun ihrer Länge nach auf und man sieht ihren Querdurchschnitt mit einer Menge grüner Berge und wasserreicher Thäler. Dies dauert so fort, oder wird vielmehr immer anmuthiger bis gegen Nantua hin, wo zwei kleine Seen, erst der Syllam vor der Stadt und dann der Nantuaer hinter ihr, auf der linken Seite der Straße liegen, und aus ihrer stillen Fluth die umstehenden und überragenden Wälder und Höhen mit dem abendlichen Mond zauberisch bis in's geringste Einzelne zurückspiegelten.

Die kleine Stadt Nantua hat vielleicht den alten, von Julius Cäsar und Strabo besprochenen gallischen Nantuaten ihren Namen gegeben; denn dies Völkchen mag sich damals von hier bis an den Lemansee ausgedehnt haben, vielleicht auch gewandert seyn. Alles in den Straßen war, der Hitze ungeachtet, in lebhafter Conversation begriffen, im Stand der Landstraße promenirend, die Cafés gedrängt voll schnurrbärtiger junger

Digitized by Google

Leute mit den obligaten Cigarren, haranguirend und gestikulirend. Nach dem Nantuaer See wird die Gegend flacher und immer flacher: man kommt wieder in die Nähe der Rhone. Alles dies sahen wir bald in der Nacht nur noch in unbestimmten Umrissen, und schliefen darüber ein. Erst in Mirabel, der letzten Station vor Lyon, erwachten wir und sahen bald darauf die große Stadt auf den fernen Anhöhen sich ausdehnen. Links macht die in's Breite gehende Rhone eine Menge Biegungen, Untiefen und Inseln, und ich begreife nicht recht, wie man in diesen Lagunen immer mit Dampfschiffen fahren will.

Es war frischer Morgen, und viele hübsch gekleidete, schmucke und frohe Mädchen ritten auf ihren mit zwei Körben beladenen Eseln mit Milch, Gemüse und anderm Vorrath in die Stadt. Wir hörten oft, wenn der Weg aufwärts ging und unser Wagen langsam fuhr, ihrer durch Laune und natürlichen Witz gar anmuthigen Conversation mit Vergnügen zu. Wenn jenes Sienische Bauernmädchen den zweifelnden Römer durch die Schönheit und den Wohllaut ihrer dichterischen Antwort in Erstaunen setzte und ihm von dem toskanischen Volk eine große Idee beibrachte, so hätten diese französischen Bauernmädchen ähnliche günstige Meinung einflößen können, wenn in Frankreich nicht überhaupt das weibliche Geschlecht weit über dem männlichen stände. Zwei Mädchen erhoben gegenseitig ihre Eitel nach deren Aeußern, Kräften, Leistungen und sittlichen Eigenschaften. Apulejus hätte bei ihnen Anmuth lernen können.

Endlich entzog uns das holperige Pflaster der Lyonischen Croix-Rousse die angenehme Begleitung und Unterhaltung. Nach den freundlichen und blühenden Mädchengesichtern waren die schmutzigen Häuser mit ihren Kugelmarben oder zerschossenen Wänden traurig anzusehen. Der schöne Kay St. Clair entschädigte uns jedoch bald bis zum Pont Morand, wo wir nicht weiter an der Rhone blieben, sondern einwärts in die Stadt lenkten, und bald darauf im Hotel de Milan auf dem schönen Platz Terreaux unser Standquartier aufschlugen.

Ich kannte Lyon schon lange und ziemlich genau, mußte aber wegen meiner jungen Freunde den Cursus von Neuem systematisch durchmachen, und es reute mich nicht; denn seit einigen Jahren hat sich in dieser Stadt Vieles zum Vortheil geändert, verschönert und anders gestaltet. Was vom Morgen noch übrig war, wurde dem Einkauf von Planen und Guides, so wie einem Spaziergang an dem nächsten Saonekay gewidmet. Das treffliche Diner, bei dem meinen jungen Engländern die ganz französische Artigkeit gegen Fremde, selbst gegen fremde junge Leute gefiel, die französische Expräpitation aber mißfiel, war noch nicht zu Ende, als sich unser Lohnbediente meldete. Ich thue des Mannes Erwähnung, weil ich in Frankreich noch keinen so unterrichteten, gewandten, angenehmen, treuen und unermüdlichen gesehen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Beschluß.)

General de la Harpe.

Auf seiner Flucht hatte de la Harpe seine Kleider ablegen und sich wie ein Handwerker kleiden müssen. In diesem unscheinbaren Aufzug ging er zum General Brune, der ihn sogleich erkannte und zu nicht geringem Erstaunen seines Generalstabs und der Offiziere mit aller ihm gebührenden Auszeichnung behandelte. Von ihm empfing er ein Anlehen von vierzig Louisd'or, eine Postchaise, Päße und Empfehlungsbriefe, unter andern auch an den ersten Consul Bonaparte, der eben von seinem Sieg bei Marengo zurückgekehrt war. Er reiste voll Dankbarkeit ab und war sechsundvierzig Stunden darauf in Paris, wo die Nachricht von seiner Flucht erst am Tage vorher eingetroffen war.

De la Harpe hatte vom General Brune zwei Briefe empfangen, einen an Bonaparte selbst, den andern an Murat, der darin gebeten wurde, de la Harpe bei dem ersten Consul einzuführen, welcher damals in Malmaison wohnte. Der General Murat empfing ihn auf's Beste und ging sogleich zu seinem Schwager, der allein im Park spazierte; darauf holte er ihn zum ersten Consul ab. Alle Umgebungen, unter andern Junot, später Herzog von Abrantes, zogen sich bald darauf zurück, als sie sahen, daß die Unterhaltung sehr lebhaft wurde. Sie dauerte fast zwei Stunden, bis die zwei Consuln Cambaceres und Lebrun kamen, die Bonaparte de la Harpe'n vorstellte. In jener Unterhaltung ist Einiges interessant. Bonaparte hatte dem Ex-Direktor vorgeworfen, er habe die Schweiz gegen Frankreich waffnen wollen. „Ja," antwortete dieser, „ich habe mein Möglichstes gethan, damit unser Militär so schnell und kräftig wie möglich wieder organisirt werde, um bei dem nahen Wiederausbruch der Feindseligkeiten unsere Unabhängigkeit zu bewahren. Ich wollte meinem Vaterland die Schande ersparen, noch eine solche Desorganisation unserer Militärmacht zu erleiden, wie die im Mai, Juni und Juli 1799. Unsere Sache ist dieselbe, wie die der Franzosen, und wir wollen gerne ihre Freunde bleiben, aber ihre Sklaven wollen wir nicht seyn; ja, wenn die Franzosen noch einmal zu wiederholen gebächten, was sie 1799 gethan haben, so war ich entschlossen, es nicht zu leiden und sie als Feinde zu behandeln. Unwürdige Schweizer haben mich bei Ihnen verleumdet. Ueberdies bin ich nur meinem Vaterland Rechenschaft über mein Betragen in dieser Sache schuldig. Ich handelte, wie es in dieser Lage der ersten Autorität der Schweiz zukam." Bonaparte hörte ihn ruhig an, besteter aber dabei seinen Aberglauf auf ihn und sprach: „Sie sagen, die Hülfe der Schweiz hätte Frankreich von einigem Nutzen seyn können? Sie vergessen aber dabei, daß die Schweiz erobert worden ist, und daß sie nichts für uns gethan hat." Da stand la Harpe auf einmal still und sagte mit rascher Bewegung: „Die Schweiz erobert? Nie ist sie erobert worden; die Franzosen kamen nur, um bei uns die Freiheit zu schützen, in ein Freundesland."

Ich breche hier ab, um diese Notizen über de la Harpe ein andermal fortzusetzen und zu beschließen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 17. November 1838.

Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib;
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen.

Schiller.

Patience.

(Beschluß.)

Man mußte Patience von den Tugenden ihres Peonen reden hören, um die poetische Situation ganz so zu verstehen, wie sie in der Natur war. Sie stellte sie, freilich auf eine für die Männer nicht ganz schmeichelhafte Art, als Bild der Ehe auf: die Frau, von dem starken Gefährten durch die Einöden und gefährlichen Pässe des Lebensweges getragen; die physische Kraft, geleitet, was die höhere Richtung der Bahn betrifft, durch das geistigere Auge des Weibes; er für ihre Sicherheit sorgend, sie für den Glanz, die Lieblichkeit, die Bedeutsamkeit seiner Tage. Denn sehr oft bemerkte Patience, daß ihr treuer Indianer sorgenvoll und mißmuthig wurde, wenn sie ihm nicht mit dem gewohnten freundlichen und zutraulichen Lächeln dankte, wenn sie ihn nicht empfinden ließ, daß eine scherzhafte Geschichte ihr Freude machte, ein merkwürdiges Ereigniß in seiner Erzählung ihr Staunen erregte. Diese Zeichen der Theilnahme waren die Vermittler zwischen der gebildeten Europäerin und dem Sohne der Wildniß, es waren die unmittelbaren Boten der Intelligenz an die rohe, aber lernbegierige Naturempfänglichkeit. Patience merkte hier, wie fehlerhaft jene Compositionen seyen, die sich zum Ziele setzen, poetische Gemälde freier Naturzustände zu liefern; so die Romane Marmontels, Rousseaus, Chateaubriands. Hier war nun ein fast an Liebe, an Zärtlichkeit rührendes Verhältniß, und welche Nuancen für den Seelenmaler boten hier die Contraste von Wahrheit und conventioneller Lüge, von der Klarheit und Frische des Gefühls an seiner Quelle, und seiner trüben Beschaffenheit, wenn es alle Grotten und Brunnenhöhlungen unserer Civilisation durchgegangen ist!

Ihr weiterer Aufenthalt, die Gefahren, die sie im Zeitraume mancher Jahre zu bestehen hatte, während ihrer wilden, abenteuerlichen Züge in Amerika und Asien, gehören nicht hieher. Was sie darüber aufgeschrieben hat, ist im Besitz meines frommen Freundes, und dieser findet bei seinem Abscheu vor allem Gedruckten es völlig zwecklos, ja sogar gefährlich, das Publikum mit den Abenteuern eines weiblichen Gil Blas bekannt zu machen. Denn allerdings, Patience hatte in der Wildniß auch ihre wilden Sitten und ihre aufrührerische Denkungsart wieder angenommen. Sie lebte und urtheilte wie ein Mann und gefiel sich in den keckſten Schilderungen ihrer Schicksale.

Bis hieher hat sie selbst uns geleitet; es kommen nun die wenigen Jahre, die sie nach Vollendung ihrer Streifzüge in einer kleinen Stadt Deutschlands zubrachte.

Digitized by Google

Wie gerne würde ich diesem Charakterbilde einen andern Schluß geben, wenn ich es dürfte; denn was jezt noch zu melden ist, hat nichts Tröstliches. Sie knüpfte ein Ehebündniß, das sehr bald, nach beiderseitigem Willen, wieder zerrissen wurde; sie suchte noch einmal den Ruhm, und er floh sie. In Armuth versunken, verlassen, an fortwährender Verstimmung leidend, wurde ihr zulezt jedes gesellschaftliche Verhältniß zur Last. Sie besaß keine Freundin, keinen Vertrauten, ihre einsamen Tage waren dem Schmerze und dem immer weiter zehrenden Grame über eine verfehlte Existenz geweiht. In dieser Trostlosigkeit nahm sie zum Opium ihre Zuflucht. Der Rausch, den dieses narkotische Gift verschafft, ist entzückend. Er wiegt den Verstand in Schlummer und führt der Phantasie die entzückendsten Träume vor. In diesen Träumen lebte sie nun allein; der Theil des Tages, wo sie die bestimmte Dosis, und leider wurde diese alle Monate größer, noch nicht genommen, war ein Schlaf, ein halber Tod zu nennen. Gegen Abend, wenn die Bewohner des kleinen Städtchens in dem Dachzimmer das einsame Licht schimmern sahen, dann war die Unglückliche in die Welt der Geister entrückt, dann sprach sie, auf ihrem ärmlichen Lager liegend, die köstlichsten Gedichte, die das Ohr des Zuhörers mit Wonne erfüllten. Allein es waren Flammen der Poesie, die an ihrem Leben zehrten; ein böses Fieber trat hinzu, und ihr durch Kummer und Mühseligkeiten erschöpfter Körper vermochte keinen Widerstand zu leisten. Sie starb, und Niemand wußte, daß ein ausgezeichneter Geist die Erde verließ. Ihr Grab ist, wie sie selbst im Leben, einsam und vergessen.

Diese Schilderung macht keinen Anspruch darauf, ein poetisches Gemälde zu seyn; alsdann hätte der Tod der armen Patience in das prächtige Gewand modernen Märtyrerthums gehüllt werden, sie hätte wie eine gefeierte und verfolgte Priesterin des Geistes geschildert werden und ihre Geschichte zu einem Kapitel in den Lehrbuchern des St. Simonistischen Systems gemacht werden müssen. Allein die anspruchlose Wahrheit verschmäht jede Beigabe. Hier ist nun ein Wesen, das seinen Weg für sich ging, lange vorher, ehe es geschäftige Hände übernahmen, diesen Weg in etwas zu ebnen; lange vorher, ehe man gewisse Irrthümer bewunderte und zum Beispiel aufstellte. Friede sey mit der Vollendeten!

Ferienwochen.

(Fortsezung.)

Unser erster Gang war auf den Punkt, wo man herrlich ganz Lyon mit seiner nahen und fernen Umgegend überschaut und sich mit Hülfe eines Plans sehr gut orientiren kann, so daß man dernach in der Stadt wie zu Hause ist. Wenige Städte haben dazu eine so günstige Stelle, als Lyon an seinem neuen Observatorium, über das der Lyoner Jules Janin neulich so ganz mit Unrecht im Journal des Débats gespottet hat. Auf der herrschenden Höhe, wo Kaiser Trajan nach dem Feuerunglück des ersten Lyons sein forum vetus, ein herrliches Gebäude, ein großes Emporium für Handel, Verkehr und Justiz, im Mittelpunkt des alten Lugdunums baute, wo die großen Straßen und Aquäducte zusammenliefen, auf dem Plateau von Fourvières (Forum vetus — Fort viel — Fourvières), wo eine Menge, römisches Leben darthuende Mosaiken, Statuen, Basreliefs, Inschriften und andere Alterthümer gefunden worden sind; wo sich in den früheren christlichen Jahrhunderten die kleine Kirche von Notre-Dame des Fourvières erhob und durch die Wunder ihrer lieben Frau von weit der Tausende von Pilgern anzog; auf Fourvières hat ein Mann, Namens Gouchenant, auf gar glückliche Weise einen eleganten Thurm von drei Stockwerken und einen bequemen Söller angelegt, mit trefflichen Instrumenten versehen und dem Publikum gegen Erlegung eines Geringen geöffnet. Hier liegen nicht allein alle Theile der großen Stadt, ihre zwei großen Ströme, ihre Brücken, Kai's, Plätze und Prachtgebäude, ihre zwölf, sie rund umher bis in's innerste Mark beherrschenden Forts, sondern auch die Umgegend, zehn Lieues in der Runde, und an heitern Abenden die Grajischen Alpen und Gletscher mit dem Montblanc, die höchsten Punkte des Dauphiné, der Cottischen Alpen, der vulkanischen Zacken der Auvergne und noch weiter bis gen Bordeaux hin, kurz ein ansehnlicher Theil Frankreichs vor dem erstaunten Blick. Es gehören mehrere Stunden dazu, um über diese Massen in Nähe und Ferne etwas Herr zu werden. Wer auch noch so weit gereist ist, wird immer darauf zurückkommen, daß unter den Landstädten, welchen das Meer nicht eigenthümlichen Reiz gibt, Lyon wohl durch seine Lage und sein Inneres zu den reizendsten und großartigsten Europas gehört.

Die Römer mit ihrem sichern Blick für Städteanlagen hatten wohl Recht, hier, im Gebiete der Sequaner, eine Stadt zu gründen. Sie blühte auch bald durch Handel und Verkehr empor, und von allen Seiten liefen Straßen in diesem Emporium zusammen, das wahrscheinlich einige Zeit nach Julius Cäsars Tod vom Consul Lucius Manutius Plancus auf einer Höhe (dunon) gegründet wurde; daher wohl der Name. Der Triumphir Marc-Anton ließ einen herrlichen Aquäduct bauen, um der Stadt von fernher gutes Wasser zu verschaffen. Von ihm sahen wir durch das große Fernrohr noch eine bedeutende Bogenreihe. Unter Agrippa, dem Eidam Augusts,

Digitized by Google

wurde Lugdunum der Mittelpunkt der vier großen Heerwege, die Gallien theilten. Sechzig gallische Handelsstädte errichteten hier dem Divus Augustus einen Tempel. So wurde Lugdunum nach Narbo die größte und besuchteste aller gallischen Binnenstädte; selbst von Massilia zog man häufig hin. Griechische Kaufleute trafen da mit nordischen zusammen, es residirte hier ein Prätor, es wurden Gold- und Silbermünzen geprägt und am Zusammenfluß der Arar (Saone) und der Rhone errichteten zwei-und-sechzig gallische Völkerschaften wahrscheinlich dem Neptun einen hohen Altar. Jener Augustustempel wurde später unter Caligula eine Art Akademie oder Lyceum der Beredtsamkeit, worin die Zöglinge Preisfragen beantworten und ausarbeiten mußten. Das im Lauf eines Jahrhunderts so herrlich aufgeblühte, mit vielen schönen Monumenten versehene, durch Handel, Gewerbe und Verkehr bereits reich gewordene Lugdunum wurde unter Nero von einer furchtbaren Feuersbrunst in Trümmer und Asche gelegt; Seneca sagt, in einer einzigen Nacht. Noch jetzt findet man häufig auf Fourvières und an der Anhöhe bei Erdarbeiten große Kohlenhaufen, geschmolzenes Metall, Stücke kalzinirten Marmors und Jaspis.

Trajan ließ später das obengenannte forum vetus auf der westlichen Höhe der Saone bauen, das erst in der Mitte des neunten Jahrhunderts einstürzte. Seit jenem Brandunglück scheint aber Lyon seine vorige Gewerb- und Handelshöhe nicht wieder erreicht zu haben. Dafür stellte es sich in anderer Beziehung hoch, durch seinen Eifer für das junge Christenthum, für das viele Männer und Frauen den Märtyrertod starben. In der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts kam es unter die Herrschaft der Franken. Später hausten hier Gothen und die in Frankreich vorgedrungenen Mauren. Das ganze Mittelalter hindurch war Lyon weniger bedeutend als seine kleinere Nachbarin Vienne. Erst als Franz I. die aus politischen Gründen von Venedig und Genua auswandernden Seidenweber nach Lyon zog, hob sich die Stadt schnell wieder und hatte durch diese immer steigende Fabrikation vor der Revolution, besonders unter Ludwig XVI. eine Blüthe und Bedeutung erreicht, von der ihr gegenwärtiger, mit dem Ausland getheilter Fabrikzustand nur eine halbverklungene Tradition ist. Durch die Revolution, wo Lyon unter allen Städten Frankreichs die wurdigste Opposition gegen den blutdurstigen und unsinnigen Jakobinismus zeigte, litt die Stadt durch Hunger und Bombardement entsetzlich, besonders als sie sich 1793 der Armee des Nationalconvents ergeben mußte und seine besten Bürger auf dem Platz Terreaux und in Brotteaux auf cannibalische Weise ermordet wurden. Unter den vielen blutigen Stellen der französischen Revolution ist dies vielleicht die greuelvollste.

Napoleon hingegen war Lyon gewogener als Paris, und that alles Mögliche, um durch große Bestellungen die Seidenweberei aufrecht zu erhalten. Durch den freien Handel nach der Restauration der Bourbons hob sie sich mit allen übrigen Zweigen des Verkehrs schnell von Neuem, konnte aber doch den alten Stand vor der Revolution nicht wieder erreichen. Bedeutend litt sie nach großen commerziellen Schwankungen durch die Arbeiterinsurrektionen 1830 und 1834. Zu diesen Stößen kam noch anderes Unglück: die Auswanderung einer Menge guter Arbeiter nach der Schweiz, Preußen und England, das Aufblühen und die gesährliche Concurrenz der dortigen Fabriken, und seit einem Jahr die großen Verluste, die Lyon in den nordamerikanischen Credit- und Geldwirren erlitten hat und noch erleidet. Aber aller Verluste und Schwankungen ungeachtet ist Lyon noch immer Frankreichs erste Stadt durch ihren Credit, durch inländische Industrie und Handel. Bei dieser Hauptrichtung herrscht doch da kein drückender Fabrik- und Krämergeist. Die Wissenschaften werden in französischem Sinn tüchtig betrieben, d. h., es bilden sich hier treffliche Aerzte, Chirurgen, Richter, Advokaten, Mathematiker, Physiker und Mechaniker. Höherer Literatursinn ist freilich nicht da zu finden, und was nicht jener Positivität angehört, findet wenig Beachtung. Lyon hat seit Jahrhunderten ausgezeichnete Männer in allen Kunstsphären hervorgebracht und rühmt sich jetzt einer eigenen Malerschule. Es hat für Wissenschaft, Kunst und Wohlthätigkeit treffliche Anstalten, und bewahrt — was ich ihm sehr hoch anrechne — seinen seit 1795 mit theurem Blut erkauften und besiegelten unabhängigen Geist, der sich nicht wie alle andern Städte Frankreichs unter die Tyrannei von Paris schmiegt und dessen Satzungen blindlings anerkennt. Man wagt es in Lyon oft, über Pariser Urtheile und Ansichten zu spotten, ja Entgegengesetztes laut auszusprechen, besonders in Literatur und Kunst. Auch in der Politik zeigt sich Unabhängigkeit; denn öffentliche Denkmale tragen hier die Namen Ludwigs XVI., Ludwigs XVIII. und Karls X., Monsieurs, Madame's, Angoulême's, Enghiens, des Archevêché ꝛc., dergleichen bekanntlich in Paris bis auf Weiteres nicht mehr Sitte und Mode sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* Stuttgart, November.

Auswanderung. Reisen. Bäder.

„Schwaben." „Sueven." „Schweifen." Der Schwabe macht sich gern in's Ausland; er hat vielleicht am meisten Allgemein-Germanisches, Reindeutsches, Zutrauliches, Bildsames. Er trifft seine Landsleute in allen Ländern und Weltbreiten. Doch nennt man in Oesterreich, Ungarn ꝛc. Jeden einen

Digitized by Google

Schwaben, der aus dem Reiche, d. h. aus den ehemaligen vorliegenden Kreisen kommt. Würtemberg schickt die meisten. Nicht umsonst sprach ein in Newyork an's Land getretener Auswanderer das Wort: „Ist kein Böslinger da?“ denn alsbald fand sich ein solcher, der den Ankömmling treuherzig willkommen hieß. Man hat die Auswanderung lange für ein Uebel angesehen, weil man die größere Bevölkerung für das größere Glück der Länder hielt, obwohl sie nicht einmal stets die Wirkung wachsenden Wohlstandes ist, geschweige denn das Bewirkende. Bekanntlich zeugen Wohlhabende und Reiche weniger Kinder, als die geringere thätige Menschenclasse, und wo nur überhaupt Brod zu finden ist, kommen immer etwas mehr Kinder auf die Welt, als reichlich zu essen finden. Gesunde, wahrhafte, arbeitsame Landesdistrikte neigen also meistens zur Uebervölkerung, weil die jungen Leute je eher je lieber heirathen und selbstständig werden möchten. Hier geht dann oft die Vertheilung des Bodens so in's Kleine, daß der ärmliche Grundbesitzer nichts als sein eigener und Anderer Tagelöhner ist, während er sich doch als stattlicher Staatsbürger geberden und deren Sitten und Bräuche mitmachen möchte. In ihrem Hauptgrunde geht Auswanderungslust aus Uebervölkerung hervor, aus einem Drange zur Thätigkeit, die keinen hinreichenden Stoff findet. Sie erwacht meist bei solchen, die bei einem mittlern Verstande sich kein Talent zutrauen, einen neuen Geschäftskreis mit Erfolg zu ergreifen, oder in dem seitherigen von ihrer Gewohnheit abzugehen, erfinderischer zc. zu werden. Nicht selten freilich deutet der Auswanderungstrieb auch auf einen Uebelstand, auf wirklichen, oder bei uns wohl nur vermeintlichen Druck, auf Verarmung, auf einen phantastischen Sinn, auf realistische oder religiöse Ueberspannung. Eine halbe, Viertels-, Zehntels-Narrheit verschließt sich immer in ein Entlegenes, Nebulistisches, und wie eitle Ueberschnappte sich in junge Königinnen, Prinzessinnen zc. verlieben (man wird nicht aus hoffnungsloser Liebe närrisch, sondern aus Narrheit so verliebt), so hat jeder Ueberspannte ein phantastisches Nebelbild, dem er enthusiastisch nachjagt. Kein Wunder, daß dann ein solcher Auswanderungsphantast, wenn der Gürtel des atlantischen Oceans gelöst, der Schleier der neuen Welt gelüftet ist, und er als Gatte der eisfalten, berechnenden Columbia erwacht, in der er, um zu wortspielen, weder eine heitere Columbine, noch eine sanfte Columba findet, seinen süßen Wahn zerrissen sieht und an Heimweh erkrankt, vielleicht stirbt. Wer nicht mit ernstem, hellem Verstande, mit Thatkraft und Geschick, mit festem Charakter und zulänglicher Baarschaft nach fremden Ländern auswandert, der wird sich bald unglücklicher fühlen, als der armseligste Ureinswohner; in Amerika wird er Adler daran seyn, als ein Fuchs- und Sackindianer; ja ein Negersklave wird mit ihm tauschen.

Die Reiselust ist nun Mode und erzeugt Lustreisende. Kein Wunder, daß Eisenbahnen und Dampfschiffe für Jeden, der mehr Geld als Zeit hat, eine starke Lockung sind. Jenen Raum schnell zu durchmessen. Wie man aber sonst von einer Reise nach Straßburg, Frankfurt, Nürnberg, München zc. sprach, so spricht man jetzt von einer Eilfour nach Paris, London, Wien zc.; ja es macht Niemand große Augen, wenn ein Geschäftsmann die Reise nach Amerika mehrmals hin und her macht. Reisen mag auch der Würtemberger gern, und sollte dies auch nur durch Besuchsreisen im Vaterlande geschehen. Bei beiden Geschlechtern, bei Alt und Jung zeigt sich dieser Zug, zu ziehen. Man macht seine Bekannt- und Verwandtschaftsverhältnisse geltend, und sucht Gelegenheit, sich gegenseitig heimzusuchen. Ein Freundschaftsgewebe breitet sich über das ganze Land aus, und die zartesten Fäden werden noch als Leitbänder zu Wechselbesuchen festgehalten. Daß sie dann hinwieder zu Anknüpfung neuer Bündnisse dienen, ist in der menschlichen Ordnung der Dinge. An ans serm Hauptbegriff festhaltend, kommen wir auf die Badereisen. Unsere Vorältern hatten mehr Badsthaben; wir haben mehr Badorte. Vor Zeiten badete das Volk gern warm, jetzt wenn bei es sich zum Flußbad. Wer es aber vermag, geht in ein Heilbad. Die Aerzte weisen ihre chronischen Kranken gerne dahin, weil sie wissen, daß sich die Meisten, zum Theil mit angebornen Schwächen, durch eine aufgedrungene oder verkünstelte Lebensweise in hartnäckige Uebel förmlich hineingelebt, aus welchen sie sich nun durch Luftveränderung, Diät, Muße, Erheiterung und leibliche Reinigung wieder wo möglich herausleben sollen. So schaffen sie sich die ewig Klagenden vom Leibe, die und da freilich auch Einen bei wiklingenden Badegast für in die andere Welt. — Es ist bemerkenswerth, daß die Wasserheilkunst, wie die frühere Hungerkurmethode und die Homöopathie, auf ein Herausleben aus dem krankhaften Zustande, auf ein Umstimmen des Körpers hinarbeiten, was allerdings der Idee nach das Bessere seyn mag. Doch hängt bei jeder Kur das Meiste von der Selbstbetheiligung des Patienten ab, und ob er mit klarem Auge in seinen ganzen physisch-psychischen Zustand, in sein animalisches, sinnliches und bürgerliches Leben hineinschaut. Die Badelisten füllen sich jährlich mehr; es ist aber dafür gesorgt, daß sie nicht zu der Größe englischer Subscriptionslisten anwachsen. Wer es nicht vermag, sein Heil in einem Bade zu suchen, der bleibt wohl davon, und gönnt Körper und Gemüth eine Auffrischung durch weniger kostspielige Ausflüge; wie man denn jedes Abbrechen des Gewohnten, Durchgelebten, jedes Lostrennen von dem uns umschlingenden Schlangengewinde der täglichen Anliegen, Aergernisse, Haustreuze zc., jede Veränderung des Horizonts schon ein Bad der Seele nennen kann, da nichts so sehr die Kräfte lähmt, als ein einseitiges Forwühlen in denselben Interessen, Plüsterein. Sorgen und Jämmerlichkeiten. Die meisten Menschen werden durch ihre Gefühle und Stimmungen krank und sterben endlich an ihren Lebensansichten. Aber freilich, ein rechter Stockphilister läßt sich nimmern aus seinem Gange bringen, und fühlt sich unbehaglich, wenn er des Abends einmal Schlafrock, Nachtmütze und Pantoffeln nicht an der gewohnten Stelle findet. — Die Bewohner der Residenz haben viel Neigung zu dergleichen kleinern oder größern Ausflügen. Jedes Jahr machen kleine Gesellschaften erheiternde Touren durch interessante Gegenden des Vaterlandes, in den Schwarzwald, an den Bodensee, wohl auch in die Schweiz, an den Rhein, nach Baiern und Tyrol. Es findet hiebei eine erfreulich ansteckende Einimpfung der Reiselust statt, und ein Gebildeter schämt sich, wenn von jenen anziehenden Gegenden die Rede ist, nicht auch aus eigener Anschauung sein Wort mitsprechen zu können. Unter den wohlhabenden Geschäftsleuten sind Manche, die, mit der Zeit in das Geld hineinbiviouend, zu einiger Erholung da oder dort geschwind an's Meer reisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 270.
Der Brief.

Räthsel.

Was ohne Füße läuft.

Ohne Füße läuft er, überall,
Wo er läuft, nur seinem Herrn zur Qual.
J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 19. November 1838.

— Nie der Deutsche des vergißt,
Der seiner Sprache Schirmvogt ist,
Das ist der Martin Luther.
Der führete die Jungfrau rein
Dem Gatten zu, da ward sie sein
Viel schöner Kinder Mutter.

K. H. Giesebrecht.

Aus Luthers Leben.

Proben aus einer nächstens erscheinenden Gedichtsammlung: Luther und seine Zeit.

Von K. N. Hagenbach.

Die Verkleidung.

(Auf der Wartburg.)

Zieh aus das Ordenskleid, es paßt dir nimmer,
Nicht länger ziemet dir die Mönchesart,
Laß wallen um das Kinn den starken Bart,
Und kleide dich in blanken Stahles Schimmer.

Doch machen Kleider besser nicht und schlimmer,
Das hat an dir so mächtig sich erwahrt:
Im Mönche war der Ritter dir gepaart,
Im Reiterkoller bliebst du Priester immer.

Du Priesterheld im schlichten Mönchsgewande,
Du Heldenpriester in dem Eisenkleide,
Gleich groß in einem wie im andern Stande,

Daß keiner dich dem andern jemals neide,
Hast du, vereint durch innerliche Bande,
Auch äußerlich an dir getragen beide.

Luthers Bibel.

Als sich vom römischen Tyrannen
Johannes ließ nach Pathmos bannen,
Da ward das Aug' ihm aufgethan,
Der Himmel ließ sich zu ihm nieder,
Ja, auf des Adlers Glanzgefieder
Schwang er sich selber himmelan.

Da hat er Gottes Wort vernommen,
Und treulich, wie er's überkommen,
Hat er's der Mitwelt offenbart,
Und ohne Schmuck und falsch Gepränge
Hat um das Wort die gläub'ge Menge
In bunten Kreisen sich geschaart.

So war's in deines Pathmos Wüste,
Als dich von obenher begrüßte
Mit Sturmesmacht des Geistes Wehn:
Von ihm hast du dich lehren lassen
Das Wort in deutsche Zunge fassen,
Und Andre lehrtest du's verstehn.

Und als die Anfechtung am größten,
Was mochte da dich besser trösten,

Digitized by Google

Als dieses Wortes Wehr und Schutz,
Hast wacker dann den Stahl geschliffen
Und mit dem Schwert, das du ergriffen
Vor'st du getrost der Hölle Trutz.

Hell flammt der Strahl, es sprühn die Blitze,
Schon bebt auf ihrem Wolkensitze
Des Abgrunds dunkle Brüderschaft;
Doch in der Frommen Herzen dringet,
Wohin das Wort des Lebens dringet,
Es neuen Trieb und neue Kraft.

Es dringet in der Klöster Zellen,
Und sendet von des Thrones Schwellen
Zurück in's Volk den hellen Schein;
Es waltet in der Kinder Kreise,
Geht mit dem Pilger auf die Reise
Und kehrt in niedern Hütten ein.

Im Schooß des Heereslagers stehet
Sein Banner aufgerollt und wehet
Hoch über Wehr- und Waffenpracht;
Gefangene besuchts im Kerker,
Den Kranken macht's im Glauben stärker
Und leuchtet durch des Grabes Nacht.

Und was fortan den deutschen Zungen
In Red', in Sang und Klang gelungen,
Auf deinen Schultern ist's geglückt;
Du hast den Stein gelegt zum Tempel,
Der deutschen Sprache deinen Stempel,
Den Christenstempel aufgedrückt.

Luthers Tod.

Hingebettet auf dein Sterbekissen,
Legest du das müde Haupt zur Ruh,
Und entrissen deinen Kümmernissen,
Grüsset schon die bess're Heimath du.
Nicht im Feuertode ward verklärt,
Edler Held! dein hohes Märtyrthum,
Doch die Kraft, die sich im Streit verzehret,
Sichert ewig dir den Siegesruhm.

Mitten ging der Weg durch Feuerflammen,
Zürnend schlugen über deinem Haupt
Die empörten Wogen noch zusammen,
Eh' der Tod das Ruder dir geraubt;
Doch durch Feuer und durch Wasser führte
Dich der Herr an seiner starken Hand,
Bis er sanft die Schläfe dir berührte,
Zu erwachen an des Friedens Strand.

Betend stehen deine Kampfgenossen,
Lauschen auf der Lippen Scheidegruß,
Auf den Mund, der, eh' er sich geschlossen,
Sterbend noch vom Leben zeugen muß:
„Willst du bleiben, Vater, bei der Lehre,
Wie du sie gepredigt fern und nah?
Gib der Wahrheit, deinem Gott die Ehre!“
Und mit lauter Stimme rufst du: Ja!

Viel hast du verneint, und nicht vergebens,
Wo dein scharfer Blick den Irrthum sah;
Doch was dir als Wahrheit galt des Lebens,
Blieb dir auch im Tod ein heilig Ja;
Hast bekennet dich mit Herz und Munde
Ohne Falsch zu Gott und seinem Christ,
Und so half dir in der letzten Stunde,
Dessen Losung Ja und Amen ist.

Kaiser Karl an Luthers Grab.

In Wittenberg, der starken Luthersveste,
Ist Kaiser Karl, der Sieger, eingedrungen,
Wohl ist den Stamm zu fällen ihm gelungen,
Doch neue Wurzeln schlugen rings die Aeste.

In Luthers Veste hausen fremde Gäste,
Doch Luthers Geist, der bleibet unbezwungen;
Da wo des Geistes Schwert er hat geschwungen,
Da ruhen billig auch des Leibes Reste.

Am Grabe steht der Kaiser, tief gerühret.
„Auf denn und räche dich an den Gebeinen,
Den Flammen gib sie preis, wie sich's gebühret.“

So hört man aus der Diener Troß den Einen;
Der Kaiser spricht: „Den Krieg hab' ich geführet
Mit Lebenden; um Todte laßt uns weinen.“

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Die alte Stadt, auf der Höhe, am Abhang und Fuß von Fourvières, auf der Halbinsel zwischen der Rhone und Saone gelegen, ist größtentheils unregelmäßig und winkelig, wie alle alten Städte, und hat keine einzige schöne Straße, wohl aber drei herrliche, mit Bäumen bepflanzte Kai's an der Saone und Rhone, mit ihren zehn Brücken, und gute Plätze; ja der von Bellecour (Place de Louis-le-Grand) ist an Umfang und großartiger Einfalt und Würde allen Pariser Plätzen überlegen. In dieser Altstadt sind die Häuser entsetzlich hoch, oft acht Stockwerke, im Innern und Aeußern düster, furchtbar

Digitized by Google

schmutzig, selbst bei reichen Leuten, die Straßen eng und manchmal — selbst in der Nähe jenes prächtigen Platzes — eng, winklig, dunkel, kloakenartig schwarz und stinkend. Schon die Namen vieler Straßen sind so ekelhaft, daß ich sie hier nicht anführen kann.

In den Stadttheilen, wo im November 1830 und im April 1834 die Insurrektionen gewüthet haben, selbst an den schönen Rhonekai's vom Kai d'Angouleme bis zur Croix-Rousse und dem Platz Bellecour, sind überdies die Häuser durch Kugelspuren sehr genarbt und nur die öffentlichen etwas restaurirt. Der herrschenden Unreinlichkeit in den Häusern und Straßen hofft man durch die künftige Wasservertheilung in den Häusern und durch eine Menge öffentlicher Brunnen wenigstens zum Theil abzuhelfen, wenn einmal die Versorgung Lyons mit gutem, gereinigtem Trinkwasser aus der Rhone zu Stande gekommen seyn wird, von der voriges Jahr schon im Morgenblatt die Rede war.

In dem Arbeitsquartier der Croix-Rousse, nördlich vom Observatorium, wo die meisten Fabriken und Seidenwebereien sind, gleichen die hohen Häusern ungebenern Gewächshäusern; denn sie haben, um der Arbeit so viel als möglich Licht zu geben, ein Fenster an dem andern. Es sind freilich oft Gewächshäuser, denn das Elend wächst darin zu furchtbarer Höhe an. In der Altstadt liegen die bedeutendsten alten und neuen öffentlichen Gebäude, die Antiquaille, ein Hospiz auf dem Grund eines römischen Gebäudes, ganz nahe beim Observatorium, weiter östlich hin die gothische Cathedralkirche zu St. Johannes mit ihrer schwulstigen antiken Façade und dem Pallast des Erzbischofs in der Nähe, das neue, noch im Bau begriffene, Herrliches versprechende Palais de justice, die neue Salzhalle und Douane, die Charité, das große und großartige Hospital oder Hôtel-Dieu, das College mit der Bibliothek, das neue Theater, das imposante Stadthaus und dabei das Palais des arts, einige unbedeutende Kirchen und andere Gebäude nicht gerechnet.

Man sieht deutlich, daß sich Lyon auf der Halbinsel in der neuern Zeit vom Platz Bellecour südlich ausgedehnt hat, denn hier werden die Straßen breiter, regelmäßiger und lichter, die Häuser aber niedriger. Dies wird noch mehr der Fall seyn in dem neuen, schönen Stadttheil, der sich jetzt noch südlicher auf der Halbinsel Perrache, am Zusammenfluß der Rhone und Saone bildet, seitdem der niedrige Boden eingedämmt, gegen das Austreten der beiden Flüsse gesichzt und aufgefüllt ist. Hier sind schon weite Spaziergänge und schöne Plätze (Place de Louis XVIII. und Henri IV.) angelegt. Wäre Lyons Industrie, Handel und Bevölkerung im Zunehmen, wie sie im Abnehmen sind, so wurden schnell gute Häuser da entstehen und dieser Stadttheil bald durch seine Lage einer der schönsten werden.

Jenseits der Halbinsel und der Rhone, über die Brücken Guillotière, Charles X. und Morand hin, sind zwei große Stadttheile, die Guillotière, ein in der Insurrektion von 1834 berühmt gewordenes Handwerksquartier, das eigentlich nur aus einer langen, schiefen Straße besteht, und die Brotteaux, ein Stadttheil, der durch seine tragische Bedeutung in der Revolution, seine regelmäßige Anlage, herrliche Baumgänge und Rasenplätze sehr anmuthig zu werden verspricht, wenn einmal mehr gute Häuser dastehen, woran es noch sehr fehlt. Hier wohnen zwar auch viele Arbeiter neben ihren Fabriken, aber an dem Cours Morand sind hübsche Vergnügungshäuser, mit weiten Tanzsälen und schattigen Gärten. In diesem Quartier glaubt man sich auf einmal in das alte bourbonische Frankreich versetzt; so klingen Einem wenigstens die Straßennamen: Duguesclin, Charlemagne, Grammont, Crequi, Noailles, Malherbes, Godefroi, Vauban, Boileau, Louis XVI. und Charles X., und man muß oft lachen, wenn man mit ihnen in Verbindung bringt, was da gesprochen und getrieben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(S. Nr. 271.)

Man scheint seit einiger Zeit in den Ephären, aus welchen die Moden herabsteigen, eingesehen zu haben, daß nicht viel dabei herauskommt, wenn man die Distinktion im ewigen Wechsel der Formen, des Schnitts sucht: man hat den Hauptnachdruck auf die „Aecherche," auf die Pracht der Stoffe und des Schmucks gelegt, und dadurch die Tracht wieder mehr zu aristokratisiren gesucht. Diese Tendenz muß aber nothwendig den raschen Gang im Wechsel der Formen etwas retardiren. Schon geraume Zeit ist keine recht auffallende Form mehr aufgetaucht, und auch die diesjährige Eröffnung der Wintersaison scheint nicht viel Bemerkenswerthes bringen zu wollen. Es ist unverkennbar, daß die Pariser antiquarischen Kleiderkünstler über das Siècle de Louis XIV. hinaufgegangen sind, und daß sie die sogenannte Renaissance und das Mittelalter, an welche sie sich schon im vorigen Jahr gemacht, auch im laufenden auszubeuten gedenken. — Bereits erscheinen, nach der gewöhnlichen verhältnißmäßigen Einfachheit der sommerlichen Tracht, Sammtstüte mit Spitzen — Spitzen spielen überhaupt noch eine große Rolle — Kleider von Sammt und schweren Seidenzeugen mit modern altmodischen Dessins, und der materielle Luxus wird auch dieses Jahr die vulgäre Nachahmung in beschreibener Entfernung halten. — Des ersten Mantels, der in arabischer Form aufgetreten, haben wir schon neulich erwähnt; er dient übrigens nur Abends. Zum eigentlichen Anzug bemerkt man Mäntel ungefähr in der Form des männlichen Paletot, kurz, mit geraden, halbweiten Aermeln und rundem oder linten und zorne in Spitzen auslaufendem Kragen. Die elegantesten scheinen von Sammt werden zu sollen, mit Atlas oder Pelz gefüttert. — Man wird Ebawls von Sammt und glacirter, spiellender Seidenstücke tragen und sie mit Spitzen, wohl auch mit Fransen

Digitized by Google

besehen, welch letztere überhaupt den Pelzbesatz verdrängen thunten. — Vom Kopfputz läßt sich noch nicht viel sagen, und man sieht in diesem Gebiete nur geringen Bewegungen entgegen. Die Laune will im Augenblick, daß die Hutfedern vorne und hinten verschieden gefärbt sind und gewunden werden, so daß an der Feder abwechselnd die Borders und die Hinterseite sich zeigt. Feuerfarb und kastanienbraun, roth und schwarz, grün und schwarz machen auf diese Weise die neun guten seriosen Effekt; dagegen nimmt sich rosenfarb und weiß, blau und weiß, citrongelb und weiß, rosenfarb und grau äußerst sauft aus, wie Perlmutter.

Was die männliche Kleidung betrifft, so erscheint wieder der vorjährige Paletot mit seiner gaucherie gracieuse. Die Franzosen behaupten, es sey äußerst schwer, denselben mit Grazie umzuwerfen. Es wäre zu wünschen, die Steifheit strifte ihm das Leben und ließe ihm Zeit, sich recht festzusetzen und populär zu machen. Als Laune, die man wieder wegwirft, ist er albern; aber anders wäre es, wenn dieses, nur für das ungewohnte Auge plumpe und unschöne Kleidungsstück das Mittel würde, uns von unsern knappen, glatten Röcken mit fester Taille zu befreien und wieder etwas mehr Draperie in unsere Tracht zu bringen. Der Paletot gleicht dem Mantel mit Ermeln, wie er durch die ganze mittlere Zeit vielfach zum Vorschein kommt. — Die Westen sind immer noch weit ausgeschnitten mit schawlförmigen Kragen und schließen weit unten, um die Wäsche sehen zu lassen. Der Jabot wird jetzt auch Morgens getragen; er ist kein Luxus mehr, sondern eine Nothwendigkeit. Auch hier zeigt sich wieder Geschmack für freien Faltenwurf: man trägt häufig Jabots grand-père, die ungesteift frei herabfallen. — Die Richtung, welche die Lanzeweile der männlichen Geckenwelt hinsichtlich des Kopfputzes nimmt, ist eine derbere Erscheinung. Es gibt bereits Elegante, welche wieder, wie ihre Großväter, eine volle Stunde unter den Händen des Friseurs zubringen, und zwar, um sich meistens veranlassen zu lassen. Denn das lange, glattgestrichene und in Locken geschlagene Haar steht nur sehr wenigen Gesichtern gut an. — Ein französischer Berichterstatter beschreibt die Beau's des laufenden Vierteljahrs folgendermaßen: „Die jungen Leute tragen fast sämmtlich ein dickes Rohr mit einem mächtigen Goldknopf, das sie, ganz wie ehedem die Generalpächter, tief unten fassen; ihre Haare sind gelockt, wie bei einem Clere des vierzehnten Jahrhunderts, oder vielmehr wie bei den Damen unter Ludwig XIV.; ihre Stiefeln sind ganz wie gegenwärtig die weiblichen Halbstiefeln, und dazu kommt der Paletot, gleich dem Kittel des genuesischen Schiffers. Dies ist die Nationaltracht des neunzehnten Jahrhunderts."

Korrespondenz-Nachrichten.

* Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Landhäuser.

Die Neigung zum Landleben ist bei den Residenzbewohnern sehr verbreitet, und Mancher, der nicht, wie mehrere adelige Familien und einige andere Reiche, ein wirkliches Landgut hat, der sucht sich wohl in der Umgebung der Stadt, in der Höhe, in gesunder Luft eine freundliche Sommerwohnung zu miethen. Der Bürger im Allgemeinen liebt den Grundbesitz, Garten, Weinberg, etwas Feld. Er mag gerne von seinem Berufe zu einem Nachmittagsstündchen ländlicher Arbeit übergehen. Er versteht in der Regel die Oekonomie, schätzt aber die Körpers und Gemüthsbewegung mit an, wenn er berechnet, daß ihm die selbstgepflanzte Kartoffel, Rose, Kohlrabe ꝛc. mehr kostet, als auf dem Markte, und der kleine Ertrag des Weinberges im Herbstjahrel stark gesschmälert wird. In architektonischer Hinsicht zeigt sich bei der Anlage der Gärten, Häuschen, Laubhütten ꝛc. ein junehmend besserer Geschmack, müßte man nur nicht anderntheils den malerischen Sinn in gewisser Beziehung laut tadeln. Es ist leider schon mehrmals ohne Wirkung geschehen, denn noch täglich lassen die allermeisten Besitzer ihre Gartenbauschürken und Laden, ihre Spaliere, Brunnen, Kasen, ihre Tische, Bänke, Schaukeln ꝛc., selbst die Gießkannen mit dem schreiendsten Grün anstreichen, mit der geschmacklosesten Farbe, die ein derber Sinn mitten in der Pflanzenwelt wählen kann. Da sie den milden Reiz der Vegetation um sich der und all das wechselnde sanftere Grün derselben rein todtschlägt. Je der andere Farbenton wäre besser, malerischer, namentlich alle die Farben, die der Holzfarbe näher kommen. Doch das ist wahrscheinlich in den Wind gesprochen, und jeder Frühling wird uns den hergebrachten Unsinn in vermehrtem Maße wieder bringen.

Unsere Haupt- und Residenzstadt mit Adel, hohen Staatsbeamten, mehreren reichen Kaufherren und Partikuliers hat die ander gar kein Landhaus in ihrer Nähe gehabt, das ihrer obwohl beschränkten, doch reizenden Lage eine Zierde weiter geliehen hätte. Die königliche Villa Rosenstein dürfen wir nicht hieher zählen. Wir sehen um die Residenzen europäischer Monarchen, deren Throne mit Fürsten und reichen Magnaten umgeben sind, wir sehen um große Welthandelsplätze, um die Hauptstädte bedeutender Republiken Landhäuser oft in großer Zahl erbaut. Um die Residenzen mancher fürstlichen Häuser fehlen sie oft ganz. Ist dies wohl darum so gekommen, weil die Großen nicht groß und mächtig, die Kaufleute nicht reich, die Bürger im Allgemeinen nicht frei genug waren, um sich solche Sommerwohnungen zu erbauen, und in der Nähe des Hofes, auf die Gefahr hin, dessen Gefallen zu erregen, sich in sorgloser Gemüthlichkeit zu ergehen? Vor Zeiten hätte diese Frage da und dort einen Sinn gehabt, und solcherlei Hindernisse und Besorgnisse mögen dem Aufkommen einer Villeggiatura entgegen gewesen seyn. In unsern Tagen fallen wenigstens die Skrupel hinweg, und welcher Fürst würde nicht das Entstehen solcher Landhäuser als Zeichen wachsenden Wohlstandes und Geschmacks an barmlosen ländlicher Lust mit Wohlgefallen erblicken? Im verflossenen und gegenwärtigen Jahre sind nun auch bei uns zwei solcher Landhäuser erbaut worden. Das ersiere bekrrscht die schönste, weiteste Aussicht, die man von einer beinem zuäng lichen Höhe um Stuttgart nur irgend haben kann. Wer die Landschaften mit dem Auge des Kunstfreundes oder Künstlers betrachtet, der wird damit einverstanden seyn, daß es Situationen gibt, die einzig in ihrer Art sind, wo sich nämlich die Faktoren des Malerischschönen wie nirgend zusammenfinden. Wir rechnen das hochgelegene Dorf Degerloch, von welchem aus man nach Süden den Zug der schwäbischen Alb, nach Westen den des Schwarzwaldes, nach Norden das dägelichte Gebreite des Unterlandes, von den Höhen des Odenwaldes begrenzt, nach Osten die Welzheimer und Schurwaldberge im Gesichtskreise hat, mit Recht hieher. Wegen dieser Lage und seiner gesunden Luft wird es jeden Sommer von mehreren Familien zum Aufenthalt gewählt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 20. November 1838.

— Genus humanum damnat caligo futuri.
Juvenal.

Zwölf neue Stücklein.

Von Wilhelm v. Chézy.

VI.

Das Fest der Haifische.

Wie des Paradieses Herrlichkeit den Heiligen schon hienieden sich offenbart, so daß sie mit verzückten Blicken erschauen mögen, was uns minder begünstigten Kindern des Erdenlebens viel später erst klar werden soll, so erblickt des Dichters Auge das gewaltige ewige Meer, ob auch niemals seine Sohle den muschelreichen Strand betrat, ob seinen Fuß auch nimmer die gegen das Gestade hinrollende Woge liebkoste. Seine heiße Stirne kühlt der erfrischende Wind, der die Wellen kräuselt und die Segel bläht; sein Ohr vernimmt das Rauschen des Kiels, der die fluchtige Furche zieht; sein innerer Blick erspäht die Wunder und Schrecknisse der Tiefe, die zauberhaften Gärten, in denen die Gorgonien, Corallen, Alcyonien und Flabellen wachsen, bunt und mannichfach, und über welchen, wie Vögel in der Luft, die Fische leicht und gewandt das krystallene Element durchkreuzen; und sein Mund erzählt euch vom Meere, das er zu eurem Glücke nie mit leiblichem Auge gesehen, und nie anders, als auf den Schwingen der Einbildungskraft befahren; denn sonst würde er vielleicht so zu euch reden, als hielte er euch mindestens für angehende Aspiranten der Marine, oder für Schüler der neumodischen Seeromanenschriftstellerei.

Die zierliche Brigantine flog leicht vor dem Winde dahin, der mit günstigem Hauch die grauen Segeltücher schwellte, und hielt auf der unabsehbaren Fläche ihren Lauf so sicher, daß die diensthabenden Matrosen schier müssig im Takelwerk hingen, selten von des Bootsmanns gellender Pfeife zu irgend einem Handgriff berufen. Hoch im Mastkorb wiegte sich sorglos der Wächter, dessen scharfes Auge rings umher nichts sah, als Luft und Wasser. Das müssige Schiffsvolk lungerte auf dem Vorderdeck, ausgestreckt auf dem harten, aber von der hellen Morgensonne erwärmten Lager der getheerten Bolen, oder auf die Fersen niedergekauert, von den Herrlichkeiten der Hafenstadt plaudernd, deren sie alle bald theilhaftig zu werden hoffen. Der Steuermann blickte von der Höhe der Schanze* gradaus mit zusammengezogenen Brauen, den Ellbogen auf das Steuerrad gelehnt; unfern von ihm saß auf der Drehbasse,**

* Das Hintertheil des Schiffs.

** Ein leichtes Geschütz, das auf dem Verdeck gebraucht wird, und bei größeren Fahrzeugen zum Theil auch auf den Marsen (Mastkörben).

Digitized by Google

die Beine schlenkernd, der Patron, den breitkrempigen Hut tief in die sonnverbrannte Stirn gedruckt, behagliches Lächeln auf den gespannten Muskeln des braunen Antlitzes, in der linken Hand den kurzen, dampfenden Pfeifenstummel, während die rechte nachlässig mit der Karbatsche von Rhinocoslеder am Gurtel, oder mit den blanken Kugelknöpfen des kurzen Leibrocks spielte. „Es geht gut, Jantche," sagte der Kapitän; „der frische Südost scheint anhalten zu wollen, und mir ist so wohl, als sähe ich schon Louisianas grüne Werden. Mein Ebenholz hat sich diesmal besser gehalten, als vor zwei Jahren, und ist nicht wurmstichig geworden; mich soll der Böse holen, wenn wir nicht wohlbehalten in die Chesapeakbai einlaufen, angenehmer als dazumal, da der überlästige Goddam mit seinen zudringlichen Kugeln die glatten Seiten der Sirene gespickt, das Takelwerk zerfetzt, die Segel zerrissen hatte." Während dieser Rede hatte der Steuermann ungeduldig sein Bremchen aus einer Backe in die andere geworfen und aus den finster überschatteten Augen Blicke des Unwillens entsendet; nun versetzte er mit heiserer Stimme: „Euch sitzt er wieder auf der Zunge, der böse Feind, Mynher Hanjens, und Ihr laßt Worte schlimmer Vordedeutung vom Stapel laufen. Freilich muß er uns holen, wenn wir nicht ankommen sollen, aber Ihr habt nicht von Nöthen, ihn an die Planken zu malen." — „Nun, nun, Alter, sey nicht unmuthig; Worte sind Luft." Jan brummte fort: „Der Wind ist auch Luft, Patron, und so liegt unser Wohl und Weh in der Luft. Und seht Ihr denn nicht die Haifische, die uns seit drei Tagen unablässig folgen? So etwas geschieht nie umsonst." Hanjens warf einen scheuen Blick auf das Fahrwasser, in welchem sich die hartnäckigen Begleiter wiegten, und wie eine grauenvolle Ahnung überkam es ihn, da er die plumpen Riesengestalten betrachtete, die trotz ihrer anscheinenden Schwerfälligkeit so leicht sich bewegten, scherzten, sprangen und schnappten; er versuchte ein ungläubiges Lächeln und wandte sich zur Luke, um im untern Raum wo möglich seine gute Laune wieder zu finden, oder die üble an irgend einem Gegenstand auszulassen. Kaum aber fühlte er drunten das kellerfeuchte Weben der eingesperrten Luft, als er schnell wieder umkehrte und, oben angelangt, ausrief: „Jetzt weiß ich, Jantchen, was die ungeschlachten Gesellen hinter dem Spiegel * wollen. Gewiß sind Kranke unter den Teufelskindern; es wäre wohl einmal wieder an der Zeit, daß wir die Waare lüfteten, und geschähe es auch nur, um den gefräßigen Herrn dort die Freude zu verderben."

(Die Fortsetzung folgt.)

* Die Rückwand des Schiffes.

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Um die ganze Stadt in ihrer weitesten Ausdehnung herum sind seit der Insurrektion von 1834 wie ein Todesnetz zwölf abgesonderte Forts auf den Höhen und in der Ebene angelegt worden, deren Kanonen und Bomben nicht allein die Zugänge Lyons von Außen, sondern auch alle Brucken und Plätze der Stadt, besonders die Zu- und Ausgänge und Versammlungsorte der Arbeitsquartiere beherrschen, so daß Lyon jetzt ganz in ihrer Gewalt ist. Das starke Fort Montessuy, bei der Croix-Rousse, liegt selbst in der Stadt, und aus Maueröffnungen, die jetzt nur mit Kalk leicht verklebt sind, aber in einem Augenblick durchbrochen werden können, bestreichen seine Kanonen und Kartätschen die Hauptstraßen und Plätze dieses unruhigen, dichtbevölkerten Handwerksquartiers. Das schönste dieser Forts ist unstreitig la Mathe in seinem jetzigen Zustand.

Alle diese Oertlichkeiten der Stadt waren uns von unserm hohen Standpunkt aus klar und begreiflich. Als sich die Sonne dem Horizont mehr näherte, stiegen wir von der Platform des Observatoriums herunter in den Salon, um uns mit dem achtfüßigen Teleskop das Ferne nahe zu bringen. Allerdings sahen wir von Nordost einen weiten Gebirgskreis sich nach Osten und Süden bedeutend erheben und sich dann niedriger nach Südwesten herumziehen, so daß nur im Norden und Nordwesten eine Lücke offen blieb, aber das Einzelne trat nicht hervor, so trefflich auch das Pariser Fernrohr war. — Dafür entschädigte es uns auf andere Art, denn zehn Lieues weit in die Runde sahen wir eine Menge schöner Stellen des Landes, das hier wirklich la belle France genannt werden kann. Alte Schlösser und silberne Bäche, Felsen, Wasserfälle und Ströme, Wälder und römische Aquädukten, Gärten, elegante Landhäuser, alte Kirchen und Klöster zogen wie Feerien an unsern Augen vorüber mit überraschender Klarheit und Deutlichkeit, bald im Schatten, bald im Sonnenlicht; eine wahre Zauberreise. — Zwei Lieues weit, südwestlich, liegt ein Nonnenkloster, dessen Hauptfaçade und Garten gegen Lyon gewendet ist. Ich wäre daran mit dem Fernrohr vorübergegangen, da ich die römischen Aquädukten suchte, wenn mich nicht ein liebliches Stillleben gefesselt hätte. Eine hübsche junge Nonne in weißwollenem Gewand spielte mit einem Vogel, dessen kleiner Käfig an ihrem offenen Fenster stand; ich sah ihr Lächeln, sah die Bewegung ihrer rothen Lippen, ihre feinen Zähne, ich glaubte ihre Worte zu vernehmen. Ich sah, wie sie mit vollem Herzen an dem kleinen Freund hing; vielleicht ihre erste und einzige Liebe,

Digitized by Google

denn sie schien mir froh und ohne Rückblick. Anfangs neckte sie ihn mit vorgehaltenem Zucker, dann steckte sie das Stuchen zwischen die Zinken und bedeckte den Käfig mit frischem Grün. Zuletzt brachte sie ihm frisches Wasser. Im Innern der Zelle erblickte ich nur einen Blumenstrauß und einen weißen Bettvorhang. Später trat eine ältere Nonne zu dem Mädchen, sie sprachen ernster zusammen, vom Vogel war nicht mehr die Rede; bald darauf wurde das Fenster geschlossen und Beide verschwanden.

Ungern schied ich von dieser stillen Heimath, da traten mir die römischen Aquäbukten von Ecully in's Gesicht, wunderschöne Ruinen in zwei Abtheilungen, die mich an ihre Zeitgenossen in der römischen Campagne erinnerten, nur daß hier eine reiche Vegetation von Bäumen, Kräutern, Moos und Gras die alten Mauern umzieht, einspinnt und malerischer macht, als die riesigen, kahlen, weißen Schlangenskelette in der Campagne. Diese Aquäbukten, die noch durch mehrere Gemeinden fortlaufen, wurden von den Mauren zerstört, die vor und nach der Schlacht von Poitiers den Süden und Südosten Frankreichs bis tief in die romanische Schweiz hinein in wilden Schwärmen durchzogen. Im Lauf der Jahrhunderte ist das Landvolk irre geworden und nennt jetzt trotz des Sarrasins die Oeffnung einer unter einer ganzen Gemeinde weggehenden Wasserleitung, glaubend, diese sey von den Sarazenen erbaut worden.

Nach den Aquäbukten hielt ich bei einer orthopädischen Anstalt für junge Mädchen an, deren Zöglinge mit ihren Krücken lustig, aber mit gar komischen Wendungen und Contorsionen zwischen den Bäumen auf einem Rasen umherliefen und sich lustig haschten, andere gingen lesend auf und ab. — Ganz nahe, westlich vom Observatorium, liegt der Kirchhof Loyasse, dessen schöne Monumente mich eben beschäftigten, als ein Leichenzug eintrat, aber mit Beerdigung seines Todten nicht viel Zeit verlor. Gleich darauf sah ich die Leidtragenden bei der Antiquaille in ein Haus treten, über dessen Thor die Inschrift steht: Bertrand vend couronnes, immortelles, chapelets et autres objets religieux, déjeunés chauds et froids. Da das Haus nahe beim Observatorium liegt, so hörten wir bald aus seinem Saal Gläser anstoßen und Gesang zu uns heraufbringen.

Darüber war es dunkel geworden und wir stiegen ungern von der Warte herab, zahlten unser Observationsgeld und gingen über die menschengedrängte Erzbischofsbrücke heimwärts. Die elegantern und glänzenden Cafés des Cölestinerplatzes, auf dessen Theater eben jetzt nicht gespielt wird, waren gedrückt voll Leuten der untern Classe, deren Kleidung und Manieren gar sonderbar contrastirten mit den brillant geschmückten Frauenzimmern, die auf Tribünen neben einander saßen und abwechselnd Opernstücke, Romanzen, Barcarolen, Notturnen u. s. w. zur Guitarre sangen, manche leidlich, die mehrsten aber mit ohrzerreißender falscher Nasen- und Fistelstimme. Freilich ist der Gesang nicht ihr Hauptgewerb. Da sie großentheils hübsch, kokett und gefällig sind, so brauchen sie die Kaffeewirthe als lockere Lockpfeife, um junge und alte Gimpel anzuziehen, zahlen den Damen ein Gewisses für den Abend, und erlauben ihnen überdies, nach jedem Gesang an den dichtbesetzten Tischen herumzugehen und Kupfersous einzusammeln.

Recht müde kamen wir nach Haus und meinten, unsern ersten Lyoner Tag als Einleitung und Vorbereitung nicht nutzlos zugebracht zu haben. Für die drei andern, die uns noch übrig blieben, hatte ich meinen Plan gemacht, wobei ich nur das Hervorstechende und Charakteristische der Stadt berücksichtigte, und Alles vermied, was anderwärts eben so gut oder gar besser gesehen werden kann. Ein Tag sollte der Wissenschaft, Kunst und dem Theater, ein anderer den Wohlthätigkeitsanstalten, der Industrie und einigen Exkursionen, der letzte aber einer Reise auf der Eisenbahn nach St. Etienne gewidmet werden. Und nach diesem Plane gedenke ich auch meine Schilderung in Abschnitte zu theilen.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Eberminier.

Was in den letzten vierzehn Tagen die Zeitungsschreiber sehr beschäftigt hat, ist die unerwartete Wendung im Betragen des bekannten Professors Eberminier. Dieser Gelehrte, ein Neffe und Erbe des vor einigen Jahren gestorbenen Arztes Eberminier, welcher zu den geschicktesten Aerzten von Paris gehörte und durch seine ausgebreitete Praxis sich ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, besitzt eine sehr gute Lehrstelle; er steht sich also in pekuniärer Hinsicht vortrefflich und kann den Wissenschaften ruhig nachgehen, ohne Jemands Gunst zu bedürfen. Bei mehreren Gelegenheiten hatte er sich durch seinen freisinn bemerklich gemacht, und schrieb auch in freisinnigen Zeitschriften. Betrachtet man die Pariser Gelehrtenwelt als aus zwei Hälften bestehend, der ministeriellen und der unabhängigen, so gehörte Eberminier anfänglich zu der letztern, und konnte sogar zu der Oppositionspartei gerechnet werden. Dieser Mann nun satteit plötzlich um, schlägt sich zu den Ministeriellen, und um Niemand Zweifel über seine Bekehrung zu lassen, welche sogleich mit einer Stelle als Maitre des requêtes im Staatsrathe belohnt wurde, schrieb er einen Aufsatz in der (ministeriellen) Revue des deux mondes, worin er die Opposition, welche er so eben verlassen hatte, hart mitnahm und herunterwarf. Dies verursachte großen Lärm; die Unabhängigen behandelten ihn mit eben so wenig Schonung, als er sie so eben behandelt hatte, und schalten ihn einen Ueberläufer und Renegaten. Seit des

Digitized by Google

Dichters Barthelemy Uebergang war keine so auffallend schnelle Bekehrung vorgefallen. Bei Barthelemy war noch der Umstand zu bebergigen, daß er in großer Geldnoth stecke, und daß ihm 50,000 Franken, wie man sagt, angeboten wurden, um ihm wieder aufzuhelfen. Uberminier aber besitzt Vermögen genug; bei ihm muß also ein anderer Grund obgewaltet haben, um ihn zum Uebergang von einer Partei zur andern zu bewegen. Da er sogleich in den Staatsrath berufen wurde, so läßt sich wohl nicht daran zweifeln, daß er begierig war, eine politische Rolle zu spielen, wie St. Marc Girardin und Andere, welche auch in den Staatsrath getreten sind. In den Staatsrath treten und Volksbepatirter werden, sind die beiden Wege, um zu politischer Wichtigkeit zu gelangen. Die Oppositionsblätter, welche er so unverschämt tigerweise gereizt hatte, spielten ihm übel mit. Der Courier français denachrichtigte das Publikum, daß Uberminier in einem Anfalle von Unmuth gegen die Regierung sich erboten habe, gegen sie zu schreiben, daß er (der Courier) aber einem gereizten Manne nicht habe zum Vehikel dienen wollen, um seinen Unmuth auszulassen, und deßhalb sein Anerbieten abgelehnt habe. Ein anderes Blatt drückte die übelwollenden Aeußerungen wieder ab, welche Uberminier vor einigen Jahren gegen den jetzigen Minister Salvandy in einem Aufsatz hatte einfließen lassen. Das Schlimmste für Uberminier war, daß sein Betragen selbst in den ministeriellen Blättern getadelt wurde, obschon sie sich die Miene gaben, als ob sie seinen Uebertritt loben wollten. Das Journal des Debats meinte, man müsse beim Uebertritt von einer Partei zur andern hübsch sachte und bescheiden zu Werke gehen, keinen Lärm machen und nur allmählich seine Sinnesänderung laut werden lassen. Die andern Zeitungen haben sich über diese Theorie des Ueberlaufens sehr lustig gemacht. Seinen Zweck hat Uberminier nun insofern erreicht, daß er eine bedeutende Stellung errungen hat. Da man Alles schnell hier vergißt, so wird auch die Art, wie er diese Stellung sich verschafft hat, bald von dem großen Publikum außer Acht gelassen und nur sein künftiges Betragen berücksichtigt werden.

(Der Beschluß folgt.)

* Stuttgart, November.

(Fortsetzung.)

Landhäuser. Zimmerreise.

Neben diesem Dorfe steht das v. Taubenheimsche Landhaus. Der durch sein über sizilianische Baukunst herausgegebenes Prachtwerk bekannte Architekt Zanth ist der Baumeister. Er ist es auch, der den Bauaufsätzen den Geschmack an der Polychromie zuerst beizubringen gesucht hat. Als Dekoration der innern Räume mag sie an den pompejanischen Styl erinnern, nur mit dem freilich wesentlichen Unterschiede der Wahl eines hellen, statt des dunkeln Grundes. Als Verzierung der Außenseiten der Gebäude findet ihr Ungewohntes, namentlich, wo es entweder zu hart, oder zu bunt und tändelnd auftritt, noch mannichfachen Widerspruch. Die Lage des Landhauses ist ganz erwünscht. Namentlich sind die Sonnenuntergänge, auf dieser Höhe gesehen, oft ganz unbeschreiblich. Aber in den Momenten der höchsten Energie der Belenchtung thut der Naturfreund wohl, wenn er sich nicht sogleich auf die freie Höhe stellt, sondern einige Häuser und Bäume des Dorfes als Rahmen und Lichtspannung mit in Bezug nimmt. Dann wird er fühlen, wie unnachahmlich, wie unerreichbar auch der höchsten Kunst solche Naturbilder sind. Außerdem ist gerade bei dem Landhause die Sicht gegen die vortretenden pittoresken Baumgruppen des Bergwaldes und in die blaue Ferne hinaus unvergleichlich. Das andere, über der Ludwigsburger Steige gelegene v. Königliche Landhaus hat wenig Prospekt in die Ferne; dagegen steht es inmitten der reizenden Abwechslungen des Stuttgarter Grundes in erwünschter Erhöhung über dem Thalboden, gegenüber der die obern und untern Anlagen durchschneidenden Straße und von der Stadt nur wenig entfernt. Es hat mit dem vorigen den gleichen Baumeister. Wahrscheinlich werden die beiden Landhäuser, namentlich wenn der Friede noch einige Jahre Dauer hat und segensreiche Ruhe und Sicherheit gewährt, nicht die einzigen in unserer Gegend bleiben. Wir vernehmen jedoch, daß die Bedürfen bei Ertheilung von Erlaubnissen zum Bauen außerhalb der Stadt äußerst kritisch verfahren, und der polizeilichen Vorsorglichkeit die Aesthetik opfern. — Noch bieten die umliegenden Höhen manchen schönen Punkt; in der Thalebene selbst würde ein Landhaus nicht übel situirt seyn, und wenn auch nicht als malerische Masse wirksam, dafür das anmuthigste Panorama um sich gebreitet und aufgestellt finden. So ist ja die Sicht aus den obern Räumen des Frösnerschen Badeh in Cannstadt malerischer, als man sich von seiner tiefen Lage verspricht, und diejenige aus den Fenstern des Klotzschen Fabrikgebäudes auf der Neckarinsel bei Berg nur eine Variation von jener. — Der Zug des Neckarthals vom königlichen Parforcehörchen Weil bis hinab nach Münster ist schon viel gepriesen worden, und viele tausend Augen und Herzen, namentlich auch von Cannstadter Badegästen, haben sich an dessen Anmuth gelabt. Es kommt aber auch Vieles zusammen, was in seinem Ensemble diesen Reiz bewirkt. Die saftgrüne Thalsohle durchzieht das Silberband des Flusses; über den Abhängen der Rebhügel thronen dunkle Wälder; die Halden von Wangen, nicht eben zur Poesie aufregend durch ihre Mahagonigewächs, bezahlen mit landschaftlich schön geschwungenen Linien; der Rosenstein stellt sich als grobartig-freundliche architektonische Masse dar; der Rothenberg mit seiner bekrönten Todtenkapelle lenkt den Blick in die innere Welt; die erhöhte Lage von Salsburg und einem Theil von Berg sind wesentliche Schönheiten. Nimm das Kirchlein des letztern Orts aus dem Bilde, so wird dem Antlitz die Nase ausgeschnitten. Die Tiefe mit ihren Mönchsbarn schaut historisch bedeutsam herein. — Es sey mir, nachdem von Reisen und Anschauung der wirklichen Natur die Rede gewesen, vergönnt, einige Worte über eine Bilderwanderung oder Wanderung in Bildern zu sagen. Der rühmlichst bekannte Landschaftsmaler Carl Dörr aus Heilbronn hatte gegen zwei Monate lang seinen „Zimmerreisen-Salon,“ bestehend in achtzehn landschaftlichen Scenen, darunter vier mit Mondscheins- und Fackelbeleuchtung, hier öffentlich aufgestellt und sich eines zahlreichen Besuchs und einstimmigen Beifalls zu erfreuen gehabt. Es waren Darstellungen aus unserm Vaterlande, vom Rhein, aus der Schweiz. Allgemein wurde die sinnige Wahl des Ansprechenden, der pittoresken Standpunkte, der Naturtreue, die künstlerisch meisterhafte Behandlung des Festen und Flüssigen, der Gebirge, der Vegetation, des Wassers, der Lüfte, die energische Beleuchtung anerkannt. Man fand sich in den Gegenden einheimisch, fühlte sich wie in eine handgreifliche Gegenwart hineingezogen. Wer nie da und dort gewesen, empfand den Reizerfrischt; die Anschauung bewirkte bei männiglich unfehlbar eine heiter bewegte Stimmung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 21. November 1838.

— Ihre Feinde sollen sich nicht rühmen,
Daß Furcht des Todes ihre Wangen bleichte.
Schiller.

Die Französinnen in der Conciergerie im Jahr 1793.

Die folgende Skizze ist den ungedruckten Denkwürdigkeiten des ehemaligen Ministers, Grafen Beugnot, entnommen. Der merkwürdige Charakter der französischen Weiber ist dabei recht glücklich unter Umständen aufgefaßt, wo der liebenswürdige Heroismus eines Geschlechts, aus dem eine Jeanne d'Arc geboren worden, aber auch jener unbegreifliche Leichtsinn, der uns fast schauerlich anspricht, sich in ihrer vollen Stärke äußern konnten. Dabei treten zwei weibliche Figuren auf, nach Bildung und Sittlichkeit den beiden Extremen der Gesellschaft angehörend, und es ist angenehm zu bemerken, wie diese beiden Wesen, trotz der ungeheuren Kluft, welche sie trennt, Zeugniß ablegen für das, was die Stärke der französischen Nation ausmacht, für ihre Homogenität.

* * *

Madame Roland hatte sich selbst im Kerker auf eine für sie höchst ehrenvolle Weise Achtung und Autorität verschafft. Man warf hinter dieselben Riegel, auf dieselbe Streu die Herzogin von Grammont und eine gemeine Diebin, Madame Roland und ein verworfenes Weibsbild, eine fromme Nonne und eine Kostgängerin der Salpetrière. Dies war eine förmliche Marter für die Weiber von Erziehung, welche so Tag für Tag die abscheulichsten, niedrigsten Auftritte mit ansehen mußten. Wir wurden alle Nacht vom Geschrei und den Balgereien der schlechten Weiber aufgeweckt. Aber das Zimmer der Madame Roland war in dieser Hölle ein Asyl des Friedens. Wenn sie in den Hof herab kam, so stiftete schon ihr Auftreten Ruhe, und die Elenden, welche sonst keine Gewalt in der Welt bändigte, wurden von der Besorgniß, ihr zu mißfallen, im Zaum gehalten. Den Bedürftigsten reichte sie Geldunterstützung, für Alle hatte sie guten Rath, Trost und Aufmunterung. Sie war beständig von Weibern umgeben, die sich um sie wie um eine schützende Gottheit drängten. — Am Tage, da Madame Roland vor dem Tribunal erscheinen sollte, bat mich ein Freund, ihr etwas auszurichten. Ich stellte mich in den Weg, wo sie vorüberkommen mußte. Ich sah sie hinter dem Gitter stehen und des Rufs harren. Sie hatte auf ihren Anzug sichtbare Sorgfalt verwendet; sie trug eine englische Robe von weißer Mousseline, mit Blonden besetzt, und einen schwarzsammtnen Gürtel, einen einfachen, eleganten Hut, und ihre schönen Haare fielen auf ihre Schultern nieder. Ihre Züge schienen mir noch belebter als sonst, das schönste Roth der Gesundheit malte ihre Wangen und ein Lächeln umspielte ihren Mund. Mit der einen Hand hielt sie die Schleppe ihres

Digitized by Google

Kleides, an der andern hing ein Hausse Weiber, die sich herbeidrängten, sie zu kussen. Die, welche wußten, was ihrer harrte, schluchzten laut und empfahlen sie der Vorsehung: ein unbeschreiblicher Auftritt. Madame Roland sprach Allen freundlich zu; sie äußerte nicht, daß sie wieder zu kommen hoffe, sie sprach es nicht aus, daß dies ihr Todesgang sey, aber sie ermahnte sie zur Eintracht, zum Muth, zur Hoffnung, zu den Tugenden allen, die der Mensch im Unglück üben soll. Ein alter Schlieser, Namens Fontenay, der im dreißigjährigen schrecklichen Dienst sein gutes Herz nicht verloren hatte, schloß weinend das Gitter vor ihr auf. Ich entledigte mich, als sie vorüberging, meines Auftrags. Sie erwiderte ein paar Worte in festem Ton und wollte weitersprechen, da kamen zwei Stockknechte heraus und riesen sie vor das Gericht. Bei diesem Ruf, der Alle durchbebte, nur sie nicht, blieb sie stehen, ergriff meine Hand und sagte: „Adieu! laßt uns Frieden schließen, * es ist hohe Zeit!“ Sie blickte zu mir auf und sah, daß ich meine Thränen niederkämpfte. Sie schien gerührt, sagte aber nichts mehr als: „Du courage!“

Bei den schrecklichen Auftritten in der Conciergerie, welche sich Tag für Tag wiederholten, blieben die französischen Weiber ihrem Charakter vollkommen treu, und dem Trieb zu gefallen wurden die gewohnten Opfer gebracht. Der Theil des Gefängnisses, wo wir uns befanden, stieß an den Hof der Weiber, und durch den vergitterten Corridor konnte man denselben übersehen. Dieser Corridor war unser Lieblingsspaziergang, das heißt unser einziger. Sobald man uns aus unsern Käfigen ließ, gingen wir hinab. Die Frauen wurden zu derselben Stunde herausgelassen, zeigten sich aber erst geraume Zeit nach uns, denn die Toilette machte gebieterisch ihre Rechte geltend. Morgens erschien man in koketтem Negligé; Alles so frisch und graziös, als ob man die Nacht keineswegs auf elendem Lager, meist auf faulem Stroh, zugebracht hätte. Man darf im Allgemeinen sagen, die Weiber von Erziehung, welche in die Conciergerie gebracht wurden, wahrten bis zum letzten Augenblick das heilige Feuer des guten Tons und Geschmacks. Nachdem sie sich im Negligé gezeigt, gingen sie hinauf, und um Mittag kamen sie wieder in sorgfältigem Anzug und elegantem Kopfputz. Auch ihre Manieren waren anders als am Morgen, gehaltener, feierlicher. Gegen Abend erschien man in Deshabillé. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß fast alle Weiber, wenn sie es anders vermochten, der dreifachen Abstufung des täglichen Anzugs getreu blieben. Die andern ersetzten die Eleganz durch so große Sauberkeit, als sich immer mit dem Ort vertrug. Ihr Hof schloß einen Schatz in sich, einen Brunnen mit reichlichem Wasser, und ich sah jeden Morgen den armen Unglücklichen, welche nur Ein Kleid mitgebracht, wohl gar nur Eines besaßen, zu, wie sie in rührigem Wetteifer am Brunnen wuschen, bleichten, trockneten. Die erste Morgenstunde war hiezu bestimmt, und nichts, keine Anklageakte, hätte sie davon abgebracht. Richardson macht die Bemerkung, daß bei den Weibern der Trieb, sich mit Wäsche und Kleidern zu schaffen zu machen, den höchsten Interessen die Wage hält, wo nicht gar sie überwiegt.

(Der Beschluß folgt.)

* Der Verfasser und Madame Roland waren sehr verschiedener politischer Ansicht, und sie hatten sich in der Conciergerie vielfältig gezankt.

Das Fest der Haifische.

(Fortsetzung.)

Der Steuermann schüttelte den Kopf, aber Hanzens that, als bemerke er es nicht, denn er war zufrieden, einen Ableiter für seine abergläubischen Besorgnisse gefunden zu haben. Im Augenblick darauf schrillte die Pfeife, drummte das Sprachrohr, regte und bewegte sich's mit der scheinbaren Verwirrung eines Ameisenhaufens, und in wenigen Minuten bot die Sirene einen ganz veränderten Anblick dar. Auf dem Vorderdeck und der Schanze stand das Schiffsvolk, bewehrt mit Flinten und Picken, bei der Drehbasse mit brennender Lunte der Feuerwerker; Jan hatte das Schloß seiner Kugelbüchse von der bedeckenden Hülle befreit, der Patron die Pistolen in den Gürtel gesteckt und den kurzen Schiffssäbel in's Bandelier gehängt; und aus der Tiefe stiegen zum Mitteldeck die schwarzen Kinder Guineas an das Licht des Tages empor, rieben sich, Schlaftrunkenen gleich, die von dem langentbehrten Glanz geblendeten Augen, und athmeten die frische Luft in langen, gierigen Zügen, bevor irgend ein menschlicher Gedanke in ihrem dumpfen Gehirn sich regte. Nicht lange aber, und das Bewußtseyn ihrer Lage erwachte neu in den armen Sklaven; sie kauerten sich nieder, senkten die Blicke, ließen die Hände an schlaffen Armen in den Schoß hängen und starrten kummervoll oder in gleichgültiger Ergebung vor sich hin. Nur einer von ihnen verrieth durch äußere Zeichen seiner Seele tiefste Regungen, indem er zu einem jungen Weib sich setzte, aus dessen Armen er das Knäblein nahm, um es auf seinen breiten Händen hin und her zu wiegen, wozu er, kaum vernehmbar, die Töne einer einförmigen, traurigen Weise durch die Zähne surrte. Hanzens betrachtete eine Weile die schwarze Heerde, trat dann zu dem Vater, der das Kindlein wiegte, und sagte: „Sey

Digitized by Google

munter, Cicero, mein Junge; bald werden wir Land erblicken." Der Neger glotzte ihn an, druckte das Kind an sich, schüttelte dann das wollige Haupt und versetzte: „Cicero hier, das schlanke Reh dort, weit davon Kleinvögelein." Bei dieser Rede umschlos das Weib den Gatten und legte weinend das Haupt an seine Brust; er aber fletschte, einem häßlichen Affen gleich, die blanken Zähne und zischte wie eine erboste Schlange. Da tröstete der Patron: „Ich bin nicht so böse, als du meinst. Ich habe daheim Weib und Kind, für die ich sorge und schaffe und für deren Wohlfahrt allein ich des gefährlichen Ebenholzhandels mich unterfange. Meiner Hanna dab ich dich und dein schlankes Reh bestimmt, und der kleine schwarze Vogel soll meines Matthäus Spielgenosse seyn." Das Negerpaar sank dem Mann zu Füßen, dessen barsche Worte ihm wie himmlische Musik erklangen; der aber wies den Dank zurück. „Ihr kommt deßhalb noch nicht in den Himmel," sagte er, „und müßt arbeiten, daß euch alle Rippen krachen; auch führt Frau Hanna eine derbe Faust —" — „Cicero wird arbeiten, ist stark wie der Büffel," betheuerte der Mohr. — „Gut, schon gut, mein Knabe. Jetzt aber thue mir den Gefallen und mache mir die stummen Oelgötzen da lebendig, daß ich nicht nöthig habe, sie mit der Peitsche wach zu kitzeln." Hanzens deutete auf die Sklaven, die immer noch theilnahmlos und stumm auf dem Boden kauerten, das Kinn auf die Knie gestemmt, die gefalteten Hände über die Knöchel gespannt. Cicero nikte mit klugem Blick des Verständnisses und traf Anstalten, dem Befehl zu entsprechen. Alsbald kniete er vor einer leeren Tonne zwischen die und seine Brust er einen kurzen Stab mit vielen eingeschnittenen Kerben spreizte und stemmte, die linke Hand führte ein schmales Stücklein Holz, gleich dem Stab gekerbt, die rechte ein anderes, breiteres, das der Länge nach in Streifen gespalten war, und mit diesen erregte er, im Takt auf den Stab schlagend und ihn der Länge oder der Quere nach reibend, ein hohles Gerumpel, dessen wohlbekannte Töne alsbald die Aufmerksamkeit der Neger weckte, so daß sie ihre beweglichen Ohren spitzten und mit funkelnden Augen dem Gesange lauschten, dessen langsamen und sanften Eingang Cicero zu dem Geklapper und Gerumpel des Gambee's begann. Die Worte lanteten also: „Liebliche, kühle Nacht, du bist des Negers holde Mutter. Du wiegst ihn in deinen dunkeln Armen und birgst ihn liebreich vor dem Sohn des bleichen Tages, vor dem weißen Mann, der des bösen Feindes Farbe trägt. — Herrliche Nacht, du Braut des guten Geistes, wie glänzest du im Schmuck der Gestirne, die heller an deinem Halse strahlen als Perlen und Korallen! Wie leuchtet und schimmert an deinem vollen Busen der Mond! O Mutter, liebe Mutter!"

Der Sänger hatte von Wort zu Wort mehr von der Ruhe sich entfernt, mit der er begonnen, und sich zu einer Leidenschaftlichkeit gesteigert, die von nun an immer zunahm und den schwarzen Hörern sich in gleichem Maße mittheilte. Er fuhr fort: „Der Tag ist heiß wie die Hölle. Mit bleiernem Schlummer deckt er des Leuen runde Lichter. Wenn aber die Nacht aus ihren tausend Augen herniederlächelt, erhebt sich der König der Wüste und durchschreitet stolz sein Reich auf breiten Tatzen. Der edle Löwe ist des schwarzen Mannes Freund, aber dein Sohn, Mutter, liebe Mutter. Er kennt die verwandte Spur, und ihr folgend, verschmäht er die Fährte des bleichen Europäers, ob sie auch hundertfach seinen sandigen Pfad durchkreuze. Wo drei schlanke Palmen stehen und die frische Quelle vor der durstigen Sonne bergen, dort erschlug ich mit der schweren Keule den gelben Leuen. Du sahst den Kampf und den Sieg, Mutter, liebe Mutter!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

* Stuttgart, November.

(Beschluß.)

Naturbetrachtung.

Wie uns nun die Wanderschaft auf Gedanken bringt, die uns zwischen unsern vier Wänden nicht gekommen wären, so veranlaßte mir auch diese Zimmerreise eine ernste Erwägung. Der Mensch mit seiner Brust voll Wünsche, mit seinem unersättlichen Blick auf eine Quadratmeile, vielleicht Quadratminute confinirt, an seine Scholle gebunden, möchte die Welt sehen, wo möglich die ganze, weite Welt, möchte sie auch begreifen in allen Höhen und Tiefen, im Großen ihrer cosmischen Bewegungen, im Kleinsten ihrer organischen Getriebe, möchte die Harmonie der Sphären vernehmen und die leisesten Stimmen der mikroskopischen Natur. Die Wissenschaften, die Geschichte, die nachahmenden Künste, die Sprachen aller Art machen uns nun Vieles weiß über unser Viel- und Allwissen; wenn wir uns aber selbst recht auf den Zahn fühlen, so haben wir für die Prüfung, für das Gespräch, für die Buchmacherei gelernt, wir tragen von der leibhaften Außenwelt, von der unendlichen Vergangenheit und der räumlichen Ferne eine Welt in uns von — Worten, Schulbegriffen, Nebelbildern, von Zahlen, Tabellen, Landkarten, Grundrissen, Bilderbögen ꝛc., gut genug, ein Examen zu bestehen, aber lächerlich und erbärmlich wenig, um die leibhafte Anschauung, das wirkliche Erleben darüber entbehren zu können; wir getrösten uns einer Surrogatwelt, wir mystifizirten uns selbst mit einer großen Privatsatyrie in unserm Gehirnkasten, mit einer Binsenwelt voll Binsenwahrheiten, an welcher Tausende ihr Lebenlang eine Freude haben, als leben sie in der üppigsten, duftendsten, formenreichen, farbenglänzenden Vegetation der Tropenwelt. Es verachte ja Keiner, gleich Faust, Vernunft und Wissenschaft; wer aber mit dem Jahren über Schule und Leben zur Besinnung kommt, der trachtet

immer, jene in dieses zu übersehen, und sucht, statt sich an Schattenbildern zu weiden, möglichst viel leibhafte Anschauung und lebendige Erfahrung; er wünscht die Welt, wo nicht immer in ihren größern Originalbildern, doch wenigstens in zugänglichen Analogien zu schauen; er freut sich tüchtiger Natur- und Menschenwerke, wenn er an sie gelangt, nicht minder, wenn sie zu ihm kommen, was bisweilen der Fall ist, wenn sie oft, aus entlegenen Gegenden, auf fremden Weltheilen herreisend, seinen Aufenthaltsort berühren. Zu solchem Erwünschten zählen wir nun auch billig treue, lebensgroß erscheinende, Leibhaftigkeit vorahnende Bilder, und darum sollte kein rechter Mensch, der sich ernstlich verwollständigen will, aus Bequemlichkeit oder Knickerei zaudern, dergleichen natürliche oder künstlerische Merkwürdigkeiten zu sehen, weil sie jedenfalls und mit Einem Schlage zehnmal lehrreicher und eindringlicher, hastender sind, als seichtes Büchergelese und der Schwall von Zerrbildern. — Kann ich doch, indem ich von solcher Indolenz rede, nicht ohne Aerger an einen meiner Bekannten denken, den ich in seiner phlegmatischen Philisterhaftigkeit nicht dazu brachte, das Wallische stellett zu sehen, das vor einiger Zeit die Runde durch Deutschland machte, obgleich ich ihm das über alle Vorstellung Gerühmte, das ganz Ungeheure dieses Gebildes, einer Creatur, deren Anblick auf einmal dem innern Auge einen neuen Maßstab für Thierwelt, Meer und Erde gebe, mit den lebhaftesten Farben, ja mit leidenschaftlichem Eifer schilderte. Ich glaube gar, er setzte einen Philisterstolz darein, dasjenige nicht zu sehen, was die ganze Stadt sah und anstaunte; wie er denn überhaupt seiner Merkwürdigkeit zu lieb sich in Bewegung setzte oder die mindeste Neigung zum Reisen in sich fühlte, obwohl nichts in der Welt war, was er nicht zum Gegenstande des geselligen Gesprächs gemacht hätte. — Um noch einmal auf unser Thema auch von der entgegengesetzten Seite der hinzudenken: Es gibt Manchen, und mein Bekannter gehörte darunter, die geselllig, gesprächig, selbst streitlustig und rechthaberisch, doch beaumm, ablehnend, fast ohne alle Anschauung und Erfahrung, bloß mit vorgefaßten Bildern und Begriffen sortleben, die, neben einem Krausenstern oder Humboldt stehend, mit ihrem Nachbar alltägliche Albernheiten reden könnten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Lberminier. Die Kunstschule.

Vielleicht wirft die Lehre, die Lberminier so eben von allen Parteien wegen der Unschicklichkeit seines Aufsatzes wie der die Opposition erhalten hat, auf ihn und macht ihn klüger in seinem Benehmen. So wie er angefangen hat, kann das Ministerium keinen Vortheil aus seinem Uebergang ziehen; er wird also noch Klugheit und Behutsamkeit lernen müssen, ehe er ein nützlicher Schriftsteller für die Minister werden kann. — Außer diesem politischen Uebertritt und Racheis formwährendem Triumph auf der Bühne des Théâtre français, welchem bekanntlich auch der ganze Hof feierlich beigewohnt hat, war die Ausstellung der Kunstwerke in der Ecole des beaux Arts und die darauf folgende Preisvertheilung in der Akademie der Künste die Hauptbegebenheit der letzten Zeit. Die Ausstellung war in dem neuen Gebäude der Kunstschule, das nun beinahe ganz vollendet ist. Diese Kunstschule besteht nicht aus einem einzigen großen Gebäude, sondern aus mehreren aneinanderhängenden und bloß nebeneinander gestellten Gebäuden, wozu dann noch ein ebenfalls einzeln stehender Eingang kommt. Vielleicht hat man das Hauptgebäude, in welchem die großen Kunstsammlungen aufgestellt werden sollen, wegen der Feuersgefahr isoliren wollen; aber die Gebäude stehen doch auch nicht so weit von einander, daß, wenn ein Brand in einem Nebengebäude ausbräche, das Hauptgebäude nicht Gefahr liefe, davon ergriffen zu werden. Uebrigens ist dies die erste Anstalt, welche jetzt im Styl der sogenannten Renaissance gebaut wird, und sie verdient deßhalb von vielen Nachahmungen römischer und griechischer Gebäude unterschieden. Man sieht, daß hier ein junger Künstler schalten und walten konnte. Einen imposanten Eindruck macht die Kunstschule eben nicht, und da die Nebengebäude fast versteckt liegen, so kann man das Ganze nicht einmal übersehen; aber im Einzelnen betrachtet, hat die Anstalt doch viel Anziehendes. Vorne auf dem Hofe erhebt sich die vom ehemaligen Schlosse Gaillon übriggelassene Façade, welche ganz isolirt dastedt, und hinter welcher man in einen mit Steinen belegten, ovalen Hof tritt, an dessen beiden Seiten allerlei Bruchstücke von mittelalterlicher Sculptur angebracht sind; man gelangt sofort in das vierectige Hauptgebäude, welches zu den Ausstellungen bestimmt ist, weßhalb zwei große Treppen rechts und links zu den langen Sälen des Hauptstockwerks führen, die um einen viereckigen Hof herumlaufen. In diesen Sälen, deren Decken mit Holzarbeit künstlich belegt sind, erblickt man bis jetzt nur die ausgestellten Werke der Schüler, welche sich um den Preis bewerben, und diejenigen, welche die Zöglinge der französischen Kunstakademie zu Rom einschicken; aber später sollen hier die wichtigen Kunstsammlungen aufgestellt werden, welche die Anstalt besitzt, namentlich die seit vielen Jahren gehobten Gemälde der Schüler, die Abgüsse nach alten Bildwerken, eine Münzsammlung, eine Sammlung alter Siegel u. s. w. Mit den diesmal ausgestellten Arbeiten der Schüler war man schlecht zufrieden, und auch von den Arbeiten der zu Rom befindlichen jungen Künstler lobt man nur Ein Stück, nämlich ein Gemälde von Flandin, obschon man in Rom selbst, wie es scheint, weit nachsichtiger war. Auch verfehlten einige Kunstkritiker in den Tagesblättern nicht, diesmal wieder den Nutzen der Kunstakademien in Zweifel zu ziehen; sie sollen nur dazu dienen, den thörnen Aufschwung genialer junger Künstler zu hemmen und ihnen den Wahn beizubringen, mit einer gewissen regelrechten Nachahmung ihrer Meister, die natürlich meistens Akademiker sind, sey Alles getban. Es geht mit der Kunst wie mit der Literatur: ein Dichter kann ganz regelrecht dichten und alle Fehler vermeiden, und doch ein armer Dichter seyn und bleiben. Freilich sorgt eine Akademie etwas zu ängstlich für die Beibehaltung und Beobachtung hergebrachter Regeln und fürchtet sich zu sehr vor jedem Abweg, ohne zu bedenken, daß ein genialer Künstler sich vom gebahnten Wege abwenden muß, wenn er eine neue Lanfbahn betreten will. Andernseits haben jedoch die Versuche angehender Künstler in den letzten Jahren gezeigt, daß der Künstler sich auf den Abwegen oft gänzlich verirrt. Die Akademien werden also wohl noch lange bestehen und die Kunstschüler leiten. Ein Raphael bedarf ihrer nicht; aber diejenigen, die keine Raphaele sind, können manchmal guten Rath von ihnen vernehmen. Daß die Akademien nicht immer gerecht urtheilen und die Arbeiten der Schüler zuweilen unrecht schätzen, ist eine alte und nicht ungegründete Klage in Paris; aber glücklicherweise hat die öffentliche Meinung das Recht, sich frei zu äußern. Dieses Rechtes bedient sie sich auch jedesmal, und zuweilen wird das Urtheil der Akademie vom Publikum umgestoßen und verbessert. Dies lassen sich die Akademiker mit einem bewundernswürdigen Gleichmuthe gefallen. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 22. November 1838.

Wenn der Falk in der Luft schweift,
Ist der Lerche so weh!

Walter Scott.

Das Fest der Haifische.

(Fortsetzung.)

Der Mohr schwieg, athemlos, geifernden Schaum auf den Lippen, und vor Erschöpfung sank er auf die Bohlen nieder. Die Schwarzen hatten die Fäuste geballt und sprühten Blitze aus den funkelnden Augen, so daß die Weißen unwillkührlich ihre Waffen fester faßten, obschon denen von ihnen, welche die Worte verstanden, die gewaltige Aufregung ein Räthsel blieb; denn keiner ahnete, daß nicht der Inhalt des Liedes, sondern der Ton aus der verlornen Heimath es war, der die armen Kinder Afrikas so mächtig ergriff. Doch schon der nächste Augenblick gab den erregten Gefühlen eine neue, veränderte Richtung: die rauhen Töne des Banjah erklangen in eines Negerweibes Händen, welche an den vier Saiten zerrten, denen ein ausgehöhlter großer, mit einem Schalfell überzogener Kurbis als Resonanzboden diente. Cicero erhob sich und schlug mit Stab und Pritsche lustig wieder auf die leere Tonne zu; ein anderer begleitete die Lautenschlägerin auf einer eisernen Pfanne, auf die er mit einem Knochen lostrommelte. Ihrer etliche, Männer und Weiber, schnellten aus ihrer nachlässigen Stellung elastisch in die Höhe, um einen wilden Tanz voll abenteuerlicher Verrenkungen auszuführen, während andere johlten, schrieen und sangen.

Es war ein Lärm, um Todte zu erwecken und Lebendige zu tödten, und der Wächter im Mastkorb hatte gut rufen, denn Niemand wollte hören, bis er endlich mit aller Kraft seiner Lungen den Feuerruf durch das Sprachrohr stieß; da schlug Hanjens der Negerin den Banjah aus den Händen, donnerte Sängern, Tänzern und Musikanten das Gebot des Schweigens zu und fragte hinauf: „Wo Feuer?“ — „Nichts Feuer!“ lautete die Antwort; „zwei Segel vor dem Wind. Ihr müßt sie dort unten vom Steuerbord * schon sehen können.“ — Der Patron gewahrte alsbald, mit geübtem Auge südöstlich scharf hinausspähend, zwei silbergraue Flecke auf den Wogen, nicht viel größer als schwimmende Wasservögel, während auf sein Gebot Jan das Fernrohr richtete und die Neger in ihre Kenben zurückgetrieben wurden. „Das sind dieselben Segel,“ sagte Hanjens, „die wir gestern in der Abenddämmerung aus dem Gesichte verloren. Werden Spanier seyn, die nach Providence segeln.“ — „Sehen mir just aus wie Spanier,“ höhnte der Steuermann, da der Patron hinter dem Glase sein Antlitz bedenklich in die Länge zog, dann sich aufrichtete und mit rauhen Worten befahl, mehr Segel beizusetzen.

* Die rechte Seite des Schiffes.

Digitized by Google

worauf alsbald die Tücher von allen Raaen rollten und die Sirene, von oben bis unten wie in Schleier gehüllt, windabwärts vorgelehnt, daß die Stengen ächzend sich bogen, mit der Schnelligkeit der Schwalbe dahinflog. Dennoch aber wuchsen von Viertelstunde zu Viertelstunde, sogar dem unbewaffneten Auge ersichtlich, die verfolgenden Segel, welche dabei auch weiter und weiter sich von einander trennten, so daß das eine, kleinere geradezu auf das Sklavenschiff zuhielt, während das größere zur Rechten blieb, als gedenke es der flüchtigen Brigantine den Wind abzugewinnen. „Erkennt Ihr die spanische Flagge, Monther?“ fragte Jan, da er den Patron die Farbe wechseln sah; der aber gab einen kernfesten Seemannsfluch zur Antwort, denn er gewahrte nur allzuwohl, wer ihn verfolge, und fühlte die drohende Nähe des rothen Fadens, mit dem die Riesenspinne Albion über alle Meere das gewaltige Netz spannt.

Die Verfolger waren Kriegsschiffe, das bezeugten zuerst die Höhe des Takelwerks im Verhältniß zum Rumpf, die Breite der Segel, dann die deutlich hervortretenden zahlreichen Stückpforten, und zuletzt Britanniens königliche Flagge an der Spitze des weißen Hauptmastes unter der goldig glänzenden Kugel; und da nun das nächste der verfolgenden Fahrzeuge so nahe war, daß Hanzens durch sein Fernrohr ganz deutlich die weißgestrichenen Stengen und das schwarzgetheerte Tauwerk unterscheiden konnte, ward auf dem Besanmast der englischen Brigg ein Signal aufgehißt. „Sie begehren Red und Antwort von uns,“ sagte der Patron; „aber wir werden unsere Zeit nicht mit Antworten verlieren.“ — „Ja wohl,“ versetzte Jan, „es wird am besten seyn, wir suchen ihnen auszuweichen.“ — „Sie segeln besser als wir,“ fuhr Hanzens fort und versank in tiefes Nachdenken.

Unterdessen ging von dem Hauptmars der Brigg eine Rauchwolke auf, die sich bald wieder verzog, und als der Knall des Signalschusses bis zu der Sirene gelangte, hatte der Patron derselben schon seinen Entschluß gefaßt. „Höre einmal, Alter,“ sprach er zum Steuermann, „auf diese Weise ist es unmöglich, zu entkommen; denn ehe noch sechs Stunden vergehen, wurden wir in der Klemme zwischen zwei Feuern stecken. Ich will daher lieber ein schweres Opfer bringen, was immer besser ist, als Alles mitsammen zu verlieren, und neben dem Gut am Ende auch noch das Leben einzubüßen.“ — „Wollt Ihr etwa die Fracht den Haifischen vorwerfen, Monther?“ — „Nicht doch, Jantche. Wir wollen auf die Lucayen (die Bahamischen Inseln) zuhalten; dorthin folgen sie uns nicht. Wenn wir nicht auf den Strand laufen und nicht scheitern, sind wir gerettet; der Lotse und der Spanier werden uns zwar viel kosten, aber doch nicht alles, und es ist immer einträglicher, ich verkaufe zu Providence mein Ebenholz unter dem Preis, als daß der Goddam mir's abjagt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Französinnen in der Conciergerie im Jahr 1793.

(Beschluß.)

Ich bin überzeugt, auf keinem Pariser Spaziergang waren damals so elegant gekleidete Frauenzimmer zu treffen, wie um Mittag im Hofe der Conciergerie; er glich einem Blumenbeet, freilich mit einem eisernen Gitter umber. Frankreich ist wohl das einzige Land, wo so sonderbare Contraste sich beobachten lassen, die Französinnen sind die einzigen Weiber in der Welt, welche zwanglos den höchsten Reiz des Lebens und seine süßeste Lust in die wahre Hölle auf Erden mitzubringen vermögen. — Um Mittag erzölte ich mich am Anblick der Weiber; Morgens sprach ich lieber mit ihnen, und Abends am Gitter nahm ich auch wohl Theil an traulicherem Zwiegespräch; in den ruhigen Augenblicken vor Eindruck der Nacht wußte man sich Alles zu Nutze zu machen, die wachsenden Schatten, die Ermüdung der Schließer, die Entfernung der meisten Gefangenen. Und diese Geschöpfe mit der unbegreiflichen Unbefangenheit hatten alle ihr Todesurtheil in der Tasche!

Nicht selten frühstückten wir mit den Weibern. Bänke von Brusthöhe waren zu beiden Seiten des Gitters angebracht, und während auf den Bänken die Speisen verschwanden, welche, dem Speisemeister zum Trotz, der Hunger würzte, flogen Galanterien, feine Anspielungen, Witzworte durch das Gitter hin und her. Alles ward munter besprochen, nichts zu lang ausgesponnen. Man sah das Unglück an wie ein bösartiges Kind, das man nur auslacht, und man lachte recht herzlich über Marats Gottheit, über Robespierres Priesterthum und Fouquiers Richteramt; es war, als riefe man dem ganzen Trosse blutiger Knechte zu: „Tödtet uns, wann ihr wollt! aber machen, daß wir nicht mehr liebenswürdig sind, das könnt ihr nicht!“

Welch ein Genius alle Gemüther mächtig erhob, alle Geister kräftigte, ich weiß es nicht; aber soviel ist gewiß, ich sah nur einen Einzigen, der Kleinmuth verrieth, und dies war du Chatelet. Er ward von den Madelonettes gebracht, völlig betrunken, und man warf ihn auf die Streu. Am andern Morgen war er wieder bei Vernunft, gewann aber dabei wenig genug. Er lief klagend und weinend überall herum und schien ganz außer sich, da kein Mensch mit ihm einstimmen wollte. So kam er auch an's Frauengitter und heulte und wehklagte auch hier. Da sah ihn ein ganz gemeines Mädchen wie eine

Digitized by Google

Rarität an, erkundigte sich, wer er sey, trat vor ihn hin und sprach: „Pfui, wer wird weinen? Ich sage Ihnen, Herr Herzog, wer keinen Namen hat, bekommt hier einen, und wer einen hat, soll ihn zu führen wissen!“ Man erräth, daß die Person, welche diese Lection ertheilte, eine Aristokratin war. Und was für eine! eine, die mit einem Heroismus, dessen alle Virtuosen in den Salons von Coblenz nicht fähig gewesen wären, ihre Rolle zu Ende spielte.

Egle, kaum zwanzig Jahre alt, war im Schoße des Elends und Lasters aufgewachsen und gehörte zu der verworfensten Classe von Weibern; aber die neue Ordnung der Dinge war ihr ein Greuel, und sie machte kein Hehl daraus. Sie gab ihre Ansichten auf offener Straße preis und brach gelegentlich selbst in aufrührerisches Geschrei aus. Die Polizei hatte sie endlich, nebst einer Gespielin, der sie ihr aristokratisches Gift eingeimpft, aufgegriffen und in die Conciergerie gesteckt. Chaumette, weiland Zuchtling, und nun Procurator der Pariser Gemeinde, war damit umgegangen, die beiden elenden Weibsbilder zugleich mit der Königin vor Gericht zu stellen und alle drei auf demselben Karren auf's Schaffot zu schicken. Aber die Comités fanden diesen Spaß doch etwas bedenklich; Marie Antoinette sollte allein den Todesgang gehen, und die arme Egle ward für eine bessere Gelegenheit aufgespart. Drei Monate waren seit dem Tode der Königin verflossen, und Egle und ihre Gespielin wären wohl in Vergessenheit gerathen, wenn erstere auch nur einigermaßen sich bezähmt hätte. Sie hätte sich aber geschämt zu heucheln oder auch nur ihre Gedanken für sich zu behalten, und sie sprach sich mitten in der Conciergerie so lärmend und rücksichtslos aus, daß Fouquier beschloß, der Sache ein Ende zu machen. — Man gab sich nicht die Mühe, eine neue Anklageakte gegen die beiden Mädchen zu erlassen; man holte die alte, bei Gelegenheit von Chaumettes Projekt aufgefischte hervor, wie sie war, und so waren denn Egle und ihre Gespielin buchstäblich und wörtlich angeklagt, mit der Wittwe Capet im Einverständniß gestanden und sich mit ihr gegen die Freiheit und Souveränetät des Volks verschworen zu haben. Ich habe es gelesen und kann es bezeugen.

Egle war stolz auf ihre Anklageakte, aber entrüstet über die Motive. Sie konnte nicht begreifen, wie man so albern lügen mochte, und fieß gegen das Tribunal Anzüglichkeiten aus, die nicht so übel waren, freilich nur in ihrem Munde. Ich unterbrach sie in einer Philippica der Art: „Schon recht, gute Egle; wenn man dich aber mit der Königin zur Guillotine geführt hätte, so wäre kein Unterschied zwischen dir und ihr gewesen, und du wärest als Ihresgleichen erschienen.“ — „Ja,“ erwiderte sie, „aber ich wollte die Schurken schon angeführt haben.“ — „Und wie?“ — „Wie? mitten auf dem Wege hätte ich mich ihr zu Füßen geworfen, und nicht Henker noch Teufel hätten mich wieder aufgebracht.“

Vor dem Tribunal war Egle der royalistischen Aeußerungen, deren man sie anklagte, geständig; als man aber zum Einverständniß mit der Königin kam, rief sie achselzuckend: „Ei ja, das ist mir etwas! und gesteht seyd ihr, das muß man sagen! Ich im Einverständniß mit der Wittwe Capet, wie ihr sie nennt, mit ihr, die eure Königin war, ihr mögt Gesichter schneiden, wie ihr wollt! ich armes Mädchen, für das ein Kuchenjunge von ihr zu gut gewesen wäre! Das sieht Schurken und Dummköpfen, wie ihr seyd, ähnlich!“ — Trotz dieser Expectoration fand Egle das Tribunal mild gestimmt. Ein Geschworner meinte, die Angeklagte werde wohl betrunken gewesen seyn, als sie die Aeußerungen gethan, wegen deren sie vor Gericht stand, sey sie doch auch jetzt nicht ganz bei sich; einige andere Geschworne waren derselben Ansicht. Egle wies die Fürsprecher und ihre Motive gleich kräftig von sich: sie wisse nicht, ob Jemand in der ehrenwerthen Gesellschaft betrunken sey, sie sey es keinesfalls, und um zu beweisen, daß sie die in der Anklageakte niedergelegten Aeußerungen absichtlich und mit kaltem Blut gethan, fing sie an, dieselben buchstäblich zu wiederholen, und man mußte ernstliche Maßregeln ergreifen, um sie zum Schweigen zu bringen. Man zwang sie zum Sitzen, und das Tribunal nahm ihre Gespielin vor. Diese fand gleiche Nachsicht bei den Geschwornen, und nicht so fast, wie Egle, ließ sie sich das Patent der Trunkenheit, das sie vom Tode retten sollte, gefallen. Da konnte Egle, entrüstet, nicht schweigen; sie rief ihr zu, ihre Schwäche sey ein Verbrechen, sie entehre sich; sie forderte sie zum Muth und zum Bekenntniß der Wahrheit auf. Die Andere, die sich vor Egle noch weit mehr, als vor den Richtern selbst fürchtete, schwor ihre falsche Aussage ab und bekannte, daß auch sie nüchtern das Verbrechen begangen. Das Gericht machte einen billigen Unterschied: Egle schickte es als eine unverbesserliche Aristokratin auf's Blutgerüst, die Andere sperrte es nur auf zwanzig Jahre in die Salpetrière ein. Als man ihnen das Urtheil vorlas, hörte Egle lächelnd die Sätze an, nach welchen sie des Verbrechens der Contrerevolution für schuldig erkannt und zum Tod verurtheilt wurde; als aber der Artikel von der Guteconfiskation kam, rief sie dem Präsidenten zu: „Ha, Spitzbube, du kommst du mir recht! Wohl bekomm's dir! Ich versichere dich, du wirst die den Magen nicht damit verderben!“ — Beim Weggehen vom Gericht bedauerte Egle laut ihre Gespielin wegen ihres Benehmens, und war mit ihrem eigenen höchlich zufrieden. Es war ihr vor nichts bange als vor ihrem Empfang beim Teufel. Der Engel jenes Gefängnisses, der gute Emery, beruhigte sie deßhalb, und sie sprang vogelleicht auf den Karren.

Digitized by Google

Wissenschaftliche Notizen.

Tiefe des todten Meers unter dem Mittelmeer. — Lest in neuerer Zeit war man darauf aufmerksam geworden, das verschiedene Striche der Erdoberfläche bedeutend tiefer liegen, als der Spiegel des Meers. Humboldt hatte dies auf seiner letzten Reise für die Länder am caspischen Meer dargethan; jetzt liegen ähnliche Beweise für manche Gegenden Palästina's vor, woraus namentlich hervorgeht, das der Jordan sich nie in's rothe Meer ergießen konnte, das heißt seit den historischen Zeiten. Im vorigen Jahre haben Engländer und Franzosen thermometrische und barometrische Beobachtungen am Ufer des todten Meers angestellt; nach den einen lâge dasselbe über 1200 Fuß, nach andern gar 2400 Fuß unter dem Niveau des Mittelmeers. Diese Einsenkung des Landes erstreckt sich weit über Palästina; so läge Jericho nach dem Franzosen Bertron 1800 F. unter der See. Auch Schubert's Beobachtungen bestätigen das Faktum im Allgemeinen, nur fand er die Unterschiede nicht so bedeutend, so z. B. für Jericho nur etwas über 1000 F. und für das todte Meer nur 580 F. Nach demselben läge der See Tiberias 520 F. unter dem Mittelmeer. — Als weiterer Beweis für die Einsenkung dieses Strichs von Arabien wird noch bemerklich gemacht, daß namentlich im Thal des Jordans die Temperatur höher ist, als man nach der Breite erwarten sollte. Schon während des französischen Feldzugs in Egypten war es den Gelehrten nicht entgangen, daß manche Seen in der Nähe des rothen und des Mittelmeers etwas unter dem Spiegel beider Meere liegen müssen, indessen weit nicht so tief, als das todte Meer und der See Tiberias.

Abstand der Fixsterne von der Erde. — Bekanntlich war es bisher der Astronomie nicht möglich, die Entfernung der Erde von irgend einem Fixsterne genau zu bestimmen; der ganze Durchmesser der Erdbahn, der bei über 40 Millionen Meilen beträgt, schrieb keine mit den ältern Instrumenten meßbare Parallaxe. Man konnte immer nur die Gewißheit anstreben, innerhalb welcher sich die Fixsterne nicht befinden konnten. Der Königsberger Astronom Bessel hat nun mittelst der neuesten Hülfsmittel eine genauere Bestimmung versucht. Bei den bisherigen Bemühungen, eine Parallaxe der Fixsterne zu finden, glaubte man immer, sich an die glänzendsten Sterne halten zu müssen, in der Voraussetzung, daß der stärkere Glanz eine geringere Entfernung von der Erde andeute; seit man aber auf die selbstständigen Bewegungen der Fixsterne aufmerksam geworden ist, muß man annehmen, diejenigen, bei welchen die Veränderung in einer gegebenen Zeit am bedeutendsten ist, stehen uns am nächsten, und sie werden daher die merklichste Parallaxe ergeben. — Der Stern 61 im Sternbild des Schwans hat nun am ganzen Firmament die schnellste eigene Bewegung, und ihn hat daher Bessel zu seinen Beobachtungen mit dem großen Fraunhoferschen Heliometer gewählt. Der scheinbare Betrag wurde nach der Veränderung der Stellung des Sterns zu zwei benachbarten, die man als fix annahm, bestimmt und nach ziemlich übereinstimmenden Reihen von Beobachtungen ungefähr gleich drei Zehntheilen einer Sekunde (0,314) gefunden. Dies ergäbe eine Entfernung des Sterns, 657,000mal größer, als der Halbmesser der Erdbahn, der über 20 Millionen Meilen groß ist. Da nun das Licht in der Sekunde 40,000 Meilen zurücklegt, so braucht das Licht des Sterns, um zu uns zu gelangen, über zehn Jahre. — Der Stern 61 des Schwans ist ein Doppelstern. Bessel hat nun zugleich die Massen dieser Sterne berechnet und dieselben etwas geringer, als die unserer Sonne gefunden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

Die dänischen Zölle. Lübeck.

Das, was die Gemüther für den Augenblick am meisten hier beschäftigt, ist der neue, von Dänemark errichtete Transitzoll zwischen hier und Lübeck, und erschrecken, wie einst die Schweizer ihr Zwing-Uri, sehen wir die neuen Zollgebäude hart an der Grenze aus der Erde sich erheben. Durch diesen Zoll soll auf der bis zu diesem Augenblick durchaus freien Straße von jedem Centner Waare eine Abgabe von zehn Schillingen (sechs Groschen preuß.) erhoben werden, und man schlägt die Einnahme für Dänemark auf viele Millionen an, die natürlich die hiesige und Lübeckische Bevölkerung allein tragen müssen. Da nun Hannover auf dem linken Elbufer eine ähnliche, durchaus unverdringliche Zollinie gezogen hat und Dänemark mit uns von der andern Seite gegen Lübeck und den ganzen Norden absperrt, leben wir und gleichsam wie in einem Netze gefangen, und die nächste Zeit dürfte rohe Tage bringen, wenn es den vereinten Bemühungen der beiden betheiligten Städte nicht noch gelingen sollte, den Sturm zu beschwören, der sich gegen ihre Wohlfahrt erhoben hat. Eine Deputation der beiderseitigen Senate, welche um Abhülfe nach Kopenhagen gesandt wurde, soll indeß nichts ausgerichtet haben und die Sache jetzt, wie man sagt, an den Bundestag gehen, da es die Aufrechthaltung alter Privilegien und Rechte gilt, die sich mit Fug auf heilige Verträge stützen dürfen. Wenn nun gleich für Hamburg diese neu angelegte Zollinie eine große Calamität ist, so bedroht sie doch das arme Lübeck noch mit einem noch größern Verderben, indem sie ihm auch noch den letzten ihm übrig gebliebenen Handel, den mit dem Norden, rauben oder doch verschmälern wird; denn die transatlantischen Geschäfte reduciren sich dort jetzt fast auf Null, da England diese größtentheils gänzlich an sich gerissen, und die Amerikaner jetzt selbst ihre Waaren entweder nach England oder nach Hamburg führen und sie eigne Niederlagen verfassen lassen. Es wäre in der That sehr zu bedauern, wenn die einst so blühende und mächtige Hansestadt, die seit der französischen Occupation ohnedies schon so bedeutend verloren, daß sie nur noch 24,000 Einwohner zählt, jetzt gänzlich zu Grunde gehen sollte, und das wird sie, wenn der neue Zoll wirklich in's Leben treten und Bestand gewinnen sollte. Wenn gleich Hamburg als die bedeutendste Stadt des nördlichen Deutschlands betrachtet werden muß, so ist doch Lübeck unbezweifelt selbst jetzt noch die interessantere, da sie treu die Ueberreste ihrer reichsstädtischen Pracht und Herrlichkeit vor allen andern bewahrt hat. Keine der freien Städte, die ich als solche und erst neuerdings wieder besucht habe, hat ein so echt reichsstädtisches Ansehen, ja selbst Leben bewahrt, als Lübeck. Der Lübecker besitzt einen gewissen Stolz, der ihm überaus gut steht, auf die Kunst- und Alterthumsschätze seiner Vaterstadt, und jeder sie kennen ihm besonders gut, und gewährt Freude, Lübeck gewährt in seiner gegenwärtigen Gestalt dem deutschen Reisenden den Anblick eines hohen, herrlich und stolz sich erhebenden alten Hauses, an dem noch die reichen Wappenschilder, die köstlich verzierten Wasserröre, die Statuen und sonstigen plastischen Gebilde in ungekränzter Schönheit prangen, in dessen innern Räumen aber das rege Leben, der Reichthum fehlt, der einst die stattlichen Hallen mit jubelnden Gästen und der Fröhlichkeit glänzender Festmahle erfüllte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 23. November 1838.

— Verreitet euch in Eil,
Schon stehn die Franken statlich in den Reihen,
Und werden schleunig ihren Angriff thun. —
— Ist unser Muth bereit, so ist es Alles.

Shakespeare.
Heinrich V.

Der Oktober in Genf.

Auf dem Gottesacker von Plain-Palais, dem plana palus der Römer, liegt seit zweihundert vier-und-siebenzig Jahren ein Mann, dessen Grab Niemand kennt, so viel auch darüber nachgeforscht worden ist; immer vergebens, denn seinem letzten Willen nach sollte kein Stein und kein Mahl sein Grab bezeichnen. Der Mann ist Calvin, der Gründer von Genfs neuerer Nationalität und geistiger Mannhaftigkeit auf engem, kleinem Raume. Die Nacht vom 25sten auf den 26sten September war trüb und finster. Dichte Wolken zogen in plumpen, wunderlichen Gestalten stumm grüßend an einander vorüber, und nur manchmal drang der scharfe, silberne Mondkahn mühsam segelnd durch sie, verschwand aber gleich darauf wieder hinter einer andern dunkeln Wolke. Auf St. Peter in Genf hatte es eben eilf geschlagen, da will Jemand in der Umgegend jenes Gottesackers eine weiße, lange, hagere Gestalt auf einem Grabe nahe an der nördlichen Mauer gesehen haben. Sie stand ruhig und wie sinnend da, erhob aber dann einen Arm und deutete nach Genf hinüber. In dem Augenblicke wetterleuchtete es jenseits des Jura, und die Gestalt verschwand. Sie ist auch hernach nicht mehr gesehen worden. — Der Mann, welcher Calvin sah, ist kein Genfer, sondern ein Landsmann von Servet, ein Spanier. Er hütete sich wohl, den aufgeklärten Leuten in der Stadt davon zu sprechen, denn da wäre er nur ausgelacht und ein Narr genannt worden. Bloß einigen Vertrauten theilte er sein Gesicht mit, und zu diesen gehörte auch ich. Was will doch Calvin jetzt in der kalten, entfremdeten, egoistischen, aus einandergehenden Zeit? so fragten wir uns.

In einigen Tagen wurde es uns klar. Da traf sichere Nachricht ein, daß ein französisches Armeecorps sich der Schweizergrenze nähere und zumal gegen Genf rücke. Der General Aymar in Lyon hatte sogar am 25sten September an die zum Marsch bestimmten Truppen einen Tagsbefehl erlassen, der drohend klang und worin selbst von Ahndung schweizerischer turbulence und Deklamationen die Rede war. So sehr es nun mit beiden manchmal seine Richtigkeit gehabt hat, so wenig kommt es einem französischen General zu, sich zum Richter und Strafherrn darüber aufzuwerfen und im Napoleonschen Bulletinstyl ein freies Nachbarvolk und Land zu bedrohen. Aber gerade diese Anmaßung hatte die entschiedensten und merkwürdigsten Folgen, zumal Aymars blutiges Auftreten bei der letzten Lyoner Insurrektion in Genf wohl bekannt war.

In Folge von Briefen aus Paris war schon seit mehreren Tagen die Rede von dem wahrscheinlichen Anrücken einer französischen Armee gegen die Schweizer Grenze

Digitized by Google

und gegen Genf gewesen, und man hatte die Frage ventilirt, ob wirklich ein Angriff Frankreichs politisch wahrscheinlich, und wenn er stattfinde, was dabei zu thun sey? Darüber aber hatte man nicht zur Entscheidung kommen können. Man war verschiedener Ansicht nach politischer Meinung und Färbung, nach augenblicklichem Impuls, persönlichen Verhältnissen, nach Hab und Gut. Kaum aber war der Aymar'sche Tagebefehl hier bekannt, so verschwand alle Meinungsverschiedenheit, und von oben bis unten war nur Eine laut ausgesprochene Meinung: männliche Vertheidigung gegen den übermüthigen und anmaßenden Nachbar.

Am 28sten September erschien folgende Bekanntmachung der Regierung: „Die Syndiken und der Staatsrath denachrichtigen ihre Mitburger, daß nach zuverlässigen Nachrichten eine Division französischer Truppen den Befehl erhalten hat, sich gegen die Westgrenze der Schweiz in Marsch zu setzen. Zwar wird diese Truppenbewegung so dargestellt, als sey sie kein Anfang von Feindseligkeiten; dessen ungeachtet aber hält es der Staatsrath für seine Pflicht, ungesäumt die Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, welche diesen Umständen angemessen sind. Indem er dabei auf den Patriotismus der Miliz und der Bürger rechnet, fordert (invite) er sie auf, mit Ruhe und Festigkeit zu den Maßregeln mitzuwirken, deren geregelte und genaue Ausführung allein günstige Folgen haben kann. So darf der Kanton Genf das wichtige Interesse des Vaterlands keineswegs in Gefahr setzen, sondern muß es, vertrauend auf göttlichen Schutz, aufrecht erhalten und die Entscheidung des Bundes abwarten."

Diese edle, gehaltene Sprache, in der im Moment der Gefahr eine republikanische Regierung nicht mit Befehl, sondern nur ermunternd zu ihren Mitburgern redet, diese Sprache konnte auf Menschen ihren Zweck nicht verfehlen, die dergleichen verstehen und nicht als Schwäche auslegen, sondern als Worte würdigen Selbstgefühls und Vertrauens auf ein kleines gebildetes Volk, das in Gottes Hand steht. Solch eine Stellung, solche Worte der Regierung zu den Ihrigen, beide auf höhere Gnade hoffend, hatte Calvin wohl andeuten wollen, als er nach dem Genfer Stadthaus hinüber zeigte.

Von nun an hörte in Beziehung auf die bedrängte Heimath alle Scheidung in Stände und Classen auf, alle Spaltung nach politischer Ansicht und Färbung, nach oben und unten, nach Reich und Arm, nach Vornehm und Gering. Alle hatten jetzt nur Einen Willen — Bewaffnung, Vertheidigung, Abwehr, auf daß man mit Ehre stehe oder falle. Nur solcher Einigung und Zusammenwirkung konnte es gelingen, in wenig Tagen so vieles zu thun, was nöthig war, wenn Genf nicht — wie es Frankreich nach guten Nachweisungen im Sinn hatte — durch einen Coup de main nach der Ancona'schen Art genommen werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Fest der Haifische.

(Fortsetzung.)

Ohne des Steuermanns Antwort abzuwarten, ertheilte Hanzens seine neuen Befehle, und die Sirene gewann in den ersten Stunden schon bedeutende Vortheile, da der Engländee sich zu bedenken schien, dem klippenreichen Gebiet sich zu nähern, auf das die Brigantine zusteuerte, so daß er ein Segel nach dem andern einreffte und nur mit der größten Vorsicht seinen Weg fortsetzte, während Hanzens, um einer Gefahr zu entrinnen, der andern sich mit dem Muthe der Verzweiflung tollkühn und blindlings in die Arme warf.

Der Sklavenhändler wähnte sich gerettet. Aber Luft und Wogen sind falsch und launenhaft, wie Weiber. Urplötzlich flatteeten von Süden schwarzblaue Wetterwolken einher, vereinigten sich zu einer dunkeln Masse, und da der Schiffer eben verwundeet emporschauen wollte, um zu erspähen, welch dichter Schleier die Sonne verfinstere, saß der tückische Wirbelwind auch bereits in allen seinen Segeln, stürmte der Platzregen in mächtigem Guß hernieder, zuckten Blitze blau und schwefelgelb durch die Finsterniß und rollte der Donner in starkem Widerhall am Gewölbe des Himmels dahin. Vergebens mühten sich die Matrosen, die Segel einzuziehen; hochgeldäht rissen sie, des Steuerruders spottend, die Brigantine dahin, wie des Sturmes Laune gebot, oder peitschten zerfetzt und flatterud die Luft.

Die Sirene sah übel aus, da nach einer halben Stunde das Unwetter nachließ und die Sonne am klaren Himmel wieder so freundlich lächelte, als wäre nichts vorgefallen. Aber der Wind blies noch stark und setzte in jeglicher Minute um, während unten die See schäumte und wogte und zornig ihren Geifer an Bord sprühte. Flinke Hände reften nun die Segel ein, und Hanzens blickte umher, um zu erforschen, wohin der Sturm das überraschte Schiff wohl verschlagen habe. „Wir sind im Gulfstrom," sagte Jan zu dem nachsinnenden Patron; der aber schüttelte den Kopf und sträubte sich, zu glauben, was ihm so wenig willkommen war; aber er erkannte nur allzudeutlich die tiefblaue Färbung, welche den gewaltigen Meeresstrom von dem grünen Gewässer an den

Digitized by Google

Küsten unterscheidet, und fühlte an der Bewegung des Schiffs die ihm sehr wohl bekannte Wirkung der Wellen, die, aus dem mexikanischen Meerbusen hervorbrechend, eingezwängt zwischen den östlichen Ufern von Florida und den Felsen der bahamischen Eilande, die mächtige Strömung bewirken, welche bis an der Hebriden rauhe Gestade die antillische Bohne spült.

Der Wind begann nun stät aus Südwest zu wehen und das Segel der Kriegsbrigg tauchte wieder am Gesichtskreis auf. Die Brigantine setzte sich in Bewegung, um den Golfstrom schräg zu durchschneiden; doch Wind und Wellen ließen es nicht zu, während sie mit vereinten Kräften dem Verfolger sich gesellten, der in gerader Richtung näher und näher rückte, und zwar mit unversehrtem Takelwerk, das der Gewittersturm nicht überrascht hatte, wie jenes der nur auf Flucht und Rettung bedachten Sirene. „Nun denn," rief Hanzens, „so laßt uns immerhin geradeaus segeln, und mußten wir bis Newfoundland fahren!"

Und noch einmal entfaltete zu eiliger Flucht die Brigantine ihre grauen Schwingen, so viel ihrer das Ungewitter ganz gelassen, und hielt so ziemlich gleichen Lauf mit dem Engländer; je rascher aber sie dahin jegelte, desto näher rückte sie einem fernen, hellen Punkte, der immer größer ward, sich zu Segeln, Masten und Tauwerk entwickelte, und endlich als Dreidecker mit geöffneten Stückpforten und umwickelten Raaen drohend im Wege lag. Hanzens sprach leise und angelegentlich mit dem Steuermann, der ihm ernsthaft zuhörte. „Wir werden wie Männer sterben," sagte Jan gelassen und schüttelte dem Patron die Hand, der darauf an sein Geschäft ging, überzeugt, daß im äußersten Fall alles geschehen werde, wie er es angeordnet.

Der Dreidecker zog ein Signal auf; die Sirene ließ zur Antwort die schwarze Flagge wehen, worauf alsbald am Bugspriet des Engländers das Stagsegel * niedersank, und das Kriegsschiff sich langsam und majestätisch auf seinem Kiel drehte, bis es dem nahenden Ebenholzhändler geradeaus in seiner ganzen Länge die linke Seite (Backbord) zukehrte. In dreifacher Reihe gingen Blitz und Rauch auf, an die Planken und durch das Takelwerk der Sirene schlug und sauste ein furchtbarer Eisenhagel, daß Splitter und Fetzen davon stoben, während der vereinte Knall von mehr denn dreißig Geschützen als Donnerschlag das Gehör der Männer traf, die, den gewissen Tod vor sich, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen gedachten.

„O die Haifische!" seufzte Hanzens, auf die Ungethüme niederblickend, die selbst im Sturm die Fährte ihrer Beute nicht verloren hatten; dann schrie er den Seinen ein verzweifeltes „Vorwärts!" zu, während der Dreidecker wiederum sich zu wenden versuchte, was er nicht so schnell bewirken konnte, daß nicht vorher, pfeilschnell von der starken Strömung getrieben, die Sirene, anprallend, sich an seinen Schnabel festgehakt hätte. Und nun erhob sich der Kampf der Verzweiflung gegen die Uebermacht: wie ein Rasender vordringend, stieg Hanzens, ehe noch die herbeieilenden Engländer es hindern konnten, empor, auf die Galion unter dem Bugspriet, gefolgt von den Stärksten und Kühnsten der Seinen, und ein furchtbares Handgemenge begann, um gleich darauf in sich selber zu ersticken; denn Mann an Mann auf engem Raum zusammengedrängt, verloren die Vorkämpfer beider Parteien den freien Gebrauch ihrer Hände und Waffen, und bildeten wider Willen eine undurchdringliche Mauer, in der selbst die wenigen Opfer, welche der Dolch oder die würgende Faust noch dahinraffte, aufrecht stehen blieben und so die Bahn versperrten.

Unterdessen nahte die Brigg mit vollen Segeln, und der Steuermann der Sirene verließ das Verdeck. In wenigen Augenblicken darauf that es einen schweren Fall in's Wasser, wieder einer, und fort und fort — ein gellender Schrei ertönte, wieder einer, und fort und fort, und mit Entsetzen sahen die Engländer, wie eine Schaar armer Neger sich gegen die Gewalt der Wogen sträubte und darüber den gefräßigen Wölfen des Meers, den Haifischen, zum Raube ward. Dort sperrte sich ein gewaltiger Rachen auf, um ein junges Weib auf einmal zu verschlingen, hier schnappte ein sägenförmiges Gebiß ein Bein, einen Arm weg. Die Fregatte setzte Boote aus, um wo möglich einige der Opfer noch zu retten, während ein plötzlicher Windstoß die Brigantine losriß und das meisterlose Fahrzeug eine gute Strecke von dannen trieb, ohne daß die Kämpfer auf der Galion dessen Acht hatten.

Doch mit einemmal übertönte das Wuthgeschrei der Streitenden, den Commandorus und die Signalpfeife der Fregatte und der Brigg, das Gekreisch und Hulfenjen der Schwimmenden ein gewaltiger Schlag; ein hochaufleuchtender Blitz blendete die Blicke, eine Rauchwolke wirbelte empor, ein Regen von Trümmern und Leichen schlug auf die Wogen — die Sirene hatte ihr letztes Lied gesungen, und nur die Haifische ließen dadurch in ihrem Vergnügen sich nicht stören.

Seinen eigentlichen Zweck, die beiden feindlichen Schiffe in den Untergang der Brigantine zu verwickeln, hatte Jan verfehlt, ohne es zu wissen, da er im untern Raume den Windstoß nicht wahrgenommen, der die Enterhacken losgerissen. Auch die Engländer verloren

* Das Segel am auervorstehenden Mast des Vordertheils, das bei Wendungen das Steuerruder unterstützt.

Digitized by Google

ihre Mühe, die Neger zu retten, denn das wilde Element zwang Schaluppe und Boote, sich wieder den großen Fahrzeugen zu nähern, und selbst Hanjens mit seinen übrigen Genossen entging nicht den Gästen des furchtbaren Schmauses, die so lange der Fregatte folgten, bis bei Einbruch der Nacht die Leichen der Gehenkten von den Raaen genommen und in's Meer geworfen wurden, womit das Fest der Haifische endete.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Die dänischen Zölle. Lübeck.

Die Bewohner Lübecks, von jeher durch ihre Biederkeit und Mannhaftigkeit berühmt, haben sich diesen ehrenwerthen Charakter auch jetzt noch zu erhalten gewußt. Es herrscht eine gemeinsame Ordnung und Ruhe unter ihnen, die wahrhaft wohlthuend ist, besonders wenn man dem bunten Treiben der Weltstadt Hamburg, das oft so lästig wird, eben entschlüpft ist, und sich darnach sehnt, wieder einmal frei aufathmen zu können. Für die Verschönerung der Stadt ist in neuern Zeiten sehr viel gethan worden; die Gassen sind sehr gut gepflastert, die Reinlichkeit und Ordnung in denselben ist wahrhaft erfreulich und musterhaft; die durch das Lübeckische Gebiet führenden Chausseen sind vortrefflich, und die vielen neuen Anlagen um die Stadt zeugen auf die erfreulichste Weise dafür, daß ihre Bewohner noch nichts von dem Sehnsuchtssinn eingebüßt haben, der sie sonst so sehr auszeichnete und sie, ganz im Gegensatze zu der Schwesterstadt Hamburg, so viele Kunstschätze anhäufen ließ. Noch erfreulicher als dieses Alles ist der Umstand, daß Verbrechen dort sehr selten vorkommen und der Volkscharakter fast durchweg ehrenwerth genannt werden muß. Die Polizei hat hier wenig zu thun, und Vergehungen gegen die Sitten und die öffentliche Ruhe kommen im Verhältnisse weit weniger vor, als in andern großen Städten. Dies Alles wird nun anders werden: die steigende Noth, das Darniederliegen des Handels werden eine Menge verderblicher, bisher schlummernder Leidenschaften aufregen und die Aussicht auf reichen Gewinn eine Menge von Zollschwärzern hervorrufen, deren unmoralisches Handwerk erst verderbend auf den eigenen, dann aber, als nächste liche Folge, auf den Volkscharakter zurückwirken wird. Aber nicht allein die Moral der Bevölkerung der beiden zunächst betheiligten Städte, sondern auch die der Holsteiner wird durch die neue Einrichtung leiden. Bisher galten diese für durchaus ehrenfeste, brave Leute; man war sicher, im Hansel und Wandel von ihnen nicht übervortheilt zu werden; sie bebauten ihren eben so reichen, als schönen Boden in Frieden; sie waren bescheiden und genügsam in ihren Anforderungen an das Leben; sie gaben Gott, was Gott, dem König, was dem König gehörte; sie waren überall gerne gesehen und geachtet, und ihr schlichter Sinn verfiel weder auf List, noch auf Betrug, schon weil sie beider zu einer genügenden Existenz nicht bedurften, da nichts sich ihrem freien Verkehr mit den beiden Städten hindernd in den Weg stellte, denen sie ihre Produkte zuführten und aus denen sie dafür das benöthigte Geld zogen. Schon nach wenigen Jahren des Bestehens dieser unglücklichen Zölle wird Alles sich zum bösen Andern gewendet haben, und der Keim moralischer Verderbniß auch unter diesen, bisher moralisch so gesunden Menschen zur giftigen Pflanze emporgewuchert seyn. Dies ist die Seite des neuen Uebels, die den Menschenfreund am meisten des trüben muß. Diese von der dänischen Regierung beliebten Zölle würden noch einigermaßen zu rechtfertigen seyn, wenn Holstein ein Fabriland wäre oder je werden könnte; es ist aber ein rein ackerbauendes und wird nie, darf nie ein anderes werden. Der Boden ist außerordentlich reich und ergiebig, das Clima mild, die Lage zwischen zweien Meeren die günstigste zum Absatze der dem Boden entrungenen Produkte; an den Küsten reicher Fischfang, in den schönen Wäldern ergiebige Jagd; wie könnten Leute, für die die Natur, der Boden, die Lage auf solche Weise gesorgt hat, wohl auf den Einfall kommen, den ihnen von der Natur zugewiesenen Schatz zu vernachlässigen, um einen noch ungewissen Gewinn durch die Anlegung von Fabriken zu erzielen?

Es wäre zu verwundern, wenn die, beide Hansestädte bedrohende Zollgefahr nicht mancherlei Projekte und Vorschläge zur Abwehr hervorgerufen hätte. Die Einen wollten durch die Anlegung einer Eisenbahn durch das Sachsen-Lauenburgische den dänischen Zöllen ein Schnippchen schlagen; allein das Sachsen-Lauenburgische gehört jetzt gleichfalls dem Könige von Dänemark, und wenn dem Lande gleich seine alten Privilegien und Rechte bei der Abtretung gesichert worden sind, so würde man wohl eben so wenig Umstände mit ihnen machen, wie mit den alten Privilegien der Hamburger und Lübecker; hat man doch sogar die der Ditmarser angetastet, die diese sich auf dem blutigen Schlachtfelde bei Hemmingstädt durch eine Tapferkeit, die ohne Beispiel in der Geschichte ist, erwarben, und die auf so heiligen Verträgen beruhten, daß bisher kein König daran zu rühren wagte. Wieder Andere schlagen vor, die kleinen Flüsse Deiseaan, Steckenitz und Wackenitz für kleinere Dampfschiffe fahrbar zu machen und auf diesen den Transport der Waaren nach Lübeck zu beschaffen; inwiefern ein solcher Plan ausführbar seyn dürfte, muß ich dahingestellt seyn lassen. — Während nun der König von Dänemark auf der einen Seite Hamburg eine so empfindliche Wunde schlägt, sucht er auf der andern Unterhandlungen wegen eines Gebietsaustausches anzuknüpfen. Vier von unsern Dörfern, die man die Walddörfer nennt, reiche, bereits Christen, erstrecken sich nämlich tief in das holsteinische Gebiet hinein, während und die Dörfer Schiffbek, Steinbeck u. s. w. wieder von dem Hamburgisch-Lübeckischen Gebiete — die Stadt Bergedorf und die sogenannten Vierlanden gehören Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich an — abscheiden; so sollten wir also, um uns zu arrondiren, die letztern Dörfer für unsere Walddörfer erhalten. Vielleicht sollen die uns bedrohenden Zölle nur eine Demonstration seyn, um uns zu diesem Tausche zu zwingen, der sonst wohl kaum wünschenswerth für uns seyn könnte; die Zeit wird lehren, ob ich mich in dieser Voraussetzung irrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 24. November 1838.

Der Sinn ergreift und denkt sich was,
Die Feder eilt hiernach zu walten:
Ein flüchtig Bild ist es gefaßt.
Goethe.

Morgenländische Sprüche.

Studium.

Die Lust des Leibes macht zu Thieren,
Und nur der Geist kann da befrei'n;
Daher gilt billig das Studiren
So viel als Fasten und Kasteï'n.

Die Wissenschaft.

Wer sich der Wissenschaft ergeben,
Frei von der Erdendinge Lauf,
Der steht zu einem neuen Leben
Schon vor der Auferstehung auf.

Der Name braven Mannes bleibet,
Der recht gethan und Gutes entdeckt;
Dank jedem! der Geschichten schreibet
Und von den Todten auferweckt.

So oft der Segen niedersinket,
Den Gott aus dunkeln Wolken schickt,
So thut gleichwie das Huhn, das trinket
Und dankbar auf zum Himmel blickt.

Bald bist du auf der letzten Treppe
Von deinem Erdenlebenslauf,
Ziehst du dann nach dir eine Schleppe,
So tritt gewiß der Tod dir drauf.

Verlangest du nach sanfter Ruhe,
So bleib und hüte stets das Haus;
Den Wanderer drücken oft die Schuhe,
Und nur daheim zieht er sie aus.

Vermagst du es nur abzuwarten,
Gar manche Rose bringt die Zeit;
Und traun! ein Paradiesesgarten
Liegt schon in der Zufriedenheit.

Du plaudre nicht zum Zeitvertreibe
Geschwätz, das keine Heimath hat,
Und denke stets, dein Engel schreibe
Dir's wörtlich nach auf seinem Blatt.

Und kann es manchen schon verjagen,
Der neben dir gesessen ist,
Was wird dein Gott im Himmel sagen,
Wenn er dergleichen Dinge liest?

Digitized by Google

Der Himmel ist dem Weib beschieden,
Das seine Pflichten nie vergißt:
Ist nur der Mann mit ihr zufrieden,
Gewiß, daß Gott dann auch es ist.

Demuth.

Gott ist es, welcher alles Leben
Und in sich schließt die ganze Welt;
Wie thöricht jeder, der daneben
Sein kleines Ich vermessen stellt!

Sahst du nicht schon den Glühwurm funkeln
Und ahndetest nicht, was er spricht:
Ich leuchte nur im dicken Dunkeln,
Doch vor der Sonn' erlischt mein Licht.

Das Meer.

Dem Menschen ward das Land zu eigen,
Das fest und unbeweglich steht,
Doch sollt ihr erst das Meer besiegen,
Damit ihr Gottes Größe seht.

Weit besser ist es, seinen Freunden
Zu hinterlassen nach dem Tod,
Als noch im Leben bei den Freunden
Zu betteln gehn um karges Brod.

Willst du im wahren Glauben wandeln,
So präge dir vor Allem ein:
Wahrhaftig reden, edel handeln
Und gut wie Gott im Himmel seyn.

Sucht nur, so gut es geht, zu leben,
Stoßt ihr gleich an einander an.
Denn thät' es keine Thoren geben,
Wo bliebe dann der kluge Mann?

Bestimmung.

Noch keiner hat das hintertrieben,
Wozu ihn sein Geschick ersehn,
Und was ihm auf die Stirn geschrieben,
Muß mit ihm in Vollendung gehn.

W.

Der Oktober in Genf.

(Fortsetzung.)

Den an sich sehr unvollständigen und seit länger denn einem Jahrhundert vernachlässigten Festungswerken fehlte es an Allem. Neue konnten in so kurzer Zeit unmöglich errichtet werden. Dies erlaubte auch die Oertlichkeit nicht, am wenigsten an der Nord- und Südwestseite der Stadt, die diesmal gegen Truppen am meisten ausgesetzt waren, welche auf den zwei großen französischen Heerstraßen in's Land rücken zu wollen schienen. Genfs gefährlichster Feind war in früheren Zeiten Savoyen gewesen; von daher kam auch 1602 die berühmte nächtliche Eskalade, nach der die sehr erweiterten Festungswerke gen Süden und Südosten mit reicher Unterstützung von andern Staaten, besonders von Holland, gleichsam als ein Bollwerk des Protestantismus errichtet wurden, wiewohl Genf auch mit ihnen eine schlechte Festung blieb, weil sie, was Jedermann weiß, von drei Höhen beherrscht werden kann, von Champel, dem Bois de la Batie und St. Jean. Gen Norden und Nordwesten aber geschah nur wenig, denn von Frankreich und der Schweiz schien kaum etwas zu fürchten, Savoyen aber hatte schon lange seine Besitzungen auf dem rechten Seeufer verloren. Auf dieser Seite zieht sich nur ein einziger trockener Graben mit drei Schanzen hin, die lange vernachlässigt waren und überdies von den Höhen von St. Jean bestrichen werden können. Hier war also am meisten zu thun, und hier geschah auch am meisten. Unter der Leitung der Befestigungscommission wurden gleich ernsthafte Maßregeln ergriffen. Die Ingenieur- und Artilleriecompagnien der Miliz gingen rasch an's Werk. Die Erdarbeiten an den verfallenen Schanzen, Gräben und Wällen wurden bei dem häßlichsten Regenwetter begonnen und fortgeführt, Sturmpfähle und Pallisaden überall eingerammt, die Brustwehren erhöht, neue Kanonenböschungen und Schießscharten in Wälle und Mauern gebrochen, Faschinen und Schanzkörbe, die natürlich seit länger denn einem Jahrhundert nicht mehr vorhanden waren, neu verfertigt, nicht bloß am Tage, sondern auch Nachts bei Fackelschein in den Festungsgräben, was gar schöne Gruppen mit schlagenden Lichteffekten hervorbrachte. Dazu kamen noch spanische Reiter an die Thore und Sandsäcke auf die Mauern, hinter denen die Schützen mit weitreichenden Arkebusen aufgestellt werden sollten, die besonders auf die feindlichen Offiziere berechnet waren.

Indessen führten Andere schwere Festungskanonen, Haubitzen und Bombenmörser heran, machten ihre Plattformen und stellten sie auf, schichteten auch große Kugelhaufen daneben. Dies war besonders ein Fest für die Buben, an das sie sich wohl ihr ganzes Leben erinnern werden; jedoch blieben sie in anständiger Entfernung von ihren arbeitenden Vätern, erlaubten sich auch kein Geschrei und andere Unarten, wie sie sonst pflegen. Frauen und Mädchen hielten sich zwar noch ferner, man sah ihnen aber an, daß sie mit ganzer Seele bei der Sache

Digitized by Google

waren und sich die Stellen aussuchten, wo sie im Augenblick des Kampfs helfen, retten und trösten wollten, wie ihre Ahnfrauen auf den Wällen von St. Gervais.

Bald waren die schönen Wege auf dem Wall bei dieser alten Kirche, auf Chantepoulet und den andern, seit langer Zeit zu Promenaden gebrauchten Festungswerken gegen den See hin nicht mehr zugänglich; denn jetzt unterbrachen sie Kanonenböschungen, und zwischen den schönen Bäumen stand das blinkende Geschütz wie eine seltene Bronzedekoration der freundlichen Anlagen, deren gänzliche Zerstörung nahe schien. An dieser Seite der Festungswerke arbeiteten mehrere hundert Mann unabläßig.

Es war wirklich ergreifend, den ernstfreundlichen Bürger- und Brudersinn zu sehen, mit dem hier der Sohn eines reichen Bankiers neben einem armen Handwerker, ein junger du haut neben einem ältern du bas, ein vor einigen Tagen noch mit gelben glacirten Handschuhen, feinem schwarzen Rock und Lorgnon herumgehender Dandy neben einem derben, ehrsamen Bürger arbeitete, alle mit dem traulichen Du sich anredend, sich willig helfend, unterstützend und aufrecht haltend bei manchem gefährlichen Stand in der vom Regen schlüpfrig gewordenen, nachgebenden Erde. Nirgends eine Klage oder nur ein unzufriedenes Wort, sondern immer heiterer Sinn ohne Leichtsinn, muthiges Entgegengehen, aber kein Renommiren, Bramarbasiren und Rodomontiren, kein Drohen, kein Schimpfen, kein Schelten gegen den Halbfeind. Wollte ein Fremder ein würdiges, gebildetes Republikanervolk sehen, so mußte er diese Familie intelligenter Termiten betrachten. Französische Zeitungen, denen bekanntlich alle Mittel recht sind, um zu ihrem Zweck zu gelangen, haben behauptet, Franzosen und die Büste des Königs seyen in Genf beleidigt, es sey höhnend mit ihnen umgegangen worden. Dies ist eine Unwahrheit, der selbst die vielen hier lebenden und in diesen Tagen der Aufregung mit gleicher Freundlichkeit behandelten Franzosen in Masse widersprachen, und die jene Zeitungen förmlich zurücknehmen mußten. Sie hatten sie als Mittel der Aufregung der Einwohner in den ehemals französischen, seit dem Wiener Kongreß Genferisch gewordenen Gemeinden verbreitet. In jenen Gemeinden aber blieb als beste Antwort darauf Alles ruhig; ihre Väter und Söhne arbeiteten treu und thätig in Genf unter den Waffen und protestirten ausdrücklich gegen den ihren Dörfern Schuld gegebenen Sinn. Dies begreift Jeder leicht, der einige Sachkenntniß hat.

In der Stadt selbst herrschte nicht weniger Vaterlandssinn und Thätigkeit. Der Staatsrath und die obern Festungs- und Militärbehörden waren permanent. Es war beschlossen, daß die Stadt im Fall eines Angriffs nicht eher übergeben werden solle, als bis der Feind eine praticable Breschegeschossen, also nur, wenn ein Sturm bevorstände, der mit unsern geringen Vertheidigungsmitteln unmöglich abgeschlagen werden konnte. In allen Maßregeln des Staatsraths war Ernst, Würde und Festigkeit zu erkennen, aber auch väterlicher Sinn für die Einwohner. Dadurch gewann sich die Regierung ein Zutrauen und eine Verehrung, die selbst denen imponirte, die ihr in radikaler Färbung abgeneigt sind. So war bald nur Ein Hirte und Eine Heerde.

An Munition, die auch fehlte, wurde Tag und Nacht in den Kasernen und Laboratorien gearbeitet. Das erste Contingent war mit seinen Offizieren kasernirt, was Manchem hätte peinlich vorkommen können, der an reiches, comfortables Hauswesen gewöhnt war; aber auch hier kein Unmuth und keine Klage bei der einfachen Soldatenkost und auf dem Strohsack, kein Ueberdruß bei dem unaufhörlichen Exerziren in Wind und Regen, dagegen ein Ernst und eine Disziplin, die sonst bei der Genfer Miliz nicht zu finden waren, Ordnung und Strenge, wie bei einer monarchischen Armee. Neben dem Contingent hatten junge Leute und Studenten der Akademie ein Freiwilligencorps gebildet, und außerdem boten täglich Viele ihre Dienste an. Jene Enfans de Genève — wie man sie nannte — glichen in ihrem guten Sinn unsern norddeutschen Freiwilligen von 1813 und 1814. Viele hatten Mühe, die Flinte zu tragen, schienen aber alte Soldaten an Entschlossenheit. Gern wird sich künftig Genf der blauen Blousen und der mit dem Schweizerkreuz gezierten Kappen über den jugendlich muthigen Gesichtern erinnern, denen manches Mädchen freundlich nachsah, wie uns in jener deutschen Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Jahrestag der Völkerschlacht. Censur.

Alle diese Unruhen, Befürchtungen und Wirren haben und jedoch keineswegs daran verhindert, den 25jährigen Jahrestag der großen Völkerschlacht besonders feierlich zu begehen und die Ottoberfeuer, wenn auch nicht von unsern Bergen — denn wir haben keine —, doch von unserer Alster hoch emporlodern zu lassen. Geläute mit allen Glocken, feierlicher Gottesdienst in den Kirchen, eine Kanonensalve von 101 Schüssen leiteten den festlichen Tag ein; am Abend sollte ein brillantes Feuerwerk auf dem Alsterbassin, das mitten in der Stadt liegt und von den beiden Jungfernstiegen, dem Walle, dem Holzhamm u. s. w. begrenzt wird, das Fest beschließen. Zu Anfang war auch noch die Rede davon, die ganze Stadt zu illuminiren, was indessen auf die Bemerkung einiger Vorsichtigen unterblieb, daß leicht Feuersgefahr dadurch entstehen könne, indem die in der Stadt angeordneten Festlichkeiten,

Digitized by Google

namentlich aber das Feuerwerk die Bevölkerung aus den Häusern locken und diese dann sich selbst überlassen bleiben würden. Um aber zu zeigen, daß man bloß aus diesem Grunde und nicht vielleicht gar aus dem einer kleinlichen Sparsamkeit die Illumination unterlasse, traten die Bewohner der Hauptstraßen zum Behufe freiwilliger Gaben zu den verschiedenen Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten zusammen, und diesen flossen bedeutende Summen auf solche Weise zu. In diesem Zuge hat der Leser ein getreues Bild von dem hiesigen ehrenwerthen und, wo es auf das Geben ankommt, großmüthigen Volkscharakter. Obgleich der Tag rauh und kalt war, wogte doch eine unabsehbare Menge zu den Plätzen hin, von wo aus man das Feuerwerk sehen konnte, das, nach Aller Aussprach, überaus glänzend ausfiel. Auch die Vorstädter, diese Stieftinder der von ihnen durch die Thorsperre abgetrennten Stadt, durften an diesen Festinvitäten Antheil nehmen, ohne den gewohnten Tribut, das Thorsperrgeld, darbringen zu müssen, indem man sie für den Abend und die darauf folgende Nacht davon entband, eine Großmuth, die gewiß dankend von ihnen anerkannt worden seyn wird. Wie immer, stimmte mich der laute Jubel und die ausgelassene Freude des Volkes ernst und fast wehmüthig, und die Frage drängte sich mir auf; worüber freut sich denn dieser Haufe so außerordentlich? Ich bedachte, was uns dieser große, ewig denkwürdige Tag hätte bringen können, und verglich damit, was er uns gebracht hat, und das Facit dieser Abrechnung war kein Aufstehen des wahren Volkswohls. Vieles ist zwar anders, Weniges aber besser und weit mehr schlimmer geworden, als es früher war. Die Freiheit, die wir wieder erlangt haben sollen, besteht allein darin, daß wir nach Belieben schwatzen und raisonniren, beileibe aber nicht schreiben dürfen, denn nirgends herrscht wohl eine strengere, oft sogar lächerliche Censur, als eben hier; und wohlgemerkt, ich meine hiebei nicht die Beschränkung in politischen Aeußerungen, sondern die Willkühr, womit man die Besprechung rein Hamburgisch-bürgerlicher Verhältnisse regelt. Ein Pröbchen von der Gerechtigkeit der hiesigen Censur kann ich mich nicht enthalten, zu geben, und erbiete mich zugleich, die strenge Wahrheit des Mitgetheilten Jedem, der es wünschen sollte, zu beweisen. Am 18ten März, dem Befreiungstage Hamburgs von den Franzosen, der hier gleichfalls festlich begangen wurde, hatte ein sehr wackerer junger Mann, Familienvater, das Unglück von einer Leiter herabzustürzen, als er einige bunte Lampen zur Feier des Festes an einem Hause anbringen wollte, wodurch er sich einen kleinen Nothbruch zu verschaffen suchte. Der Fall war so unglücklich, daß er aus dem Spital ungeheilt und als ein Krüppel mit der Weisung entlassen wurde, er werde in Zukunft nie wieder schwere Arbeit verrichten können, und da er sich bisher durch solche allein ernährt, so war er mit Weib und Kind ein ruinirter Mann. Dieses unverschuldete Unglück erregte um so mehr Theilnahme bei den nähern Bekannten des Unglücklichen, da er sich durch seinen Fleiß und sein musterhaft sittliches Betragen die Achtung derselben erworben hatte, und Jeder half, so viel er konnte. Allein es galt, einen durch die harte Hand des Schicksals gebeugten Familienvater in eine Lage zu versetzen, in der es ihm ohne körperliche Anstrengung möglich würde, sein Brod ferner zu erwerben, und ein kleiner Handel schien dazu am besten geeignet. Um die nöthigen Fonds, etwa 100 Thlr., dazu zusammen zu bringen, machte man einen Aufsatz für die „wöchentlichen Nachrichten," der ganz einfach die Thatsache erzählte und um eine kleine Beisteuer zu dem lobenswerthen Zwecke bat. Allein die Censur strich diesen Aufsatz mit dem Bedeuten: „für Einzelne dürfte nicht gesammelt werden," und selbst wiederholte dringende Bitten und Vorstellungen blieben unberücksichtigt; endlich wurde, als diese nochmals versucht wurden, der Bescheid gegeben: „man habe dem Unglücklichen bereits geholfen." Dies Geholfenhaben bestand in 6 Thlrn. preuß., die man dem Manne aus der Polizeicasse hatte zustließen lassen. Etwa acht bis zehn Tage später fand man in eben dem Blatte, in dem jene Bitte um Unterstützung nicht hatte erscheinen dürfen, weil die Gesetze verbieten, für Einzelne zu sammeln," einen sehr wettläufigen Aufsatz von einem Herrn Clemens (Gerke) — Gott segne seine Menschenfreundlichkeit mit dem glänzendsten Erfolge! — worin er um Unterstützung für eine arme alte Wittwe dringend bat. Nach acht Tagen durfte also geschehen, was vor dieser Zeit gesetzlich nicht stattfinden durfte: Freilich bat Clemens für „eine alte Freundin Schillers," für eine Frau, die früher auf der Bühne Glück gemacht hatte, jene andern Bittsteller aber wollten die öffentliche Mildthätigkeit nur für einen redlichen Bürger, einen ohne sein Verschulden unglücklich gewordenen Familienvater, endlich, und dies gab wohl den Ausschlag, für einen Arbeitsmann in Anspruch nehmen. Wer die Sache nicht glaubwürdig finden oder eine Uebertreibung vermuthen sollte, der gehe in den Hof Nr. 15 auf der großen Drehbahn, und frage nach Heinrich Thielemann und den Schicksalen und dem Lebenswandel dieses Mannes und seiner Familie. Vielleicht erweckt das Unglück dieser Armen selbst jetzt noch das Mitleid guter Herzen. Gott sey gedankt, daß es in Deutschland noch Organe gibt, in der neu solche schreienden Ungerechtigkeiten und Mißbräuchen zur Sprache gebracht werden dürfen. Ein anderwal wurde eine Posse, worin nicht der leiseste unanständige Scherz auftauchte, von der löblichen Censur gestrichen, weil sie den Titel führte: „Die Schneiderinsel." und einige Schneider — nicht einmal Hamburgische — darin vorkamen. „Die Schneider," hieß es in dem beifälligen Bescheide, „seyen sehr empfindliche und aufrührerische Köpfe, und man dürfe es mit ihnen nicht verderben." Freilich müssen sie Leute von Geschick seyn, da, wie man sich hier erzählt, es ein Schneider war, der die am Millerthore neu angelegte Schlensenbrücke gleich wieder einriß. Die fragliche Posse mit dem Bescheid der Censur ist jeden Augenblick zur Ansicht vorzulegen. Sie ist ein heiterer Scherz ohne alle Persönlichkeiten und frei von jeglicher Obscönität. Nun müssen Fürsten, Grafen, Minister und hohe Herren aller Art es sich gefallen lassen, in Dramen und Novellen Rollen zu spielen, bei uns aber nicht die Schneider.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 276.

Der Fluß im Körper.

Räthsel.

Was ohne Füße läuft.

In zwei Rahmen läuft es hin und her,
Stumm noch hin, her aber schon nicht mehr;
Doch zum Auge spricht es nur; den Ohren
Ohne Dolmetsch geht sein Wort verloren.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 26. November 1838.

Herrliches Land! für das Land ringsum welch köstliche Schmäuse!
Fürs als Abhub doch auch für den Magen was ab!

W. Müller.

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freih. Gaudy.

III.

Reise nach Pästum.

Der Weg nach Salerno, einer der ammuthigsten in Italien, führt hart an Pompeji und dessen Amphitheater vorüber. Es thut dem Auge unendlich wohl, nachdem es von der zehn Miglien langen Städtekette, welche sich von Neapel durch Portici, Resina, Torre del Greco, und nach kurzer Unterbrechung durch Torre dell' Annunziata fortspinnt, ermüdet und von dem Anblick der einförmigen weißen Häuserreihen und der noch einförmigeren Mauern zu beiden Seiten stundenlang gefoltert worden ist, auf's Neue im Grün der Pappeln, Ulmen, Nuß- und Maulbeerbäume und der sie verflechtenden Weinreben ausruhen zu dürfen.

Hinter dem freundlichen, am Sarnofluß gelegenen Seafati machte ich in einer am Wege gelegenen Osterie Halt, weniger aus eigenem Antriebe, als auf Dringen des Vetturin, welcher Zeit zum Füttern für seine Rosse reklamirte, der Wahrheit gemäß aber, um in Gesellschaft seines Adjutanten und spiritus familiaris, jenes von einem neapolitanischen Fuhrmann unzertrennlichen Anhängsels, selber die Colazione einzunehmen. Wohl oder übel mußte ich mich der Nothwendigkeit fügen. Die Zumuthung, in diesem Wirthshause stundenlang zu rasten, hätte einem Nikolaitischen Nervensysteme Krämpfe zugezogen, und wirklich vereinigte dies auf der niedrigsten Stufe der Gastlichkeit stehende Hotel auf die vollständigste Weise alle Disharmonien, welche von jeher den Nichtitalienern so unfreundlich aus seiner Ekstase zu wecken pflegten. Das Haus hatte als Dach eine von jenen plattgedrückten Kuppeln, wie man sie hier auf dem Lande fast durchgängig findet, und welche den Wohnungen jenen eigenthümlich morgenländischen Charakter verleihen. Bis auf eine mit hölzernen Stäben vergitterte Lucke oberhalb der Thür war es ohne Fenster und bestand aus einem Gemach, welches Alles in Allem, Küche, Speisekammer, Speisesaal und Schlafkammer war. An der Thür lagen, als Köder für bäurische Gourmands, in Körben rothglänzende Pomidori und Eier, mußvisch durcheinander gewürfelt. Dicht daneben stand die hölzerne Statuette der bis an den Unterleib im Fegefeuer bratenden Seele; sie verzog wie billig ihr Gesicht auf das Kläglichste, erhob Hülfe erflehend die Arme und hatte am Nabel eine Spalte, um die zu ihrer Erlösung bestimmten Grani einzuschlucken. Auf dem Herde schmorten in mächtigen Kesseln Maccaroni und Pomidori, während Maiskolben

Digitized by Google

auf den Kohlen geröstet wurden. Langbalsige Flaschen, Teller und Kessel ruhten in malerischer Verwirrung auf dem Sims. Von der Decke hingen gewaltige Büschel von Rosmarin und lange Reihen straußeneiförmiger, goldgelber Stutentäse. Federn, Hunde, Katzen und hochbeinigte Hühner mit verkehrten Federn kannten ein und aus. Bäuerinnen mit Körben und Krügen auf dem Kopfe, kalabresische Bauern mit zugespitzten runden Hüten, den Karabiner über die Achsel gehängt, welche ihre riesigen Stiere zu Roß vor sich herreiben, machten in der Laube von dureen Sträuchern, welche den Vorsaal unserer Osterie bildete, Halt und sogen in langen Zügen den Wein aus der Flasche ein. Möge ihnen ein besserer als mir geworden seyn! Für mich bestand das ganze Frühstück aus Schaugerichten, und ich wurde gewahr, daß ich mich schon auf der Schwelle jener Regionen befand, wo Naturschönheiten für die magern Frühstücke und Abendmahlzeiten schadlos halten müssen. Und als ob sie dieses Bedürfniß erkennte, entfaltet die Gegend von hier an ihre Reize mit doppelter Verschwendung, mit holdseligster Liebenswürdigkeit. Jeder nachfolgende Berg übertrifft den seudern an reicher Vegetation, an der Kühnheit, mit welcher seine Kastelle und Klöstee die Gipfel erklimmen.

Von allen Thälern ist es aber das von la Cava, welches den Vorrang behaupter. Ein Netz von Vignen und Dörfern spinnt sich übee die Beeglehnen; es ist nicht mehr zu sondern, wo eines beginne, wo das andere aufhöre. Sieben viereckige Warten stehen in gleicher Entfernung von einander im Halbkreise auf einem der Vorbeege; sie weeden von der alten berelichen Burg von la Cava übeeragt, wie sie wiederum von einer Einsiedelei, welche auf der höchsten Spitze eines Felsens, fast schon außer dem Bereich des Auges, auf dee entgegengesetzten Seite des Weges erbaut ist.

Allmählig senkt sich der Weg zwischen den mit Oliven rings bepflanzten Anhöhen, leitet durch die höher liegende Hälfte von Vietri, wendet rasch um einen Felsenvorsprung — und das Meer schaukelt sich sonnenbeglänzt in seinem Becken, in dem reizenden Golf von Salerno. Ich gedachte des armen Heinrichs, welcher derselben Straße gezogen war, um sich bei den Salernitaner Aerzten Raths zu erholen, wie er, durch Kummer und die entsetzliche Krankheit gebeugt, eingewandert, und gebeugtee noch durch das verordnete blutige Mittel, dee Stadt den Rücken zugewandt. Die Pflanzschule der Heilkunde ist verödet, die Stadt und die Gegend aber üben noch die alten heilbringenden Keäfte, und noch jezt darf jeder von dem Ausjatz der Hypochondrie Gequälte hoffnungsreich nach Salerno pilgern, und der Heilung gewiß, mit einer Brust voll der schönsten Erinnerungen in seine Heimath zurückkehren.

Vor dem dem heil. Matthäus gewidmeten Dom befindet sich ein Vorhof, welcher auf antiken, ziemlich regel- und geschmacklos zusammengeraubten Säulen ruht. Längs der Wände stehen antike Sarkophage, denen mittelalterliche Namen und Wappen eingemeißelt sind. Das opus alexandrinum des Fußbodens, die Grabmäler Johanns von Procida und Georges VII. sind eben so wie die unterirdische Kirche, welche sich nur durch die Doppelstatue des Heiligen und eine sinnlose Verschwendung aller Marmorarten auszeichnet, von untergeordnetem Werth. Desto schönee aber ist die Kreuzabnahme von Andrea di Salerno, welche, obwohl schlecht erhalten und an manchen Stellen übermalt, doch zu den trefflichsten Arbeiten dieses ehrenwerthen Meistees gehört. Sehr schön und würdig gehalten ist dee Körper des Heilands. Der Kopf ist zurückgebeugt und die Haare rollen ungeordnet hinten über; Maeia erhebt die Arme zur schmerzlichen Klage; rechts vom Kreuze stehen zwei heilige Greise, links an demselben Johannes der Täufer und ein überaus schöner Engel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Oktober in Genf.

(Fortsetzung.)

Wer weiß es nicht, daß Genf eine Industrie- und Handelsstadt ist, die Tausende von Arbeitern beschäftigt? Jezt standen die Werkstätten leer, sie waren geschlossen, denn Meister und Gesellen waren am Festungswerk oder unter den Waffen. In den vielen Läden gingen nur die Ladenfrauen und Mädchen bedenklich und still aus und ein, denn wer hätte kaufen wollen? Fast alle Fremde waren eilig fortgezogen. Viele Einwohner erwarben nichts mehr und die Übrigen hatten Mühe, sich durchzuschlagen ohne den gewöhnlichen Verdienst. In gar mancher Küche brannte kein Feuer mehr, auf dem Herd sah es dunkel und düster aus und die Kinder krochen bei dem kalten, feuchten Wetter enger zusammen, um sich zu wärmen, denn Holz konnte nicht mehr gekauft werden. Dessen ungeachtet hörte man auch keine weibliche Klage, keine kleinmüthige Aeußerung, kein Wort von Nachgeben und deegleichen. Es war kein blindes, übereiltes Wesen, Alle wußten recht gut, was sie thaten, was sie wollten und was sie wagten. Gar manche Fremde habe ich lächeln sehen über dies ganze Treiben, das sie unnütz nannten, weil Frankreich nie im Ernst daran denken werde, das langbefreundete Genf wegen einer solchen Sache den Greueln einer Belagerung auszusetzen. Allerdings, auch wir glaubten an keine Belagerung in

Digitized by Google

Form, auch wußten wir recht gut, daß sich die Stadt nicht lange gegen einen an Zahl und allen materiellen Hülfsmitteln unendlich überlegenen Feind halten könne, daß aber gar manche Häuser eingeäschert, gar viel Schönes, Werthvolles und Nutzliches in der Stadt und ringsum zerstört werden müsse; und doch wollte sich der kleine David gegen Goliath vertheidigen, denn der Goliath hatte gedroht und renommirt und man kannte seine Coups de main, die auch wohl hier nicht ohne Ausführung geblieben wären, wenn sich Genf nicht wachsam und kampfbereit gezeigt hätte. Außerdem erkannte es seine Stellung zur Schweizerconföderation, sein Thorwächter- und Schlüsselbewahreramt, daher es ja von der Hohenstaufenzeit her den Schlüssel im Wappen führt. Es wollte den Feind mit eigener Aufopferung wenigstens so lange als möglich durch eine Belagerung aufhalten, bis die ganze Schweiz gerüstet sey. So dachten die Genfer, während es bei der Tagsatzung in Luzern drauf und dran war, sie zu Dank und Erkenntlichkeit im Stich zu lassen und ihnen keine Schweizerhülfe zu senden.

Um Mittagszeit und Sonntags zogen die Weiber und Mädchen hinaus an die Festungswerke, beobachteten sie und erklärten sich vieles früher Unbekannte; denn sie hatten zu Haus in den jetzt häufigen Feierstunden über Fortifikations- und Belagerungskunst nachgelesen, wo sie nur irgend ein Buch darüber erwischen konnten. Besonders standen sie bedenklich an der nordwestlichen Spitze der Festungswerke, wo nur ein schmaler Graben den Stadtwall vom Feind trennt und die drüber herrschenden Höhen von St. Jean einen bösen Streich spielen können. Mit einiger Beruhigung zeigten sie sich dann die Kanonen und Mörser an und über der Rhone, die diesen schwachen Punkt vertheidigen sollten. Es war wirklich sehr anmuthig, zu sehen, wie die niedlichen Gesichter bei dergleichen Diskussionen sich belebten und eine Meinung für und wider hatten. Besondere Intelligenz ist überhaupt ein hervorstechender Zug im Charakter der Genferinnen, von denen gar Manche Abends, wenn es um sie still geworden, Kinder oder kleine Geschwister im Bett liegen und die Männer im Kaffeehaus oder im Cercle sitzen, Milton und Gibbon oder Plutarch in Uebersetzungen lesen, die auch wohl auf ihren Ladencomptoirs vorkommen, wenn eben nichts vorzuzeigen, zu messen, abzuwiegen oder zu rechnen ist.

Schöner noch war der mächtig gewordene religiöse Geist. Von seinem Wiedererwachen zeugte früher schon manches gute Zeichen, des Volks Eifer am Volksjubiläum, an den Bet- und Fasttagen, ja selbst bei dem vorjährigen Streit über den Genfer Fasttag, die vollen Kirchen, die gesammelte Aufmerksamkeit der Zuhörer und das rasche Wohlthun bei jeder Gelegenheit, nicht allein bei Reichen und Wohlhabenden, sondern auch bei Unbemittelten. Dieser fromme Sinn erhielt durch die Bekanntmachung des Staatsraths vom 28sten September einen neuen Impuls, denn da sprach es die Regierung laut aus: „Die Hülfe kommt von Oben.“ Diese Richtung blieb von nun an durchaus in der Haltung des Volks herrschend und war nur verschieden in ihrem Ausdruck, bald mild, bald heftig, oft kindlich, aber immer ungesucht und wahr. Sie zeigte sich nicht etwa in vorbereiteten öffentlichen Reden, sondern in wenigen bezeichnenden Worten, in einer Thräne, in einem gebrochenen Ton zwischen Lächeln. Viele erinnerten an die wunderbare Rettung Genfs im Mittelalter, in der Reformation, bei der Escalade, an seine Befreiung von französischer Herrschaft, an das Wiedererstehen der alten Republik, an Oesterreichs und Preußens Wohlwollen für Genf, an das Kriegsbrohen 1814 und 1815, ja an die Verwahrung gegen das Pariser Julifeyfest, fünfzehn Jahre später. So hofften sie auch diesmal auf Rettung. Bei Allen sprach sich frommer Sinn aus, nur immer verschieden, wie er sich denn bei Muttern und Frauen, Greisen und kräftigen Männern, bei hoffenden Mädchen und kecken Jünglingen anders gestaltete. In Allen wirkte lebendig die Richtung nach Oben.

So standen die Sachen in Genf, als am 17ten Oktober von der Tagsatzung die Nachricht von der völligen und ehrenvollen Ausgleichung der Irrungen mit Frankreich, nebst Befehl zur sofortigen Entlassung der Contingente und Einstellung aller Militärmaßregeln eintraf. Es war einer der schönsten Tage im Genfer Leben, den auch die seit einigen Tagen wieder warm und hell hervortretende Sonne auf blauem Himmel freundlich beleuchtete. Freude war überall, aber eine milde, mäßige und würdige, weniger wegen der überstandenen Gefahr, die ja zar Vielen fern und unwahrscheinlich vorgekommen war, sondern wegen der dadurch gewonnenen Einigung und Erhebung. Besonders in den Familien war man recht froh, denn es kehrten nun Vater und Sohn wieder, die seit fast drei Wochen nur selten in's Haus gekommen waren; die junge Frau und Mutter blieb nicht mehr allein, der Herd bekam seine Flamme wieder, wie das Herz seine Nahrung.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, November.

Poesie. Industrie.

Wie überall, wenn auch nicht überall in denselben Erscheinungen, sind in Toskana die materiellen Interessen vorherrschend. Im Lande der Poesie? Ach Gott, in Toskana

Digitized by Google

wird jezt wenig mehr gedichtet und gesungen, obgleich man jezt, an den wonnereichen, klaren Herbstabenden, die Klänge der Guitarre nicht selten vernimmt. Ob das Volk dabei gewinnt oder verliert, weiß ich nicht, aber das Faktum besteht. Wer mich in Betreff dessen hören will, muß mich nach den dernen toskanischen Lyrikern fragen. Ich kenne keinen, wenn ich etwa den halbverschollenen Canonicus Borghi ausnehme, der einmal schöne geistliche Hymnen gemacht hat, etwas zu sehr à la Manzoni, aber immer schön. So vielen Respekt ich auch vor dem Professor Rosini habe, so werde ich ihn doch nie einen Dichter nennen, weil er von Zeit zu Zeit einige Strophen an eine Sängerin richtet, oder an einen toskanischen Edelmann, dem ein Kind geboren wird, oder sonst bei ähnlichen erfreulichen Veranlassungen eine Art Leier ertönen läßt. Ich werde auch den Dr. Guadagnoli in Arezzo nicht so titulieren, der den Tabak, den Mond, die Nase, den Schnauzbart und ich weiß nicht was zu besingen pflegt, und gelesen und nachgedruckt wird; von den Uebrigen nicht zu reden. Nicolini's lyrische Muse schweigt; die des Improvisators Sgricci hatte längst ausgesungen, ehe der arme Mann in's Grab gelegt ward. Eine biesige Dame, Mad. Rossellini-Fantastici, macht bald eine Tragödie, bald eine Epopie; es ist mir aber nicht bekannt, daß sie der zarteren Lyrik huldigt. Aber uns Himmelsvölken, wird man sagen, ist's unlieb, daß es so sey im Vaterlande Dante's, Cino's von Pistoja, Petrarca's, Lorenzo bei Medici's und Filicaia's, während in Deutschland nicht nur ein Poet neben dem andern auftaucht, sondern sie sich nach Schulen scharen und, was das allerstärkste ist, für Verse Honorar gezahlt wird? Es ist aber so; woher dies kommt, will ich nicht weiter untersuchen. Wer nur auf das Aeußere achtet, reimt es vielleicht am wenigsten mit dem Hange zu Kleinigkeiten, welcher der modernen italienischen Literatur leider inwohnt, ein Hang, der von der Art ist, daß der berühmteste Prosaist der Halbinsel in einem ganzen Jahre nichts anderes produzirt (wenigstens öffentlich), als ein paar Seiten, die eine Art Encomium einer talentvollen Sängerin enthalten, welche zwei Seiten dann von Seyllo zu den Alpen besprochen werden. Hierin soll indeß keineswegs eine Anklage gegen diesen Prosaisten liegen; wer weiß, welche Schönheit ihm an größern Hervorbringungen gebindert, ihm dieselben verleiden haben? Es ist auch gar nicht meine Absicht, hier von der toskanischen Literatur zu reden, und so lehre ich nach dieser Vorrede zu dem Kapitel der materiellen Interessen zurück.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß die Industrie in diesem Lande einen so großen Aufschwung genommen hat. Der Thätigkeit Livorno's ungeachtet ist zwar wenig Hoffnung vorhanden, einen bedeutenden Theil des Welthandels in den Händen der Toskaner und den Gewerbfleiß auf der alten Höhe zu sehen; vergleicht man aber erstlich die merkantilen und industriellen Verhältnisse des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts mit denen der spätern Medizeischen Zeit, und diese wieder mit den gegenwärtigen, so kann man den Toskaner das Zeugniß nicht versagen, daß er sich angelegen seyn läßt, die Schmach langer Unthätigkeit und schlaffen Versinkens in eine kaum möglich erachtete Bedeutungslosigkeit zugleich mit den übeln Folgen derselben auszumerzen. Kann er, seit dasselbe auf den großen reellen Hülfsquellen und dem unerschöpflichen Reichthum des Landes, sich frei erhalten von dem merkantilischen Schwindel, der nur zu sehr um sich greift, von diesem täglichen va banque, das mit einer schaudererregenden Tollkühnheit gespielt wird, von, ich will nicht sagen dem Wunsch, sondern der Wuth, sogleich hundert Procent zu realisiren: kann er dies, so ist der Erfolg gesichert.

(Die Fortsezung folgt.)

Hamburg, November.

(Fortsezung.)

Periodische Literatur. Leihbibliotheken.

Von den seit meinem lezten Schreiben angekündigten oder projektirten neuen Zeitschriften sind manche eingegangen, andere gar nicht in's Leben getreten. „Die Bierhalle“ des Herrn Wangenheim ist nur in den Prodenummern erschienen, der „Nordalbingische Telegraph“ des Herrn L. Schleier (Schrader) nach dem ersten Quartale eingegangen, die „Urania“ hat aufgehört zu erscheinen u. s. w. Herr Oettinger hat seinen „Argus“ andern Händen übergeben und uns selbst verlassen. In anständigem Tone wird Herrn Döpfers „Thalia,“ ein gutes Unterhaltungsblatt, fortgeführt, und der „Telegraph“ von Herrn Karl Gutzkow verdient das Lob und die Unterstützung der Gebildeten. Zu welcher Partei man auch gehören möge, man muß, wenn man nicht ungerecht seyn will, die Gediegenheit dieser Zeitschrift und den würdigen Ton, der darin vorherrscht, lobend anerkennen. Es wäre eine Schande für Deutschland, wenn eine solche Zeitschrift sich nicht halten sollte. Nur den Wunsch erlauben wir uns auszusprechen, daß die Fehde mit Herrn Mundt nicht weiter darin fortgesponnen werden möge; Herr Gutzkow kann seine Blätter mit Besserem ausfüllen, als mit diesen Streitigkeiten, zu denen er freilich aufgereizt worden ist. Der biesige Buchhandel hat sonst wenig Bedeutendes geliefert, da auch Herr J. Campe, der sonst rüstig verlegte, sich jezt still zu halten und erst abwarten zu wollen scheint, wohin die Gunst des Publikums sich neige, ob zu den Neuern oder den Aeltern. Es steht kaum zu erwarten, daß die neue Schule, trotz ihrer angestrengten Bemühungen, durchdringen werde, da das, was sie producirt, eigentlich nur auf einen sehr kleinen Kreis von Lesern, etwa auf andere Schriftsteller, berechnet ist, der eigentliche Gelehrte aber keine Notiz davon nimmt, weil sein Wissen auf keine Weise dadurch bereichert werden kann. Trotz dem werden die Gegnungen dieser neuern Bestrebungen, sobald sie sich geklärtert haben werden, nicht ausbleiben, und liegen schon jezt in sprachlicher Hinsicht auf der Hand. Einen höchst gewandten, fließenden und kunstgerechten Styl kann man der Mehrzahl der jungen Autoren ohne die größte Ungerechtigkeit nicht absprechen.

Die Zahl der Leihbibliotheken mehrt sich mit jedem Jahre, und doch finden alle ihre Theilnehmer, da die Lesesust unter allen Klassen der Bevölkerung in eben dem Maße zunimmt. Wenn nun die Censur — und wer wollte das nicht loben? — mit Strenge darüber wacht, daß keine die Sitten verderbenden Schriften gedruckt werden, so sollte von der andern Seite die Polizei auch das Ihrige thun, solches Gift aus den Winkelbibliotheken zu verbannen. Freilich sollen gewisse Bücher in den Leihbibliotheken nicht vorräthig seyn; allein sie sind es doch, und wer Vergnügen daran findet, sie zu lesen, kann sie jeden Augenblick haben. Eben so existiren gute Gesetze in Hinsicht des Spielens in der benachbarten Altonaer Zahlenlotterie, dieser Pest der öffentlichen Wohlfahrt; aber trotz dem hält fast jeder Gewürzkrämer, jeder Fettehändler eine heimliche Collecte, und wird einmal dieser oder jener ertappt, so zahlt er 50 Rthlr. Strafe, die aber nicht aus seinem, sondern aus dem Beutel derjenigen gehen, die ihn beauftragt haben, und über eine so winzige Strafe lacht der, welcher 10 bis 20,000 Mark, ja das Doppelte im Jahr durch ein so schändliches Gewerbe gewinnt. Nur körperliche und bei Wiederholung entehrende Strafen würden dem Uebel wirksam entgegentreten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 27. November 1838.

Seht, welch ein Fest! Des Tages werden sich
Die Kinder spät als Greise noch erinnern.

Schiller.

Der Oktober in Genf.

(Beschluß.)

Der Staatsrath hatte Anfangs den Gedanken, am folgenden Tag das Contingent, die Milizen und Freiwilligen auf Plain-Palais zu versammeln, um ihnen hier für ihren patriotischen Eifer und ihr musterhaftes Betragen zu danken. Dies wäre bei der allgemein herrschenden Stimmung ein herrliches Fest geworden. Aber die Regierung hatte Recht, sich diese Freude zu versagen; denn den schon lange von ihrer Heimath fernen, unter den Waffen stehenden Landleuten, deren Arbeiten, besonders bei der vorliegenden Weinlese, sehr vernachlässigt und nun sehr dringend geworden waren, ohne daß sie selbst in Genf nur ein Wort des Unmuths geäußert hätten, diesen Leuten mußte jede Stunde längerer Entfernung von Haus peinigend seyn. So wurden denn die Milizen von ihren Offizieren mit Dank und Anerkennung entlassen und kehrten schon Nachmittags fröhlich in ihre Heimath zurück. Erfreulich war es, zu sehen, wenn sich an den Scheide- und Kreuzwegen Männer von einander trennten, die sich in Genf bei dem gemeinschaftlichen Dienst liebgewonnen hatten und Freunde geworden waren. Aus vielen Gemeinden kamen mit grünen Reisern geschmückte Leiterwagen herbei, auf denen Frauen und Kinder saßen, welche die Väter abholen wollten. Manche Wagen waren wegen der Weinlesegeschäfte mit Fässern besetzt, darauf und dazwischen liebliche Kinder, die Männer in der Montur, Knaben stolzirend mit ihren Seitengewehren und Flinten, lauter liebliche wandelnde Dramen und Idyllen.

Die lange unzugänglichen Spaziergänge auf den Wällen waren nun wieder offen, wiewohl Kanonen und Mörser noch dastanden. Diese aber dienten nur froher Neugier zum Gegenstand, zumal denen, welche die sonderbaren Schicksale und Reisen dieser Artillerie kennen. Die großen Buben guckten hinein und die kleinen versuchten gar, in die Mörser zu kriechen, was die kleinen Schwestern höchlich und alklug mißbilligten. Frauen und Mädchen gingen prüfend und erkundigend um das Geschütz, der Erklärung zuhörend, die ihnen mit Ansehen Männer, Brüder oder junge Freunde über den Gebrauch desselben gaben. So zog man in dichten Massen bis spät am Abend in den wieder gewonnenen Land- und Baumgängen umher. In den Straßen klang wieder wie sonst Gesang und Musik, für welche die Zeit über wenig Sinn geherrscht hatte. So kam der Sonntag heran. Wie diese Tage der Unruhe und Gefahr von der Regierung mit der Richtung nach oben begonnen und beschlossen worden waren, so mußte auch die Kirche ihren Antheil daran nehmen. Unsere vorzüglichsten Kanzelredner predigten

Digitized by Google

in St. Gervais und St. Peter vor einer unglaublichen Menge, und ihre schönen Worte des Danks, der Anerkennung und Erhebung haben ihre Wirkung nicht verfehlt.

So schlossen sich denn hiemit würdig achtzehn für Genf sehr merkwürdige Tage, denen es viel nach Innen und Außen zu verdanken hat. Vor Allem aber war die Richtung zu dem, der Schlachten schlägt und Frieden gibt, allgemeiner, tiefer und inniger geworden, das sittliche und religiöse Gefühl hatte einen mächtigen Impuls erhalten. Die alte Genfer Bürgertugend, die Wackerkeit des Mittelalters zur Zeit der Reformation und der Eskalade, der Muth, keck gegen einen übermächtigen Feind zu stehen, war wieder erwacht und zeigte, daß er unter Bijouterie, Horlogerie und unter angehäuften Millionen nicht erlegen. Die Stände und Classen der Einwohner traten nun vollends ganz nahe im brüderlichen Zusammenwirken für's Vaterland. Man hat lebhaft eingesehen, daß jenes Vornehmthun nicht passe für einen kleinen, civilisirten Freistaat, gleichsam für eine Familienrepublik, wo sich Jedermann kennt und nach Verdienst zu würdigen weiß, wo alle Anmaßung noch lächerlicher ist als anderswo. Seit den Pariser Julitagen und dem Angriff auf Savoyen im Jahr 1831 hatte sich in Genf ein Häuflein Wurzelmänner oder Radikale gebildet, die in steter Verbindung mit den gleichgesinnten Fremden und Einheimischen in der Schweiz in heftiger Opposition mit der Regierung standen, ihre Maßregeln zu lähmen oder zu hindern suchten, ihr Abneigung und Feinde erregten, wo sie nur konnten und wußten, wobei ihnen alle Mittel recht waren, besonders Lüge und Verläumdung. Diese Leute waren bei der Oktoberaufregung sehr zu fürchten; sie sollen auch in's Geheim Versuche gemacht haben, sie zu exploitiren, aber der gesunde, rechtliche Sinn des Volks erkannte gleich das Rechte, es schloß sich innig seiner Regierung an, ging thätig in alle ihre Maßregeln ein, so daß der Radikalismus schnell sank, um sich so bald wohl nicht zu seinem vorigen Stand zu erheben. Die Regierung hatte in diesen Tagen der Gefahr mehr als je Gelegenheit, sich durch kluge Maßregeln und würdige Haltung in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu zeigen, und sie fand dagegen überall Ergebenheit, Gehorsam, Vertrauen und Dank.

Republiken sinken und gehen zu Grund, wenn ihnen der reine, warme Bürgersinn, die hingebende Thätigkeit der Einwohner fehlt und diese nur an persönlichen Interessen, an Genuß, Bequemlichkeit, Erwerb oder Gewinn denken, nicht aber an's Vaterland und das, was ihm Noth thut. Dieser materielle Egoismus war bei unsern jungen Leuten in Nachahmung des Nachbarlandes sehr herrschend geworden und gab dem Land für die Zukunft eine traurige Aussicht. Die Oktobertage haben den bessern Sinn mächtig, wenn auch nicht bleibend aufgeregt, und neue Hingebung an's Vaterland ist an die Stelle der ehemaligen Kälte und Gleichgültigkeit getreten, ja die jungen Genfer scheinen eingesehen zu haben, daß es noch etwas Besseres und Bleibenderes gibt, als Pariser Art und Pariser Genüsse. Das Land hat seine wahren Freunde kennen lernen, auf die es in der Stunde der Gefahr rechnen kann. Besonders trat in dieser Beziehung das Waadland echt brüderlich auf, denn gleich in den ersten Tagen kamen von da die bündigsten Anerbietungen zu Hülfe in der Noth, wiewohl Waad selbst seine Grenzen zu hüten hatte. Später traten auch Bern, Freiburg und Wallis in ähnlichem Sinn auf, nicht aber Neufchatel. Der König von Sardinien erklärte ohne Haß und Nachtragen für 1834, daß sein Land, besonders das nahe Savoyen, den Genfern, die bei dringender Gefahr etwa dahin fliehen wollten, ohne alle Formalitäten von Päßen und Donanen offen stehen solle.

Genf ist das jüngste und mit Zug das kleinste Kettenglied der Schweizerconföderation. Andere Cantone haben es lange der Unzuverläßigkeit und der Hingebung an französisches Interesse, wenigstens der Hinneigung nach Frankreich beschuldigt, auch im Fall der Noth keines schweizerischen Aufschwungs fähig gehalten. Davon ist nun das Gegentheil bewiesen, und das kleine Genf muß jetzt zu den wenigen Bundesgliedern gerechnet werden, die sich im Interesse des Gesammtvaterlandes würdig, männlich und im antiken Schweizersinn gezeigt haben. Seine und Waads Haltung beim ersten Anschein der Gefahr hat auch wesentlich zu der ganz neuen, achtungswerthen Stellung beigetragen, welche die Schweiz gegen Frankreich errungen und die ihr wieder das freundschaftliche Vertrauen aller übrigen Staaten gewonnen hat.

Der Genfer See war immer eine der Lieblingsstellen der Civilisation im Mittelalter, in der Reformation, die großentheils von hier ausging, und auch später. In der neuern und neuesten Zeit lebten ausgezeichnete Geister, hochstehende Männer und Frauen an diesem reizenden Becken, sie bewohnten gern und lange

Dies Lemanland, von heiterm Schmuck umrungen,
Den hellen Hort voll Lust und Glanz und Licht,
Dem See, den Strom, die Berge all', dies blühende Gedicht,
Das die Natur in süßer Lust gesungen.

Jetzt hat dieser See eine neue Zierde. Es leben da zwei kleine Völker, welche Hand in Hand männlich standen gegen den drohenden, übermächtigen Nachbar, und nun wieder friedlich und freundlich, aber im Geistigen wetteifernd neben einander wohnen in ihrer schönen, blau umflutheten, gletscherbegrenzten Heimath.

Dr. Chr. Müller.

Digitized by Google

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Ein anderes höchst denkwürdiges Kunstwerk befindet sich in der Sakristei. Es ist das mit elfenbeinernem Schnitzwerk belleidete Antipentium des Altars. Auf einer Fläche von fünf Fuß Länge und drittehalb Höhe sind, durch schmale Holzrähmchen geschieden, Historien des alten und neuen Testaments abgebildet: die erstern in den zwölf horizontalen Fächern, von denen sechs auf jeder Seite, die letztern in achtzehn vertikalen. Jedes dieser Bildchen ist auf einer Elfenbeintafel, welche wiederum in zwei Unterabtheilungen zerfällt, dergestalt daß der Cyklus aus sechzig verschiedenen Darstellungen besteht. Der Styl ist edel einfach gehalten, und naiv, ohne deßhalb trocken zu werden; mehrere Figuren sind sogar höchst anmuthig. Die Rähmchen, welche die Tafeln scheiden, umfassen die Medaillons der zwölf Apostel. Die Einfassung des Antipentiums zeigt gleichfalls von Elfenbein geschnitzte Arabesken und Festons. Spuren von ähnlicher Verzierung sind am Fuße des jetzt verkleideten Altarblattes zu finden. Nach der Symbolik, welche in mehreren jener Bilder sichtbar ist, zu urtheilen, dürfte das Kunstwerk in eine frühere Epoche fallen, eine Vermuthung, welche die Vollendung, mit welcher es ausgeführt ist, wieder zu nichte macht. Keinesfalls durfte es später als in das vierzehnte Jahrhundert zu setzen seyn. Auskunft habe ich wenigstens in Salerno von Niemanden über jenen Altar erhalten können.

Ich bestieg die alte Guiskardburg, welche, auf hohen Felsen gethürmt, Salern überragt. Einer der jetzt beliebtesten Wegweiser durch Italien, der so weit auch ganz praktisch seyn könnte, inwiefern seine Angaben nur wahr wären, schwärmt für die mit Palmen und Orangenbäumen bedeckte Umgegend, welche er vom Kastell aus erblicken will. Gesetzt auch, der feurige Kalabreser Wein habe die Sinne des wackern Mannes dermaßen bethört, daß er Alles doppelt schaute, so hätte er dennoch auf dem Salernitaner Weichbilde nur vier Palmen ausfindig machen können. Ich wenigstens entdeckte mit nüchternen Augen ihrer nur zwei, und zwar überaus schöne, schlanke, weitverzweigte. Eben so beschränken sich die Orangenbäume lediglich auf die in Gärten gezogenen, obwohl es deren nicht wenige gibt. Doch bedarf es solcher poetischer Lizenzen, welche nur dazu dienen, den Enttäuschten in die Opposition zu drängen, keineswegs, um sich von dem Zauber, welcher die Gegend umschwebt, fesseln zu lassen. Die Felsen sind fast überall bis auf die Spitzen mit alten Oelbäumen bedeckt, und diese entfalten sich hier mit einer Kühnheit und Originalität, wie höchstens in den Oliveti von Tivoli. Cactus und Aloe wuchern mit Myrthenstauden frei auf Mauern und Zacken, und Granatenbäume tragen ihre schwersten Aepfel stolz zur Schau. Ich dächte, es genüge schon an der bloßen Wahrheit, um einen ehrlichen Nordländer zu befriedigen.

Amphitheatralisch liegt Salern zu Füßen des Kastells; linker Hand ziehen sich die kalabresischen Berge mit ihren wunderlichen Umrissen in blauer, duftiger Ferne bis an das Meer, zur Rechten und aufwärts von den Klippen der duo fratelli das sonderbare Häusergewimmel von Vietri und der angrenzenden Dorfschaften. Auf dem höchsten Gipfel, einem Schwalbennest gleich in den Felsen gebaut, liegt, der Stadt zugewandt, ein Nonnenkloster. Die Aussicht von oben muß entzückend seyn, erblickt man es doch auf dem Wege nach Pästum schon in einer Entfernung von zehn Miglien. Mir aber erschien es Mißbrauch meiner Füße, wenn ich meine Besugniß, die Leiter an das Höchste anzulegen, dis auf jene Zelle ausdehnte. Das Meer lag so still, spiegelklar und innig blau vor mir, die goldene Sonnenbrücke, welche sich über den Golf spannte, glühte so purpurn, daß ich nicht das mindeste Begehren nach irgend einer Steigerung verspürte.

In der Frühe des folgenden Tags verließ ich Salerno. Die Gebirge, welche es umklaftern, sind von einer Originalität der Formen, wie ich sie kaum im Canton Wallis wieder gefunden habe. Einzelne Warten und Burgen, von denen Castell San Leonardo die schönste ist, winkten von den Zacken herab; die Berglehnen sind bis oben bebaut und ihre Thäler die Wiege freundlicher Dörfer. Allmählig weichen aber die Berge zur Linken zurück, die Ortschaften werden sparsamer und hören zulezt mit Battipaglia ganz auf, zugleich auch die Weinlaubfestons, die Maulbeerbäume. Das Feld ist noch bebaut, und weite, mit dörrendem Mais bedeckte Felder dehnen sich in trauriger Einförmigkeit längs der Straße hin. Schwanke, mit Stroh gedeckte Gerüste stehen in ihrer Mitte: sie dienen dem Arbeiter, welcher es ängstlich vermeidet, auf der mit Fieberlust geschwängerten Erde zu schlafen, als Ruhestätte. Hin und wieder wachsen noch Hecken von Cactus zu riesiger Höhe in der Nähe von einzelnen weißen Meiereien. Die Gegend nimmt den einförmigen Charakter der zwischen Rom und Civita vecchia liegenden an; sie ist nur noch öder, menschenleerer, schweigsamer, als die Wüstenei der Campagna.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Fortsetzung.)

Sittenverderbniß.

Eine andere betrübende Seite des hiesigen Volkslebens ist die, daß sich Unsittlichkeit, Laster aller Arten gerade unter

Digitized by Google

der Classe der Bevölkerung in einem wahrhaft erschreckenden Grade vermehren, die vermöge der ihr zu Theil gewordenen höhern Bildung der niedern Volksclasse zum Muster dienen sollte. Kaum durch die Confirmation in das größere Leben eingetreten, sieht man namentlich die männliche Jugend sich einer groben Genußsucht, ja einem Cynismus in die Arme werfen, wovor man sich entsetzen muß. Es würde einen jungen Mann völlig lächerlich machen, wenn er nicht den gröbsten sinnlichen Ausschweifungen fröhnte, nicht Alles mitmachte, was die Verderbtheit ersonnen hat, das Edelste, die Zeit, zu tödten. Nicht nur in allen Pavillons und an sonstigen Vergnügungsorten erblickt man Haufen noch unkräftiger Knaben mit der unerläßlichen Cigarre im Munde — diese ist das Attribut eines „gentlem'n" jungen Mannes — sondern sie werden auch schon an den verworfensten Orten erblickt. Nie hat man in frühterer Zeit so viel von betrügerischen Commis und Lehrlingen, ja von Lausburschen gehört, als jetzt; es wird kaum mehr darauf gedrt, daß dieser oder jener junge Mann aus guter Familie die Casse seines Principals beraubt oder die Eltern bestohlen habe. Dergleichen kommt zu häufig vor, als daß es noch Aufsehen erregen sollte. Will so ein junger Bursche sich dann gar nicht bessern, so wird er, reichlich mit Empfehlungsbriefen und Geld versehen, auf ein Schiff gesetzt und nach Amerika geschickt, das überhaupt der Abzug für alle europäischen unreinen Säfte zu seyn scheint, und dort kommt er entweder um, wenn man ihn in ein feindliches Clima bringt, oder man hört nichts weiter von ihm, wenn ihn nicht etwa das Glück besonders begünstigt und er zum gemachten Manne wird. Woher kommt aber dieses Uebel? Zunächst gewiß von der mangelhaften häuslichen Erziehung, von der groben Genußsucht, die man den Kindern gleichsam einimpft. Man läßt keine andern, keine höhern Sorgen in ihnen aufkommen, als leckre zu essen, sich „gentil" — dies ist der stehende Ausdruck der Gecken — zu kleiden und sich alle Tage zu vergnügen, und wo eine bessere Erziehung stattfindet, da führen jugendlicher Leichtsinn und böses Beispiel zum Verderben. Schrecklich ist auch noch die herzlose Kälte der heutigen Jugend, der Mangel an jeder Begeisterung, an jeder Poesie an ihr. Bei jedem Schritte trifft man auf unsäthige Philosophen, die bereits mit der Welt, mit ihren Anforderungen an das Leben und an sich selbst völlig fertig sind, die mit vornehmem Hohnlächeln aller Tugend, aller Religiosität, aller Sitte, aller geistigen Erhebung Hohn sprechen und dem gröbsten Cynismus laut das Wort reden. Man möchte schlafen gehen, um dies nicht mehr mit ansehen zu müssen. Gewiß hat die Lektüre, die man unbedachtsamerweise der Jugend gestattet, nicht geringen Einfluß auf die moralische Verderbniß, die man mit Schrecken an ihr wahrnimmt. Schon den Schulknaben wird das Lesen von Romanen gestattet; sie dürfen sich in irgend einer Leihbibliothek abonniren und nach dem Catalogue oder dem Rathe ihrer oft schon verdorbenen Freunde wählen. Die Romane von Paul de Kock, von Gustav Schilling, von Clauren u. s. w. werden ihnen ohne Bedenken in die Hände gegeben, und sind sie etwas älter und kecker geworden, so greifen sie zu noch schlimmern. In oft schöner, fließender Sprache wird ihnen die Tugend als lächerlich, das Laster als anmuthig geschildert, und nebenbei die vielleicht noch schlummernde Sinnlichkeit geweckt. Entnervt an Geist und Körper, vor der Zeit gereift, treten sie in das Leben ein und fassen dieses von vorne herein aus dem flachsten, prosaischsten Gesichtspunkte auf. Welche Oede, welche Gatten, welche Väter können aus solchen Jünglingen werden! — Mag das Uebel anderer Orten auch noch so groß seyn, hier ist es gewiß größer, als irgendwo. Man übertreibt gewiß nicht, wenn man die Behauptung aufstellt, unsere Jugend kenne kein höheres Glück, als das rein materieller Genüsse, und kein furchtbareres Unglück, keine Schande, als nicht schwelgen zu dürfen und arm zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Florenz, November.

(Fortsetzung.)

Seidenweberei.

Der Seidenbau ist eine altberühmte Quelle des florentinischen Wohlstandes. Die Zunft der Seidenwirker (Arte della seta, nach der Gegend der Stadt, wo die Magazine waren, auch di porta S. Maria genannt) soll 1225 zusammengetreten seyn. Der Sage gemäß gab der Fußboden des Baptisteriums, mit seinen kunstreich eingelegten Marmorarbeiten, den Seidenwebern die ersten Muster. Die Statuten dieser Innung sind von 1555. Die Cultur des Maulbeerbaums ward zu Anfang des 15ten Jahrhunderts eingeführt. Vorher kam die rohe Seide aus dem Auslande. Während die Wollenweberei sank, hob die verwandte Kunst sich immer höher. Um 1470 soll Florenz fünfzig Seidenhandlungen gezählt haben. Kurze Zeit vor dem Untergange der Republik (1526) gibt der venetianische Gesandte Marco Foscari das dadurch in Umlauf gesetzte Capital auf eine Million Goldgulden an. Der röstanische Handel sank während der Mediceischen Herrschaft und war in einigen Zweigen fast völlig vernichtet; aber die Seidenweberei behielt noch immer eine gewisse Bedeutung, und nahm dann wieder zu unter der Lothringisch-Habsburgischen Dynastie. In den letzten Jahren vor 1795 wurden jährlich gegen 255.000 Pfund roher Seide im Großherzogthum verarbeitet, 185.000 Pf. Seidenzeuge im Auslande verkauft und über eine Million Scudi gewonnen. Aber Florenz mußte jetzt andern Ländern einen großen Theil des Ruhms, wie des Gewinns abtreten, namentlich an Frankreich, wo zu Lyon die Florentiner sich im 15ten Jahrhundert schaarenweise niedergelassen, nachdem sie dort schon früher viele Comptoirs gehabt. Die Lyoner Manufakturen trugen in Hinsicht der Schönheit und Kunstfertigkeit in der Fabrikation der façonnirten Seidenzeuge bei weitem den Preis davon. Wurde auch in Florenz kein Fortschritt gemacht, so bewahrte doch der glatte schwarze Seidenstoff (man nennt sie Lustrini) noch immer seinen Ruf als der schönste und dauerhafteste. Nirgends färbt man schwarz wie hier; alle französischen Zeuge schillern daneben in's Blaue. Bleibt man dieser Ruhm unbenommen, so ist auch andererseits ein bedeutender Aufschwung bemerklich. Vorerst begann man auf die Raupe und die Cocons mehr Sorgfalt zu verwenden, sodann wurde der Maulbeerbaum der Philippinen (Morus multicaulis) eingeführt, der vortrefflich fortkommt. Ein wackerer Geistlicher, der Ab. Lambruschini zu Figline, welchem Erziehungswesen, wie Agricultur gleich viel verdanken, machte sich das mentlich um diesen Zweig verdient. Die jetzige jährliche Production der Seide in Toskana übersteigt zwei Millionen Pfund Cocons, welche gegen 200.000 Pf. Seidengarn geben. Die beste Seide kommt aus dem obern Arnethal. Die freie Ausfuhr der Seide gezogen ist erlaubt, und bei ihrer vorzüglichen Güte wird von auswärts so viel weggeholt, daß die hiesigen Seidenwirker nicht im Lande selbst ihren Bedarf erhalten können, und sich zum Theil der levantinischen, namentlich der Mestuskseide, und der geringern Sorte von Brussa in Anatolien zu bedienen genöthigt sind. Von manchen Seiten ist daher schon gerathen worden, die Ausfuhr durch einen Zoll zu erschweren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 28. November 1838.

Hors de Paris, la grande ville,
Tout est triste, gauche, stérile,
Et d'un gothique accoutrement;
Tous ces provinciaux ignares,
Qui s'avisent d'être contents,
Sont bien à plaindre, bien bizarres.

Gressel.

Marines.

Pontoise im Juni 1838.

Marines, drei Stunden von Pontoise, auf dem Wege von Paris nach Gisors, ist ein Dorf von etwa 1500 Einwohnern. Geschichtlich Merkwürdiges weiß ich von demselben nichts zu erzählen; ebenso wenig zeichnet sich dasselbe durch seine Lage, seine Bauwerke oder sonst etwas aus. — Ich hatte manche Stadt, groß und klein, in Frankreich besucht, und es kam mir daher ein Empfehlungsbrief an einen Arzt in Marines ganz gelegen, da ich durch denselben das Mittel erhielt, auch einmal ein paar Tage in einem Dorfe zu verleben.

Alle Straßen in Frankreich führen nach Paris, das wie eine gewaltige Spinne in einer Ecke des großen Landes sitzt und seine Fäden nach allen Richtungen auswirft. Es gehen täglich drei, vier Diligencen durch Marines und Pontoise nach Paris oder nach Gisors und Dieppe, aber deßwegen glaube man ja nicht, daß es ein Leichtes sey, von Marines nach Paris oder auch nur nach Pontoise, oder von Pontoise nach Marines zu kommen. Sehr oft sind in Paris, oder in Gisors, oder Dieppe alle Plätze der Diligence belegt worden, und dann muß die kleine Reise aufgeschoben oder zu Fuße unternommen werden. Ich war ein paar Mal in die Nothwendigkeit versetzt, mich dieser letztern Gelegenheit zu bedienen, um ein gegebenes Versprechen zu halten. Es ist dieser Umstand bedeutender, als man auf den ersten Augenblick glauben könnte, denn er ist die Hauptursache der Isolirung aller kleinen Provinzialstädte, und um so mehr aller Dörfer in Frankreich. Alle sind mehr oder weniger auf Paris angewiesen, und je näher man der Hauptstadt, dem Sitze der furchtbaren Kreuzspinne, kommt, desto größer ist ihr Einfluß, ihre Anziehungskraft. Diese Isolirung aller Oertlichkeiten in den Provinzen ist eine Folge der Uebercentralisation, und nachdem diese einmal hergestellt war, die Ursache der politischen Nichtigkeit der Provinzen. Wenn man die Folgen dieser Gestaltung der Dinge gehörig würdigt, so wird vieles klar, was ohne dies ein Räthsel bleibt. So erklärt dieselbe z. B. die Mehrzahl aller Deputirtenwahlen. Nur sehr selten und nur in größern Städten, die wieder eine Art Centrum bilden, werden mitunter Leute, die in diesen Städten leben und wohnen, zu Deputirten gewählt; in fast allen kleinern Städten fällt dagegen die Wahl stets auf einen Pariser, auf einen dortigen Advokaten, Bankier, hohen Beamten oder einen Aide de camp du roi etc. Es ist dies nicht gerade Folge eines Mangels an tüchtigen Männern in der Provinz; denn fast jede kleinere Stadt, viele Dörfer selbst würden oft ziemlich

Digitized by Google

sicher denjenigen, den sie durch ihre Stimme zum Deputirten machen, nicht würdig finden, ihren Maire oder Adjunkt zu ersetzen, wenn sie ihn so gut kennten, wie diese. Durch die Isolirung der Provinzialstädte und der Dörfer kommt es, daß die Bewohner meist nicht ahnen, wie gerade im Nachbardorfe, im Nachbarstädtchen, ein Mann lebt, der sie würdig und unabhängig vertreten könnte. Jede einzelne Lokalität hat mitunter ihren eigenen Candidaten, und gerade diese Menge von Candidaten sichert dann am Ende den Erfolg demjenigen, der von der Regierung empfohlen und somit von allen Maires und Adjunkten, vom Herrn Souspräfekten, dem procureur du roi und den Gensdarmen, die allein in den verschiedenen Lokalitäten in Verbindung stehen und eine geschlossene Phalanx bilden, unterstützt wird. Ich lobe mir die Beiwagen in Deutschland, und wenn solche einmal in Frankreich auf jeder Poststation zu haben sind, so prophezeihe ich eine kleine, halbradikale Socialreform; vielleicht sind die Eisenbahnen berufen, dieselbe einzuleiten, da sie in jedem Dorfe oder wenigstens in jedem Städtchen, das sie berühren, eine Art Centrum für die Umgegend bilden werden.

Als das lief mir durch den Kopf, als ich zu Fuß von Pontoise nach Marines ging, wo morgen ein Jahrmarkt stattfinden sollte. Ich din ein Freund von dergleichen, und versäume keine Gelegenheit, einem Volksfeste beizuwohnen.

Als ich mich dem Dorfe näherte, hörte ich eine Trommel und Lärm und Jubelrufe. Die Nationalgarde oder ein Marktschreier, dachte ich. In dem Dorfe angekommen, sah ich aber, daß der Tambour in Hemdsermeln vor einer Schaar halbtrunkener Bauernburschen einherzog, die heute durch das Loos zu Soldaten bestimmt worden waren. Sie sangen und jubelten, als ob sie wundergluͤcklich gewesen waͤren. Bald begegnete ich einer zweiten Schaar, den Burschen eines andern Dorfes. Alle hatten die von ihnen gezogenen Nummern mit langen seidenen Schleifen an den Hut befestigt und gingen in dem Dorfe von Kneipe zu Kneipe, bis spät Abends, wo die Rüstigern die weniger Bein- und Kopffesten nach Hause schleppten. Diejenigen, die eine unglückliche Nummer gezogen, waren die tollsten bei dem Feste und versteckten ihren Gram hinter der Außenseite der ausgelassensten Lust. Alles ganz wie bei uns.

Die Revision der Rekruten führt den Präfekten, den Sousprafekten, einen Obristen, einen höhern Militärarzt und noch mehrere andere Civil- und Militärbeamte in's Dorf. Die Dorfautoritäten ziehen daher an diesem Tage den Sonntagsrock an und der Maire gibt ein Essen zum Besten, dem der Präfekt oder wenigstens der Sousprafekt beiwohnt. Der Präfekt macht jährlich einmal eine solche Rundreise in allen Cantonsorten, und darauf beschränken sich meist die nähern und direkten Berührungen des höchsten Beamten des Departements mit den Gemeindebeamten. Alles bis in's Kleinste ist in Frankreich nach dem Muster von Paris eingerichtet, und wie dort ein Minister, ohne sein Bureau zu verlassen, über die Angelegenheiten des Landes entscheidet, so ist der Präfekt der kleine Pascha seiner Provinz, die er überdies sehr oft nur vom Hörensagen kennt, da er, so oft er einmal in seiner Departementsresidenz nicht nothwendig ist, schnell nach Paris reist, wo er viel höhere Angelegenheiten als die seiner Untergebenen, d. h. seine eigenen, zu betreiben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Zahlreiche Büffelheerden sind über die weite Ebene verstreut. Bis an den Hals in eine der Lachen versenkt, um Schutz vor den Insekten zu suchen, oder regungslos die Hörner auf den Nacken zurückgelegt und stundenlang, mit dummsalschem Blick vor sich hinstierend, sind diese unschönen Thiere die recht eigentliche Staffage jener tristen Gegend. Und auch der Hirt scheint von der stumpfen Trägheit seiner Heerde angesteckt. Ohne seine Stellung zu ändern, ohne einen Fuß zu bewegen, und langsam nur den Hals wendend, schaut der Landmann, auf seinen lanzenförmigen Stab gestützt, dem Vorübergehenden schläfrig nach. Die sengende Glut der Sonne löst die Glieder und macht auch die geringste Bewegung zur Pein. Im sonderbaren Contrast mit der armseligen Nacktheit jener Strecken, wachsen hier und dort Eriken zu Baumes Höhe auf, auch grüne Myrten und Lorbeerbecken in uppiger Fülle; unmittelbar darauf versinkt aber die Natur, wie erschlafft von jener außergewöhnlichen Anstrengung, wieder in ihre frühere Abspannung. Nur meilenfern von den Eden Italiens, von Vietri, Atrani, Amalfi, glaubt man sich in einen fremden Welttheil versetzt.

Die gelben, trüben Fluthen des Sale haben die Bogen der Brücke gesprengt. Eine Fähre (scafa del Barrizzo) unterhält jetzt die Verbindung mit dem jenseitigen Ufer. Die violettblauen Höhenzüge fangen allmählig wieder an, sich dem Meere zu nähern, und Dorfschaften wagen es von Neuem, sich auf ihren Abhängen anzusiedeln. Ein schwacher Lebensschimmer regt sich auf der Landstraße und verkündet die Nähe bewohnter Regionen.

Digitized by Google

Bauern mit ihren spitzen, grauen Hüten und schwarzbraunen Gesichtern, deren Bildung die Nähe Aeetras, der Heimath Pulzinells, verkündet, mit Sandalen von Ziegenfellen und entblößten Knien ziehen, jeder mit seinem Karabiner über der Schulter, des Weges. Gefesselte Briganten werden im Triumpf von Gensdarmen und Landmiliz eskortirt; sie waren die Beute einer seit vierzehn Tagen gegen die Lodri unternommenen Expedition. Nach zwei andern Wochen dürfte es sich treffen, daß die Eskorte die Rollen mit den Eskortirten wechselte; denn was den moralischen Unterschied zwischen beiden belangt, so beträgt er keine Dreiersemmel an Werth. Ein Bettelmönch hat sich auch in diese Gegend verirrt und den Aermsten den letzten Bissen entführt; Almosen heischende Weiber und Kinder umdringen den Wagen; ungeduldig schweift der Blick über die fieberbleichen Jammerbilder hin: da wachsen graue Felsklosse aus dem Boden, das Licht schimmert durch ihre Wände; es sind Säulen, sind Tempel — es ist Pästum, welches vor mir liegt.

Schön und bezeichnend sagt Jean Paul von Dahore, daß in seiner Seele alle kleinlichen, irdischen Gedanken versunken und nur die großen und erhabenen übrig geblieben seyen, so wie in Egypten nur noch die Tempel und Pyramiden, nicht aber die Wohnungen ihrer Erbauer der Zerstörung entgangen. Pästum ist ein Dahore unter den Städten. Der Eindruck, welchen es macht, ist allgewaltig und unauslöschlich. Ein Blick überfliegt dies Städteskelett, das Mammuthgerippe seiner drei Tempel, seiner cyklopischen Mauer. Die drei, vier Häuser, welche sich in die Riesentrümmer eingenistet haben, verschwinden vor der Größe der alten Mäler, und man gewahrt sie nur, um sie wieder fort zu wünschen. Das stattlichste derselben gehört dem Cavaliere Paletti, dem Besitzer der größern Hälfte des Pästaner Gebiets. Er hat den Versuch gemacht, seiner Heimath wenigstens einen Theil ihres alten Glanzes und Ruhmes wieder zuzuwenden, den ihrer Rosen. In seinem Garten blühen die schönsten. Sie sollen von ganz eigenthümlicher Schönheit seyn und einen besonders lieblichen Duft haben. Ich war nicht in der Rosenzeit in Pesto und bekam, wie so oft im Leben, nur die Dornen zu schauen.

Pästum ist ein Bisthum. Das arme bischöfliche hors d'oeuvres muß der in seinem Sitz herrschenden Fieber halber die Hälfte des Jahrs hindurch in dem auf den Bergen liegenden Cappaci hausen. Von seinem ganzen Stabe war nur der Sakristan zurückgeblieben, welcher mich fieberschauernd und zähneklappend unter den Ruinen herumführte und den Cicerone der Pästaner Wunder machte. Die Kirche selber mit ihren übertünchten, aus dem Tempio romano gestohlenen Säulen von rosso antico konnte ich nicht zu sehen bekommen. Die in die Außenwände eingemauerten Säulen, das Amphitheater, welches, gleich dem Theaterfragment, ein wüstes, von Dornen und Unkraut überwachsenes Trümmergewirr bildet, sind kaum des Hinblicks würdig. Nur noch ein Thor ist völlig erhalten, und gleich der umgebenden Mauer von riesigen Werkstücken aufgethürmt. Blickt man auf sie und die noch stehenden Tempel, so kann man kaum begreifen, wie die Sarazenen es möglich machen konnten, eine solche Stadt so fast spurlos zu vertilgen.

Die Tempel selber sind tausendmal gezeichnet, gemalt, in Kupfer gestochen worden. Es existirt in Pästum keine Hohlkehle, mit deren Entdeckung Architekten und Antiquare noch zu beglücken wären. Aber tief im Schooß der Erde ruhenden Schätze werden vielleicht noch Jahrhunderte hindurch schlummern, oder bis es irgend einem Regenten beliebt, das räthselhafte Verbot, Nachgrabungen anzustellen, wieder aufzuheben. Ist es doch sogar verwehrt, die den Neptunstempel umgebenden, wohlerhaltenen unterirdischen Gänge zu verfolgen. Gilt demzufolge die Reise nach Pästum lediglich der Sehnsucht, die Wissenschaft zu bereichern, so ertheile ich dem Reisenden den wohlgemeinten Rath, sich mit der Anschauung der in den neapolitanischen Studien befindlichen phellaplastischen Modelle zu begnügen; gelüstet es ihn dagegen, das in kleinlichen, verkrüppelten Bauwerchen eingeschrumpfte Herz, der Rose von Jericho gleich, einmal wieder unter wahrhaft großen Denkmälern aufblühen zu lassen, dann gehe er nach Sizilien, oder doch wenigstens nach Pästum, und lasse sich von dem Zauber fesseln, welcher die Tempel und vor allen den des Neptun umweht. Von Roms Ruinen ist das Colosseum die einzige, welche den Pästanern an idealer Größe vielleicht gleich kommt, von den Neapolitanern nicht eine.

Der Cerestempel ist eine verkleinerte Copie von dem des Neptun, die Basilika eine spätere, etwas karrikirte Nachahmung. Die Entasis der Säulen, die Wulste der Kapitäler zeugen durch ihre ausschweifenden Dimensionen für die spätere Erbauung und beginnende Verkrüppelung des Geschmacks. Das Auge eilt wieder und immer wieder auf die herrliche Halle des Neptun zurück, auf die edel einfache Größe der dorischen Säulen, auf die würdigen Stufen, auf den gigantischen Architrav. Brombeerstauden und Feigenbäume schlingen ihre Ranken wild um die dunkeln, braunen Säulenstämme. Das dunkelgrüne Meer, der transparenteste Lasur des Himmels bilden die Folie des einzig schönen Bildes. Als Staffage drängen sich Bettelbuben, welche die am Torre del Mare ausgekratzten Statuetten, Masken und Thränenkrüge von Thon dem Fremden zum Kauf anbieten, in den Vordergrund. Ihre Waare hat wenigstens die

Digitized by Google

wesentlichen Vorzüge der Echtheit und Wohlfeilheit vor denen der römischen und neapolitanischen Antikenkrämer.

Eben so sicher, als auf jene unermüdlichen Quäralanten, kann man in Pästum auf reisende Engländer rechnen. Eine ganze Familie war mir vorausgeeilt, und hatte bereits vor meiner Ankunft in dem Neptunstempel ihr Quartier aufgeschlagen. Der Vater rannte mit glühendem Eifer in der Halle auf und nieder, um sich die Dimensionen durch die Zahl seiner Schritte zu versinnlichen, verzählte sich, und begann dann scheltend seinen Dauerlauf auf's Neue. Die beiden Mißes saßen bereits hinter ihren Tischen fest und fixirten mit Macht. Die Mistreß heftete ein wachsames Auge auf die Dienerschaft, welche das kolossale, von Salern aus mitgenommene Frühstück auspackte. Der ältere Master wiegte die beiden Daumen in den Armlöchern der Weste und gähnte unverholen, während der jüngere sich für die bei Antiquitätenforschungen unvermeidliche Langeweile durch den Genuß eines Hühnerfrikasees entschädigte.

Tragischer endete vor einigen Jahren die Wallfahrt eines englischen Ehepaars nach Pästum. Ein Schuß tödtete beide. Der Führer zeigte mir im Vorbeigehen den Versteck, von welchem aus der Brigant gezielt hatte. Er erzählte mir ferner, wie vor einem halben Jahrhundert ein anderer Engländer das verwilderte Pästum in einem Walde von Lorbeer- und Feigenbäumen durch Zufall entdeckt, wie er das Gebüsch habe ausrotten lassen und Italien so mit seinem edelsten Kleinode beschenkt habe. Engländer sind ein integrirender Theil Italiens, ein Volk im Volke, unvermeidlich von der Villa der Königin Caroline an bis zu dem Castell von Malta. Und so möge denn die dankbare Erinnerung an jenen ehrenhaften Entdecker meine Nachfolger mit so manchem Humorverderber und Preisverdeurer jener wanderlustigen Nation, welche seit Jahrhunderten Helperien zu ihrem parlour erkoren hat, wiederum aussöhnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, November.

(Beschluß.)

Neubauten. Schulwesen. Gewerbsausstellung. Theater.

Außer dem bereits Angeführten beschäftigen das hiesige Publikum auch noch einige Neubauten. Der Grundriß der neuen Börse ist jetzt da und findet seine Lobredner und Tadler, wie sich erwarten ließ. Gewiß ist indessen, daß man den Platz dazu nicht gut gewählt hat und leicht einen bessern hätte wählen können. Sie wird die neue Börse in den Winkel, wohin sie zu stehen kommt, und unringt von schmutzigen, engen und krummen Gassen, der Stadt zur Zierde gereichen, man müßte denn ganze Häuserreihen wegreißen. Höchst unpassend, und zwar mit Recht, ist man auch mit dem neuen Schulgebäude auf dem Dompflatze. Einen seltsamern, buntern und unschicklichern Bau hat die neuere Baukunst wohl kaum aufzuweisen, und dabei ist der Platz, wenn auch nicht schlecht gewählt, doch schlecht benutzt worden, indem man von keiner Seite eine freie Aussicht des Baus gewinnen kann; vielleicht geschah dies aber in der Absicht, die Fehler desselben möglichst zu verdecken. Mir steht freilich kein Kunsturtheil zu; allein wenn ich das, was hier geleistet worden, mit dem vergleiche, was ich in andern großen Städten gesehen, so darf ich wohl behaupten, nichts Schlechteres in der Art gesehen zu haben. Unser Bau- und Monumentenunsinn ist übrigens ja schon weltberühmt.

Von einer Umwandlung unsers Schulwesens, die allem Anschein nach doch wohl höchst nöthig, wenn nicht gar nothwendig wäre, verlautet wenig oder gar nichts mehr; sollte der Plan dazu vielleicht eingeschlafen oder man, Privatvortheile beachtend, auf anscheinend unübersteigliche Hindernisse gestoßen sein? Eine Auskunft hierüber wird von Denkenden und Menschenfreunden gewiß sehr gewünscht, da es wohl keine wichtigere Angelegenheit geben kann.

Als einen erfreulichen Fortschritt darf man die Gewerbesausstellung betrachten, die von einigen patriotisch gesinnten, trefflichen Männern veranstaltet worden ist und schon seit einigen Jahren besteht. Zwar sind dies nur noch Anfänge; allein der Segen wird nicht ausbleiben. Eine Blumen- und Früchteausstellung, worauf sich das Publikum gefreut hatte, mußte in diesem Sommer unterbleiben, weil die überaus ungünstige Witterung die höhere Cultur der schönen Kinder der Flora durchaus vereitelte. Die Blumencultur hat übrigens hier eine Höhe erreicht, wovon man in andern Städten Deutschlands, selbst in den südlichsten, keinen Begriff hat. Das Schönste aller Zonen wird hier in Prachtexemplaren in den Gärten und vor den Fenstern gezogen, und wer nur irgend reich ist, hat sein Treibhaus und einen geschickten Gärtner. Dies ist ein erfreuliches Zeichen, daß der Schönheitssinn der Hamburger, der sonst sehr darnieder liegt, endlich zu erwachen beginnt. In den ärmlichsten Häusern und Buden, ja sogar vor den Fenstern der traurigen Kellerwohnungen erblickt man Blumen, was auf den Fremden einen höchst angenehmen Eindruck macht. Die Cultur der Früchte, namentlich aber der Gemüse, läßt Alles hinter sich zurück, was ich bisher gesehen habe; selbst der Wein wird in frühen Sorten dem ungünstigen Clima abgetrotzt, und fast jedes Laubhaus ist mit üppigen Reben umsponnen.

Auf der Bühne gab es wenig Neues; die gefeierte Taglioni tanzte hier und nach ihr Lucile Grahn aus Kopenhagen; Beide ernteten stürmischen Beifall — und Geld. Weit lieber hätte ich mich an dem Meisterspiel einer Sophie Schröder, eines Ludwig Löwe und einer Stich-Crelinger ergötzt, als an den Sprüngen und graziösen Verrenkungen einer Taglioni, die, beiläufig gesagt, in dem schönen Dogaren einen solchen Enthusiasmus erregte, daß man mir dort mit Freuden erzählte, man habe ihr zu Ehren alle Schiffe flaggen lassen und ich weiß nicht was noch sonst für Thorheiten begangen. Dies ist es, wofür unsere armselige Jugend sich jetzt noch zu begeistern vermag!

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 29. November 1838.

Jam vitulos hortare, viamque insiste domandi,
Dum faciles animi juvenum, dum mobilis aetas.
Virgil.

Indiscretion.

Bruchstück eines Romans.

Den 15ten Juni 1837.

Hier bin ich, mein Freund, seit vorgestern, entzückt von einer liebenswürdigen Cousine, geärgert, gefoltert von der übrigen Hausgenossenschaft, und am meisten von mir selbst. Zwar hatte ich Momente, wo ich ganz wohl mit mir zufrieden war, weil man mit mir zufrieden schien; aber ich fühle es nur allzugut, daß ich vergeblich die Wirbel zu einer Stimmung schraube, die mein Wesen nimmermehr halten kann; es ist mir klar, zum kleinen Krieg, wie er in der Gesellschaft zwischen den beiden Geschlechtern zierlich und gemessen nach ungeschriebenen Regeln geführt wird, muß man frühzeitig erzogen seyn, und durch keine Geistesstraft, durch keine noch so feste Richtung des Willens werden diese Künste improvisirt. Du weißt, ich bin in dieser Beziehung so ziemlich aufgewachsen wie der Baum im Walde. Wohl erinnere ich mich noch der sparsamen Versuche meiner guten Mutter, mich zur feinen Lebensart zu dressiren, und wie viel Verdruß und Herzensangst sie mir machten. Wir kamen des Jahres ein paar Mal in die Stadt zu der Frau Pathin. Zehnmal unterwegs mußte ich hören, daß ich neulich der Frau Pathin wieder nicht die Hand geküßt; jetzt sey es aber hohe Zeit, die knabenhafte Flegelei auszuziehen, und man versehe sich zu mir, daß ich diesmal das Wahrzeichen einer anständigen Erziehung unweigerlich zur Anschauung bringen werde. Noch auf der Treppe erhielt ich die letzten Vermahnungen und Instruktionen; zitternd, aber mit dem festen Entschluß, das Kunststück zu wagen, trat ich vor die gefürchtete Frau, beugte mich über die freundlich dargebotene Rechte; aber eine unsichtbare Gewalt hielt meinen starren Kopf in der Schwebe, und niemals haben meine Lippen die schmale, weiße Hand berührt.

Ich bin in den entscheidenden Jugendjahren viel zu wenig mit Weibern höherer Art umgegangen. Du weißt es, die Sitten unserer Provinz bringen es mit sich, daß man in der Bildung, welche der junge Mann durch das Weib in der Gesellschaft erhalten soll, überhaupt etwas zurück ist. Wird bei uns ein blöder Junge nicht gewaltsam in die Bewegung hineingestoßen, so läßt man ihn zur Seite stehen und er nimmt demüthig die Comparsenrolle an, die man ihm im täglichen Possenspiel der Gesellschaft zuertheilt. So erging es mir, und ich dachte und fühlte eben nicht viel dabei, bis die erste Leidenschaft mich die Unvollkommenheit meiner Natur aufs Bitterste empfinden ließ. Jetzt nagten Neid und Eifersucht an

Digitized by Google

meinem ehrgeizigen Herzen, und der fruchtlose Kampf zwischen meinen erwachten Seelenkräften und der ungebrochenen Sprödigkeit meines Wesens bereitete mir Qualen, deren Andenken ich ungern zurückrufe. Namentlich haben ein paar Junker in unserm kleinen Cirkel einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und noch heute überkommt mich zuweilen jenes alte Gefühl, ein Gemisch von Neid und Verachtung, wenn ich einer Figur der Art begegne. Ich fühlte mich in Allem, was den künftigen Mann macht, weit über sie erhaben, und über das Corallenhalsband der geselligen Dressur, das sie gleichsam noch um die Hälse trugen, konnte ich zu Zeiten herzlich lachen; aber sobald wir Weibern gegenüber waren, verkehrte sich meine Sieghaftigkeit zur tiefsten Demüthigung. Ich sah mit Aerger und Verwunderung, wie die Biegungen und Wendungen, die muntern Fragen, die artigen Worte, die kleinen Dienstleistungen der flachen Bursche mit dem graziösesten Lächeln aufgenommen wurden, und wie sich das Gespräch oft an weniger als nichts so leicht und anmuthig fortleitete. That ich mir einmal Gewalt an und versuchte eines jener Stücke, so mußte ich bemerken, daß meine Galanterie vielmehr befremdete als ansprach, und die Fußhörner meiner Artigkeit zogen sich erschrocken und beschämt zurück. Wie oft, wenn mich alle Sinne und Gefühle einer lieblichen Erscheinung mächtig entgegenzogen und die unselige Scheu mir Fuß und Zunge lähmte, fragte ich mich mit Erbitterung: ist es denn so schwer, sich jenen reizenden, seltsam bethörenden Wesen zu nahen, und ihnen angenehm zu seyn, und zum Lohn die süßesten Empfindungen zurückzuempfangen? ist es so schwer, das Spiel, wobei sich freundlich Blick in Blick taucht, die heitern Worte sich kreuzen, und der männliche Geist mit dem weiblichen sich im anmuthig bezeugten Tanze verschlingt? — Ach! ich war entsetzlich unschuldig; ich hatte keinen Begriff von der Gesellschaft, von den Weibern, von mir selbst. Ich hatte keine Ahnung, daß der zuvorkommende und ablehnende, schmeichelnde und neckische, complimentirende und medisirende Ton des Umgangs ein Niveau ist, das conventionell die natürliche Ungleichheit unter den Menschen erträglich machen soll, eine geistige Linie, zu der sich die einen herablassen, während sich die Mehrzahl dazu hinaufexercirt. Was wußte ich armer, unbresster Junge, daß man in den Sphären des Anstands und des guten Tons nur mit Scheingeld bezahlt und sich wohl hütet, das Gold des Geistes und des Herzens zu verschleudern! Ich wollte mich selbst ausgeben und mit Willen nichts sagen, wobei sich nicht ungefähr etwas denken ließe; ich wußte nicht, daß das Improvisiren in der schönen Welt so mißlich ist als auf einem Hoftheater. Ich hätte gerne den weiblichen Gegenständen meiner Huldigung Blumen gereicht, frische, mit dem Thau der Empfindung besprengte Blumen: ich wußte nicht, daß man nur Gedanken und Gefühle ausspielt, welche aufgetrocknet im Herbarium der Sitte und des Anstands liegen.

So wie ich damals den Begriff von Artigkeit und Bonton faßte, mußten meine Versuche in dieser Equilibristik sehr originell und darum höchst albern ausfallen. Ich fühlte dies täglich nur zu deutlich an der Art, wie meine Complimente, und wie die meiner gewandteren Gespielen aufgenommen und erwidert wurden. So lernte ich allmählig Formen verachten, welche ich je erträglich zu reproduciren verzweifelte. Der Aerger über mich selbst und diese Puppenwelt fand in dem mir angebornen Hang zum Spott den willkommensten Bundesgenossen. Je mehr mit meiner fortschreitenden Entwicklung die blöde Scheu wenigstens im körperlichen Ausdruck sich verlor, desto mehr kam ich, mir völlig unbewußt, in einen höhnenden, persiflirenden, rücksichtslosen Ton hinein. Meine Bewegungen und Aeußerungen wurden nach und nach weniger eckigt, freier, fließender; aber niemals konnte ich einer Dame die Rose eines Compliments überreichen, ohne sie mit den Dornen in die Finger zu stechen und dafür unsanft auf die meinigen geschlagen zu werden. Brachte ich eine Artigkeit vor, welche in barocker oder paradoxer Form eine recht zierliche Pointe barg, so mußte ich meist den Schmerz erleben, daß man die Pointe nicht gefühlt und den artigen Scherz oberflächlich als Plattheit aufgefaßt hatte; und gibt es eine albernere Situation als die eines Menschen, dem es Noth thäte, daß er zur Rettung seiner Ehre seinen eigenen Witz explicirte? Wohl machte ich mir jetzt nichts mehr daraus, eine schöne Hand zu küssen oder einen Handschuh nach den Regeln der Kunst zu apportiren; aber alle meine sadionablen Geberden, jedes artige Wort in meinem Munde erhielt den Anstrich der Parodie. Kaum zwanzig Jahre alt, stand ich, der weichste, gefühlvollste Mensch, allgemein im Rufe eines höhnischen, verstandesstolzen Charakters, vor dessen Berührung die meisten weiblichen Sensitiven erschrocken ihre Blätter zusammenklappten.

In meiner Natur herrscht ein seltsamer Zwiespalt: ein bitter scharfes Wesen neben dem weichsten Gefühl. Dieses ist stumm, jenes ist beredt und im Ausdruck zu prägnant, als daß die Gefühlsleere Glauben fände, wenn sie sich einmal hervorkehrt. Ich weiß nicht, wie viel frühe, ernstliche Gewöhnung an die Conventionen der Gesellschaft dahin gewirkt hätte, jenen Widerspruch einigermaßen zu versöhnen, jene Schärfe zu stumpfen und der Empfindung einen Conductor zu geben, der sie in andere, der sie namentlich in weibliche Gemüther erwünscht überleitete. Aber so viel ist gewiß, als ich, wie man es nennt, eigentlich in die Welt trat, waren jene frühen Eindrücke nicht mehr zu verwischen, und ich ringe vergeblich nach dem Gleichgewicht in einem Elemente,

Digitized by Google

in welchem meine Umgebungen sich so sicher und behaglich schaukeln, wie der Fisch im Wasser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Marines.

(Fortsetzung.)

Nach Marines, neun bis zehn Stunden von Paris, kommt den ganzen Sommer über kein einziges Buch, wenn nicht der Zufall ein solches dort Schiffbruch leiden läßt. Nur während des Winters kömmt ein dortiger Spezereihändler ein Hundert alter Romane aus Pontoise kommen, die dann ausgeliehen werden und von Hand zu Hand gehen, bis sie bei Frühlings Anfang wieder den Rückweg in ihre Heimath antreten. Die Regierung glaubte durch die wohlfeile Presse die theure tödten zu können; daß dies nicht gelungen, ist bekannt. Man findet jetzt selbst in den Dorfkneipen meist eines der Blätter zu vierzig Franken. So wurden die Bauern durch die wohlfeile Presse halbwegs an's Zeitungslesen gewöhnt, und das ist das ganze Resultat jener seinen Spekulation des Monsieur Girardin und Consorten, und sobald die wohlfeilen Journale, die jährlich 100,000 Fr. und mehr Zuschuß fordern, ausbören, werden die armen Dorfwirthe ihren einmal an eine Zeitung gewöhnten Gästen nothgedrungen ein theures Journal vorlegen müssen. Es ist eine böse Sache, den Geist der Zeit bekämpfen zu wollen, anstatt ihn zu lenken, ihm einen Damm entgegenstellen zu wollen, anstatt ihm ein Flußbett zu graben. Diese Blätter und die Romane des Herrn Spezereihändlers sind die ganze geistige Nahrung aller deren, die in Marines das Bedürfniß einer solchen fühlen. Ich spreche nicht von den dünngesäeten Privatbibliotheken Einzelner, in denen manches gute alte Buch seyn kann, an das sich aber, eben weil es alt und oft gelesen ist, nur die Würmer wagen.

Man sollte glauben, eine solche Gestaltung der Dinge müßte die höher Gebildeten enger verbinden. Aber auch das ist selten der Fall in Dörfern, und fast überall wird man unter den zehn, zwölf Familien, die nicht zu den Bauern gehören — dem Herrn Maire, den Herrn Notaren, Doktoren, Steuereinnehmer und Friedensrichter — Zerwürfnisse finden, die das Zusammenleben unmöglich machen. In Marines fehlt wenigstens der Rahmen nicht, wenn einmal Romeo und Julie ihr Trauerspiel wiederholen wollen.

Der Jahrmarkt von Marines glich bis gegen Nachmittag allen Dorfjahrmärkten; Krambuden, Lotterien, Marktschreier, Orgeln, ein Herkules du Nord und ein Wachsfigurencabinett hatten sich auch hier eingestellt. Gegen drei Uhr Nachmittags aber nahm der Markt einen eigenen Charakter an. An dem äußersten Ende des Dorfes, der Gensdarmerie gegenüber, ist ein kleiner, unregelmäßiger Platz. An der einen Seite dieses Platzes waren Schaaren von Schweinen, groß und klein, aufgestellt, und die Käufer und Verkäufer gingen unter denselben umher und tadelten und lobten die Waare. Neben den Schweinen wurde eine Menge junger und alter Esel zum Verkaufe ausgeboten, und neben diesen standen ein paar hundert Kälber. Und die Schweine, die Esel und die Kälber, und die Käufer und Verkäufer grunzten, schrien, blöckten, sprachen, schwuren und fluchten durcheinander.

Diesen belebten Scenen gegenüber zeigte sich eine andere nicht weniger charakteristische. Wohl hundert junge, frische Bauerndirnen waren hier versammelt und boten sich selbst oder ließen sich durch ihre Verwandten ausbieten. Sie waren feil, nicht zum verkaufen, sondern zum vermiethen. Am Ende kommt darauf nicht viel an. Der Markt war ein Menschenmarkt. Das charakteristische Merkmal der zu vermiethenden Bauerndirnen war ein Körbchen, das sie am Arme trugen, und die Herren Pächter und Pächterinnen gehen unter den sich Ausstellenden wie unter den Schweinen umher, sehen sich die Waare an, messen sie vom Kopfe bis zum Fuße, und ich wunderte mich beinahe, daß sie dieselbe nicht betasteten. In der Mitte der Straße standen die Knechte, Fuhrleute, Schäfer, Pflüger, Dresscher, die von fünf, sechs Stunden in der Runde hier zusammengekommen waren, um sich ebenfalls auszubieten. Die Fuhrknechte und Pflüger hatten meist ihre Peitsche, die Schäfer ihren Hirtenstab, die Dresscher ihren Flegel in der Hand.

In der Normandie sah ich einmal einen ähnlichen Menschenmarkt und glaubte, daß sich diese Sitte auf die Normandie beschränke. Hier in Marines hörte ich, daß sich dieser Brauch in der ganzen Picardie und in dem Soissonnais ebenfalls bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Die Civilisation konnte denselben noch nicht zerstören, wenn sie auch die Brutalität, die sonst diesen Markt charakterisirte, gemäßigt hat. Vor fünfzig Jahren noch versuchte man öffentlich die Kraft der Mägde und Knechte, ließ sie schwere Laden aufheben und dieselben hin und her tragen, oder wie die Pferde eine Strecke weit auf und ablaufen.

Wie Alles, so hat auch dieser Brauch seine zwei Seiten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß in einem Lande, wo ein solcher Markt stattfinden kann, wo man einem Knechte oder einer Magd auf ihr Gesicht hin Treue und Glauben schenkt und sie auf offenem Markte miethet, immer noch ein hoher Grad von Aufrichtigkeit vorhanden

Digitized by Google

seyn muß, was um so klarer wird, wenn man bedenkt, wie oft man in den größern Städten trotz aller möglichen Nachfrage am Ende einen Dienstboten erhält, der unser Vertrauen bei der nächsten Gelegenheit mißbraucht. Ein solcher Markt ist nur bei einem nicht ganz verdorbenen Volke möglich. Und wirklich herrscht unter den Bauern dieser Gegend noch viel Treue und Glauben, wenigstens da, wo der Bauer dem Bauern, oder solchen, mit denen er täglich umgeht, gegenübertritt. Sie sind im Allgemeinen bieder und redlich, wenn sie glauben, mit Biedermännern zu thun zu haben. Den Städtern gegenüber sind sie dagegen oft streng und stolz, und bieten alle List auf, um nicht betrogen zu werden, was dann oft zum entgegengesetzten Resultate führt, d. h., der Bauer betrügt den Städter.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, November.

(Fortsetzung.)

Industrie. Ackerbaugesellschaft.

Die Spekulationen in roher Seide haben in neuester Zeit den Preis derselben in Italien so steigen machen, daß die Fabrikanten sich in offenbarem Nachtheil befinden. Da der größte Theil der Fabrikate nach Amerika geht, so litt auch dieser Handelszweig bedeutend durch die große dortige Geldkrisis. Man zählt in Florenz gegen 5200 Webstühle. Mit der Vermehrung des Absatzes hält die Vervollkommnung der Fabrikation Schritt. Neben den glatten Seidenzeugen werden nun auch mehrfarbige damaszirte Stoffe und Brocate von bemerkenswerther Schönheit, so wie mit Gold und Silber durchwebte geliefert. Die Farben namentlich sind so rein, wie dauerhaft, und man verwendet große Sorgfalt auf die Gewinnung derselben aus vegetabilischen Substanzen. Zugleich werden schöne Sammtzeuge gearbeitet. Die im vorigen Sommer veranstaltete Industrieausstellung (von welcher noch die Rede seyn wird) wies zahlreiche Proben dieses wiedererwachten Kunstfleißes auf.

Blicken wir auf die Fabrikation von Wollenzeugen, so ist diese weit davon entfernt, gleich günstige Resultate aufzuweisen. Zur Zeit Gio. Villani's zählte man in Florenz über 200 Kaufleuden der Wollenwebergunft; gegen 30.000 Arbeiter waren in diesem Manufakturen beschäftigt, aus denen 70 — 80.000 Stücke Tuch zum Betrag von 1.200.000 Goldgulden hervorgingen. Im Jahr 1527 zählte man noch etwa 23.000 Stück, im 17ten Jahrhundert kaum 3000. Neben der eigentlichen Arte della Lana bestand noch die Arte di Calimara; diese beschäftigte sich mit der Färbung und Zubereitung der rohen Wollenstoffe, die man von außen her, aus England, den Niederlanden u. s. w., nach Florenz sandte, und die von dort völlig fertig nach allen Gegenden versandt wurden. Auf solche Weise war die Stadt das Centrum dieses Handelszweigs. Aber schon im 15ten Jahrhundert nahm diese Thätigkeit ab; theils, weil die Ausfuhr des unfertigen Tuches anderwärts verboten wurde, mehr aber noch, weil jene Länder sich die Kunst der Florentiner selbst zu eigen machten. — Nachdem lange Zeit die Tuchmanufakturen ganz null waren, beginnen sie sich wieder zu heben. Es fehlt indeß viel daran, daß man mit den Fabrikaten Englands, Frankreichs, Belgiens und der preußischen Rheinprovinzen auch nur im Entferntesten wetteifern könnte. — Die Papierfabriken nehmen bedeutend zu. Die ansehnlichsten sind in Pescia und zu San Marcello im Gebirge von Pistoja, wo man gegenwärtig die englischen Methoden einführt. Man hat aber nicht auf diese gewartet, um den Stempel „Bath" auf toskanisches Papier zu setzen, wodurch indeß schwerlich Jemand getäuscht wird. Die Zahl der Fabriken beläuft sich auf 47, mit 108 Kufen. Sie liefern jährlich im Durchschnitt Papier für zwei Millionen Lire, wovon ein Theil nach der Levante und nach Amerika geht. — Von den übrigen kleinern Zweigen des Gewerbfleißes zu reden, den Mosaik-, Leder-, Porzellanmanufakturen u. A., würde mich zu weit führen. Im Vorbeigehen nenne ich noch die immer sehr bedeutenden Strohhutfabriken, deren Produkte an Schönheit noch in keinem andern Lande übertroffen werden sind. Ein großer Theil derselben geht nach den Vereinigten Staaten. Ueber die toskanischen Bergwerke und ihre Benutzung ein Wort zu sagen, findet sich wohl ein andermal Gelegenheit.

Toskana war das Land, welches um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dem gesammten Italien in den Bestrebungen zur Vervollkommnung des Ackerbaus vorangieng, namentlich durch die Gründung der Accademia dei Georgofili. Klein waren die Anfänge dieses, später und besonders jetzt so einflußreichen Instituts. Im Jahr 1753 wurde es gestiftet von dem Abt von Fiesole, Don Ubaldo Montelatici (geb. 1692, gest. 1770), welcher erst den Gouverneur Grafen von Richecourt, dann auf einer Reise nach Wien auch den Kaiser Franz I. für seinen Plan zu interessiren wußte. Er hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen; der allgemeine Einwurf war, die Kunst des Landbaus beschränke sich auf die Praxis, und Toskana könne nicht besser cultivirt werden, als bereits der Fall sey. Don Ubaldo ließ sich indeß nicht irre machen, und seine Ackerbaugesellschaft machte bald von sich reden. Ihre gegenwärtige Gestaltung erhielt sie unter der Regierung Peter Leopolds, der sie zu einem Staatsinstitut erhob, ein jährliches Einkommen, Lokale für Sitzungen und Bibliothek und den alten botanischen Garten der eingeschlafenen Societa botanica ihr bewilligte. Zugleich wurde der Kreis der Thätigkeit erweitert, und Alles hineingezogen, was mit den ökonomischen Wissenschaften im weitesten Sinne in Verbindung stand. Der erste Band der Verhandlungen erschien 1793; eine neue Reihe begann 1818, von welcher fünfzehn Bände erschienen sind. Im Jahr 1827 ward das Giornale agrario gegründet, dessen Herausgabe von Mitgliedern der Akademie geleitet wird. Beide Publikationen, die Verhandlungen und das Journal, obgleich unabhängig von einander, gehen Hand in Hand, und es ist erfreulich, zu sehen, wie das Interesse unter allen Ständen sich fortwährend mehrt. Beide haben eine außergewöhnliche Verbreitung gefunden. Toskana selbst ist der Brennpunkt, in welchem die verschiedenen Bestrebungen sich centralisiren. Nicht die Vervollkommnung des Landbaus allein, alles Uebrige, was das Land betrifft, kommt zur Sprache. Die monatlichen Sitzungen der Akademie, zu denen Jeder zugelassen wird, sind sehr bemerkenswerth. Der nicht geringen Zahl talentvoller und kenntnißreicher Männer, welche das Großherzogthum die Seinen nennt, ist hier Gelegenheit gegeben, sich mit Freimuth auszusprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Kunblatt Nr. 96 u. Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 30. November 1838.

Dans le salon aux cris d'un discordent archet
Quel ballet enchanteur! Des flots de poussière
Aux danseurs suffoqués masquent la lumière.

Anonyme.

Marines.

(Beschluß.)

Immer aber ist dieser Markt ein Menschenmarkt, und dieser Gedanke beherrschte bald in mir alle andern. Jeder Blick, mit dem der Pächter seine zukünftige Magd maß, that mir im Herzen wehe, und nur die demüthige Stellung der Dirnen, sobald sie sich beobachtet glaubten, verlegte mich noch tiefer. Einer meiner Freunde, der lange in den französischen Colonien gewohnt hatte, brachte, als er nach Frankreich kam, einen Neger mit, der auf französischem Boden durch das Gesetz seine Freiheit erhielt. So oft ihm sein Herr sagte, daß er, wie die übrigen französischen Dienstboten, frei sey, lachte er laut und behauptete, man wolle sich über ihn lustig machen, da er vor wie nach (er war Koch) den Kuchendienst versehen, die Magd die Stube kehren und der Knecht die Pferde putzen müsse. „Wenn Sie wollen, daß ich mich frei fühlen soll, so geben Sie mir so viel, als ich zum Leben brauche, ohne mich zu zwingen, für Sie zu arbeiten. Erst dann werde ich glauben, daß Sie sich nicht über mich lustig machen, so oft Sie von Freiheit sprechen.“ Die Logik des Negers mag seinen Herrn oft genug in Verlegenheit gesetzt haben. Der Vogel in der Luft, das Thier des Waldes genügt sich selbst, und nur der Mensch hat das gräßliche Privilegium, Herr oder Knecht zu seyn. Und ich weiß nicht, ob dieser oder jener, ob der, der dienen, oder der, der sich bedienen lassen muß, mehr Mitleiden verdient. So viel aber ist nicht zweifelhaft, daß die Dienstboten immer seltener, immer theurer werden, und es wird die Zeit kommen, wo jeder arm und reich genug ist, sich selbst zu bedienen und bedienen zu müssen.

Am Abende krönte ein Ball das Fest. Wenn ich sage ein Ball, so will das heißen, zwei Bälle. Marines hat nur fünfzehnhundert Einwohner, und fast alle ohne Ausnahme sind, was die Franzosen prolétaires nennen, d. h. sie leben von dem, was sie im Schweiße ihres Angesichts verdienen. Das aber verhindert die guten Leute nicht, sich in Classen abzutheilen. Die Arbeiter, Knechte und Mägde tanzten auf einem freien Platze vor der Kirche, und wahrlich, man muß sehr tanzlustig seyn, um sich mit einem solchen Tanzboden zu begnügen; denn dieser hatte seine Berge und Hügel und Thäler so gut wie die Schweiz, nur etwas kleiner. Aber trotz dem, und trotz einer furchtbaren Katzenmusik von zwei Violinen und einer Clarinette, tanzten oder stolperten die frohen Gäste ihre Avant deux Berg auf und Berg ab, obgleich bei jedem Contretanz wenigstens ein Paar hinstürzte. Der zweite Ball war in einer Art Saal,

Digitized by Google

der einer Scheune nichts nachgab. Hier tanzten die Pächter und Pächterinnen, die Krämer und Krämerinnen u. s. w.; die Honoratioren du pays aber, der Herr Notar und die Frau Notacin, der Herr Doktor und die Frau Doktorin, der Herr Huissier und die Madame Huissière u. s. w. sahen meist von oben herab zu, denn sie hielten es unter ihrer Würde, sich unter das Volk zu mischen.

Daß die Franzosen genügsame Menschen sind, glaubt Jeder gerne, der sie eine ganze Nacht einen und denselben Tanz dreißig, vierzig Mal wiederholen sieht. In ihrer Genügsamkeit aber sind die Bewohner der Paris näher liegenden Landestheile so plaisirsüchtig als möglich. Die elendeste Musik, ein Tanzboden, auf dem man ohne zu stolpern kaum gehen kann, genügen ihnen, um eine ganze Nacht, bis an den hellen Tag, wie besessen sich dem Plaisir des Tanzes hinzugeben. Hier merkt man besonders den Unterschied, der zwischen den ernsten, gesetzten und unterjochten Normannen und den leichten, lustigen und lustigen Bewohnern der Isle de France und des französischen Verin stattfindet. Der Normanne tanzt nur sehr selten, in den Dörfern um Paris dagegen versammelt sich alle Sonn- und Festtage Jung und Alt, wenn nicht gar zu alt, auf einem offenen Platze zum Tanze, der dann bis in die späte Nacht fortdauert.

Die Frau eines meiner Freunde stand nahe auf der Grenze, wo die Tänzerinnen keine Tänzer mehr finden; ich mußte nolens volens mich ihr widmen, und — sie hatte mich ohne Umstände dazu aufgefordert — mehr als billig und recht, mit ihr tanzen und prisen; sie fröhnte diesem edeln Genuß, den ich mir selbst nur als savant allemand erlaube. Des andern Tages sollte ein zweiter Ball stattfinden; aber ich hatte an dem ersten genug und schätzte mich im Andenken aller der Tänze und Prisen von gestern glücklich, als ich in der durchfahrenden Diligence von Gisors einen Platz nach Pontoise fand.

Indiscretion.

(Fortsetzung.)

Friedrich, du warst mein Nebenmann beim Marsche durch dieses Leben, auf dem es für uns bald Mittag werden will. Du weißt, ob ich mir eine Täuschung mache über das Verhältniß zwischen Mann und Weib, wie es sich einmal in unserer Kultur gestaltet hat. Die Politik eines Mannes, der sich je nach seinem Charakter einem weiblichen Kreise angenehm machen will, liegt so klar vor mir; aber ich könnte eher eine Stunde darüber sprechen, als sie eine Viertelstunde ohne Anstoß üben. Ich komme mir im Umgang vor wie ein Kunstkenner, der recht gut weiß, was zu einem guten Gemälde gehört und nicht gehört, der aber selbst den Pinsel nicht führen kann, oder, wenn er es versucht, abscheuliche Kleckse macht. — Der ganze galante und elegante Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern besteht am Ende in einem Wechselspiel der weiblichen und der männlichen Eitelkeit, die beide gleich unbegrenzt, aber sehr verschiedenen Inhalts sind. Jedes Geschlecht dringt in den Umgang zahlreiche Voraussetzungen seiner Eigenliebe mit; die allererste Regel besteht nun darin, diese anspruchsvollen Lügen wie Wahrheiten hinzunehmen, die gar keines Beweises bedürfen, und der plumpste Mißgriff ist, an diesen Axiomen zu rütteln und ihnen ihre wahren Namen beizulegen. Und sieh, dieses verbindliche Bejahen von tausend Lügen, dieses lächelnde Beifallnicken bei zahllosen Albernheiten, diese kinderleichte Kunst ist es, in der ich der kläglichste Stümper bin und bleibe.

Bin ich unter Weibern und will recht artig seyn und habe eine Welle meine Sache recht passabel gemacht, so kommt der Geist des Widerspruchs über mich, daß ich die Kartenhäuser der weiblichen Selbstgefälligkeit umblase und Lecke in die Fahrzeuge haue, auf denen sie, die Segel hochgeschwellt vom Winde der Eitelkeit, lustig einherfahren. Im Kunstgarten der feinen Sitte hat Alles, Begriff, Gefühl, Empfindung, Leidenschaft, verschiedene Titel, nur nie den wahren. Was verschlägt es mir nun, wenn ich die Zwergtanne Pisang und das Gänseblümchen Lilie taufen höre? Ich laß mie's auch oft lange gefallen, aber ehe ich es mir verjehe, habe ich so einem Modezierge wächs gleichsam seinen Linnéschen Namen angehängt und ein zartes Vergißmeinnicht, das man mir präsentirt, unerträglich pedantisch als Mäuseohr angesprochen.

Meine Umgebungen zu Hause haben sich längst an dieses mein Wesen gewöhnt und nehmen mir's nicht übel, weil meine Ausfälle als bloße Distractionen, ohne Bosheit und Absichtlichkeit erschienen; und mit der Nachsicht, deren ich genoß, habe ich mich ganz gemächlich in meine Charakterschwäche hineingelebt. Aber hier, fern von der Heimath, Louisens anspruchsvoller Mutter und der ganzen eleganten Sippschaft gegenüber, habe ich alle Ursache, mich steeng zu bewachen und sorgfältig die galvanische Batterie meiner Rücksichtslosigkeit zu verbergen. Hier habe ich denn auch meiner Natur streng den Spiegel vorgehalten, und was herausblickte, war die dir wohl bekannte, nichts weniger als liebenswürdige Figur, welche nirgends hinpaßt, als in das deutsche Lustspiel, wenn es ein deutsches Lustspiel gäbe.

Als die reizende Cousine im verflossenen Jahr uns besuchte, konntest du dich überzeugen, ob ich ein Thor war, wenn ich mir schmeichelte, einigen Eindruck auf

Digitized by Google

sie gemacht zu haben, und wenn ich jetzt, als Vetter aus Schwaben, voll Hoffnung die weite Reise unternahm, um die nie gesehene Tante kennen zu lernen und die Trancheen zu meinem Glück zu eröffnen. Ich wußte von der Schwester meines Vaters nichts, als daß sie als die Wittwe eines höhern Beamten, mit dem vornehmen Anstrich der modernen, sich selbst adelnden Aristokratie, in ganz guten Verhältnissen lebe und, wie man es nennt, ein Haus mache. Ich wiegte mich unterwegs in den angenehmsten Träumen und Planen von unschuldiger List und sieghafter Galanterie. Ich malte einen Salon an die Decke des Eilwagens, spielte alle möglichen Situationen dramatisch durch, theilte mir selbst in allen eine äußerst liebenswürdige Rolle zu und sah mit Entzücken das beifällige, aufmunternde Lächeln auf Louisens schalkhaftem Munde. — Was wohl die Tante für ein „Faible" haben mag? Musik? o da kann ich mitsprechen! versteht ich doch rein nichts davon und habe somit kein musikalisches Gewissen! Alsbald parodirte ich bei mir den Jargon eines über die moderne Oper schwatzenden Theetisches und besprach, wie mir schien, äußerst glücklich die tiefe Bedeutung Bellinis und Donizettis. Aber halt! vielleicht ist die gute Dame etwas Rococo und schwärmt für die alte, die deutsche Musik: flugs beschwor ich Mozarts und Beethovens erhabene Gestalten und machte mich zum Herold, der in ihrem Namen jenen klingelnden und gurgelnden Dämonen ein Anathema zurief. Dieser Akt poetischer Gerechtigkeit ward am hellen Tage ein paar Posten hinter Nürnberg ausgeübt: ich mochte dabei sehr lebhaft, ja laut geworden seyn, denn ein helles Lachen der dicken Nürnbergerin mir gegenüber rüttelte mich auf, und als ich mich umsah, waren die Blicke aller Passagiere bedenklich auf mich gerichtet.

Ein andermal nahm ich die Literatur vor. Wird Aesthetik getrieben? wird vorgelesen? O weh! aber Courage! es kommt nur darauf an, daß man schnell die literarische Politöhe des Hauses mißt. Werden deutsche Taschenbücher aufrichtig bewundert, oder wird Tromlitz sein Recht angethan? Wie verhält sich dort Raupach zu Shakespeare? Liest man die Romane des jungen Deutschlands oder nährt man sich mit schwäbischer Lyrik? Sind die drei meuterischen Grazien, Rahel, Bettina und Madame Dudevant, Hausgötzen, oder besser, weiß man gar nichts von ihnen? Ich griff jede dieser Voraussetzungen auf, bildete darnach ein weibliches ästhetisches Phantom und suchte die Hunde meiner Einbildungskraft daran zu gewöhnen, damit sie die Gestalt, wenn sie ihnen im Leben begegnete, unangefochten passiren ließen.

Du lachst und denkst, wozu eben die trübseligen Selbstkenntnisse, wenn dieses Einstudiren etwas geholfen? Du meinst gewiß, ich sey mit der Thüre in's Haus gefallen? Nicht doch, aber allerdings ist es kaum drei Stunden, daß die Hunde beinahe eine unglückliche Dichterin zerrissen hätten, die ihnen unversehens in den Weg lief, und dies hat mich sehr nachdenklich gemacht. Doch höre!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben.

Von W.

Kinderleben.

Es gibt eine Art von Behaglichkeiten und Wohlgefühlen, wozu manche Menschen entweder von Natur kein Geschick, keine Empfänglichkeit, oder vom Leben keine Gelegenheit bekommen haben; von dergleichen sind wir eines anzuführen im Stande, welches sogar als Aberglauben in der Rockenphilosophie einen Platz gefunden. Mein Vater, ein Landedelmann von D., lebte ein Leben, wie der Pfäakenkönig Antinous; er erfreute sich im Besitze seines Hofes, seines Gartens und seiner Güter und erntete mit, wo er nicht gesäet hatte, wenn auch nur zum zehnten Theil. Uns Kindern ward der Zaum ziemlich straff angehalten, und nur dann und wann, wenn der benachbarte Pfarrherr einsprach und etwa einige seiner Jungen mitbrachte, war es gestattet, im Umkreise beider Väter durch Garten und Wald der poetischen Lizenz der Kindheit uns zu gebrauchen. Es ist mir noch wie heute, wie mein Vater mit dem Pastor unter'm schönsten Frühlingshimmel bei einem Apfelbäumchen stille stand, das, vor wenigen Jahren gepflanzt, heute voller Blüthen hing und rings umher sein Luftbereich mit Wohlgeruch erfüllte. Wir Kinder standen in einiger Entfernung und sahen an den beiden Männern hinauf, wie sie an den Blüthen so groß Gefallen trugen; uns hätten es müssen rothe Aepfel seyn. Aber wir wußten, daß in der Gartenlaube von des Vaters Tafel, die dem Gaste gesetzt war, manche Brosame auch an uns fallen würde; und überdies hatten wir einen ausgeschlagenen blauen Nachmittag vor und über uns, den heute kein graues Gewölk von Dinte und Schreibpapier umnebelte. Selbst der Hofhund, der gewöhnlich an seiner Kette hing, war freigelassen worden und wälzte sich im Grase. Damals habe ich an mir empfunden, wie es in der That eine glückliche Stunde ist, wenn sich ein Hund auf dem Rücken wälzt. *

Die Sinne.

Gefühl, Geschmack und Geruch sind subjektive Sinne, deren Mangel im Umgange lange nicht bemerkt wird. Dagegen Gesicht, Gehör und der sechste Sinn, die Sprache, sind zur Communikation gegeben und können,

* Rockenphilosophie Thl. 5 S. 500.

Digitized by Google

ohne so gleich in's Auge zu fallen, nicht entbehrt werden. Daher auch die compendiösen Kennwörter: blind, taub, stumm, während geschmacklos, gefühllos, geruchlos mühselige Flickereien sind, gleich als bekümmerten wir uns an Andern um diese Sinne wenig oder gar nichts.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, November.

(Beschluß.)

Ackerbaugesellschaft. Musterwirthschaft. Städtisches.

Eine Menge Gegenstände von Bedeutung wird auf diese Weise alltäglich von Verschiedenen beleuchtet. Ich kann hier nur auf Einzelnes aus den letzten Jahren aufmerksam machen, so auf die Geschichte der toskanischen Finanzen von A. Paselini, die Bemerkungen über das herrschende Ackerbausystem (die Mezzeria) vom Marquis Capponi, Peof. Capri und Abv. Salvagnoli, über die Vertheilung der Capitalien von Capponi, die Vorlesungen über den Unterricht der Kinder der ärmsten Classen von Lambruschini, über die Wiederbenutzung der einheimischen Bergwerke, namentlich in der Maremma, die zahlreichen Vorträge über den Seidenbau und die Pflege des Maulbeerbaums, nicht zu reden von den Arbeiten über einzelne Zweige der Agricultur und Agronomie, der Naturwissenschaften, der neuen Entdeckungen und ihrer Anwendbarkeit u. s. w. Durch Aufmunterung und Unterweisung hat diese Akademie schon Vieles erzielt und gewirkt, sowohl was die Landwirthschaft im Allgemeinen, als auch was den Weinbau betrifft, welcher in der neuesten Zeit in Toskana unendliche Fortschritte gemacht hat. Ein neuer Redner würde jetzt noch manchen Stoff für Lobgedichte finden. — Es ist nicht lange her, seit die Georgofili eine höchst anerkennungswerthe Veranstaltung getroffen haben, nämlich eine öffentliche Ausstellung der Industrieprodukte. Die erste Idee ging von dem thätigen Grafen Serristori aus, dem Verfasser der Statistica d'Italia, welcher ein in der schönsten Bedeutung des Worts philanthropisch gesinnter Mann genannt werden muß. Die Ausstellung fand im Juli d. J. statt und erregte, wie begreiflich, allgemeines Interesse. Von dem, was der Gewerbsfleiß des Landes hervorbringt, fand das Beste sich hier vereinigt, wenn auch in geringerer Menge als anderwärts, wo ich ähnliche Ausstellungen gesehen, doch immer bemerkenswerth, besonders wenn man bedenkt, daß es ein erster Versuch dieser Art war. Seiden- und Wollenzeuge, Papier, eingelegte Holzarbeiten (Intarsiaturen — einst in Florenz so berühmt und sonst), Metallarbeiten und Werkzeuge verschiedener Art u. s. w. waren die Hauptartikel.

Wird hier mit vereinten Kräften gearbeitet, so nimmt auf der andern Seite die Wirksamkeit eines Privatmanns die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich rede von dem landwirthschaftlichen Institut des Marquis Ridolfi zu Meleto im Elsathal. Schon seit mehreren Jahren hat der Genannte (früher Direktor der Münze in Florenz) all seine Zeit und Sorgfalt dieser Anstalt gewidmet, wo mit einem sogenannten Podere modello (Musterwirthschaft) eine Manufaktur vervollkommneter Ackerbauwerkzeuge und ein Institut zur Unterweisung junger Leute in den dem Landwesen nöthigen Kenntnissen sich vereinigt finden. Bis jetzt sind die Resultate völlig befriedigend gewesen; Details darüber pflegt das Giornale agrario in regelmäßigen Berichten mitzutheilen.

Zum ersten Male kam im verflossenen Jahr zu Meleto ein Verein aller derjenigen zu Stande, welche sich für die Zwecke des Instituts interessiren. Eine zweite Riunione agraria fand im künftigerangenen Monat September statt, und nahm ganz das Ansehen einer Nationalangelegenheit an. Die toskanischen Akademien sandten Abgeordnete hin, aus verschiedenen Ländern Italiens hatten Theilnehmende sich eingefunden. Im Ganzen waren über fünfhundert Personen versammelt. Die Arbeiten und deren Erzeugnisse wurden inspizirt, Preise für Ackerbau und Viehzucht vertheilt. Unter den neuen Werkzeugen fand besonders der vervollkommnete Pflug, wegen Verminderung der erforderlichen Zugkraft und Leichtigkeit der Führung, wie der Tiefe der Furche und der Umwühlung des Bodens, allgemeinen Beifall. Unter den neuen Culturgegenständen bemerkte man namentlich den Hopfen. Nebenbei gesagt, dieser wird immer wichtiger, je mehr man Bier braut. Wer hätte gedacht, daß der Italiener an diesem nordischen Getränk Geschmack finden würde! Und doch ist es so, und die üble Seite des Rauchens nimmt zu gleicher Zeit auf eine so entsetzliche Weise überhand, daß man sich in den Cafés genöthigt sieht, Nebenstuben für die Tabakliebhaber einzurichten, die denn auf dem besten Wege sind, schwarz und stinkend zu werden, wie deutsche Wirthsstuben. Im Café greco, der privilegirten Rauchhude zu Rom, pflegt man sich auf andere Weise: nur auf einer Seite des niedern, häßlichen Gewölbes darf geschmaucht werden. Man glaubt, auf der andern Seite bleibe so die Luft rein und athembar!

Auf solche Weise schreitet man wärter, unbig und festen Fußes, und ist des Gelingens sicherer, als bei jenen Spekulationen, die auf raschen Gewinn berechnet sind. Einige von diesen haben schon nicht den Erfolg gehabt, den man sich davon versprach. So ging's u. a. mit den Silberbergwerken bei Pietrasanta und mit den beiden Hängebrücken über den Arno bei Florenz, wobei die Aktionäre sehr schlechte Geschäfte machen sollen. Ich muß auch gestehen, daß ich selten einen Wagen darüber hinfahren sehe, wenn's nicht ist, um die reizende Aussicht zu genießen. Unterdessen haben sie dem geschickten Stempelschneider Fabris Veranlassung zu einer hübschen kleinen Medaille gegeben, und sind eine Zierde für den Fluß und seine Ufer. Florenz hat sechs Brücken; welche Stadt von ähnlichem Umfange kann sich dessen rühmen, und welche kann eine aufweisen, die der Trinitatbrücke an Schönheit gleichkäme? Das Projekt der Eisenbahn von hier nach Livorno scheint wirklich zur Ausführung zu reifen. Nachdem von hiesigen Sachverständigen die einleitenden Untersuchungen und Nivellirungen vorgenommen worden und, wie man hört, zu befriedigenden Resultaten geführt haben, hat man einen englischen Ingenieur verschrieben. Die definitive Conzession von Seiten der Regierung ist indeß noch nicht erfolgt. Abgesehen von der Mode, scheint das Unternehmen viele Chancen zu bieten: die Communikation ist außerordentlich lebhaft, das Terrain stellt keine bedeutenden Schwierigkeiten in den Weg, und Toskana besitzt in seinen überreichen Eisenminen auf Elba alle Hülfsmittel zu möglichster Kostenersparung bei der Ausführung. Bei alle dem hat der erste Eifer schon nachgelassen, und die Aktien, welche Anfangs sehr hoch standen, sind gewichen. Ungünstige commerzielle Verhältnisse tragen vielleicht dazu bei.

Rt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 282.
Das Druckpapier.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 121 u. Monatsreg. Novbr.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Zwei und dreißigster Jahrgang.

1838.

December.

Stuttgart und Tübingen,

im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund geleat und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das Kunstblatt bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Bergreise. 291.
Fragmente aus Italien. 293. 294. 295. 296. — 303. 304.
Venedig im October 1828. Von H. Stieglitz. 309.

Räthsel.

Apotheker. 288. — Der Wein. 300. — Der Kirchhof. 312.

Erzählungen.

Indiskretion. 288. 289. 290. — 292. 293. 294. 295. 296. 297.
Der Welt Lauf. 300 — 307.

Länder- und Völkerkunde.

Reise- und Lebensbilder, von Franz Freiherrn Gaudy. 281. 282.

Naturwissenschaftliches.

Technische Notizen. Von Dr. Nürnberger. 312. 313.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ferienwochen. 288. 289. 290.
Aus dem Leben, von W. 295. 299.
Die Passagen in Paris. 297 — 302.
Stettin und der dortige geistige musikalische Verkehr. 298. 299.
Mannigfaltigkeiten. Von J. W. Petersen. 301. 305. 306. 306. 308. 311.
Verschiedene Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken. 305 — 308.
Die Diamanten der Mademoiselle Mars. 307.
Kaiser Franz und der Oberst Pinon. 308 — 311.
Rheinfahrt. 310 — 313.

Korrespondenz.

Dresden. 288. 289. 290. — Prag. 289. 290. 291. 292. — Paris. 291. 292. 293. 294. — 305. 306. — 309. 310. 311. — Berlin. 294. 295. 296. — Livorno. 297. 298. — Lissabon. 299. 300. 301. 302. — Lausanne. 305. — Münster. 306. 307. 308. 309. 310. — Straßburg. 312. 313.

Kunst-Blatt.

Nro. 97.

Was ist Schönheit? (Beschluß.) — Archäologie. Gallus oder römische Scenen aus der Zeit Augusts. Von W. A. Becker. (Fortsetzung.) — Persönliches. — Nekrolog.

Nro. 98.

Einige Bemerkungen zu dem Aufsatze in Nr. 79, 80, 81 d. Kunstblatts: „Das Hermanns-Denkmal, ein Reisebericht.“ — Kunstausstellung in München 1828. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 99.

Kunstausstellung in München 1828. (Fortsetzung.) — Archäologie. Gallus oder römische Scenen aus der Zeit Augusts. (Beschluß.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Bauwerke.

Nro. 100.

Kassel, Ende Septembers. — Dritte Versammlung von Vorstandsmitgliedern der Kunstvereine. — Bauwerke. — Sculptur. — Erzguß. — Denkmäler. — Medaillenkunde.

Nro. 101.

Weimar, im November 1828. — Kassel, Ende Septembers. (Fortsetzung.) — Malerei. — Neue Stiche. — Kupferwerke.

Nro. 102.

Kassel, Ende Septembers. (Fortsetzung.) — Weimar, im November 1828. (Fortsetzung.) — Alterthümer und Ausgrabungen. — Persönliches. — Literatur.

Nro. 103.

Weimar, im November 1828. (Fortsetzung.) — Kassel, Ende Septembers. (Beschluß.) — Literatur. — Versteigerung u.

Digitized by Google

Nro. 101.

Nekrolog. Johann Friedrich Leybold, gest. in Wien den 15. Nov. 1858. — Weimar, im November 1858. (Beschluß.) — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Philosophie. 8) Dr. B. Bolzano's Wissenschaftslehre. — Versuch einer ausführlichen und größtentheils neuen Darstellung der Logik mit steter Rücksicht auf deren bisherige Bearbeiter. Herausgegeben von mehreren seiner Freunde. — Andachtsbuch. Erbauliche Parabeln von M. Christ. Scriver. Eine Auswahl von „Gottselig zufälligen Andachten.“

Nro. 123.

Philosophie. 9) Fundamentalphilosophie. Von Dr. K. Biedermann. — 10) Die Probleme von Grundlehren der allgemeinen Physik, von Professor Hartenstein. — 11) Die Grundsätze der Metaphysik, aus dem Nachlaß von Schaller dissen. — 12) Essais et fragments de philosophie et de theologie, publiés par plusieurs professeurs du séminaire protestant et de la faculté de théologie de Strasbourg. Tom I. — 13) Grundlage der universellen Philosophie von B. F. Trentowsky.

Nro. 124.

Philosophie. 14) Ansicht der Welt. Ein Versuch, die höchste Aufgabe der Philosophie zu thun. Von Dr. Michael Petsch. — 15) Philosophie. Versuche philosophischer Fortfungen in den Sprachen. Von Ph. W. von Henske. — 16) Der Mensch nach Leib, Seele und Geist. Anthropologie für gebildete Leser aus allen Ständen. Von J. Beraz. Erster Theil. — Länders und Völkerkunde. 1) Das Festland Australien. Nach den Quellen dargestellt von Meinicke. Zweiter Theil. — 2) Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch der Schulen. Von Dr. L. G. Blanc. 5te vermehrte Auflage. Drei Theile. — Geschichte. Erinnerungen aus der russischen Gefangenschaft 1812 und 1813, von einem ehmal. sächs. Offizier.

Nro. 125.

Philosophie. 17) Ueber das Wesen des Gefühls von Dr. W. Mönnich. — 18) Das selbstständige und reine Leben des Gefühls, als des Geistes ursprünglichen Urtheils ꝛc. Von Dr. Fr. Francke. — 19) Das Mitgefühl. Eine psychologische Skizze. Von Dr. C. Schmidt. — Literarische Nachlässe und Briefwechsel. Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur.

Nro. 126.

Schriften über Handel und Gewerbe. 1) Bericht an das englische Parlament über den Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz, von Dr. Joh. Bowring. Aus dem Engl. von Dr. H—e. — 2) Betrachtungen über den preußischen Zolltarif und deutsche Handelsinteressen, von H. J. Ossander. — 3) Die Maße und Gewichte der deutschen Zollvereinsstaaten und vieler anderer Länder und Handelsplätze in ihren gegenseitigen Verhältnissen. Von C. L. W. Adelf-ld. — 4) Theoretisch-praktisches Comptoirhandbuch nach Mac-Culloch, in alphabetischer Ordnung von L. R. Schmidt. — 5) Trigloite oder kaufmännisches Wörterbuch, Deutsch-Englisch-Französisch; enthaltend die technischen Ausdrücke des Handels ꝛc. von Dr. Flügel. — 6) Trigloit, or Commercial Dictionary English-French-German. Von demselben.

Nro. 127.

Schriften über Handel und Gewerbe. 7) Edward Baines d. j. Geschichte der Brittischen Baumwollenmanufaktur ꝛc. Aus dem Englischen frei bearbeitet von Prof. Dr. Bernoulli zu Basel. — 8) Ueber Maulbeerbaumzucht und Erziehung der Seidenraupen. Aus dem Deutsche übersetzt von F. L. Lindner. — 9) Vollständige Anleitung zur zweckmäßig n Behandlung des Seidenbaues von W. v. Tükt. 2te Auflage. — 10) Die neuesten Erfahrungen hinsichtlich des deutschen Seidenbaues. Von demselben. — 11) Das Taxationscollegium des alten Schmaucers Muff ꝛc. — 12) Taschenbuch für Thierärzte. Nach Berard von Marcanis und W. Hofpital. — 13) Lehrbuch der speziellen Technologie, vornehmlich zum Gebrauch auf Universitäten und höhern Lehranstalten. Nach dem jetzigen Zustande der Naturwissenschaften ꝛc., bearbeitet F. H. W. von Poppe. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. — 14) Ausführliche Welt-gewerbskunde oder allgemeine und besondere Technologie für alle Stände. Von demselben. — 15) Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen im Bereiche der Gewerbe ꝛc. Von demselben. — 16) Technologie für die Jugend beiderlei Geschlechts ꝛc. Von Dr. P. H. C. Just. 2te Auflage. — 17) Handelsgeographie und Handelsgeschichte der europäischen Staaten ꝛc. Von Dr. Nischwitz. — 18) Allgemeine Schiffsel zur kaufmännischen Korrespondenz von C. Courtin. 2te Aufl.

Nro. 128.

Sprachlehre. 1) Ueber Wortwurzeln und Wurzelwörter. Von Dr. W. B. Mönnich. — 2) Handwörterbuch der deutschen Sprache ꝛc. Nach den Grundsätzen seiner Sprachlehre von Dr. J. Chr. A. Heyse, ausgeführt von Dr. K. W. L. Heyse. — 3) Desselben ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. Neu bearbeitet von demselben. — 4) Kritisch-erklärendes Handwörterbuch der deutschen Sprache ꝛc. Von F. A. Weber. — 5) Kleines A.B.C.-Buch für Anfänger im Lesen und Schreiben. Von J. G. v. Quandt. — 6) Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Stylistik. Von Professor Herling.

Nro. 129.

Schriften von Gentz. Ausgewählte Schriften von Fr. von Gentz. Herausgegeben von Dr. Wilderich Weick. — Taschenbuch auf 1839. Alpenrosen. Herausgegeben von Fröhlich, Mackernagel und Hagenbach.

Nro. 130.

Lyrische Dichtkunst. Bijoux. Von J. G. Seidl. — Sprachlehre. 7) Nouveau dictionnaire français-allemand et allemand-français. Von J. F. Schaffer. — 8) Alphabetische Sammlung deutscher und französischer Redensarten zur Beförderung der Conversationssprache. Von Dr. J. van Laarsveldt. — 9) Die Präpositionen und Präpositionslocutionen der französischen Sprache, erklärt von J. F. L. Hempel. Erstes Heft. — 10) Grammatica linguae Italicae etc. — 11) Die Fibeln der neuhochdeutschen Schrift, dargestellt von Karl Widmann. — 12) Neue Reisen. Reisebilder. Gesammelt von Dr. J. Haller. Erstes Bändchen.

Nro. 131.

Schriften über Frankreich. 1) Die neue Democratie oder die Sitten und die Macht der Mittelclasse in Frankreich, von E. Alleg. Im Auszuge bearbeitet von Prof. Dr. Baß.

Nro. 132.

Schriften über Frankreich. 2) Das Christenthum in Frankreich, innerhalb und außerhalb der Kirche. Von Dr. Neuchlin. — Geschichte. Geschichte des Aufruhrs in den Sevennen unter Ludwig XIV. nach den Quellen erzählt von Dr. J. Chr. K. Hofmann. — Märchen. Volksmärchen von Johann N. Vogl. — Schriften über Handel und Gewerbe. 10) Die Eisenbahnen in Vergleich mit den Wasserstraßen. Von Michael Chevalier. Uebersetzt von F. L. Lindner. — 20) Praktisches Handbuch zur Anlegung von Eisenbahnen. Nach Tredgold, Wood ꝛc. von Dr. K. Hartmann. — 21) Die Dampfmaschine, fasslich beschrieben und erläutert von Lardner. Nach der 5ten engl. Ausgabe. 22) Das technische Verfahren bei der Bohrung artesischer Brunnen. Von H. Paulinell.

Digitized by Google

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 1. December 1838.

Des Krieges Ungestüm zerstört das Korn im Saft,
Und was viel edler ist, die Saat der Wissenschaft.

Günther.

Ferienwochen.

Zweiter Abschnitt.

Nach der im vorigen Abschnitt gegebenen allgemeinen Uebersicht der interessanten Stadt, betrachten wir ihre vornehmsten Institute.

Die einzige öffentliche Anstalt für höhere Erziehung in Lyon ging von König Franz I. aus, blühte unter den Jesuiten und heißt jetzt Collège royal. Ihre zahlreichen Sammlungen und Hörsäle sind mit der öffentlichen Stadtbibliothek in einem ansehnlichen Gebäude an dem schönen Rhonekay zwischen den Brücken Morand und Charles X. Diese Bibliothek ist weder durch die Zahl, noch durch Ordnung und Seltenheit der Manuscripte und Bücher merkwürdig. Höchstens kann man das schöne Lokal mit einer herrlichen Aussicht auf die Rhone, seine Brücken, die Broteaux und an heitern Tagen auf die savoyischen Gletscher loben. Merkwürdig hingegen sind die Schicksale dieser Bibliothek, wodurch sie fast an die von Alexandrien erinnert. Unter König Franz I. erwarb die Stadt den Grund und Boden zu dem großen Gebäude; funfzig Jahre nachher kamen beide in die Hände der Jesuiten. Ein Jesuit entwarf selbst den Plan zu dem heutigen Gebäude und dem schönen Bibliothekssaal. Nach und nach vermehrte sich diese durch Gaben der Könige und Königinnen (besonders Anna's von Oesterreich), durch Herbeiziehung kleiner Bibliotheken, zumal als in der Revolution die Klöster in Lyon aufgehoben und mit ihr vereinigt wurden. Dies unrechte Gut brachte aber kein Gedeihen, denn dieselbe Revolution veranlaßte 1793 die Belagerung durch die Armee des Convents. Damals beging man überdies noch die Unklugheit, Kanonen auf der Terrasse neben dem Bibliothekssaal aufzustellen, um damit den Feind jenseits der Broteaux und der Guillotière zu erreichen. Kaum aber bemerkte er dies, so richtete er seine Kanonen und Bomben nach dem Collegiengebäude, was vorauszusehen war. Bald stürzte das, auf solchen Angriff nicht berechnete Gewölbe des Saals ein und verschüttete eine Menge Bücher. Auch jetzt, nach der Wiederherstellung sieht man noch Spuren von diesem Bombardement. Dergleichen werden am Balkon des großen Saals und am Geländer der Kapelle bemerkt, ja zum Andenken bewahrt man noch ein Bombenstück, das in einen Himmelsglobus gefahren war. Als sich endlich Lyon nach langer, heldenmüthiger Vertheidigung ergeben mußte, kamen die Commissäre des Convents, um die kostbarsten Manuscripte und Bücher der ganzen Sammlung auszuwählen und nach Paris zu schicken, wo sie vom Comité des öffentlichen Unterrichts vertheilt worden sind. Das Beste davon,

Digitized by Google

unter andern eine seltene Ausgabe des Livius auf Pergament von einem Deutschen aus Speier gedruckt 1470 zu Venedig, an der schonend eine Kanonenkugel gestreift hatte, kam in die Nationalbibliothek von Paris. Alle modernen Bücher nahmen die Mitglieder jenes Comité's für sich, und sie bilden jetzt einen Theil der Bibliothek der Deputirtenkammer. Nach diesem traurigen Raub sollten aber noch traurigere Tage kommen; denn von nun an stand die Bibliothek Tag und Nacht ohne Aufseher offen, und von den noch übrigen Büchern konnte Jeder nehmen, was er nur wollte. Eine ehrenvolle Scheu hielt jedoch die Lyoner zurück; aber Soldaten kampirten und kasernirten darin, und diese waren gar erfreut, zum Kochen und zur Erwärmung ein so gutes, trockenes, leichtbrennendes Material wie die Bücher und Codices gleich bei der Hand zu haben. Außerdem wurden damit auch noch andere Oefen geheizt, denn der Friedensrichter der Kornhalle, ein roher Mensch, der weder lesen noch schreiben konnte, ließ sich unter dem Vorwand, die Religionsbücher zu vernichten, alle Wochen einige Karren Bücher zuführen und heizte damit seine Oefen und die seiner Sektion. Kaum war noch ein kleiner Haufen übrig, als endlich nach Robespierres Fall diese Barbarei aufhörte. Später ging man daran, wieder eine öffentliche Stadtbibliothek zu gründen, wozu von allen Seiten Beiträge kamen, aber Paris gab nichts von seinem Raub heraus. Dies ist mit ansehnlichen Vermehrungen und Ankäufen die heutige Bibliothek, die ohngefähr siebenzigtausend Bände enthält.

Eine andere Bibliothek, in dem Palais des Arts, gehört der Akademie von Lyon und den Instituten, die da ihren Sitz haben. Auch sie ist von keiner besondern Bedeutung. Diese Akademie der Wissenschaften, schönen Literatur und Künste hat fünf-und-fünfzig Mitglieder und hält jährlich zwei öffentliche Apparatsitzungen und Preisvertheilungen. Das Palais des Arts ist ein merkwürdiges großes Gebäude aus dem siebzehnten Jahrhundert, unten dorischer, oben korinthischer Ordnung, der Wissenschaften und Künste einer großen Stadt ganz würdig. Vor der Revolution war es eine reiche Abtei von Benediktinernonnen, deren Gründung in die erste Zeit des Christenthums in Lyon zurückgeht, wo der Stifter seine zwei Töchter und eine Nichte in's Kloster that. Vor ihrer Aufnahme mußten die Nonnen ihren alten Adel darthun. Es waren darin auch oft Prinzessinnen von Frankreich, Lothringen und Savoyen. Das Kloster genoß großer Privilegien, die Aebtissin war immer eine französische Prinzessin von königlichem Blute und nannte sich Abbesse par la Grâce de Dieu. An den alten Klosterzustand erinnert nur noch der große prächtige, vergoldete, üppig ausgemalte, mit halbnatten Statuen versehene Kapitelsaal, der mehr auf lebenslustige Prinzessinnen hindeutet, die hier versammelt waren und ihres Lebens froh wurden, als auf fromme, demüthige, stille Frauen. Im Innern läuft auf Säulen und Bogen der majestätische Klostergang rund um das große Gebäude im Viereck, das einen freundlichen Garten umschließt. In der Mitte steht Apollo auf einem antiken, grün umsponnenen Piedestal, umgeben von schönen Gebüschen, Springbrunnen und Marmorbecken. Wäre diese Dekoration nicht, so würden mich die Gänge und ihre Grabmonumente an den herrlichen Campo Santo in Pisa erinnern, auch fehlen dazu die Fresken. In diesen weiten Portiken sind an der Wand viele von den Taurobolen, Meilensteinen, Sarkophagen, antiken Masken, Fragmenten von Bildsäulen, Aschenkrügen, Amphoren und Inschriften aufgestellt, die bisher in und um Lyon gefunden worden sind und auf denen ein Theil von dessen Schicksalen unter den Römern angedeutet ist. — Ein prächtiges Vestibül mit großartiger Treppe, die an die Prinzessinnen erinnert, welche hier zu Hause waren, führt jetzt zum Naturalienkabinet und zum Museum. Ersteres füllt bis jetzt nur einen langen Saal aus und ist im Entstehen, enthält aber schon jetzt in seinen Schränken und in sinnreicher Aufstellung manches Merkwürdige, was andern Sammlungen abgeht. Man arbeitet rüstig an der Vermehrung und Erweiterung dieser Anstalt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Indiscretion.

(Fortsetzung.)

Vorgestern kam ich hier an und wurde von Louisen und der Tante empfangen, wie es mein Herz und meine Eitelkeit nur wünschen konnte. Heute nichts von Louisen, nichts von Herzensangelegenheiten; meine Stimmung ist nicht darnach; und über meine Hoffnungen könnte ich mich nur in die Hoffnungslosigkeit hineinreden. Der Engel hat mir aber heute Abend das Leben gerettet! — Der erste Eindruck, den die Tante und ihr ganzes Wesen auf mich gemacht, war ein ganz gefälliger. Eine stattliche Frau, brünett, bleich, mit melancholischem Augenpaar, von conservativer Eleganz, so daß die Thatsache ihrer Tochter ihr ein nothwendiges Alter anweist, das die Schätzung ihr nicht aufzurden. Sie scheint im Allgemeinen nicht sehr viel zu sprechen, aber gewählt, sehr gewählt. Dies fiel mir jedoch nicht auf, als sie sich mit Herzlichkeit nach meiner Mutter und Geschwistern und nach allen Verhältnissen der so lange nicht gesehenen Heimath erkundigte. Sie sprach mich da recht gefühlvoll

Digitized by Google

und gemüthlich an. Freilich, wenn ich es jetzt bedenke, beweist eine Weichheit unter solchen Umständen nicht viel: ist irgend etwas im Stande, das schlummernde Gefühl zu den süßesten Bebungen zu wecken, so sind es die lange nicht herausbeschworenen Bilder der Kindheit und ersten Jugend, wenn sie rasch und lebendig der Seele vorgeführt werden. Der Dialekt unserer Provinz hat sich in ihrem Munde, zum wenigsten für mein Ohr, ganz verwischt, so ganz, wie es dem ausgewanderten Mann nie möglich wäre, wenn er es auch darauf anlegte. Sieh hier wieder einen bezeichnenden Unterschied zwischen Mann und Weib: dem Schwaben in der deutschen Fremde fällt es in der Regel nicht ein, sich zu behorchen und seinen Ausdruck mit dem seiner Umgebungen in's Niveau zu rücken; es ziemt ihm auch nicht, weil er damit ein Stück seiner Individualität dahin gäbe; unsere Landsmännin dagegen gehorcht dem ihrem Geschlechte eingepflanzten Triebe nach Gleichheit, in der sie ihr Gleichgewicht und ihre Kraft findet, und sie streift mit wunderbarer Biegsamkeit der Organe eine Anzeichnung ab, welche in der öffentlichen Meinung ihres neuen Vaterlandes einen, wenn auch noch so leichten befremdlichen Anstrich hat.

Wie die Wärme, welche der erste Ausbruch unserer Empfindungen entwickelt hatte, sich allgemach verflüchtigte, fuhlte ich mich durch den niederdeutschen Ton im Munde meiner Verwandten in eine etwas kuhle Ferne gerückt, die für die Beobachtung günstiger war, als ein entschiedenerer sympathetischer Zug. Feine gesellschaftliche Bildung mußte ich schon nach Louisens Wesen erwarten; aber dies ist ja nur der vergoldete, mit Arabesken verzierte Einband des Buches, von dessen Geist und Gehalt er nichts verräth. So weit die Tante bis jetzt ihr Inneres vor mir aufgeblättert hat, macht sie, so scheint es mir wenigstens, bedeutende Ansprüche auf Geist und noch bedeutendere auf die Anerkennung desselben von Seiten der Männer. Ich könnte nicht sagen, daß mich diese Entdeckung sehr erfreute; aber noch bedenklicher ist mir ein anderer Umstand. Ich bemerke in ihrem Wesen nichts vom Humor mancher geistreichen Weiber, welcher mit den gesellschaftlichen Formen ein heiteres Spiel treibt, zuweilen neckisch die Maske der Convention lüftet und einen muntern Naturalismus von Seiten des Mannes nicht nur vergibt, sondern herausfordert und belohnt. Diese sind im Cultus des Anstandes, der Sitte, der Galanterie, der Mode die Religionsspötterinnen, und ganz liebenswürdig, so lange sie über Fesseln spotten, die sie denn doch mit Grazie zu tragen wissen, aber höchst abscheulich, sobald sie zur Feder greifen und alles Ernstes Helvetius und Voltaire spielen. Es gibt andere, die allerdings ihre Seligkeit von jenem Cultus abhängig machen, aber ihm leichtherzig, mit der Poesie der Südländer dienen und in selbstadministrirter Absolution Beruhigung für kleine Extravaganzen finden. Aber noch andere hängen am Buchstaben der Salonsgesetze mit der platten Strenge, der fanatischen Unduldsamkeit und der abgeschmackt naiven Selbstbeilegung evangelischer Sektirer, und eine solche Pietistin dürfte gar leicht meine hochgebildete Tante seyn, und ich, der ich im Contretanz der Unterhaltung so gar nicht fest auf den Füßen bin, sähe mich also gerade auf das allergladteste Parket gestellt.

Alle diese Bemerkungen drängten sich mir nur zu schnell auf; denn noch am Abend meiner Ankunft war Gesellschaft, und als die Theestunde herbeikam, ward ich in den Salon geführt. Hic Rhodus, hic salta! dachte ich seufzend, und lobte laut die artige Wanddraperie von farbiger Mousseline, die Sammlung von Porzellanangehenern und andern Siebensachen auf den Etagèren, den Ofenschirm mit einer Malerei à la Watteau, die prächtige Rococouhr, am ganzen Mobiliar das sinnige Gemisch der Formen der verflossenen drei Jahrhunderte, den Papagai in der Mause, der ein ganzes halbes Dutzend Worte sagen kann und dabei so wenig eine Individsetion begeht, als der Gardelieutenant, den er gestern in den Finger biß und der ein bitterfreundliches Gesicht dazu machte, über das ich um ein Haar gelacht hätte. — Die Lampen goßen ihren magischen Schein auf eine ganze kokette, in malerischer Unordnung über die Tische zerstreute Literatur: satinirte Bändchen mit fünfzehn Zeilen auf der Seite und in gelbem, blauem, rothem Umschlag, wie sie in neuester Zeit der sauberer gewordene Deutsche mit großem Papieraufwand herstellt, deutsche Zeitschriften, englische Keepsakes, französische Revüen, Musikalien, wie nachlässig aufgeschlagene Albums und perlmutterne Papiermesser.

Die Gesellschaft fand sich noch und nach ziemlich zahlreich ein: ein paar Frauen, hübsch, imponirend, ein paar Fräulein, über die Mittagslinie hinaus, scharf, uneinladend, darunter ein Fräulein Cecilie, die, um ein paar schwarze Zähne zu verbergen, ihre Oberlippe beständig behnt, als ob sie eine Flöte ansetzte, und wenn sie lächelt oder gar lacht, ein Gesicht zieht, als wenn sie scharfen Essig im Munde hätte. Ich sage dies nicht aus willkührlichem Spott, sondern nur, weil sich die Person mir verhaßt gemacht hat, wie du gleich hören wirst. Freilich, was kann sie dafür! — Ferner, neben dem genannten Lieutenant, einige ältere „Bachelors,“ und endlich das Cabinetsstück, ein Schöngeist und Publicist dazu, wie sich die deutschen Zeitungsschreiber hebräischer Nation gerne nennen; ein beweglicher Mann in den dreißigen, mit einem Gesicht — Zieh dem Violoncellspieler auf Paul Veronese's Hochzeit von Cana im Vordergrund ein weißes Halstuch an und einen

Digitized by Google

Hemdkragen, der unter dem Ohr weg quer hervorstreicht, so hast du des Doktors Ebenbild.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Retsch's Blätter zur Lenore. Freimaurergebäude. Architektur.

Die ersten sechs Situationen aus Bürgers Gedichten, vom Professor Retsch radirt, sind so eben fertig geworden, werden aber vermuthlich erst nach Vollendung sämmtlicher, von dem Künstler beabsichtigten, bildlichen Ausschmückungen dieser Gedichte zur Veröffentlichung gelangen. Der Stoff ist der Lenore entlehnt und ganz vom Geiste dieses Nachtstücks durchdrungen. Nummer 1 zeigt Lenoren, wie sie am Morgen aus schweren Träumen emporfährt und die daneben schlafende Mutter von ihren verzweiflungsvollen Tönen aufgeschreckt worden. In Nummer 2 begegnen unserm Auge die aus der Prager Schlacht heimkehrenden Heeresfüge. Unter den die Krieger mit innigen Grüßen herzuklommenden Zurückgebliebenen findet sich hauptsächlich auch Lenore, mit der fruchtlosen Frage nach dem, welchem ihre heiße Sehnsucht Gruß und Kuß mitbrachte. Auf Nummer 3 erblickt man die Jungfrau außer sich, ihr Haar zerrauscht und durch die Mutter vergebens aufgerufen, nicht mit dem Himmel zu hadern. Eine höchst ausdrucksvolle, ergreifende Gruppe: Die 4te Nummer führt endlich bei Nacht den Ersehnten, aber in unheimlicher Schattengestalt vor. Lenore richtet mit einem Anruf, auf dem ihre innern Schauer scharf ausgeprägt erscheinen, die Frage an ihn:

„Ach, wolltest hundert Meilen noch
„Mich heut' in's Brautbett tragen?
„Und horch, es brummt die Glocke noch,
„Die elf schon angeschlagen!“

Nummer 5 versinnlicht uns den schauerlichen Ritt Lenorens auf dem wilden Rosse, hinter dem gespenstlichen Bräutigam, wie dieser eben dem um das Hochgericht sich im Kreise drehenden, lustigen Gesindel winkt und zuruft, mitzukommen zum Hochzeitreigen. Nummer 6 ist ein bildlicher Commentar der letzten Strophen. Abermals thut Professor Retsch durch diese Schilderung dar, wie treu er der alten Sage und deren Bearbeitung Schritt vor Schritt nachzugehen und die vorgefundenen Worte und Töne der bildenden Kunst zu gewinnen wußte. Neben dem kräftigst markirten Charakter der Hauptgestalten hat er auch die, in feste Linien so schwer zu fassenden, lustigen Erscheinungen aus übersinnlicher Welt mit glänzendem Erfolge dem Auge und der Phantasie darzubieten gewußt. Einige dieser skizzirten Blätter, wie das 2te, 3te, 4te und 5te, würden sich zu einer sorgfältigen Ausführung in bunten Farben ganz vorzüglich eignen, besonders wenn sein Sinn und Geist sich derselben unterzöge. Sämmtliche gewähren einen Vorgeschmack, wohlgeeignet, alle Freunde der Kunst und Poesie, welche sie anzuschauen Gelegenheit haben, nach den übrigen Darstellungen aus Bürgers Gedichten begierig zu machen, deren Auffassung und Ausarbeitung so eben die Phantasie und das Talent unsers Künstlers zunächst in Anspruch nehmen. Wenn auch allerdings Lenore vor allen Werken des verewigten Dichters hervorragt, so darf man doch von dem reichbegabten Künstler auch für die übrigen Gedichte seiner Wahl eine glückliche Auffassung und zum Theil Milderung des Darzustellenden erwarten, wo, wie in des „Pfarrers Tochter zu Taubenhain,“ die überhaupt zu sehr in's Gemeine hinabgezogene Schilderung manches das Gefühl wahrhaft Empörende enthält.

Am 25sten vorigen Monats fand die Einweihung des Gebäudes statt, welches die hiesigen vereinten Freimaurer erlogen so eben haben aufführen lassen. In der Oekonomie, dem Zwinger gegenüberliegend, gewährt es durch den Adel seiner sehr eigenthümlichen Gestalt einen so imponirenden, als erfreulichen Anblick für jedes gesunde Auge. Sein Inneres zeichnet sich ebenfalls durch einen grandiosen Styl bei der unlengbarsten Zweckmäßigkeit aus. Auch die einfache, geschmackvolle Ausschmückung der durch Gasflammen prächtig erleuchteten Säle und Gemächer ist so allgemein ansprechend, daß die am Einweihungsfeste aus einem weiten Umkreise zusammengekommenen Maurer, etwa fünfthalbhundert an Zahl, davon sowohl, als von den sonstigen Einrichtungen, wie von der Art und Weise der Feier ganz begeistert gewesen seyn sollen. — Ueberhaupt entfaltet sich in unsern neuen Häusern immer klarer jener bessere, edlere Charakter, welcher lange Zeit bei den neuern hiesigen Gebäuden gar nicht gedeihen wollte. Wenn auch noch zuweilen ein nach dem alten Sauerteige riechendes Gebäude aus dem Boden aufsteigt und das an bessere Verhältnisse gewöhnte Auge beleidigt, so erfreut uns dagegen eine weit größere Zahl neuer Häuser durch ein Abweichen von dem frühern, häufig nicht einmal mit der Bequemlichkeit verträglichen Schiendrian. Selbst dem Mittelalter wissen unsere verständigen Architekten Manches mit gutem Glück abzugewinnen, und wo das mitunter weniger gelingt, so verdient schon allein der daraus hervorgehende Wunsch, den ausgetretenen Pfad zu verlassen, Anerkennung. Mit dem verstorbenen Professor Thürmer war das neue Licht in der Baukunst hier aufgegangen. Aus dem geistvollen Wirken seines Nachfolgers, Professor Semper, geht immer mehr hervor, daß er ganz der Mann ist, das muthig und sinnvoll begonnene Werk jenes Vollendeten zu einem schönen Ziele zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Manch Menschenleben ist von mir bedroht;
In meinen Mörsern sitzt der Tod,
Mein Pulver hat schon Manchen umgebracht,
In meinen Büchsen haust die finstre Macht;
Mein Schrot sogar, und sey es noch so klein,
Wird absolut tödtlich für Manchen seyn;
Und wenn ihr etwa jetzt mich noch nicht kennt,
So wißt, das Feuer ist mein Element.
Doch hab' ich guten Muth, mein Handwerk ist
Nun einmal so, „Bist du Artillerist?“
Ach nein! Wenn ein Artillerieoffizier mir
Erst zugesagt wird, so ist's um seine Zier
Gethan, sein Lärm verstummt, sein Pulver brennt
Den Feind nicht mehr, mit Kugeln spielt nicht mehr
Sein Mörser, seine Büchse zielt nicht mehr.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 3. December 1838.

Denkt, wen Ihr vor Euch habt: als Wache stellt
Die Vorsicht auf am Thore der Gedanken;
Laßt keinen durch, der nicht das Losungswort
Des Anstands und der guten Sitte nennt.

Beaumont und Fletcher.

Indiscretion.

(Fortsetzung.)

Die Unterhaltung wurde bald lebhaft und spann sich in dem Style fort, wie du ihn, nach der flüchtigen Bezeichnung des Schauplatzes und der Theilnehmenden, dir ungefähr denken magst. Zuerst von der Wiener Gastsängerin und ihrem Verhältniß zur einheimischen Nachtigall, dann vom Verhältniß letzterer zu hohen Personen loci. Lange verweilte man bei den interessanten dramatischen Produkten einer hohen Verfasserin; namentlich bewunderte man ausführlich die Sicherheit, mit welcher die in so ganz andern Sphären sich Bewegende bei Schilderung der Bürgerlichkeit den Pinsel zu führen wisse; mich freute die warme Anerkennung, welche bei dieser Gelegenheit par ricochet dem guten Iffland zu Theil wurde, und ich trug das Meinige redlich dazu bei. Man war einmal an hohen Personen, und so lenkte der Doktor das Gespräch auf sein neuestes, eben fertig gewordenes dramatisches Produkt, und sein Versprechen, dasselbe nächster Tage vorlesen zu wollen, brachte mich das erste Mal, seit ich hier war, etwas aus der Fassung. Er erzählte nachlässig, wie das Sujet — ein indisches, höchst romantisches — ihn lange umgetrieben, wie es ihm vor Werdelust fast den Busen zersprengt, und er endlich das Stück in sieben Vormittagen, in Einem Guß, so daß die Feder dem Gluthstrom kaum folgen können, auf's Papier geworfen. Hier lief mir ein impertinentes Gleichniß bis auf die Zungenspitze vor und wollte eben den fatalen Sprung thun, als ich es glücklich noch am Schopf erreichte und in die Tiefe des Busens zurückwarf. — Ich hielt mich den ganzen Abend sehr wacker; als ich nach aufgehobener Sitzung meine ausgesprochenen Gedanken nebst dem Accompagnement von Manieren musterte, konnte ich sprechen wie Napoleon zu seinen Grenadieren: „Je suis content de vous!“ Ja mir waren Wendungen geglückt, die ich auf der Stelle mit dem Ehrenkreuz dekorirte, und ich ging mit dem befriedigenden Bewußtseyn zu Bette, der Tante, oder wem es sey, nicht ein einziges Mal die Wahrheit gesagt zu haben.

Heute Abend nun wieder dasselbe Spiel, nur mit ganz anderem Ausgang für mich. Ich war eben daran, über die Persönlichkeit der Matadore unserer schwäbischen Sängerschule die gewünschte Auskunft zu geben. Da die Ansichten des Cirkels über die Bedeutung dieser Männer sehr getheilt waren, so mußte ich meine Farben vorsichtig mischen, behutsam ab- und zuthun, und so entstanden Charakterbilder, gerade so sprechend, wie unsere Stahlstiche ihrer Gesichter. Ich war im besten Zuge und erntete Beifall, da ward ein Paket neuer Journale hereingebracht.

Digitized by Google

Man griff zu und überflog die Blätter. „Ach!“ rief die Tante; „seh da! was haben wir hier? etwas Interessantes: „Nachruf an Helene von Mecklenburg bei ihrem Uebergang über den Rhein!“ — Willkommen! nun, da soll uns mein Herr Neffe sein schwäbisches Urtheil sagen! — Lesen Sie, Cäcilie“ — hiemit reichte sie dem Fräulein das Blatt — „lesen Sie!“

Fräulein Cäcilie ließ sich nicht bitten, denn solche Viererei ist jetzt schlechter Geschmack, und les. Von jeher hat mich das Vorlesen und Deklamiren der Weiber trüb und ängstlich gestimmt, und wenn sie hübsch sind, muß ich die Augen niederschlagen, als schämte ich mich für sie. Hier aber, bei der oben erwähnten Eigenthümlichkeit Fräulein Cäciliens, war es schwer, nicht an die flötenspielende Minerva zu denken; nur war hier die flötende Göttin mit ihren Grimassen ganz wohl zufrieden. Sie trug das Gedicht fertig, als wäre es ihr längst bekannt, mit großem Ausdruck vor. Jede Strophe bildete eine Art Climax mit einem Refrain. Die Vorleserin begann im gemessenen Mittelton, zog allmählig die Stimme hinauf bis zur höchsten leidenschaftlichen Höhe, und ließ sie dann rasch zum hohlen, sepulcralen Tone herabfallen, indem sie das abmahnende „Zurück! zurück!“ des Refrains aussprach. Bravo! — Du erräthst, es handelte sich im Gedicht von Ahnungen bei der bevorstehenden Verbindung der Prinzessin von Mecklenburg, von „Ahnungen, schwarz, wie Schmiedezeug Vulkans.“ Noch ist der Abgrund der Revolution nicht geschlossen, aus dem die Dämonen aufsteigen und grimmig die Fäuste gegen die ballen, welche auf der Menschheit Höhen wandeln; und du, zarte, liebliche Blume, willst dich an den unheimlichen Rand des grollenden Vulkans verpflanzen lassen? Marie Antoinettens blutiger Schatten wankt wehmüthig die deutsche Fürstentochter zurück u. s. w. Großer Effekt! — Die Poesie war herzlich schwach, wenn man auch die Vernunftigkeit der Gedanken zugab, und ich weiß nicht, welches Urtheil mir, unbefangen, aber vorsichtig, wie ich war, entfallen wäre, hätte mich die Tante jetzt dazu aufgefordert. So aber ergriff eine der Damen das Wort, ließ sich auf einen materiellen Commentar der Strophen ein und beklagte die junge Fürstin von ganzem Herzen. Das Uebertriebene ihrer Aeußerungen reizte mich zum Widerspruch, und meinte ich doch, hier meine Meinung ganz frei und offen sagen zu dürfen; denn was in der Welt ging die Allianzpolitik hoher Häuser meine ästhetischen Theetrinker an? Ich fing an:

„Bei meiner kleinen Vaterstadt steht ein altes Schloß, das, jetzt ein Kornspeicher, früher verwittweten oder apanagirten Prinzessinnen als Sitz diente. Die ältesten Einwohner erinnern sich noch der letzten Bewohnerin, einer bejahrten, etwas verwachsenen, vier Fuß hohen Dame, welche fast niemals ihre Gemächer verließ, außer um die Kirche zu besuchen, in welche sie unmittelbar aus dem Schloß gelangte. Ein Bürger des Orts besitzt noch einen Schuh von ihr, und ich erinnere mich, mit welchem Interesse wir Kinder diese einzige Reliquie der Prinzessin Ursula betrachteten: ein kuriöses Ding von blaßgelbem Atlas mit einer gestickten Rose vorne, einer brillantirten Schnalle und einem fünf Zoll hohen Absatz. Man wußte rein nichts mehr von der guten Dame, als daß sie jeden Abend mit dem Hoffräulein und einem alten Cavalier ihre Parthie gemacht, und trotz ihrer schmalen Mittel der Ortsarmen nicht vergessen. Ist dies nicht ungefähr das Loos und die Geschichte der meisten Fürstentöchter? Kaum ein Menschenalter, und oft braucht es dieses nicht, und ihr Andenken ist verklungen, wie das der Armseligen, welche sie in frommem Sinn bedacht, und sie hinterlassen keine Spur diesseits des Grabes, das Alle gleich macht, wenn nicht eine Reliquie, wie die Stelze der stillen Ursula, vom altväterlichen Sinne des Volks aufbehalten wird. Und sonst genossen sie doch einer Art von offizieller Fortdauer in den Köpfen von Heraldikern und Genealogen. Aber die prächtigen, vielverzweigten Geschlechtsbäume, an denen die wichtigen Namen hingen, wie die goldenen Nüsse am Ebrisbaume, sonst die Lust und das Ergötzen großer Kinder, sind von den Völkern mit anderem Spielzeug vertauscht worden, und wenn sonst der Diplomatiker behaglich die Vergangenheit abumbrirte, so zieht jetzt der Diplomat seine vorsichtigen Linien in die Zukunft.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Endlich tritt man in das Kunstmuseum. Hier genügt ein flüchtiger Blick, um zu erkennen, daß bei den Lyonern und ihrer Kunstakademie noch wenig eigentlicher Kunstsinn zu finden ist. Welcher Gallimathias! Man sollte glauben, die ehemaligen fürstlichen Nonnen wären hier zu Haus und hätten Alles arrangirt. Alte und neue Gemälde, Flamländer, Italiener, Franzosen, Spanier und moderne Lyoner, Alterthümer, moderne Medaillen, Mumien, Waffen der Wilden, römische Mosaiken, Papyrusrollen, Majolikagefäße, Rüstungen aus dem Mittelalter und egyptische Idole in einem langen Saal bunt durcheinander. So gestaltet, erinnert dies Museum gar sehr an das große Waarengewölbe eines Kaufmanns oder Fabrikanten, wo Alles aufgespeichert wird, was nur da Platz findet. Kunstsinn zeigt

Digitized by Google

sich nirgends in der Aufstellung, und wenn das Museum seinen Namen verdienen soll, so muß es durchaus anders eingetheilt, das Gleichartige in Kunst und Zeit zusammengestellt und das Ungleichartige von einander geschieden werden. An Raum dazu kann es in dem großen Gebäude nicht fehlen. Ja durch Aufopferung des frappanten Coup d'oeils in einem langen Saale und dessen Scheidung in größere und kleinere Kabinette wäre schon jetzt Platz genug. Ein Kabinet müßte für die Lyoner Maler- und Bildhauerschule nach ihrer Entwicklung bestimmt seyn, dann ein anderes für Niederländer und Deutsche u. s. w., eines für römische, ein anderes für egyptische Alterthümer, und endlich eines für die Archäologie des Mittelalters.

Für die Lyoner Hauptfabrikation, für die Seidenweberei, ist die Blumenzeichnung und Malerei, die Darstellung schöner vegetabilischer Formen von höchster Wichtigkeit. Darum beginnt auch das Lyoner Museum mit einem Salon des fleurs. Treffliche van Huysums und Heem's sind da ganz an ihrer Stelle, nicht aber moderne Bilder Lyoner Maler von Festungen und Schlachtenscenen. Die sogenannte Galerie des Museums enthält, neben vielem Alltäglichen und Modernen aus Lyon, manches Ausgezeichnete, z. B. St. Jakob und St. Gregor, deßgleichen eine Himmelfahrt von Perugin. Das letztere Bild ist besonders voll Anmuth und Einfalt. Perugin malte es 1495 in seinem neun- und vierzigsten Jahr für die Kathedrale von St. Peter in Perugia. Die Franzosen schleppten es als Kriegsbeute nach Paris, wo es bis 1805 im großen Museum zu sehen war; 1805, als die Säle zu enge wurden, schenkte man es der Stadt Lyon. Zehn Jahre später reklamirten es die Alliirten für den Papst, und es wäre für Lyon verloren gewesen, wenn sich nicht der Graf Roger Damas, damals Gouverneur der Stadt, bittend an Pius VII. gewandt hätte. Dieser schenkte es auch wirklich der Stadt in attestato del suo affetto, della grata sua rimembranza per la città di Lione. Bekanntlich war Pius VII. auf seinen verschiedenen freiwilligen und erzwungenen Reisen durch Lyon nach Paris immer sehr ausgezeichnet hier empfangen worden. Von Rubens sind zwei gute Bilder hier, besonders die Anbetung der Magier. St. Franziscus und andere Heilige, wie sie die Erklugel vor dem Zorn Christi schützen, ist ein unsinniger, ganz gemein behandelter Gegenstand, aber voll Kuhnheit, Zeichnung, Farbe und Effekt. Außerdem sind noch gute Bilder hier von Andrea del Sarto, Tintoret, Teniers, Ludwig Caracci, August Caracci, Jordaens, Luca Giordiano, Ribera, P. Veronese, Breughel, Spagnoletto, Guercin, Guido Reni und Albrecht Dürer. In einer offiziellen Notiz über die Gemälde des Museums von Artaud, Membre de l'académie und Associé correspondant de l'Institut de France etc., heißt es wörtlich Nr. 55: „Le Christ portant sa croix. Tableau gothique du commencement du XVI. siècle. Ecole flamande. Maitre inconnu dans le genre de Cranach.“ Kann man in weniger Zeilen mehr Kunstunsinn sagen?

Die Direktion des Museums thut den Malern der jetzigen Lyoner Schule, den Bonnefond, Revoil, Genot, Duclaux, Flandrin und Andern, gewiß keinen Dienst, daß sie ihre, allerdings in manchen Einzelnheiten verdienstlichen kleinen Bilder mit prosaischen Gegenständen aus dem Tagesleben neben und zwischen jenen großen Meistern aufstellt. Dazu gehört überdies eine entsetzliche Verblendung und lächerliche Ueberschätzung des eigenen Werths. Was soll z. B. die Gruppe Lyoner Artisten auf der Insel Barde mit dem verschenchten karrikirten Engländer von Duclaux? oder der erste geschossene Hase von Madame Petit-Jean neben Rubens mächtigem St. Franziscus?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

Städtisches Leben. Reisen in Böhmen. Industrie.

Unsere Stadt ist noch immer wenig belebt. Zwar sind die Studenten von den Ferien, viele Privaten von andern Ausflügen schon heimgekehrt; doch erhält Prag seinen Glanz eigentlich erst gegen Ende dieses Monats und im December, wo nach und nach die Jagden auf den großen Besitzungen ihr Ende nehmen. Das Landleben und die böhmischen Bäder absorbiren im Sommer, ersteres, wie bemerkt, bis tief in den Spätherbst hinein, gerade den Theil der Bevölkerung, der dem Straßenleben jene bunte Zierlichkeit verleiht, die dem Auge des Reisenden so wohl thut. Rechnet man nun noch hinzu, daß auch hier zu Lande das Reisen epidemisch geworden, so läßt es sich erklären, daß man jetzt noch wenig fashionable Welt auf der Straße sieht. Die langweilige Monotonie der ihrem Berufe Nachgehenden wird während den Monaten der Cursaison großentheils durch Fremde und Badegäste unterbrochen, bei welch letztern es seit etwa zehn Jahren gleichsam zum guten Tone geworden ist, die uralte Stadt der Böhmen auf der Hin- oder Herreise heimzusuchen. So bieten Karlsbad, Tplitz und Marienbad der Hauptstadt Böhmens durch die Gäste, die sie ihr zusenden, Essay für das, was sie ihr entziehen. Und es mag den Fremden recht gut hier gefallen. Das Reisen in Böhmen ist auch sehr angenehm; vortreffliche Straßen, mitunter wohl eingerichtete Gasthäuser. Auch die Kosten sind sehr gering durch die vielfach mit einander concurrirenden Anstalten zum Transport der Reisenden. Am benennsten reist man natürlich mit dem Eilwagen, wo die Postbehörde in Folge der letzten Reglements unter den dort angegebenen Vorsichten auch die Haftung für die Effekten der Passagiere übernimmt. Man hat also hier für gar nichts zu sorgen und kann sich recht gemüthlich der Contemplation überlassen, und die Gegenden, die sich dem Blicken der Wanderenden hier darbieten, sind der Contemplation wahrlich nicht

Digitized by Google

unverwüstlich. Die Natur hat ihr Füllhorn segnend über Böhmen ergossen. Das Land ist fruchtbar und sehr wohl angebaut. Es ist daher von einem eigentlichen Mangel hier nie die Rede. Ein oder der andere Landstrich kann wohl unter einem climatischen Ereignisse leiden; im Ganzen genommen aber übersteigt der Ertrag des Bodens das Bedürfniß der Bewohner bei Weitem. Seit 1789 war hier keine wahre Noth, und die früherhin entstehende Wohlfeilheit trägt, wie ich es aus eigener Erfahrung weiß, sehr viel zum guten Humor der Reisenden bei, und man ist hier sehr aufgelegt, zu genießen. Prags Umgebungen sind noch dazu wirklich interessant, und Manches sogar recht nahe, so daß man mit dem geringsten Zeitaufwand doch immer recht viel Angenehmes gesehen haben kann.

Dem Vernehmen nach soll ein hiesiger Banker eine Dampfschifffahrt von hier nach Dresden in's Werk setzen wollen. Sie würde nicht länger als vier Stunden dauern und durch die malerischesten Gegenden Böhmens führen. Es wäre sehr erwünscht; allein das Jinsbett der Moldau ist, wie ich mir habe sagen lassen, ein kaum beseitigbares Hinderniß für dieser Unternehmung. Handelte es sich bloß um das Vergnügen der Erholungspassagiere, wie man sie hier nennt, so könnte man leicht darauf verzichten; aber auch andere ernstere Lebensinteressen würden durch einen so leichten und schnellen Verkehr zwischen den Mittelpunkten zweier Länder mächtig unterstützt. Böhmen ist in seiner Urproduktion den benachbarten Ländern anerkannt voraus, steht aber auch nicht sichtlich seiner industriellen nicht zurück. Für diese letztere wäre ein solches Belebungsmittel des Verkehrs ersprießlich. Die Manufakturen Böhmens haben während der letzten zwei Decennien außerordentliche Fortschritte gemacht. Großartige Etablissements gehören hier nicht mehr zu den Seltenheiten. So befindet sich z. B. in Schlan, vier Meilen von Prag, eines, zur Baumwollenspinnerei bestimmt, das, ist es einmal vollendet, zu den ausgezeichnetsten auf dem Continente gehören wird. Reichenberg im Bunzlauer Kreise ist eine förmliche Fabrikstadt, die Mühlhausen und Manchester nacheifert, und im Laufe der Zeit ihr Ziel erreichen wird. Prag selbst hat eine bedeutende Anzahl industrieller Etablissements, die ungefähr den zehnten Theil seiner Bewohner beschäftigen. — Mit den Eisenbahnen will es in Böhmen nicht recht vorwärts. Schon der Umstand, daß Böhmens Grenze größtentheils durch Gebirge gebildet wird, ist Unternehmungen der Art hinderlich, weil die hiesigen Bahnen mit denen des Auslandes nicht leicht verbunden werden können. Es gibt deßhalb bisher in Böhmen eigentlich nur eine einzige Eisenbahn, von Prag nach Pürglitz (die Budweiser nach Linz, die nun bereits bis Gmunden fortgeführt ist, berührt nur die äußerste südliche Grenze des Landes), die aber beinahe gar nicht benützt wird, sondern bloß zur leichtern Herbeischaffung des Fürstenbergschen Brennholzes dient. Man spricht von einer zweiten Eisenbahn von Prag nach Brünn, die sodann mit der von Brünn nach Wien verbunden würde. Letztere schließt sich wieder der von Bodwisa an. In einem Jahrhundert streichen wir das Wort „weit“ aus den Wörterbüchern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, November.

(Fortsetzung.)

Omnibus. Dampfschifffahrt.

Zunächst zu Erleichterung der Vielen, welche weit vom Eisenbahnhof wohnen, ist nun auch die Einrichtung von Omnibus getroffen worden. Die neue Erscheinung erregte allgemeine Aufmerksamkeit, zumal wegen des Glockenschlags, der die Ankunft dieser Wagen verkündigt, damit die zur Mitfahrt Geneigten schon aus der Ferne vernehmen können, daß sie sich zum Einsteigen bereit zu halten haben. Allerdings ist durch den fortdauernden Klingklang eine neue Dissonanz entstanden, die aber einmal zu der allgemeinen Harmonie des gewerblichen und andern öffentlichen Treibens kaum länger zu entbehren war. Wie die Meile durch die zunehmende Zahl der Eisenbahnen und Dampfschiffe sich beinahe täglich näher rückt, so verschwindet auch durch die neuen Omnibus die hiesige Stadt mit den Vorstädten und der nächsten Umgebung will mehr ineinander, und gewiß werden schon in der nächsten Zukunft die Omnibus, welche für jetzt nur auf Einer Straße, der Bautzener, ihre Thätigkeit bis hinaus in das freie Feld und auch da nur bis zum Wahrscheinlichen erstrecken, die ganze Umgegend in einem recht weiten Kreise durchklingeln und mit neuem, flüchtigen Leben versorgen. Einstehend, daß dieses Communikationsmittel nur bei der möglichsten Wohlfeilheit bestehen könne, haben die Unternehmer, ein Theil der hiesigen Lohnkutscher, wirklich den Preis sehr niedrig gestellt. Hierdurch wird es ihnen hauptsächlich während der rauhen, schmutzigen Jahreszeit gelingen, eine ganze Menge solcher Fußgänger ihrem Fuhrwerke zu gewinnen, die außerdem an das Fahren nicht denken würden. Wer möchte nicht lieber bei Straßenschmutz, oder Regen und Sturm, den langen Weg aus der Stadt über die Elbbrücke durch Neustadt und die Antonsstadt bis hinaus zum Linkschen Bade, oder von diesem bis in die Stadt fahrend mit einem Groschen bezahlen, als ihn zu Fuße umsonst zurücklegen? Wie gesagt, Stadt und Gegend werden unstreitig die Omnibus bald nach allen Richtungen durchschneiden und den Geschäftstreibenden so manche reelle Erleichterung gewähren. Allerdings wird durch diese neue Einrichtung den Fiakern, zumal im Anfang, einiger Abbruch geschehen; die Sache regulirt sich aber gewiß auch zur Zufriedenheit der Fiaker, um so eher, wenn diese dadurch bewogen werden sollten, ihre seitherigen Preise herabzusetzen.

Der fortdauernd unzureichende Wasserstand des Elbstroms hat die Spazierfahrten mit dem Dampfboote gerade zu einer Zeit in Stillstand gebracht, wo eben das Wetter dazu ungemein günstig gewesen wäre. Wer weiß, ob nicht die leichtern Dampffahrzeuge, deren Einführung auf der Loire man dem Grafen Larochejacquelin verdankt, für den hiesigen Strom ebenfalls mit bessern Erfolg in Anwendung gebracht werden könnten. — Nachdem bereits zu Anfang vorigen Monats ein Theil der nach Amerika Auswandernden, welche zu der religiösen Sekte des Pfarrers Stephan gehören, etwa sechzig an der Zahl, von beiden Geschlechtern und fast jedem Lebensalter, sich hier, zunächst für Hamburg, eingeschifft hatten, so sind am 15ten und 30sten desselben Monats zwei ähnliche Transporte auf gleiche Weise abgegangen. Der zweite war kaum über die Stadt hinaus, als der Sturm so heftig wurde, daß das Fahrzeug die Nacht liegen bleiben mußte und erst am folgenden Tage die Reise fortsetzen konnte. Das zuletzt erbaute Dampfboot, Stadt Dresden genannt, nicht wie die ersten beiden von Blech, sondern von Holz gefertigt, war bereits zu dem dritten Transporte bestimmt, allein das immer kleiner gewordene Wasser machte, daß auf dasselbe Verzicht geleistet und die Ladung einem andern Schiffe anvertraut werden mußte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 4. December 1838.

— Marmor vetus, aeraque et artes.
Horat.

Ferienwochen.

(Fortsetzung.)

Unter den Alterthümern verdienen besondere Erwähnung die großen römischen Mosaiken, die in und um Lyon ausgegraben worden sind und wahrscheinlich in der Villa irgend eines Reichen als kostbare Fußboden dienten. Alle sind sehr gut erhalten. Das erste Mosaik stellt Orpheus dar, wie er die Lyra spielt, bunt auf weißem Grund; das zweite den Kampf Amors mit Pan, ebenso; das dritte einen ähnlichen erotischen Gegenstand auf dieselbe Art; das vierte und beste aber, auf dunkelbraunem Grund mit schönen Farben, ein Wettrennen um die Spina mit gestürzten Pferden und Wagen, vorzüglich durch gute Gruppirung, Bewegung, Zeichnung und Farben. Es könnte dem ersten Hause in Pompeji angehört haben, so schön ist es.

Am Ende des langen Saals ist eine von oben erleuchtete Nische angebracht und darin die Mumie, welche die Stadt vor einigen Jahren für ihr Museum erworben hat. Von einem verständigen Professor der Anatomie an der Kunstschule wurde sie zur Hälfte aufgewickelt und erkannt, daß sie weiblichen Geschlechts sey, eine Person von ungefähr dreißig Jahren, und zwar von äthiopischer Race. Auf dem innern, sehr gut erhaltenen Sarg, der unter Glas steht, ist mit noch ganz frischen, lebendigen Farben das günstige Urtheil dargestellt, das die unterirdischen Mächte über die Verstorbene ausgesprochen haben. Zu den Füßen des Bildes steht Anubis, der die Todten hütende Wolfshund, fast wie man im christlichen Mittelalter Hunde als Sinnbild der Treue zu den Füßen der Verstorbenen abbildete. Ueber dem Wolfshund liegt der irdische Osiris auf seinem Todtenbette ausgestreckt und seine Seele entfliegt unter der Gestalt eines Vogels. In der Mitte der Sargkapsel zeigt sich der gebräunte Sonnengott oder Sperber, als das die Natur wiederbelebende Symbol. Höher hinauf steht der Urtheilsspruch: rechts Wagschalen, um die guten und bösen Handlungen abzuwägen, die durch die himmlische Feder und durch ein Gefäß ausgedrückt sind. Darunter sitzt ein Ungethüm, das nicht übel Lust hat, die Schuldigen zu verschlingen. Außerdem steht da auch Thot, der egyptische Merkur mit dem Ibiskopf. In einer Hand hält er eine Rolle, mit der andern die Verstorbene und stellt sie dem Osiris, dem Großrichter der Hölle, vor. Auf einem Altar liegen zwei Brode und eine Lotusblume, um den strengen, furchtbaren Gott zu versöhnen. Hinter ihm stehen die sieben großen Höllengötter und scheinen die arme Seele loszusprechen. Auf der Brust der Mumie ist der Scarabäus als Symbol

Digitized by Google

der Wiedererzeugung und Fortdauer wohl erhalten. Die Linnenstreifen sind sehr gut erhalten. Zwei haben Fransen und tragen in blauer Baumwolle das Zeichen *AA* oder zwei griechische Lambdas, wornach sich vermuthen läßt, daß diese Mumie griechisch-egyptisch ist und wohl der Ptolemäischen Zeit angehört.

Erwähnung verdienen noch in dem Museum einige gute Bildhauerarbeiten, besonders Büsten merkwürdiger und verdienter Lyoner, von Legendre-Héral, dem Professor der Skulptur an der Lyoner Kunstakademie, einem talentvollen, geistreichen Künstler, der in seinem Fach der Lyoner Schule eben so viel Ehre macht und sie zur Auszeichnung erhebt, wie Flandrin als Maler. Von dem Pariser Foyatier, der in Deutschland mehr bekannt ist, hat der Maire von Lyon eine Marmorbüste der Louise Labé, der berühmten Belle-Cordière, aufgestellt. Das schöne Brustbild drückt ganz aus, was diese Louise war, eine geistreiche, glühende, dichterische Laïs des sechzehnten Jahrhunderts. Zuerst war sie an einen Kaufmann verheirathet, der mit Stricken handelte, andere sagen an einen bloßen Seiler, und damals mag sie schon in ihrer Ausführung ziemlich leicht gewesen seyn. Später starb der Mann, und nun ging das Leben erst recht los. Bei Louisen gingen Prinzen und Generale aus und ein; einige, um die geistreiche schöne Dichterin, die Verfasserin des Dialogs in Prosa: Débat de Folie et Amour, andere, um das reizende Weib kennen zu lernen. Es ist charakteristisch, daß sich die erste Magistratsperson Lyons nicht gescheut hat, einem unsittlichen, wenn auch geistreichen Weib in einer öffentlichen, der Stadt gehörigen Kunstsammlung ein Denkmal zu setzen, was wahrscheinlich weder in England noch in Deutschland geschehen wäre. Louise wohnte in einer der schmutzigsten Gassen bei dem herrlichen Platz Belle-Cour, und diese trägt noch jetzt ihren Namen: Belle-Cordière. Nun sage man noch, in Frankreich werde das Verdienst nicht geehrt!

Wie weit es die Lyoner seit der Erfindung von Jacquards Webestuhl im Seideweben gebracht haben, zeigen recht zwei hier aufgehängte gewobene Gemälde von Maizíat, Professor der Fabrikation, und Bouvard und Mathevon, Fabrikanten. Jenes zeigt in der elegantesten Schrift das Testament Ludwigs XVI. mit anmuthigen und reichen Arabesken, das andere grau in grau eine getreue Kopie eines Bildes aus der heutigen Lyoner Malerschule. Ganz am rechten Ort steht hier das gute Bild Jacquards in Lebensgröße vom Lyoner Bonnefond, einem der besten hiesigen Maler. Der würdige Mann in weißem Haar sitzt hier in seiner Werkstatt, nachdenkend über die Vervollkommnung des Webestuhls, wodurch die Lyoner Fabriken so mächtigen Aufschwung genommen haben; vor ihm stehen Maschinenmodelle auf einem Tisch. Durch seine Erfindung wurde es erst möglich, leicht und schnell jede Zeichnung vom Papier auf den Webestuhl überzutragen und im Seidengewebe wiederzugeben. Solchem Verdienst gehörte hier mehr als ein bloßes Porträt. Dr. M.

(Schluß des zweiten Abschnitts.)

Indiscretion.

(Fortsetzung.)

„Aber," fuhr ich fort, „noch greifen die Personen, welche auf der Höhe der Menschheit wandeln, wie sich der Dichter in dem Blatte da ausdrückt, durch ihr Thun und Lassen in das Schicksal der Welt ein; und einer Fürstentochter, welche sich fühlt, will man verargen, wenn sie sich mit edlem Ehrgeize dem gemeinen Loose ihrer Schwestern entringt, wenn sie muthig die gebotene Gelegenheit ergreift, sich auf einen Gipfel zu schwingen, welcher von der Sonne der Geschichte beleuchtet bleibt, während so viele Höhen längst im allgemeinen Nachtschatten begraben liegen? Sie wirft keck dem ehernen Geschick ihren zarten Handschuh zu, auf Alles gefaßt; entzieht sie doch sicher dem Loose, am Ende zwischen einem Schooßhund und einer Hofdame einzuschlafen! Und sey es um das Härteste, Aeußerste, aber in diesem Fall ganz Unwahrscheinliche! Vergegenwärtigen Sie sich das Bild Marie Stuarts, Marie Antoinettens — was prägt diese Gestalten so tief in die Geschichte, was macht sie so groß, so schön, tausend Herzen so rührend, was anders, als daß —"

Ich hatte dies, das Schweigen der Gesellschaft für Beifall nehmend, stürmisch, mit steigendem Affekt vorgetragen und nicht darauf geachtet, daß die Damen die Blicke senkten, der Doktor eine Prise um die andere nahm und die Tante mit halbausgestrecktem Arm beständig den Mund öffnete. Jetzt aber unterbrach sie mich rasch: „Genug von solchen Horreurs! — Man kann über diese Verhältnisse allerdings verschiedener Ansicht seyn, und die deinige, lieber Neffe, ist hinreichend entschuldigt, da du in deinem Süden die Sachen nicht so in der Nähe sehen konntest, wie wir. Genug davon! Gott gebe seinen Segen! Aber über den Werth der Dichtung, die wir eben gehört, werden wir uns gewiß nicht entzweien." — Ich war durch den rhetorischen Ausfall, aus meiner vorsichtigen Haltung heraus, ganz in das Geleise meiner Natur gerathen. Völlig arglos öffnete ich den Mund zu einem recht geringschätzigen Urtheil; da wurde die gute Louise mein Schutzgeist in der gräßlichsten Gefahr. Sie kannte mich von Hause aus genug, um zu merken, daß ich frank und frei auf meinem Bataillenpferde saß,

Digitized by Google

und mochte meiner Geberde die Greuel ansehen, die ich vorzubringen im Begriffe war. Schnell besonnen, kam sie mir zuvor und rief der Vorleserin zu: „Aber, liebe Cäcilie, wie kommt es, daß Ihr Gedicht erst jetzt im — (ich weiß den Titel des heillosen Papiers nicht mehr) erscheint? Wenn mir recht ist, sind es ganze vier Wochen, daß Sie es uns vorgelesen. Die Redaktionen sind doch unerträglich langsam! Sie haben gar keinen Sinn für das à propos!“

Mir war wie einem Reiter bei stockfinsterer Nacht, dem ein jäher Blitzstrahl den Abgrund zeigt, der dicht vor seinen Füßen liegt. Ich riß entsetzt mein Roß zurück, und die Antwort auf die Frage meiner liebenswürdigen Retterin ließ mir Zeit, meine Lebensgeister zu sammeln. Du kannst dir vorstellen, wie ich jetzt mit gesenkten Ohren einlenkte und mit dem bittersten Unmuth im Herzen, lächelnd die albernen Verse beräucherte. Ich mag gar nicht daran denken!

Die Gesellschaft ging bald darauf auseinander, und als wir allein waren, fing die Tante an: „Aber um des Himmels willen! was hast du da gemacht! Solche Rücksichtslosigkeit —“ — „Liebe Tante,“ fiel ich demüthig ein, „ich gestehe und bereue meine Unvorsichtigkeit. Es ging ja aber Alles noch vortrefflich; ich frage Sie, war nicht die Vergleichung mit dem Gedichte Schillers an den Erbprinzen von Weimar recht gut gegeben, und ganz zum Vortheil der Dichterin? und noch besser, wie ich Uhland herbeizog, so wenig er auch dabei zu thun hatte?“ — „Schon recht, aber vorher —“ — „Ich bin überzeugt, Tante, Niemand hat es gemerkt, als Sie und Louise.“ — „Niemand gemerkt? was gemerkt?“ — „Nun ja, daß ich in meiner Unbefangenheit allerdings im Begriff stand, etwas ganz Anderes vorzubringen als Elogen.“ — „Gerechter Gott!“ rief die Tante, leidenschaftlich die Hände zusammenschlagend; „das fehlte noch! Entsetzlich! Und das hätte ich gemerkt? Am Ende hast du nicht gemerkt, daß Cäcilie die Dichterin ist?“ — „Und woher hätte ich dies wissen sollen? Gab mir doch Niemand einen Wink als Louise, da es die höchste Zeit war!“ — „Und was für Winke verlangst du denn? Mon dieu! guter Ludwig, nimm mir nicht übel, aber die Salons in unserem lieben Vaterlande stehen da wieder recht lebhaft vor mir! Hast du eine Vorstellung davon, daß eine Dame eine solche Dichtung prima vista so vortragen kann?“ — „Ja, bei uns zu Hause wäre dies ein starkes Stück; man hat mir aber immer gesagt, hier zu Lande wissen die Leute weit gewandter mit der Sprache umzugehen. — Doch wie reime ich es, daß Sie nicht gewußt haben, welche Indiscretion mir auf den Lippen schwebte, und mir doch Vorwürfe machen?“ — „Die Indiscretion war leider schon fertig. Du spottest über unsere Sprachgewandtheit; aber wahrhaftig, lieber Neffe, dir floß es von den Lippen, daß man dich ohne Eclat gar nicht unterbrechen konnte.“ — „Aber was ist es denn? was habe ich denn gethan?“ — „Ueber so zarte Verhältnisse, wie die, welche vorhin unglücklicherweise zur Sprache kamen, sollte man sich nie so rücksichtslos auslassen; man kann ja nicht wissen —“ — „Ei, liebe Tante, das konnte ich doch wissen, daß die Mariage des Herzogs von Orleans Jedermann hier so viel anging als mich, und ich bin mir nicht bewußt, durch meine Aeußerungen den Anstand —“ — „So wisse denn, daß Cäciliens Mutter sehr genau mit der Hofdame einer Prinzessin liirt ist, welche laut ihre Mißbilligung über jene Parthie geäußert hat.“ — Ich küßte der Tante die Hand, demüthigte mich und sprach bei mir: Gott ist groß!

(Beschluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

(Beschluß.)

Die Auswanderer. Theater.

Das Interesse an dem Geschick einer Menge, großentheils ganz unbescholtener Mitbürger, die mitunter überaus glücklich erscheinende Verhältnisse freiwillig aufgeben, um sich und ihre ganze Familie einer ungewissen Zukunft in die Arme zu werfen, war allgemein, und es ist höchst erfreulich zu nennen, daß diese grauenvolle Ungewißheit offenbar selbst die heftigsten Gegner der Verbleibenden mit einer wahrhaft menschlichen Rührung und Theilnahme erfüllte. Die meisten der hiesigen Geistlichen, namentlich der ehrwürdige Präsident des Landeskonsistoriums, Dr. von Ammon, ergriffen diese Gelegenheit, um den zahlreich versammelten Zuhörern belehrende Winke zu ertheilen und sie auf die großen Gefahren einselsiger Richtungen, auch bei religiösen Gegenständen, aufmerksam zu machen. Diese Reden schienen meist einen tiefen Eindruck hervorzubringen. Bei der Abfahrt hat man übrigens an der Mehrheit der Auswanderer jene Heiterkeit bemerken wollen, welche ohne die feste Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des gewagten Schrittes sich kaum erklären läßt. Welcher anders als sie Denkende möchte ihnen daher nicht die besten Wünsche für ihr Fortkommen nachsenden? Dennoch soll auch, besonders bei der zweiten Abfahrt, manche schauerliche Scene vorgekommen seyn. Man erzählt, daß ein recht wohlhabender, ein blühendes Gewerbe betreibender Handwerker mit Gattin und einem ganzen Häufleln Kinder, deren jüngstes erst vierzehn Tage alt gewesen, in der düstersten Betäubung sich befunden. An Anekdoten hat überhaupt bei dieser Auswanderung die Fama es durchaus nicht fehlen lassen. Nur sind gerade die pikanteren allzuwenig verbürgt, um als Wahrheiten gegeben zu werden. Eine davon aber, die buchstäblich wahr seyn soll, ist zu charakteristisch, als daß sie nicht erwähnt werden müßte. Ein Tischler nahm seinen einzigen Sohn

Digitized by Google

mit sich auf das Schiff; da dieser aber so schwächlich war, daß der Vater befürchtete, er werde den Beschwerden der Reise erliegen müssen, so versorgte er sich zugleich mit einem Sarge für ihn. Auch hat der Schiffer, welcher die Absahrt dirigirte, Nachrichten zurückgebracht, nach denen das innere Zerwürfniß der mitreisenden einzelnen Familien sowohl, als der ganzen künftigen amerikanischen Kolonie sich immer klarer soll herausgestellt und eine recht böthere Zukunft verkündigt haben. Pastor Strybom selbst, der Untersuchung, welche ihn hier festhielt, entbunden, ist mit seinem Sohne und mehreren Theilnehmern zu Lande nach Hamburg abgereist. Von den sieben nebst seiner Gattin hier zurückgebliebenen Töchtern sind drei taufsunm geboren; diese hat das hiesige Taufsunm meinstiftet aufgenommen. Es soll auch im Werke seyn, der unglücklichen Mutter eine Anstellung bei dem Institute zu verschaffen. — Die hiesige Lithographie ist in ähnlichen Fällen immer sogleich zu merkantilischen Zwecken bei der Hand. Sie hat sich bewährt, auch diese Sache dem Scherze zu gewinnen, aber ohne großen Erfolg.

Unter mehreren, meist französischen Originalen nachgebildeten, zum Theil recht dankbar aufgenommenen neuen, kleinen Theaterpiecen führte die letzte von Albini den Titel: „Was den Einen tödtet, gibt dem Andern Leben.“ Den größten Beifall aber unter allen zum ersten Male aufgeführten Stücken überhaupt erntete der „Majoratsherr,“ ein Lustspiel von der hohen Verfasserin der „Dolchscheidenbriefe zur deutschen Schaudühne,“ deren dritter Band erst neulich die Presse verlassen hat. Der Enthusiasmus der Zuschauer währte rend und am Schlusse des Stücks deutete darauf hin, daß die Versammlung in diesem Lustspiele alle Vorzüge der früheren Dramen der Verfasserin wiederfinde. Auch eine Oper von Julius Otto: „Das Schloß am Rheine“ betitelt, erhielt eine nicht ungünstige Aufnahme. — Ein Concert, das unser, dem Auslande ebenfalls längst rühmlichst bekannter Virtuose Fürstenau, mit Unterstützung seines, wie er, auf der Flöte schon zu einer in so frühem Alter seltenen Meisterschaft gelangten Sohnes und mehrerer Notabilitäten der hiesigen Oper, so wie der königlichen Kapelle, am 18ten dieses Monats im Saale des Hotel de Saxe veranstaltet hatte, fand lebendigen Antheil bei dem ansehnlichen Zuhörerkreise.

Prag, November.

(Fortsetzung.)

Gesellschaft. Zuvorkommenheit. Literatur.

Zu den commerziellen Vorkehrungen, die Böhmen schon lange in's Werk zu setzen beabsichtigt, gehören auch die Kettenbrücken über die Moldau bei Prag und bei Beraun über den Fluß gleichen Namens. Bei der ersten konnten sich die subscribirten Actionäre lange nicht über den Punkt vereinigen, wo sie errichtet werden soll. Bei der zweiten macht abermals das Terrain viele Schwierigkeiten. Es wäre im Interesse des innern Handels sehr zu wünschen, daß besonders die letztere bald zu Stande käme, da die häufigen Ueberschwemmungen des sonst unbedeutenden Flusses, der Beraun, den Gebrauch einer commerziellen Hauptstraße höchst unangenehm und gefahrvoll machen. Besonders ist dies der Fall zur Zeit des Pilsner Marktes, der für die Provinz von höchster Wichtigkeit ist, und doch dauert es (von der Gefahr gar nicht zu reden) oft einen halben Tag, bis ein Wagen über den Fluß gelangt. — Doch ich habe Sie jetzt lange genug auf den Landstraßen herumgeführt, kehren wir zur Hauptstadt zurück. Es lebt sich recht behaglich hier. Die Prager selbst klagen über Mangel an Geselligkeit, aber wir versichern, mit Unrecht. Zugegeben, der Vertehr an öffentlichen Orten sey nicht so lebendig, als in andern Städten, zugegeben, der Fremde erhalte hier keine, oder nur einsilbige Antworten, wenn er ihm unbekannte Personen auf Promenaden oder im Theater anspricht, so ziehen sich doch häufig im Familienleben die sozialen Elemente desto fester an. Man braucht hier gerade nicht auf großem Fuße zu leben, um recht oft Freunde bei sich zu sehen. Andererseits hält es, so viel ich weiß, nicht schwer, den Zutritt selbst in etwas gewöhnere Kreise zu erlangen. Ja, wir haben es oft mit Befremden, daß die ersten Häuser Personen mit Wohlwollen aufnahmen und festhielten, die weder durch Rang, noch durch äußern oder innern Reichthum nach der Forderung ihrer Bekanntschaft besonders lüstern machen konnten. Für den Fremden vollends genügt die erste beste Empfehlung, der Abreisst sorgt dann schon dafür, daß der Empfohlene nicht auf ihn allein beschränkt sey. Was die Intelligenz im Allgemeinen betrifft, so glauben die meisten Norddeutschen, den Oesterreichern, und den Böhmen besonders, weit voraus zu seyn. Sie glauben es aber meist deshalb, weil sie beide nicht genau kennen. Sehr gebildete Reisende aus jenen Ländern, die sich längere Zeit in Wien und Prag aufgehalten haben, versicherten, sie hätten nach ihren Erfahrungen allen Grund zu zweifeln, daß eine allenfallige Cultur-Inlanz so sehr zum Vortheil jener ausfallen würde. Die Böhmen denken sehr richtig, sprechen sich aber nicht aus, etwas, woran es die Norddeutschen freilich nicht fehlen lassen. Man würde ihnen Unrecht thun, wenn man sie den Bestrebungen und Anforderungen der Jetztzeit fremd glaubte. Jede merkwürdige Erscheinung, sey's im Leben, in der Literatur oder Kunst, wird ihnen bald bekannt, und wir haben oft die Verwunderung gebildeter Reisender bei dem Besuch unserer Institutionen für Kunst und Wissenschaft gehört, und die Aeußerung gehört: „Wenn wir das in unserer Heimath hätten, wir würden ganze große Bücher darüber schreiben, und hier erfahren wir dessen Existenz erst, wenn wir hereinmen.“ Mit langsamen, aber sichern Schritten gehen sie ihrer Vervollkommnung entgegen. Wir halten die ungeheure Fruchtbarkeit der deutschen Literatur im Allgemeinen für keinen wahren Fortschritt, und können daher die allerdings merkwürdig geringe Productivität, die in dieser Beziehung hier herrscht, als keinen Einwurf gelten lassen. Hier erscheinen freilich sehr wenig Zeitschriften, belletristische vollends nur drei: die „Bohemia,“ die Ihnen schon bekannt ist, „Ost und West“ und „der Novellist,“ die beiden letztern sogar erst seit kurzer Zeit. „Ost und West“ will die eine Himmelsgegend mit der andern bekannt machen, ein Bündniß zwischen ihnen stiften. Eine Allianz zwischen Rußland einer-, Frankreich und England andererseits würde freilich Europa einen ewigen Frieden sichern; der Novellist hat sich an so Großes nicht gewagt, er will nur seine Leser modern unterhalten. Mein Gott! es muß gerade nicht modern seyn, wenn es nur unterhält. Ein Leser ist ja genügsam. Die Redaktion des Novellisten hat, wie wir hören, Julius Seidlitz für ihr Blatt gewonnen. Diese drei Blätter besprechen zugleich das Prager Theater. Sie lassen es an Zurechtweisungen darüber nicht fehlen; doch habe ich nicht bemerkt, daß das Theater besondere Notiz davon nimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 5. December 1838.

— Es ruht der Geist dort oben.
Da drunten schwillt die Fluth des Lebens,
Die Freiheit und das Glück sind droben.
v. Feuchtersleben.

Bergreise.

An —

Wem der Leiden scharfe Zacken
Durch die Seele schneiden;
Wem in schwarze Trauerlacken
Sich die Träume kleiden;
Wer, ein krankes Kind, nicht rasten
Kann in seiner Wiegen,
Weil ihm schwere Bergeslasten
Auf der Seele liegen;
Ja, wem auch die Thränenquelle
Geht am End versiegen;
Komm, du trauriger Geselle,
Laß die Locken fliegen;
Aufgeknöpft und aufgeschlossen,
Froh, wie ein Befreiter,
Steige mit mir ein paar Sprossen
An der Himmelsleiter.
Miß sie nicht mit kind'scher Elle,
Die laß unten liegen,
Sinke nicht zurück zur Stelle,
Bist ja kaum gestiegen!
Höher, höher, ohne Rasten,
Zu den jähen Gemsenweiden,
Wo die scharfen Lüfte schneiden!
Unter dir die Bergeslasten,
Unter dir die Felsenzacken,
Unter dir des Sturmes Wiegen,
Wo, gehüllt in graue Lacken,
Schlafend die Lawinen liegen,
Wo kein Schrei durchheult die Lüfte,
Wo die Vögel selber schweigen,
Weil dem Lied, das durch die Klüfte
Zieht unhörbar, sie sich neigen:
Hier auf diesem himmelhoch gethürmten,
Winterlich umstürmten
Gottesgartenbeete,
Steh und bete!

Und hast du nun die Seele, krank, zerrüttet,
Aus ihrer Nacht zum Tag heraufbeschworen,
Und hast, was jahrelang in dir gegohren,
In plötzlichen Ergüssen ausgeschüttet,
Wisch' aus die Augen, schau mit heil'gen Schauern
Des Westlands Eden zwischen Riesenmauern.
Es ist kein Schattenspiel, nicht hohle Schemen,
Sieh fest sie an, kein Traum hat sie gebaut,
Kein Windstoß wird sie in die Lüfte nehmen,
Die Wundergärten, die dein Auge schaut.

Digitized by Google

Die Hügel drunten, die durch Wolkenschichten
Hinauf die breiten, krausen Stirnen richten,
Das Labyrinth der vielverzweigten Thäler,
Die Seen und Ströme, schmal und immer schmäler,
Die Korngefilde in der Dörfer Schatten,
Die nach den Höhn zu schaun sich nie ersatten;
Und die, die drunten durch einander laufen,
Die Menschen, reg' auf ihren Aemsenhaufen,
O die Verwaisten, Kranken und Gefangnen,
Die drunten alle nach Befreiung schmachten,
Und den Entbundnen, eben Heimgegangnen
Nachblicken aus des Elends tiefen Schachten;
Die in den engen Gassen sich zerquetschen,
Vor Liebe schrein, vor Haß die Zähne fletschen;
Die Geister, die sich rufen in der Irre,
Stets überschrien vom tosenden Gewirre,
Bis heiser sie vom Rufen und vom Jammern
Zusammensinken in den Todtenkammern —
Du ahndest ihren Jubel und ihr Stöhnen
Hier oben nur in fernen Glockentönen.

* * *

Das Haupt in Händen, auf dem Felsenblocke,
So saßen wir uns schweigend gegenüber,
Und mein Gefährte störte mit dem Stocke,
Kopfschüttelnd, in dem Schnee, und wurde trüber. —
„Um Gott, du weinst?“ Da stund er auf und schritt
Zur Hütte, die uns gastlich aufgenommen.
So wirst du hier auch nicht zum Frieden kommen?
Und nimmst zu Thale deinen Kummer mit?
Und als ich scheid von diesem theuren Orte,
Da las ich noch im Schnee von ihm die Worte:
„O holde Ruh', was haben wir verbrochen,
Daß du in Berg und Klüfte dich verkrochen?“

Reise- und Lebensbilder.

Von Franz Freih. Gaudy.

IV.

Das Fest des heiligen Januar.

Von den drei Tagen des Jahrs, an welchen der heilige Januarius, Bischof, Märtyrer und erster Schutzpatron Neapels, nach hergebrachter Ordnung sein altes Wunderstück zur Bewährung der Gläubigen wiederholt, ist der 19te September, als der dem Heiligen im Kalender besonders zugewiesene, der feierlichste. Neun Tage vor und nach demselben verstummen alle Theater von den Zauberställen von San Carlos abwärts bis zu dessen liebenswürdigen, humoristischen Parodien, San Carlino und Fenice. Der Feuerfresser im Theater Sebeto schluckt die ganze Zeit über, statt glühender Kohlen, harmlosere Maccaroni, und nur die Impressarii haben nichts zu beißen, nichts zu brechen, und verdrehen die Augen. Der sonst so volks- und lebensreiche Largo di Castello ist in den Abendstunden fast verödet. Kaum daß Pulzinell noch hier und da aus seiner Leinwandhülle hervor zu krähen wagt; und auch er scheint, um Anstoß zu vermeiden, sein sonst so durchdringendes Falsett bei seinen ehlichen Disputen zu dämpfen. Nur die Vorleser des Ariost auf dem Molo haben gute Zeit. Die sonst strenge kirchliche Polizei legt weder den Schelmereien des Ferragu, noch den Distractionen Angelicas das Mindeste in den Weg, und läßt den betrogenen Eifersüchtigen Felsstücke und Eichenstämme nach Herzenslust entwurzeln.

Wer gleich mir noch kein Wunder, die wirklichen der Natur ausgenommen, gesehen hat, wird gewiß die Ungeduld begreifen, mit welcher ich das Ende der Theaterferien und vor allem den 19ten September, als deren Kulminationspunkt, herbeiwünschte. Ueberall zog ich die sorgfältigsten Erkundigungen ein, wie ich es am besten anzufangen habe, um einen günstigen Platz in der Kapelle oder der Kirche zu erhalten. Der Bescheid lautete gleichförmig: es gebe keinen zuverlässigern Löseschlüssel als einen baltan Priester, welchen man bei Sonnenaufgang, wenn die Kirche eröffnet werde, dem Sakristan einhändige; das Uebrige finde sich leicht. Dabei blieb aber die Aufgabe, wo das bestechliche Subjekt unter den Hunderten priesterlich gekleideter auszufinden sey, eine schwer zu lösende; eine noch schwierigere aber, wie es möglich sey, bloß mit Wißbegierde ausgerüstet, vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht in der Kirche auszudauern; denn so lange läßt der Schutzpatron mitunter seine ungerathenen parthenopäischen Kinder schmachten, ehe er sich erbitten und Gnade für Recht ergehen läßt. Zuletzt entschloß ich mich, es darauf hin zu wagen, ob sich der Heilige eines deutschen Autors annehmen wolle, traf keine andern Vorsichtsmaßregeln, als die, meinen Frack anzuziehen und die Uhrkette fester einzuknöpfen, und fuhr um die zehnte Vormittagsstunde nach San Gennaro.

Der Dom liegt auf der östlichen Seite der Stadt. Der Weg, von dem Fremdenviertel in Santa Lucia und Chiaja an gerechnet, führt durch eine Unzahl enger, winkliger, düsterer Straßen, Gassen und Gäßchen. Sie waren sämmtlich mit geputzten Fußgängern und nur langsam vorwärts rückenden Wagen gestopft. Im seltsamen Contrast mit den festlich geschmückten Wallfahrern trieben die Lebensmittel Verkaufenden und Käufer ihren gewohnten lärmenden Verkehr fort. Esel mit Körben voll blumenbesteckter Feigen und Weintrauben drängten

Digitized by Google

sich durch die Menge; saftreiche rothe Wassermelonen wurden zersägt, Kastanien gebraten, Wallnüsse mit den Zähnen aufgeknackt und feil geboten; der Eiswasserverkäufer schwenkte unermüdlich seine in Angeln hängende Tonne und klapperte taktmäßig mit der Citronenpresse; der Fisch- und Muschelhändler trompetete seine in Körben auf dem Kopf getragene Waare mit aller Lungenkraft aus: denn der Neapolitaner läßt gern jedem Heiligen sein Recht widerfahren, nur darf es nicht auf Kosten seines Leibheiligen, des Magens, geschehen. So blieben denn auch die meisten Läden geöffnet. Von der römischen Sabbathfeier eines Heiligenfestes war keine Spur zu entdecken.

Ohne mich lange bei Betrachtung der die gothische Bauart verhunzenden Façade aufzuhalten, betrat ich die Kirche. Es sollte gerade eine Reparatur vorgenommen werden, und ein Theil der Säulen war unfestlich genug mit liederlich verstreutem Maurergeräth und Gerüsten verbaut, welche das Volk, um einen besseren Standpunkt zu gewinnen, erkletterte. Die Medrzahl aber eilte nach der dem heiligen Januar gewidmeten und im rechten Seitenschiff befindlichen Kapelle, in welcher die Heiligthümer zur Schau gestellt waren. Ich folgte der Menge, oder wurde vielmehr willenlos fortgeschoben.

Das Gedränge war entsetzlich. Keine Londoner Dame hätte sich für ihren Rout ein besseres wünschen mögen. Alles arbeitete mit Händen und Füßen vorwärts. Schmerzliche Klagen Getretener und Gequetschter vermischten sich mit dem Klingeln der Ministranten, dem Messelesen der Priester an den Seitenaltären, mit den lauten Gebeten der Menge. Die älteren Frauen der niederen Bürgerclasse zeichneten sich vor allen durch ihre Andachtsglut aus. Auf Stühlen stehend, die Augen unverwandt auf das Tabernakel gehestet, die Hände bald zum Gebet faltend, bald wieder ingrimmig die Fäuste ballend, zitterten sie am ganzen Körper vor Begeisterung. Ihr Mund war krampfhaft verzerrt, die Lippen bebten und heiße Thränen strömten über ihre Wangen. Einmal wimmerten sie schr erzlich leise vor sich hin und brechen dann wieder plötzlich in einen durchdringenden Schrei aus. Grauenerregend war es, wenn nach einer augenblicklichen Stille eine dieser gellen, markdurchschneidenden Stimmen laut auftreischte und hundert andere in dieses Gebeul einstimmten. „Thu' das Wunder, heiliger Januar, thu' das Wunder!“ jammerte Eine. „Mach' schnell! eile, eile!“ rief der Hause nach. — An solchen Tagen ist es mißlich für den Nichtkatholiken, sich als solchen zu erkennen zu geben: seiner Nähe wird die Verzögerung des Wunders zugeschrieben, und er hat vom Fanatismus des Pöbels das Aergste zu befahren.

Dem Gedränge zu entrinnen, war unmöglich. Vornehm und Gering, Priester und Laien packen in dem fürchterlichen Gewirr; die Kraft der Fäuste galt allein. Eine halbe Stunde hatte ich männlich gerungen, bis ich mich an dem Bronzegeländer, welches den Altar des Allerheiligsten absperrt, befand. Den innern Raum füllten die Domherren der Januerkapelle, welche ein von der Kirche gesondertes Stift bilden, und einige bevorzugte Laien. Von der königlichen Familie war Niemand zugegen. Eine englische Familie hatte sich die Erlaubniß zum Zutritt erwirkt; zur Hälfte hatte sie schon den Port erreicht, während die andere noch mit den sturmischen Volkswogen kämpfte. Die königlichen Kammerherrn, welche an diesem Tage das Amt als Thürhüter verwalten, hielten mich für ein Glied jener Familie, öffneten das Gitter und luden mich verbindlichst ein, näher zu treten. Meinem zur rechten Zeit angelegten Frack verdankte ich den glücklichen Irrthum. Zwar klärte sich dieser sehr bald auf; das verlorne Schaf stellte sich kurz darauf ein, ward von den übrigen Engländern reklamirt und ich einstimmig verleugnet. Ich war aber einmal hineingeschlüpft und blieb; denn mich wieder zu verweisen, war ein Ding der Unmöglichkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Eröffnung des Théâtre de la Renaissance. V. Hugo's Ruy-Blas.

Endlich hat das Théâtre de la Renaissance, von dem schon seit Jahr und Tag so viel in den Zeitungen gesprochen worden war, seine Thüren aufgethan und seine Vorstellungen begonnen. Der Schauspielsaal ist das bekannte Théâtre Vendôme, ein unter der vorigen Regierung mit einem Aufwande von einigen Millionen Franken erbauter prächtiger Saal, welcher für die komische Oper bestimmt war, aber all seiner Pracht ungeachtet doch nicht brauchbar befunden wurde, da er zu geräumig und nicht akustisch war. Die komische Oper war damals so hernnier gekommen, daß sie sich mit einem kleinen Saale begnügen mußte. Hernach hatte eine Gesellschaft von Unternehmern den tollen Einfall, ein Théâtre nautique, ein Wassertheater, aus diesem Schauspielhause zu machen. Was aber am sichersten dabei zerrann, war das Geld der Unternehmer, und sie mußten schnell ihre wässerigten Darstellungen aufgeben. Der schöne Saal diente alsdann nur noch zu Bällen, und im letzten Fasching, als die italienische Oper abbrannte, vollendete hier die Truppe ihre Saison. Diesen Saal hat nun die neue Unternehmung in Besitz genommen, aber Einiges daran verändert. Die Bühne ist kleiner gemacht und die Decke des Saals bedeutend herabgesetzt worden. Natürlich verliert der Saal dadurch das großartige Ansehen, das er zuvor hatte; allein heutzutage sind der Schauspielunternehmungen zu viele, als daß sie sich großartig gestalten könnten. Zur Füllung eines so großen Saales, wie der Ventadourfaal war, hätte man nicht allein auf ein sehr zahlreiches Publikum rechnen, sondern auch ein sehr bedeutendes Schauspielerpersonal und ein eben so bedeutendes Orchester anschaffen müssen. Was der neuen Unternehmung zu

Digitized by Google

statten kam, ist das Absterben des Vaudeville-theaters? Da nämlich das Theâtre de la Renaissance nicht allein Lust-, Schau- und Trauerspiele, sondern auch Operetten und Vaudevilles geben will, also mehr, als irgend ein anderes Pariser Theater, so findet es eine ganz gebildete Truppe bereit zum Aufführen von Vaudevilles, und braucht nur noch für eine Schauspiel- und eine Operettentruppe zu sorgen; in Allem also vierlei Truppen, wovon hier liegt aber der Keim aller Schwierigkeiten, womit diese Unternehmung wird zu kämpfen haben. Auf einem Provinzialtheater muß eine Theatervereinigung alle Schauspielgattungen vereinigen; aber in Paris, wo das Publikum etwas ausgezeichnet Gutes verlangt, hatte bisher jedes Schauspiel seine besondere Gattung, über welche es nicht hinausging und auch, ohne sich zu Grunde zu richten, nicht hinausgehen konnte. Denn schon um ausgezeichnete Schauspieler in einer einzigen Gattung zu bekommen, mußte es bedeutende Kosten aufwenden; wie sollte es also einer Schauspieldirektion möglich seyn, mehrere Truppen zu unterhalten, zumal in jetziger Zeit, wo es der Schauspiele so viele gibt, daß sie sämmtlich Mühe haben, fortzukommen? Deßhalb scheint auch das Vorhaben des Theâtre de la Renaissance äußerst verwegen. Anfangs mag die Neugierde wohl das Publikum herbeiziehen; aber bald wird es sich übersättigen, daß in diesem neuen Schauspielhause Mannichfaltigkeit auf Kosten des innern Gehalts geboten wird. Eine Lockung für das Publikum war allerdings die zur Eröffnung des neuen Theaters bestimmte erste Aufführung eines Schauspiels von Victor Hugo, dem berühmten lyrischen Dichter, dessen drastische Arbeiten sich bisher nicht auf der Bühne haben bahnen können, obschon seine Freunde sie mit enthusiastischem Beifall begrüßt hatten. Das viele Abenteuerliche, Schreckliche und Abschreckende in diesen Stücken war dem Geschmacke des Pariser Publikums, und überhaupt dem ästhetischen Geschmacke aller Gebildeten zu sehr entgegen, als daß die zerstreuten schönen Stellen die Stücke vor der Gleichgültigkeit des Publikums hätten bewahren können. Da nun Vict. Hugo seit mehreren Jahren kein neues Stück hat aufführen lassen, so war man sehr neugierig auf die Eröffnung des neuen Theaters. Nach einem Prolog des Dichters Mery, welcher sich auf die neue Theaterunternehmung bezog, wurde „Nuy Blas“ zum ersten Male gegeben. Auf dem Anschlagzettel heißt es nicht Trauerspiel, sondern Drama, also bloßes Schauspiel, eine Gattung, die ohnehin der klassischen Partei nicht gefällt. Den Inhalt haben bereits alle Pariser Tageblätter ausführlich angegeben. Es ist eine vom Dichter ganz erfundene abenteuerliche Begebenheit aus der Regierungszeit Karls II., Königs von Spanien, dessen Gemahlin, Anna, Pfalzgräfin von Neuburg, einen spanischen Granden, Don Sallust, der ihr Liebesanträge gemacht, schnöde und verdächtig abgewiesen hat. Dieser will sich an der Königin rächen und wendet sich an einen lumpigen Verbrecher, den aber, obwohl er ein Straßenräuber geworden, es doch für etwas Unedles hält, sich an einer Frau zu rächen. Deßhalb wendet sich Don Sallust an seinen Lakaien, der mit einem außerordentlichen Ehrgeize begabt ist und noch dazu sich in die junge Königin vergafft hat. Don Sallust verspricht diesem, ihn hoch zu erheben, wofern er sich blindlings ihm ergeben wolle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, November.

(Fortsetzung.)

Theater. Bulwers Dame von Lyon.

Ad vocem Theater komme ich auf die Novitäten desselben, deren letzte Bulwers „Dame von Lyon“ und „die bombopastische Cur.“ nach dem Französischen von Lembert, waren. Bei dem ersteren finden wir schon die Uebersetzung so lobenswerth, daß der Uebersetzer wohl verdient hätte, genannt zu werden. Sie ist sehr fließend, und man bemerkt im Dialog nichts Fremdartiges, wie das so häufig bei Uebersetzungen der Fall ist. Was das Stück selbst betrifft, so hatten wir die ersten vier Akte für vortrefflich, und können die verdammende Ansicht des Referenten der Bohemia durchaus nicht theilen. Der fünfte Akt erscheint allerdings überflüssig, da der vierte den natürlichen Schluß der dramatischen Handlung enthält, die hier dann endet, wenn für die Charaktere der beiden Hauptpersonen der Culminationspunkt ihrer moralischen Höhe erreicht und ein Rückfall der Natur der Sache nach nicht mehr zu befürchten ist. Dazu bedarf es aber durchaus noch der vor unsern Augen vorgenommenen Unterschrift des Ehecontracts; und diese allein ist der Gegenstand des fünften Aktes. Das Andere ist nur deßhalb da, weil es nicht wohl angeht, daß der letzte Akt nur eine einzige Scene habe. Im Uebrigen aber scheint sich „die Dame von Lyon“ den übrigen Leistungen Bulwers nicht unwürdig zu. „Die Dame von Lyon“ hat eine gesunde Farbe, deren einzelne Umstände sich in den Communicationen unseres sozialen Lebens leicht ereignen, oder doch leicht ereignen können. Die Charaktere sind wahr, die Situationen wirksam, die Verwicklung ziemlich neu und interessant, ohne deßhalb in der Hauptsache unwahrscheinlich zu seyn; doch in den Nebendingen hat es sich wohl Bulwer etwas gar zu bequem gemacht; denn wollen wir auch den Stolz der Lyoner Kaufmannsfamilie als Motiv dafür annehmen, daß sie selbst in dem falschen Prinzen den Sohn ihres ehemaligen Gärtners nicht wieder erkennt, so ist es doch nicht mehr unwahrscheinlich, sondern complet unglaublich, daß ganz Lyon und dessen Umgebung, welchem der reiche junge Gärtner durch sein sonderbares Benehmen dermaßen aufgefallen, daß man ihm den Spottnamen Prinz gegeben, auf einmal blind geworden, und nicht laut schreit: „Das ist Armand Melnotte!“ Da Bulwer so wenig an den drei Aristotelischen Einheiten hielt, daß er zwischen die ersten vier und den letzten Akt mehrere Jahre legte, so hätte er diesem Uebelstand leicht ausweichen können, wenn er den Schauplatz dieser ungebrauchten Mystification in irgend einen Curort des südlichen Frankreichs verlegt hätte. Dieses Bühnengemälde endet auch keineswegs einer höhern moralischen Tendenz; der Verfasser hält einem unter den Frauen sehr verbreiteten Laster einen Spiegel entgegen, der nur zu wahr die verzerrten Züge widergibt, die die geistige Schönheit einer nach Hoheit geizenden Frauensseele verunstalten. Er versteht es zu gleicher Zeit, uns anschaulich zu machen, wie Psychisgefühl und eine edlere Liebe das irrende Weib aus ihrer moralischen Verworfenheit erheben. Was Wunder also, wenn dieses Stück seine Wirkung nirgends verfehlt und auch den Anforderungen der Kritik entspricht, und es ist einmal Zeit, daß die Opposition der Kritik gegen das Urtheil des Publikums aufhöre. Nur die Bühnenexecutoren selbst sind meistens an diesem Zwiespalt schuld. Gespielt wurde recht fleißig, aber, wenn gleich nirgends der Fleiß nöthiger seyn dürfte, als hier, so reichte er doch leider hier nicht aus, der Intention des Dichters zu entsprechen, da von den wenigen eminenten Talenten unserer Bühne keines in einer eingreifenden Rolle beschäftigt war, und die liebe Mittelmäßigkeit sich einmal wieder recht gemüthlich breit machte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 6. December 1838.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach! und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

Schiller.

Indiscretion.

Zweiter Brief.

7ten Juni 1837.

— — Seit ich hier bin, habe ich mehr von sogenannter schöner Literatur gelesen, als sonst in Jahren. Die Muße, in der ich hier lebe, und der moderne Trödel, den die Tante in Massen um sich aufhäuft, geben mir Gelegenheit, das gegenwärtige poetische Treiben so recht zu übersehen. Ein peinliches Schauspiel! Manche neuen Bücher, die ich in diesen Tagen durchgelesen, haben mich recht trübselig gestimmt, wenn ich die Bedeutung, welche man ihnen oft zuschreiben hört, mit den Ansprüchen und Leistungen besserer Zeiten vergleiche.

Freilich, wie jung ist überhaupt unsere schöne Literatur! Was besitzen wir aus der Zeit des Cervantes und Shakespeare, Molières und Swifts, ja Voltaires, das sich ohne zahlreiche Abstraktionen rein genießen ließe? Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte unsere Literatur einen raschen, großartigen Aufschwung genommen. Wer sah damals nicht hierin den Anfang einer langen, schönen Blüthe? Aber wie bald kam auch über uns der Mißwachs, von dem seit etwa einer Generation in ganz Europa das Feld der Poesie heimgesucht ist. Wie viel haben wir denn seit dem allgemeinen Frieden hervorgebracht, das ein künftiges Jahrhundert als Specimen und Kleinod des deutschen Geistes wird aufbewahren und hochhalten mögen, dieses Jahrhundert müßte denn poetisch noch tiefer gesunken seyn? Aber was wäre dies für eine Zeit, welche in der Kunst an der unsrigen hinaufblickte und ihre Muster bei uns holte! Dem wird nicht so seyn; und die allgemeine Sterilität in der Poesie rührt offenbar nur daher, daß die wirkliche Welt sich rasch in allen Beziehungen umgestaltet und noch in keiner einen Ruhepunkt gefunden hat. Es liegt im Wesen der Poesie, daß sie nirgends Wurzeln schlägt, so lange ein gesellschaftliches Gebäude erst dem Boden entsteigt und der allgemeine Geist darauf gerichtet ist, sich erst neue, wohnliche Räume zu schaffen. Sie umrankt als heiterer Schmuck nur einen fertigen Bau, ja es ist eine wehmüthige Thatsache, daß sie in voller Kraft und Fülle sich erst dann entfaltet, wenn eine Zeit von ihrer Höhe längst sich wieder abwärts neigt, wie die Poesie der Natur, die Pflanzenwelt, erst über Trümmern ihr munteres Banner wehen läßt. So war Goethe vielmehr der herrliche Blätter- und Blüthenschmuck über dem Grabe einer aufgelösten Vergangenheit, als der Keim einer neuen Welt der Phantasie; und das Buschwerk seiner Nachahmer ist kein Aufing, der zum Hochwald erwächst, sondern

Digitized by Google

das letzte Schlinggewächs auf dem expropriirten Grunde, über welchen die Zeit ihre gewaltige Eisenbahn zieht.

Die Poesie verlangt Ruhe oder den tragischen Kampf des Unterganges; sie gedeiht am Abend einer Entwicklungsperiode, wenn die sinkende Sonne Alles in jenen Zauberschein hüllt, bei dem die Blumen der Seele ihre Kelche öffnen; der helle, unruhige, geschäftige Morgen ist seiner Natur nach prosaisch. Die Poesie will eine gebildete, ja überbildete Zeit. Auch uns fehlt es keineswegs an Ueberbildung, und sie hat ja ihre eigene Literatur, jene bittersüße, kokette Literatur der Salonsromane und der Zerrissenheit, die durch Parfümerie den Geruch der Verwesung überdietet. Aber dies ist nur die letzte, unsicher flackernde Flamme des poetischen Brandes, der, ein großartiges Feuerwerk, einen Tag in unserer Geschichte beschloß, und von dem es sich längst gezeigt hat, daß er nicht etwa das Morgenroth eines neuen Tages war. — Während so die Literatur noch mit dem Moder spielt, weiß sie die Elemente eines neuen Lebens, welche überall hervorbrechen, nirgends zu fassen, oder wo sie dieselben ergreift, theilt sich der ruhelose Drang der Zeit auch ihr mit. In der Gesellschaft überall das unstete Versuchen und Wiederliegenlassen, das Drängen und Stoßen der Interessen, Ansprüche und noch übrigen Privilegien, das Rütteln an moralischen und religiösen Ueberlieferungen und der Trieb, den historischen Schutt aufzuräumen; in der Poesie Haschen nach Effekten, nach nie Dagewesenem, convulsivische Verzerrung statt bequemer Mimik, moralische Rouerie und philosophische Suffisance gehen einander parallel, und so lange die Gesellschaft nach neuem Gleichgewicht ringt, wird die Poesie die Schönheitslinie nicht finden. Die Poesie ist einmal weder die Wehemutter noch die Erzieherin einer Zeit, sondern ihr Leichenredner und Todtengräber.

Kann es unter diesen Umständen verwundern, daß die schöne Literatur gegenwärtig fast durchgängig Exercitien zu einer künftigen Bildung gleicht? — Der Lyriker spielt eine traurige Rolle in einer Zeit, welche keine Zeit hat, seinem Wachtelschlag zu horchen, und überhaupt von den alten Schmerzen und Wonnen nichts mehr hören will; und der neue Inhalt ist noch viel zu roh und unverdaut, daß noch gar weit zu jener wenigsten Vollreife und beginnenden süßen Weltheit, wodurch er gesangeszeitig wird, und so kommt es, daß allermittelst der Poet, statt wirklich zu singen, immer nur singt, er singe, und er könne nicht anders, obgleich er eigentlich nichts zu singen hat. Unsere Lyrik kommt mir vor, wie im Orchester das disharmonische Stimmen und Intoniren, lange bevor das Zeichen zur Ouverture gegeben wird. — Der Schriftsteller schreibt nicht sowohl um seines Gegenstandes willen, als um zu schreiben; es ist, als riefe er immer dem Leser zu: seht, ich schreibe! und wie schreibe ich! das heißt schreiben! Der Roman namentlich ist nicht mehr ein behaglicher, allmählich sich beschleunigender Ritt durch Berg und Thal, einem sichern Ziele entgegen, das ernst oder freundlich bald aus der Ferne winkt, bald bei Verwicklung des Weges sich wieder versteckt. Er ist ein Kunstritt im Cirkus. Monsieur Baptiste jagt auf vier Pferden zugleich umher, von einem auf's andere springend; Mademoiselle Célestine schlägt die Pirouette auf dem Sattel und der trunkene Hanswurst, kunstreich taumelnd, wirft ein Dutzend Anzüge nach einander ab: — dies nennt man Geist und Styl haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise- und Lebensbilder.

(Fortsetzung.)

Ehe ich mich jedoch an meine Musterung der rings aufgestellten Schätze begab, fing ich an, die eigenen zu überzählen, und sieh, es fehlte kein theures Haupt. San Gennaro hatte für mich ein echt neapolitanisches Wunder gethan, und die nur allzufertigen Finger seiner Schützlinge paralysirt: weder Uhr noch Geldbeutel waren mir gestohlen worden, ja nicht einmal das Schnupftuch; gewiß viel. Um so ärger war dagegen meinem Anzug mitgespielt worden. Die Schleife des Halstuchs flatterte lose, der Busenstreif hing jämmerlich die Ohren und der Hut hatte eine unaussprechliche, Pfannkuchen ähnliche Form erhalten. Ich will den Leser nicht mit Aufzählung der endlosen Reichthümer, aller der Silberstatuen, Blumensträuße, zehn Fuß hohen Kandelaber u. s. w. ermüden. Interessanter dürfte dagegen eine kurze Beschreibung der beiden Hauptreliquien seyn, indem sie nur an jenen Tagen ausgestellt und sonst Niemanden vorgewiesen werden. Das Haupt des heiligen Januar befindet sich in einer silbernen, stark vergoldeten Buste, welche nicht geöffnet werden kann, und auf einem mit Basreliefs verzierten Postament ruht. Eine Stola von Goldbrokat umgibt Schultern und Brust und verhindert, die erwähnten Bildwerke näher zu betrachten. Der Kopf des Heiligen trägt die silberne, gleichfalls vergoldete Bischofsmütze, während sich um den Hals reiche Schnüre von Perlen und Edelsteinen schlingen. Dieses Haupt wird auf die rechte Seite des Altars gestellt, auf die linke, in einer Entfernung von sechs bis sieben Fuß, ein siebeneck, vergoldetes, drei Fuß hohes Sakramentshäuschen, in welchem sich unter einem gothischen Spitzbogen die Statuette des Heiligen befindet. Ueber derselben ruht eine runde, flache Kapsel von Silber, an beiden Seiten mit Glas versehen und einer Handlaterne vergleichbar. Sie ist mit einer

Digitized by Google

Krone verziert, welche wiederum vom Kreuze überragt wird. In dieser Kapsel befinden sich die Fläschchen mit dem wunderbaren Blute. Von Zeit zu Zeit wird sie herabgenommen und den Anwesenden innerhalb der Barriere, so wie auch an den Grenzen derselben, zur Verehrung dargereicht. Der Domherr, welcher sie trägt, hält sie an der Handhabe empor, dreht sie nach jeder Richtung und läßt den nahetretenden Clerikus eine Kerze hinter die Scheiben halten, um wo möglich Jedermann durch eigene Anschauung zu überzeugen, daß hier keine Täuschung obwalte. Und so wurde dieses Wunderblut denn auch mir dargereicht, und auch meine profanen Lippen durften das Glas berühren, nachdem der Prälat noch vorher die Galanterie gehabt hatte, die von vielen Küssen getrübte Scheibe mir zu Ehren mit dem Aermel abzuwischen. Innerhalb der Wände jener spannenlangen Kapsel stehen die beiden Fläschchen unbeweglich. Das eine längliche ist mit dem Blute des Heiligen bloß etwas gefärbt und am Halse mit einem Draht zusammengehalten. Das breitere und rundlich geformte enthält dagegen eine trockene, harzähnliche Substanz, welche sich beim Schütteln locker bewegt; und diese ist es, welche schäumend und zischend in Fluß geräth, sobald der Heilige sein Wunder verrichtet.

Schon hatte ich mir geschmeichelt, Zeuge des Mirakels zu seyn, da dies öfters in der Kapelle selber stattfindet, als sehr ungelegen für mich eine Deputation des Stifts der Hauptkirche sich Bahn durch die Menge brach und von den Stiftsherrn der Kapelle sich die Gunst erbat, die Heiligthümer auf dem Hauptaltar aufstellen zu wollen. Diese Bitte darf niemals abgeschlagen werden, und so setzte sich denn der Zug in Bewegung, das Blut voran, das Haupt folgend. Ich wurde von der Prozession abgedrängt, vermochte, als jene bereits den Chor eingenommen, selbst durch silberne Ueberredungskünste den Zutritt nicht zu erlangen, und stand wieder rathlos unter der wogenden, tobenden Menge. So viel konnte ich nur bemerken, daß die Entfernung der Reliquien von einander auf dem Hauptaltar noch beträchtlicher als in der Kapelle war. — Es ist hier nicht der Ort, alle jene mehr oder weniger sinnreichen Conjekturen, welche zur natürlichen Exegese des Wunders fuhren sollten, zu wiederholen oder durch neue zu vermehren; ich weiß nur, daß beide Theile nicht in Berührung kommen, und stets in bedeutender Entfernung von einander bleiben. Daß die Beschleunigung des Mirakels von der Willkühr der dabei Betheiligten abhängt, ist schon durch das allgemein bekannte euergische Verfahren, durch welches der französische General Championnet es erzwang, hinreichend erwiesen. Mir fehlte leider ein so kräftiger Vermittler, und so wandte ich mich denn, vom halbstündigen Warten ermüdet, zur Heimkehr. Lässig schlenderte ich über den Largo di Palazza, da donnerten die Kanonen von St. Elmo, vom Kastell nuovo, von del Carmine und Kastell dell' Uovo; die Fahnen flatterten von ihren Zinnen, und das Volk begrüßte sich jauchzend mit dem Freudenruf: Il miracolo è fatto!

Ich wanderte Nachmittags abermals nach dem Dom. Die Zahl der Andächtigen und Neugierigen hatte sich eher vermehrt, als vermindert. Glücklicher als vor Tische, gelang es mir diesmal durch die Fürsprache eines Geistlichen, das Gitter des mit Gensdarmen besetzten Chors zu überschreiten. Ausländer werden bei dergleichen Veranlassungen jederzeit begünstigt. Neidischen Herzens schauten die Eingebornen dem Eindringling nach, und äußerten laut den Wunsch, nur am heutigen Tage ein Forestiere seyn zu dürfen. Abermals wurde das Behältniß, welches das Blut umschlos, umhergetragen und unter Kerzenbeleuchtung gezeigt. Eine dunkelbraune, flüssige Masse bewegte sich, der jedesmaligen Richtung nachgebend, in der runden Flasche. An der länglichen war keine Veränderung sichtbar.

Eine volle Woche hindurch bleibt das sogenannte Blut flüssig, und wird während derselben dem Volke ausgestellt. Da mir jedoch eine wiederholte Betrachtung so wenig als die ersteren zur Lösung des Räthsels hätte frommen können, so werden es mir nur Wenige verargen, wenn ich es bei jenen bewenden ließ, und es vorzog, die bei herrlichster Sonnenbeleuchtung ausgestellten Wunder der Amalfitaner Küste zu besuchen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

(Beschluß.)

Theater. Literatur. Hydropathie.

In der „bombopathischen Cur“ scheinen die beiden Verfasser (Ancelot und Cemberousse) die beiden gewaltigen Tendenzen unserer Zeit, die Systeme von Hahnemann und Priesnitz, in ein Werk verschmolzen zu haben, und geben uns eine bombopathische Dosis von „Donna Diana,“ übergossen mit kolossalen Gräfenbergischen Sturz- und Douchebädern von Conversationen und Frivolitäten. Lembert hat das Lustspiel mit vieler Gewandtheit übersetzt, und wenn man den Dialog mit der Handlung und dem Benehmen der handelnden Personen vergleicht, scheint er in seiner Uebertragung auch das Seinige zur Läuterung der Ausdrücke beigetragen zu haben; doch konnte er natürlich weder die grenzenlose Gefallsucht der Dame des Stücks, noch die von den beiden Herren bereits geführte, jedem Gesetze des Anstandes Hohn sprechende Situation des zweiten Aktes verwischen, auf welche sich die sehr unwahrscheinliche Besserung einer unverbesserlichen Kokette basirt. — Den Gastrollen des k. k. Hofschauspielers Laroche verdanken wir das Vergnügen, einige größere Fragmente aus Goethe's „Faust“ zu sehen, als uns vor ein paar Jahren das Retlichsche Ehepaar vorführte. Laroche — welcher

Digitized by Google

uns in den widersprechendsten Charakteren bewies, daß er stets im vollen Sinne des Wortes Herr seiner Aufgabe, und nicht minder ausgezeichnet im Fache der Bösewichter, als in komischen und sentimentalen Charakteren sey — war im vollen Sinne des Wortes der Dämon des Hohns, und wurde von Dem. Hersy als Gretchen trefflich unterstützt. Das ganze Fragment sprach an und wurde mit gleichem Erfolge wiederholt. — Lorzing's Oper: „Die beiden Schützen," hat nicht sehr angesprochen, auch Miß Clara Novello, die zweimal im Theater sang, entsprach den riesenhaften Erwartungen nicht, welche die vollen Backen der Zeitungsfama erregt hatten. Hätte sie uns unvorbereitet überrascht, der Zauber ihrer Engelsstimme würde mit manchen Mängeln und Lücken der künstlerischen Ausbildung versöhnt haben. — Sehr viel Glück machte der herzoglich oldenburgische Kapellmeister August Pot in zwei Concerten, als ausgezeichneter geist- und gemüthreicher Violinvirtuose.

Gerle's „Reisegefährte in Abersbach und dem Riesengebirge" hat eine zweite Auflage mit manchen Veränderungen und Verbesserungen erhalten, die jedoch gewaltig mit den Urtheilen des Fürsten Pückler-Muskau über die Felsenstadt kollektirt. — So eben erhalten wir erst das von einem jungen hiesigen Tonkünstler und Schriftsteller, L. v. Ritterberg, zum Vortheil der verunglückten Pester herausgegebene Album, dessen erste Auflage bereits vergriffen ist. Die musikalischen Beiträge der hiesigen Componisten sind recht werthvoll, und befriedigen selbst die nicht geringen Erwartungen, zu denen wir durch die Namen Tomaschek, Weber, Mittasek u. a. berechtigt waren. Für die besten Nummern halten wir Dreischock's Pianofortevariationen, das Nokturne von Veit und die Lieder von Dessauer, Kittl, Tomaschek und Kleinmächler. Die poetische Zugabe C. E. Eberts ist ebenfalls gelungen. Das Album wird gewiß überall eine günstige Beurtheilung erfahren.

Es soll hier nun ebenfalls eine Wasserheilanstalt à la Gräfenberg errichtet werden. Ein hiesiger Bürger hat bei der St. Wenzelscapelle ein stattliches Gebäude aufgeführt und darin warme und Douchebäder hergestellt, die bereits benutzt werden; dem Vernehmen nach hat er jetzt einen jungen Arzt zu Priesnitz geschickt, um mit seiner Manipulation bekannt zu werden, und dann soll hier künftiges Jahr auch gewaschen, gerieben und getrunken werden (das Letztere geschah schon im heurigen Herbste), wie in Gräfenberg. Die Hydropathie ist überhaupt hier sehr in Aufnahme gekommen. Es wundert mich, daß die Leute noch mit so vielem Appetit Wasser trinken, wenn sie ein Glas Wasser durch das von Sturm hier öffentlich gezeigte Hydro-Oxygen-Gasmicroskop betrachtet haben. Man sieht in jedem Tropfen Wasser eine so unzählige Menge Ungethüme, daß es dann Ueberwindung kostet, das Glas an seine Lippen zu setzen. Zum Glück thut der Durst das Seinige. Auch Portius mit seinem Pyschometer lockt die Leute in einen Saal, die da meinen, alle Weisheit sange mit der Selbstkenntniß an. Der Pyschometer sagt ihnen mit aller Aufrichtigkeit ihre guten und schlechten Eigenschaften. Der Kasten und die Scala, die beiden Hauptbestandtheile des Pyschometers, scheinen aber auch wirklich viel Menschenkenntniß zu besitzen, denn sie verderben es, trotz ihrer Geradheit, mit Niemanden.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Victor Hugo's Ruy-Blas.

Diese Verbindlichkeit geht Ruy-Blas ein, führt von nun an den Namen des armen Verwandten, den Don Salust hat aufgreifen und nach Afrika schleppen lassen, und steigt schnell, wie es das Drama erfordert, bis zum Minister empor, gewinnt die Zuneigung der Königin, die jedoch, der Gleichgültigkeit ihres Gemahls, ein engelreines Gemüth behält, und da er bei alle dem der Rache seines vorigen Herrn nicht mehr zum Werkzeuge dienen will, so droht Don Salust, ihn zu entlarven und von seiner Höhe herabzustürzen; worauf Ruy-Blas, nachdem er vergebens versucht hat, seinen Herrn auf bessere Gedanken zu bringen, ihn todtlicht und dann selbst Gift nimmt. Man hat in den Zeitungen dem Dichter vorgeworfen, daß er die Dideroksche Novelle: „Kleiderrache," und Jacques le fataliste, woraus der Dichter Ancelot ein Vaudeville Namens Leontine gemacht hat, seinem Drama zu Grunde gelegt, aber die Weiberrache zu einer Männerrache umgestaltet habe, ohne zu bedenken, daß das, was einem Weibe möglich war, bei einem Manne nicht angeht. Wenn in der That Ruy-Blas das Ansehen und die Macht eines Ministers erlangt hatte, wenn auch durch die Vermittlung seines vorigen Herrn, so war er ja noch mächtiger geworden als dieser, und anstatt sich von demselben drohen zu lassen, war es ihm ja ein Leichtes, Don Salust zu entfernen. Außerdem konnte er ihm einen Zweikampf anbieten, kurz, Ruy-Blas, als Staatsminister, konnte sein blindes Werkzeug der Rache in den Händen eines bloßen Granden mehr seyn. Zudem verstoßschtigt der Dichter, welcher drei oder vier Hofleute sich in die Königin verlieben läßt, die Sitten und Denkungsart des alten Spaniens nicht, nach welchen ein Unterthan die Königin nicht einmal berühren konnte. Um das Stück ein wenig zu erheitern, läßt der Dichter den lumpigen Verwandten aus dem ersten Aufzug in der Mitte des Stücks wieder erscheinen, und da er denselben Namen führt, wie der zum Minister gewordene Ruy-Blas, so entstehen daraus Verwechslungen und Quiproquos, die aber wenig Spaß machen. Dieser Kerl* fällt durch den Schornstein in's Gemach des Ministers, weßhalb der ganz classisch gesinnte Constitutionnel ironisch bemerkt, das neue Stück Biet. Hugo's zeichne sich dadurch von den vorigen aus, daß alle Personen darin durch die Thüre eintreten und nur eine einzige durch den Schornstein. Da diese Person aber zu weiter nichts dient, so läßt sie der Dichter wieder aufgreifen und wegführen, nachdem er mit Hülfe dieser Rolle das Stück um einen Aufzug verlängert hat. Frederic Lemaitre, ein Schauspieler der Boulevardtheater, welcher dort lange Aufsehen gemacht hat und nun für's Théâtre de la Renaissance angeworben ist, gibt die Rolle des Ruy-Blas vortrefflich; er ist aber auch der einzige Schauspieler der neuen Truppe, der sich bis jetzt auszeichnet. Vielleicht stecken noch andere im Hinterhalte; aber von den erschienenen kommt ihm keiner nahe. Einige Auftritte in dem neuen Stücke werden durch sein Spiel wirklich erschütternd. Die Rolle der Königin ist todt; hier zeigt Biet. Hugo nichts von seinem Hange zum Häßlichen. Dafür hat er sich in andern Rollen entschädigt. Im vierten Aufzug besonders werden so viele platte und gemeine Ausdrücke vorgetragen, die noch dazu gar nicht komisch sind, daß man nicht einsieht, welches Gefallen der Dichter an dieser unedeln Sprache finden konnte. Vielleicht hat ihm das Studium des ältern englischen Theaters dazu verleitet, diese gemeine Sprache als Gegensatz zu der zierlichen der Personen aus den höhern Ständen zu gebrauchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 7. December 1838.

Ein Lenz, zw..tausend Jahr' im Grab vergessen,
Als tief'ger Rosenpyhönix leuchtend, schreitet
Aus des Papyrus Kohlen ihm, indessen
Sein eigner Lenz vor'm Thor vorübergleitet.

Anast. Grün.

Fragmente aus Italien.

Pompeji.

Wo das Geheimniß lockt, da folgt der Geist
Dem wunderbar geheimen Zuge gern;
Ein blaß Gespenst, im Traum gesehn, verheißt
Den Schatz von Gold, wenn blinkt der Abendstern;
Vom Wahn bethört, den wir am Tag verlacht,
Durchwühlen wir der Erde Schoos bei Nacht.

Nur Eine Ernte jährlich trägt das Feld,
Nur Einmal quillt im Jahr der Traube Blut;
Und wenn darauf der Schloßenhagel fällt,
Zerstört ist plötzlich dann das ganze Gut;
Mißtrauisch wird man gegen Berg und Flur;
Mit reichrer Beute schmeichelt uns Merkur.

Wie ist's so süß, in einer Mondscheinnacht
Zu graben nach dem altvergrabnen Gold!
Wird manche Stunde fruchtlos auch durchwacht,
Es wächst der Durst nach dem ersehnten Sold,
Und täuscht ein Stein den muth'gen Gräber oft:
Er zürnt und flucht — dann gräbt er fort und hofft!

Als Eigenthum blieb ihm die Hacke nur,
Doch tauschet er mit einem Erbfus kaum;
Denn führt das Glück ihn auf die rechte Spur,
So schüttelt er der Hesperiden Baum;
Um so viel steigert Hoffnung den Genuß,
Als sie nichts weiß von sattem Ueberdruß.

O grabt, ihr Gräber, suchet immerfort!
Was könnt ihr Bess'res auf der Erde thun?
Wenn auch zum Licht sich niemals hebt der Hort —
Euch läßt die harte Arbeit sanfter ruhn,
Erweicht das rauhe Stroh zum weichen Flaum,
Verlängert und vergoldet euern Traum.

Doch andre Schätze winken noch als Gold,
Verborgen aus der Erde dunklem Schoos,
Die nicht bewacht vom geizigen Kobold,
Darüber leichte Erde nur und Moos;
Es zeuget der Geschichte treuer Mund:
Dem Gräber lohne hier ein sichrer Fund.

Pompeji! mit unnennbarem Gefühl
Erregt der Name tiefauf meinen Geist,
Wenn er in grauer, ferner Zeit Gewühl
Die staunende Betrachtung mit sich reißt,
Und manche Kunde, seltsam fabelhaft,
Bewährt durch seines Schutts Verlassenschaft.

Digitized by Google

Pompeji! wenn ich wandl' ob deinem Staub,
So dunkt die Schwinge mich der Zeit gelähmt;
Der Dämon der Zerstörung, dem sein Raub
Nur halb gelungen, schleicht herum beschämt
In dem Gemäuer und mit bittrem Groll,
Daß er heraus die Beute geben soll.

Wenn in des Waldes felsig dunklem Grund
Auf eine Leiche fließ des Wandrers Blick:
Dann strömt neugierig zu dem grausen Fund
Das Volk herbei, nachforschend dem Geschick,
Das hier unheimlich den Erblichnen traf
Und ihn versenkt in schweren, ew'gen Schlaf.

Der Schiedsmann, der nach sichrer Wahrheit späht,
Er wäget Alles ab mit scharfem Geist,
Das kleinste Zeichen selbst er nicht verschmäht,
Das einen Schimmer nur von Licht verheißt;
Und ehe seinen Raub er gibt dem Grab,
Nimmt dem Verstummten er noch Zeugniß ab.

So mußt, versunkne Stadt, du Rede stehn
Dem Forscher, der in deine Räume steigt;
Du mußt ihm die Geschichte deiner Wehn
Erzählen, die der Chronik Mund verschweigt;
Bedächtig legt er dir die Fragen vor,
Und keine Antwort überhört sein Ohr.

Er wird nicht satt des traurigen Besuchs,
Er achtet nicht des Staubes ätzend Gift;
Er frischt die Züge des erloschnen Buchs
Durch Zauber an, daß lesbar wird die Schrift,
Und liest zum Lohne, wie einst Epikur
Gelehrt hat von dem Wesen der Natur.

Aus Tempeln, Häusern, Forum, Bädern setzt
Zusammen er des alten Lebens Bild;
So köstlich diesen Mosaik er schätzt
Wie des Achilleus gottgeschaffnen Schild;
O, wie frohlockt sein Herz, wenn er enthüllt,
Wie sie des Tages Stunden ausgefüllt!

Was oben treibt und lärmt, berührt ihn nicht;
Er zürnt nur, wenn in seine heil'ge Welt,
Wo mit den Schatten er verkehrt, ein Licht
Des heutigen, gemeinen Tages fällt.
Der Menschenhaß zieht in die Seele ein;
Er will allein mit seinen Trümmern seyn.

Nachzügler dieser Zeit, verweilt er gern
Bei einer großen Vorzeit Trümmerrest,
Wo er dem Kampf zweiträcht'ger Geister fern,
Begeht ein einsames Reliquienfest,
Und von dem Hauch des Alterthums entzückt,
Der Klarheit des Epopten näher rückt.

Ist er ein Thor, weil er am Wiederschein,
Dem kalten, ferner Flammen sich erwärmt?
Er friert doch nicht! er wähnet nah zu seyn
Dem Feuer selbst, dem kräftigen. Er schwärmt
Für Todtes, was dem Leben nimmer frommt —
Und Tausend glühn für das, was niemals kommt!

Zwar, was das Auge des Epopten schaut,
Ich weiß es nicht, die Seele ahnt es kaum!
Der Vorzeit Bild — zerrissen, todt, ergraut —
Das Leben nackt und abgewelkt zum Traum —
Ist dies der Quell, dran sich verjüngt der Geist
Und neue Heldenalter uns verheißt?

Auch ich hab' meine Hand gefüllt mit Staub
Und meine Seele mit Erinnerung:
Mir rauschte herbstlich unter'm Fuß das Laub,
Und dieses Herz, so rüstig noch und jung,
Hat hier, wo sie die Leichen aufgewühlt,
Nur sterblicher sich noch als sonst gefühlt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Indiscretion.

(Fortsetzung.)

All dem ist einmal so, und die Literatur besteht jetzt zu einem bedeutenden Theil eben aus Klagen, daß dem so ist. Diese Klagen, ernstlich und lange fortgesetzt, werden leicht pathetisch hohl und sentimental albern, wie alle übertriebenen sehnsüchtigen Seufzer, die man einer unwiederbringlichen Vergangenheit in ihr Grab nachschickt. Gilt dies aber auch, wenn man über einen andern Punkt eifert, der mir dieser Tage bei meiner Lektüre wieder recht aufgefallen ist? Muß dies auch so seyn, wie es ist? Ich meine den empörenden Leichtsinn, ja die Liederlichkeit, womit der Deutsche so oft seine Sprache behandelt und mißhandelt, wenn er übersetzt, namentlich Schönwissenschaftliches übersetzt.

Man kann überhaupt bemerken, daß der Deutsche weniger Sinn für die Form und damit geringere Achtung vor seiner Sprache hat als seine Nachbarn. Genau betrachtet, fließt dieser Fehler, wenn es einer ist, freilich gerade aus einem großen Vorzuge. Unsere Schriftsprache hat zwar durch ganz Deutschland eine gewisse allgemeine Gleichförmigkeit angenommen; sie ist aber weit davon entfernt, so fixirt zu seyn, wie bei unsern Nachbarn; sie hat sich noch immer eine gewisse demokratische Verfassung erhalten, während sie bei Franzosen und Engländern,

Digitized by Google

und bei jenen noch weit mehr als bei diesen, in monarchische Fesseln geschlagen worden. Bei uns herrscht kein Centrum der Cultur, in welchem die Formen der Gedanken approbirt und gestempelt würden; unsere Sprache hat gleichsam keinen Hof und damit auch kein sprachliches Ceremoniell, das derjenige inne haben muß, welcher dem Publikum seine Gedanken anständig mittheilen will. Der Ausdruck der verschiedenen Stände und Volksclassen im Umgang ist in Frankreich und England wohl so mannichfaltig als bei uns; aber wir haben uns bis jetzt auch in der Schriftsprache ein weit größeres Stück dieser individuellen Freiheit und Ungebundenheit gerettet. Der Franzose und Engländer, welcher sich mit dem Schreiben abgibt, muß vor Allem ungefähr zu schreiben wissen, wie Alle schreiben; er muß vorweg das Patent der guten Erziehung dadurch lösen, daß er seine Bekanntschaft mit dem aristokratischen, offiziellen Guß der Sprache praktisch darthut. Diese Formen sind sein unentbehrliches Handwerkszeug, wenn er etwas hervorbringen will, das man überhaupt nur soll ansehen können; nur bei sehr eigenthümlicher Geisteskraft sieht es ihm zu, mit diesen Formen frei zu spielen und sie zu den Arabesken eines eigenen Stils auszumalen. Die innerste Natur unserer reichen Sprache scheint ein solch strenges Niveau der Uebereinkunft nimmermehr zu ertragen, und zwar, weil dem Deutschen immer der Gedanke an sich die Hauptsache, der Ausdruck ein Zufälliges ist, und er sich nie durch die Tadellosigkeit der Form für den Mangel an Ideen entschädigt hält. Bei uns werden die schönsten, tiefsten Gedanken, oder die wichtigsten Thatsachen nicht selten in der abschreckendsten Form vorgetragen und willig und dankbar hingenommen. Wie oft steht der innere Werth eines Buchs mit dem Vortrag im schreiendsten Contrast! wie oft wird selbst über Kunst geschrieben in einem Style, der klar beweist, daß der Verfasser von einer Kunst des Ausdrucks nicht den leisesten Begriff hat! Täglich liest man in den öffentlichen Blättern Korrespondenzen, Nachrichten, Ankündigungen, Empfehlungen, Erklärungen u. s. w., voll der wunderlichsten Wendungen und Sprachschnörkel. In Frankreich wäre den Verfassern sogleich der Stab gebrochen als Menschen, die keine Erziehung genossen; aber hier zu Lande fällt es Niemanden ein, deßhalb daran zu zweifeln, daß sie regelmäßig durch die Schule gelaufen, und mancher Aufsatz der Art ist ja von einem Doktor oder Professor unterzeichnet. — Jeder schöpft bei uns aus dem ungefaßten, sprudelnden Quell der Sprache und bringt seinen eigenen Topf mit. Der Eine hat versucht, ihm ungefähr die Form von Goethe's einfach edler Vase zu geben, ein Anderer hat ihn geschweift und gezwickt wie Jean Pauls Blumentopf; ein Dritter braucht anspruchsvoll ein höchsteigenes Modell, und die Meisten bedienen sich des nächsten besten Scherbens oder gar des Bechers des Diogenes.

Aber noch mehr; auch zahlreiche Provinzialismen fließen in unsere anspruchsvollste und geglätteste Schriftsprache über. Auch hieraus macht sich der Leser nicht viel, weil er im gleichgültigen Elemente der Form immer nach dem Kern des Gedankens angelt; wenn der Schriftsteller nur überhaupt etwas sagt, was liegt daran, wie er es sagt? Der Schweizer, der Tyroler, der Oesterreicher, der Niedersachse, der Deutschrusse sind selbst in ästhetischen Produkten an gewissen eigenthümlichen Ausdrucken und Wendungen bald zu erkennen. Es scheint mir aber doch, als ob in dieser Beziehung ein wesentlicher Unterschied stattfinde zwischen den urdeutschen Provinzen und denen, wo das Deutschthum das Slaventhum unterdrückt hat, oder wo jenes neben diesem als eine bald fremde Pflanze besteht. Wenn ein in hochdeutschen Landen Geborener und Erzogener Worte braucht und Sätze baut, welche anderswo befremden, so sind dies meistens, wo nicht immer, Archaismen, Formen, welche im Volk fortleben, vor Herrn Adelung auch in der Schrift Cours hatten und trotz demselben in der Provinzialliteratur noch immer haben. Anders aber ist es mit manchen Strichen Niederdeutschlands und den Ostseeländern. Werden von dorther Provinzialismen in Leipzig zu Markt gebracht, so sind es nicht selten geradezu Barbarismen, aus dem einfachen Grund, weil das Deutschthum dort kein alter, festgewurzelter Baum ist, sondern eine Schmarotzerpflanze, weil dort die Provinzialismen aus dem Mund eines Volks genommen sind, das nicht etwa auf einer frühern Entwicklungsstufe der deutschen Sprache stehen geblieben ist, sondern erst spät Deutsch gelernt hat und es hie und da wieder verlernt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Theater. Rachel. Die Baraderen.

Das komische Element scheint Viet. Hugo ganz zu mangeln; man sieht, daß er sein Möglichstes thut, um es zu ersetzen; aber sein Streben macht den Mangel nur noch sichtbarer. Er wird also künftig wohl thun, wenn er sich damit begnügt, ernste Gegenstände zu behandeln. Freilich schwebt ihm Shakespeare stets als Muster vor, welcher oft das Komische mit dem Tragischen verbindet; aber diese Mischung, welche in dem Geschmacke seiner Zeit und in dem Charakter seiner Nation lag, ist mit den Grundsätzen der französischen

Digitized by Google

Dramatik äußerst schwer zu vereinigen. Das kühne Wagstück Viet. Hugo's wird daher schwerlich gelingen, und die meisten Theaterkritiker in den Tagesblättern und Zeitschriften unbilligen es; am Gelindesten wird der Dichter noch in dem einflußreichen Journal des Débats behandelt, dessen Redakteren zu den Freunden des Dichters gehören. Uebrigens wird das Stück in wenigen Tagen im Drucke erscheinen, und also vom Lesepublikum, das strenger zu seyn pflegt, als die Zuhörer im Theater, beurtheilt werden können. Die klassische Partei sieht es als einen Sieg an, daß Viet. Hugo sein Stück nicht der Direktion des Théâtre français vorgelegt hat, und daß dieses Theater nun ungehindert die classischen Meisterwerke des ältern Repertoirs wieder aufführen kann. Dieses hat man vorzüglich dem Auftreten der berühmten Jdhin Rachel zu danken, die immer gleichen Beifall erhält, und nun bereits in mehr als zwölf tragischen Rollen älterer Trauerspiele mit dem größten Erfolge gespielt hat. Es ist wirklich zum Erstaunen, und eine beinahe unerklärliche Erscheinung, wie ein fast auf der Gasse aufgegriffes Mädchen, dessen Schwester erst vor Kurzem von der Polizei wegen schlechter Aufführung verhaftet war, aber durch den Kredit ihrer Schwester bald ihre Freiheit wieder erlangte, in so kurzer Zeit sich bis zur ersten tragischen Schauspielerin der französischen Hauptbühne emporschwingen konnte, was ihren Vorgängerinnen nur nach langen Vorbereitungen, Studien und Uebungen gelingen wollte. Ganz Paris eilt herbei, um dieses wundersbare Mädchen spielen zu sehen, und Alle gehen mit Bewunderung von dannen. Auch der Hof hat einer ihrer Darstellungen mit einer Art von Feierlichkeit beigewohnt. Ich finde ihr Spiel nirgends besser beurtheilt, als in der Revue française. Diese Zeitschrift gibt folgende Charakteristik ihrer Person und ihrer tragischen Kunst. „Dlle. Rachel ist nicht schön; aber in ihren Gesichtszügen und in ihrer ganzen Gestalt liegt etwas Aufgezeichnetes, das den Blick auf sich zieht und ihn fest hält. Ihre etwas tiefliegenden Augen haben einen wahrhaft tragischen Ausdruck; finstere Melancholie scheint sie gewöhnlich zu verhüllen, und von Zeit zu Zeit schleudern sie mit seltener Schwungkraft leidenschaftliche Blitze. Sie ist mager und nicht groß; aber ihre Haltung und ihr Benehmen haben etwas auffallend Edles. Die Stellungen, welche die Kunst der Alten erfunden, hat sie zu bisweilen gewußt, und durch die Erhabenheit ihrer Geberden und durch ihr Talent ersetzt sie, was ihrer Person an Größe fehlt. Die Verse spricht sie mit unendlicher Anmuth und Kunst. Hiebei verräth sie uns gemeinen Verstand, was bei einem so jungen Mädchen mehr würdig ist; zuweilen kommt ihr Vortrag dem so bewundernswürdigen und tiefgefühlten Vortrag der Dlle. Mars nahe; sicher das größte Lob, das man ihm ertheilen kann. Da sie von den traditionellen Regeln der Kunstschule nichts weiß und die von ihren Vorgängerinnen gelieferten Muster nicht kennt, so erscheinen die schönen Regungen ihrer Seele als wahre Offenbarungen. Zuweilen fehlt es ihr an Energie, aber nie an Leidenschaft. Ihre Stimme ist Anfangs trocken und rauh; sie schmeidigt sich aber bald unter dem Einflusse der Gefühle, die sie ausspricht, und erhebt sich bis zu den durchdringendsten Schwingungen. Um es kurz zusammenzufassen, so ist dies Talent desto unterordentlicher, je weniger es der Kunst verdankt und je mehr ihm die Natur vergönnt hat. In der That ist sie der glänzenden Eigenschaften dieser Debütantin fast ein der Natur abgerungener Sieg. — Der hervorstechendste Fehler der Dlle. Rachel ist Mangel an Kraft; er rührt fast gänzlich von ihrer Jugend und ihrer schwachen Constitution her. Am Ende einer heftigen und leidenschaftlichen Tirade schwindet ihre Kraft plötzlich; ihr Vortrag wird langsamer, die Wärme verfliegt und ihre Stimme bleibt aus. Mit zunehmendem Alter wird Dlle. Rachel hoffentlich diese Fehler ablegen, welche die Kritik angeben muß, die sie aber der Schauspielerin wahrlich nicht zum Vorwurf machen kann. Dem Direktor des Théâtre français liegt es ob, ihr leibliches Wachsthum nicht durch allzu anstrengende Arbeit zu hemmen. Auf diese junge Schauspielerin gründen sich große Hoffnungen.“ Man sieht aus dieser unparteiischen und wohlwollenden Kritik, welche Wichtigkeit man dem Erscheinen der jungen Jüdin auf dem Théâtre français beilegt, und in der That verdankt man es ihr, daß jetzt fast jeden zweiten Abend die Meisterwerke des classischen tragischen Theaters wieder aufgeführt werden. Neid und Uebelwollen haben Anfangs verstummt, dem armen Mädchen seinen sodann Sieg zu verleiden; allein das Publikum hat sich überzeugt, daß sie zur Tragierin geboren ist, und daß nur sie, beim jetzigen Zustand des Théâtre français, manche Rollen in den besten Trauerspielen befriedigend darzustellen vermag. Daher hat man es auch gebilligt, daß der Direktor sie sogleich zur Sociétaire ernannt und sie dadurch den besten andern Schauspielerinnen gleichgestellt hat. — Indeß nun die schöne goldene Zeit des Théâtre français wieder erschienen ist, geben sich auch die andern Theater viele Mühe, um nicht zurückzubleiben. Die komische Oper gibt so viel Operetten als möglich, und die jungen Tonkünstler thunen nun nicht mehr klagen. Sie haben jetzt zwei Theater statt eines, um ihre Compositionen anzubringen, und dies kann ihnen nicht schwer fallen, wenn sie etwas Gutes liefern. Auch die große Oper, wiewohl sie schwerfälliger ist, als die kleinern Bühnen, bleibt nicht müßig, und bereits soll eine neue Oper von Auber eine studirt werden. Aber am thätigsten sind die kleinern Theater, die fast jede Woche dem Publikum etwas Neues zu bieten haben. Wer thunte die vielen Vaudevilles, Possen und dergleichen aufzählen, die beständig zum Vorschein kommen, aber großentheils auch bald wieder verschwinden, ohne daß man sich viel um sie bekümmert! Die Posse Bayadères de Pithiviers auf dem ganz kleinen Theater Folies dramatiques hat solchen Beifall gefunden, daß sie fast jeden Abend gegeben wird. Dieses Stück wird also wohl seine hundert Vorstellungen erleben, indeß die wahren Bayaderen nur den vierten Theil dieses Glücks genossen. Feenlich waren sie auch nur zum vierten Theil so beliebtgend, wie die Parodie ihres Tanzes. Eines muß ich jedoch noch von ihrem Tanze nachholen, was ich im Theater zu Versailles sah, wo sie vor ihrer Abreise eine Vorstellung gaben. Eine der Bayaderen ließ sich nämlich ein zwanzig Ellen langes Mousselintuch reichen und begann sich beständig umzudrehen, indem sie sich in dieses lange Tuch einwickelte. Nachdem dies fünf bis acht Minuten gedauert hatte, verloren die Zuschauer schon die Geduld. Das arme Hindumädchen fuhr aber fort, sich beständig auf einem Fuße umzudrehen, und zeigte, daß sie etwas mit dem zwanzig Ellen langen Mousselin vorhabe. Nach einer Viertelstunde immer schnellen Umdrehens war ihre Arbeit fertig. Aus dem ungeheuer langen Tuche hatte sie nämlich eine Taube gestaltet, ohne daß sie auch nur einen Augenblick still gestanden hätte. Schwerlich macht die dieses Kunststück eine europäische Tänzerin nach; aber in Europa verlangt man noch etwas Anderes von einer Tänzerin, als Kunststücke. Die armen Jndianerinnen haben in Paris ihr Glück nicht gemacht, und können sich der so bekannten Galanterie der Pariser sicher nicht rühmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 8. December 1838.

Wie der Geist sich auch hebt, er stieg vergebens,
Wenn das Wort ihm nicht folgt. Der Ungeweihte
In der Sprache Geheimniß
Tödtet das lebendige Bild.

Klopstock.

Indiscretion.

(Fortsetzung.)

Ich habe hier eben ein Buch vor mir, das mir dieses Verhältniß recht lebhaft vor Augen bringt. Die Schrift des mir unbekannten Reisebeschreibers verräth keinen gewöhnlichen Mann, aber ein echter Deutscher kann er nimmermehr seyn. Die Firma aus dem hohen Norden unterstützt diese Vermuthung. Ich blättere im Buche und schreibe einige Wendungen auf Gerathewohl aus. „Sie bewegen sich in stetiger Genußsucht der Vergnügungen.“ — „Sie liefen uns entgegen mit vollen Körben von Trauben.“ — „Das Essen war aufgetragen; kaum wollten wir dazu beginnen, so hörten wir u. s. w.“ — „Der Stand wird der Sehkraft sehr verletzbar“ u. s. w. u. s. w. — Ich kann zugeben, daß oberdeutsche Schriftsteller nur zu oft Böcke schießen, welche so arg oder ärger gegen Grammatik und Logik verstoßen als jene Floskeln. Aber gar Vieles ist weder modern grammatisch noch logisch, und doch ganz gut vulgärdeutsch; jenen Wendungen dagegen spürt man es deutlich an, daß sie aus Regionen kommen, wo deutsche Sitte und Sprache ein Anerlerntes ist, das mit einer andern, oft mit einer dritten Sprache die Herrschaft über die Seele theilt, und wo in der Einbildungskraft, wie im Munde, die verschiedenen Sprachen einander stoßen und gegenseitig abfärben. Ist einer dort auch deutsch geboren und erzogen, so sieht er sich doch mit seiner kleinen deutschen Gemeinde vom großen Körper der deutschen Nation abgeschnitten. Dabei erhält er sich, wie die Erfahrung zeigt, eine gewisse Reinheit, Glätte und Rundung der Aussprache, eben weil dort das Deutsche ein bald vornehmer Artikel ist und die Organe des Kindes nicht den Pli eines scharf geprägten vulgären Dialekts erhalten. Schreibt aber derselbe Mensch, der so gefällig spricht, so wird ihm zum Nachtheil, was ihm dort zum Vortheil gereichte: in der Isolirung vom eigentlichen deutschen Volksleben fehlt ihm das sichere Gemeingefühl für den Geist der Sprache, und es entschlüpfen ihm Formen, die man aus dem Munde wohl hinnimmt, die einen aber vom Papier oft höchst seltsam anblicken. — — —

Doch ich wollte vom Uebersetzen sprechen; zuvor aber noch eine Bemerkung, die mir in die Feder läuft. Mit der Gleichgültigkeit des Deutschen für die Form scheint genau der Umstand zusammenzuhängen, daß er so lange so gar keinen Sinn für Sauberkeit und Correctheit seiner Bücher gehabt hat. Erst in neuester Zeit, da im Ausland die Nachfrage nach deutscher Literatur steigt, fangen wir an, dieselbe ein wenig reinlicher anzuziehen. In Druck und Papier ist indessen der Fortschritt merkbarer als in der Correctheit; hierin stehen unsere Produkte besonders den englischen noch immer höchst auffallend

Digitized by Google

nach, noch mehr als in der sogenannten äußern Ausstattung. Diese Fahrlässigkeit steht scheinbar in sonderbarem Widerspruch mit der berufenen deutschen Gründlichkeit; aber der Sinn, der überall auf das Wesen der Dinge dringt, verschmäht es auch beim gedruckten Wort, sich an kleinen formellen Unebenheiten zu stoßen, und der Phantasie, die unter uns so viele Wunder wirkt, ist es eine Kleinigkeit, die Druckfehler auferstehen zu lassen und die auf den Kopf gestellten Buchstaben umzukehren. — Man kann es wohl sagen, diese unsere Eigenthümlichkeit hat selbst dem Nachdruck in Deutschland großen Vorschub geleistet. Wenigstens kann er so, wie er betrieben wurde, nur in einem Lande bestehen, wo die Salopperie im Costum der Literatur die Wenigsten stört. Die Wollust, seine Classiker in einem Elzivir statt in einer schmierigen Schulausgabe zu lesen, ist zwar dem Deutschen nicht unbekannt, er nimmt den Genuß auch mit, wenn er ihn haben kann, er weiß ihn aber sehr gut zu entbehren und läßt ihn sich nichts kosten.

Bis hieher mag man unserer Leichtfertigkeit in der Form eine ganz gute Seite abgewinnen, sofern man sie als die Schwäche faßt, welche bei jeder Tugend den nothwendigen negativen Pol bildet. Aber bei der Mehrzahl der deutschen Uebersetzungen wird die Tugend völlig latent, und der Fehler liegt nackt zu Tag, und kein Vorwand vermag seine Blöße zu decken. — Der Engländer oder Franzose, der unsere Literatur studirt, wird von der Ungleichförmigkeit des Ausdrucks, vom bunten Wechsel des Styls gestört, er wird wohl auch durch manches Ausschweifende, ihm Unfaßliche geärgert. Er betastet ferner bedenklich unsere Drucke; die Unruhe unserer Frakturschrift ängstigt ihn, und er wundert sich, daß die Ordnung und Disciplin, für die der deutsche Soldat berühmt ist, von den Reihen und Gliedern der Lettern so schlecht beobachtet wird. Immerhin! so ist einmal unsere Art. Aber wehe dem, der etwa nach der deutschen Uebersetzung eines englischen oder französischen Romans in bequemer Hamiltonscher Weise deutsch lernen wollte! Und wohl uns, daß nicht so leicht eine unserer Uebersetzungen einem fremden Kenner unserer Sprache in die Hände fällt! Der verächtlichste Ausspruch über ein Volk, das so seine Sprache schändet und schänden läßt, wäre nur ein gerechter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus Italien.

Pompeji.

(Fortsetzung.)

Schlaftrunkne Stadt, die unter'm Boden lief,
Gesichert vor der Rosse schwerem Huf,
Die brausenden Jahrhunderte verschlief,
Und überhört der Völker Schlachtenruf —
Du bist aus deinem Zauberschlaf geweckt,
Der Schlei'r von Staub und Moder aufgedeckt!

Vom fast unwandelbaren Himmelblau
Begrüßt dich nun die Sonne, goldenklar,
Die hinter Wolken, trüb und neblig grau,
Einst Zeugin deines Untergangs war,
Und die, nach bald zweitausendjähr'ger Frist,
Wie damals, die gewölbte Bahn durchmißt.

Sonst Niemand lebt, der dich gesehn — vielleicht
Der Eine, der, ein ruheloser Gast,
Vom Tod gestoßen, vor dem Leben fleucht,
Und allen Todten neidet ihre Rast —
Der ew'ge Jude rastet einmal hier
Und tröstet sich in seinem Fluch mit dir.

Den Fremdling auf die Gräberstraße nimmt
Zuerst — wie paßt der Gruß zu diesem Ort!
Wie fei'rlich er des Wandrers Seele stimmt!
Versteinert hat sich hier manch ernstes Wort,
In dieser Monumente stillen Reihn,
Die in die Stadt der Vorzeit führen ein.

Wie anders aber wird mir hier zu Sinn,
Als wenn ich sonst auf Todtenäckern steh!
Hier schmilzt mir nicht das Herz in Thränen hin,
Es zittert nicht in einer Fluth von Weh,
Aus deren Tiefe, wunderbar belebt,
Ein glorienbekröntes Traumbild schwebt.

Nicht Wehmuth löst hier meines Wesens Kern
In weiches Leid; ergeben und gefaßt,
Ernstheiter halt' ich mir den Jammer fern:
So thaten sie auch, die hier fanden Rast;
Kein Jammer, der an die Verzweiflung grenzt,
Hat dieser Todten Monument bekränzt.

In Stein gehau'n, fliegt hier ein Schiff — an Bord
Geflochtner Seelen Fracht — Elysium zu;
Gelandet hat es bald am stillen Port;
Seiner Insassen Angesicht spricht Ruh;
Ruh, die gefaßt des Lebens Gut entbehrt,
Ruh, die nach neuem Ringen nicht begehrt.

Mit weicherm Herzen, durstigerem Geist,
Mit kuhnrer Hoffnung, die des Grabes Nacht,
Des ird'schen Lebens Grenzgeheg, zerreißt,
Und aus dem Sargholz Zukunftsbrücken macht,
Hat dem Heroenthum der alten Welt
Die neue keck zur Seite sich gestellt.

Digitized by Google

Wir zittern vor dem Ruf nicht eines Streits,
Welcher der Welt Unendlichkeit umfaßt;
Des Strebens Hochgefühl, des Sieges Reiz
Verscheucht den Traum von ew'gem Schlaf und Rast;
In unsern Seelen seine Flügel schwingt
Der Phönix, der im Tod sich nur verjüngt.

Aus Asche stiegst, Pompeji, du! nicht gleich
Dem Vogel, der aus der balsamschen Nacht
Des Tods ersteht, an frischer Schönheit reich,
Zu neuer Jugend wonnevoll erwacht;
Ein kraftberaubtes, zitterndes Skelett
Verließest du dein feuchtes Moderbett.

Von einer alten Welt, die längst die Zeit
Als ein verschlungend Meer hat überschwemmt,
Ragst du als Insel der Vergangenheit,
Der heut'gen Welt und ihren Kindern fremd,
Ein Zwitterding von Ehmals und von Jetzt,
Vor welchem schwindelnd sich der Sinn entsetzt.

Das tragische Theater hier — und dort
Das komische! Das öde Rund durchhallt
Schon seit Jahrhunderten kein Mimenwort,
Nicht Beifallsdonner, Händeklatschen schallt;
Eidechsen schlupfen, wo der Chor einst schritt,
Cikaden zirpen, wo der Halbgott litt.

Ein Isistempel hier! — Bin ich im Traum?
Steh' hier ich auf ital'schem Grunde nicht?
Ist, wie die Zeit, denn auch vertauscht der Raum?
Egyptens Göttin hier verehrt? so bricht
Aus dieser alten Welt, im Schutt entdeckt,
Ein Bau, der ferne Götterkreise weckt!

Roms Genius, übersatt, doch hungerad stets,
So suchtest du bei allen Göttern Trost!
Im Priesterkleid, die Lippen voll Gebets,
Zur Cybele du, zum Serapis flohst!
Du bautest — Jedem weihend seinen Thron —
Ein Leichenhaus und nanntest's Pantheon.

Unheimlich Schauspiel, wenn der Geist, entzweit,
Der Väter starkem Glauben nicht mehr treu,
Nach neuem lüstern und, trotz innrem Streit,
Das Heiligalte wegzuwerfen scheu,
Zu fabelhaft gepuzter Mißgestalt
Das Widerstrebende zusammenballt!

Wenn das Gesetz der Reinheit er vergaß,
Und angenagt von kranker Gier, und hohl
Will mischen klarer Schönheit Ebenmaß
Mit dem stoffuberfliegenden Symbol,
Und Phantasie, Gedanken, Andacht, Kunst
Zulezt zu Sklaven macht schmachvoller Brunst!

Solch unheilvolle Krankheit, die in Gift
Wandelt des Geistes Mark, des Herzens Blut,
Die, wie die Schlang' auf sonnig-bunter Trift,
In upp'ger Geistesfülle Blumen ruht,
Wird nur erstickt, wenn Feu'r, wenn Asche fällt
Vom Himmel — oder sich verjüngt die Welt.

Ward nicht die Welt verjüngt, als sich ergoß
Vom Norden her der Völkerwandrung Schwall,
Als der Germanen Arm den Erzkoloß
Umwarf, daß zitterte die Welt vom Fall?
Doch lohnte schlecht der Gärtner blut'gen Fleiß,
Gepfropft auf röm'schen Stamm, german'sches Reis.

Italien! Kunst, Sprache, Wissenschaft
Verjüngtest du! Die letzten Blüthen trieb
Des Heldenliedes dein von Muskenkraft
Durchdrungner Boden; aber nichts dir blieb
Von jener Tugend, die dein Bollwerk war
Gegen der fremden Kön'ge Freierschaar.

Du wardst, Italien, ein Bastardland,
Ein Reich, erfüllt von Segen und von Fluch;
Armida gleich, mit buhlerischer Hand
Verlockest du zum reizenden Besuch
Die nord'schen Fremdlinge; doch wenig Heil
Ward ihnen und ward dir dadurch zu Theil.

Weh! auch die besten Helden meines Lands
Berücktest du mit deiner welschen Kunst!
Für einer längst verlornen Krone Glanz
Tauschten sie ihrer Völker Glück und Gunst;
Siech, elend, arm triebst du sie dann von dir —
Oder ein Grab gewährt'st du ihnen hier.

Erst gestern sah mit Wehmuth ich die Statt,
Die von erlauchten Hauses letztem Sohn
Das warme Heldenblut getrunken hat —
Conradins Blut — der Menschlichkeit zum Hohn!
Wo Karl von Anjou sich vom Henkersknecht
Besträ'gen ließ sein falsches Kronenrecht.

O Schmach, Italien, dir! Zwei Fremde zogst
Du her durch deiner Reize Zauberei,
Das junge Blut verräth'risch du betrogst,
Und litt'st des gelben Mörders Tyrannei,
Bis, Sprache leihend lang verhalt'nem Groll,
Messina's Vesperglocke rächend scholl.

Doch wohin schweift mein Geist? ein Labyrinth,
Pompeji, bist du dem Gedanken, wo
Er sich verliert in buntem Traumgewind —
Der Faden der Erinnrung täuscht mich so,
Daß Gegenwart und Zukunft sich vermengt,
Und Sehnsucht, Lust, Zorn, Wehmuth mich umdrängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Unterricht. Industrie. Verschönerung.

Nun sind alle Lehranstalten, mit welchen Paris überaus reichlich versehen ist, wieder im Gange, und es fehlt außerdem nicht an einer Menge von Privatanstalten, welche die Studirenden zu den öffentlichen vorbereiten, oder dieselben gar zu ersetzen suchen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Zahl der Studirenden in Paris beständig zunimmt. Freilich wird fast jedes Jahr an den öffentlichen Anstalten Manches gebessert und vervollständigt. In der letzten Zeit hat es sich die Regierung angelegen seyn lassen, die fremde Liter natur mehr in Aufnahme zu bringen, und erst kürzlich ist das Studiren der deutschen und englischen Sprache den Schülern in den Pariser königlichen Collegien zur Pflicht gemacht worden. Jedoch steht es den Eltern frei, zwischen den beiden Sprachen zu wählen. Jetzt geht man damit um, die deutschen Gewerbs- und Realschulen in Frankreich einzuführen, und besonders die Hauptstadt damit zu versehen. Seitdem der Gewerbsfleiß einen so bedeutenden Aufschwung genommen, öffnen sich für junge Leute eine Menge Laufbahnen, für welche ihnen der classische Schulunterricht nur wenig nützen kann. — Obschon die gewagten Spekulationen nun ziemlich an Kredit verloren haben, so kommen doch noch immer neue zum Vorschein, und zwar manche recht einfältige. So z. B. kündigte neulich ein Aufschlagettel eine Versicherungsanstalt gegen oder für Beerdigungen an. Der Unternehmer behauptete nämlich, manche Leute ließen ihren Familien nicht so viel nach, daß diese ihnen ein anständiges Begräbniß zu Theil werden lassen und ihnen ein Denkmal errichten könnten. Es habe sich daher ein Verein gebildet, der den Abonnenten gegen eine jährliche Vergütung eine recht anständige Beerdigung und ein schönes Grabmal zusichere. Die Familien würden dadurch aller Sorgen wegen des Begräbnisses überhoben, und Jedermann könne mit der Beruhigung sterben, daß er ehrenvoll beerdigt werde. Als ob die Leute sich ihres Begräbnisses halber großen Kummer machten! Dieser Verein würde, falls er wirklich zu Stande käme, was sehr zweifelhaft ist, eben so schnell wieder zu Grunde gehen, als der, welcher die Leute der Sorge für Arzt und Arznei im Falle einer Krankheit überheben wollte. Solcher von irgend einem müßigen Kopfe ausgeheckten Vorschläge gibt es eine Menge; das Publikum ist aber so mißtrauisch geworden, daß es nicht so leicht mehr hinter's Licht geführt wird. Schlimm ist es, daß dieses Mißtrauen sich jetzt auch auf wahrhaft nützliche Anstalten, z. B. auf Eisenbahnunternehmungen, erstreckt, die nun zum Theil in's Stocken gerathen, weil die Aktienabnehmer sich zurückziehen und kein Geld mehr beregden wollen. Es entsteht dadurch eine Spannung im ganzen Gewerbsfleiße, statt der vorigen außerordentlichen Betriebsamkeit. Dies wird jedoch wohl nicht von langer Dauer seyn. In der jetzigen Krisis werden die Leute lernen, vorsichtiger bei großen Unternehmungen zu Werke zu gehen, die Kosten besser im Voraus zu berechnen und nicht auf's Gerathewohl darauf los zu arbeiten, wie wohl zuweilen gethan worden. — Für die Verschönerung von Paris ist in diesem Jahr Mancherlei geschehen: für Straßenpflaster, Beleuchtung, Wasserleitungen und Kloaken; die Vergrößerung des alten Rathhauses oder Hôtel de ville ist schon weit vorgerückt, und jetzt legt man Hand an das schon so lange bestehende Hospital Hotel-Dieu, welches man auch erweitert, wobei man aber zu gleicher Zeit einen Theil der Krankenpflege an andere Hospitäler vertheilt, indem das Hotel-Dieu wirklich eine kolossale Anstalt geworden war, in welcher es schwer hielt, die nöthige Aufsicht, Pflege und Ordnung zu halten. Die andern fünf oder sechs großen Hospitäler müssen also bedeutender werden, und da sie in verschiedenen Stadtrevieren liegen, so ist dies eine Bequemlichkeit mehr für die ärmere Volksmenge, welche fast durchgängig in den Hospitälern ihr Leben beschließt. Dg.

Berlin, November.

Die Potsdamer Eisenbahn.

Es ist Alles anders gekommen, als ich Ihnen neulich schrieb. Gehen Sie die Leipziger Straße entlang, die zur Eisenbahn führt, man kennt sie nicht wieder; ein Hin- und Rückstrom von Fußgängern, Droschken, Kutschen und andern Fuhren; die festen, massiven Häuser dröhnen unter der fortwährenden Erschütterung, und Bewohner, welche vorhem hier eine stille, schöne Straße, mit den Vorzügen von naher Landluft und Grün der Bäume und des Feldes gesucht, möchten wieder tiefer in die Stadt hinein, um die verlorne Ruhe zu suchen. Wahrscheinlich wird die Industrie künftig die große Leipziger Straße bevölkern und eine Reihe Läden die Erdgeschosse einnehmen. Das sind nur die Erschütterungen und Umwälzungen, veranlaßt durch den Zustrom zur Potsdamer Eisenbahn; das Krachen und Donnern und Rasseln der Lokomotiven, die Dampfwolken und das Kreischen und Pfeifen der sich entladenden Kessel verändern vor dem Thore die Physiognomie der Stadt vollends. Daß hier noch keine musikalische Erfindung hinzugetreten ist, um diesem gräßlichen Auftreiben, gleich dem eines sterbenden Ungeheuers, das man, ehe es die Welt zerochen hat, erschlägt, melodischere Töne zu leihen! Es dringt bis tief in die Stadt, und gäbe es schon Nachtfahrten, würde man die Stunden des Abgangs und der Ankunft bis über die Spree hören können. Und diese unangenehme Musik wird durch die unerschöpfliche Imitationskunst unserer Straßenjungend noch vermehrt. Mit den Fingern im Munde mühen sie sich ab, diese unaussprechlich widerwärtigen Töne wiederzugeben. Das sind die ersten ausgenfälligen Umänderungen; was außer der Stille in den Straßen und den Nachtigallen in den Bäumen noch sonst fliehen und kommen wird, steht dahin. Eine Revolution ist aber schon da, und selten pflegt sie in ihren ersten Stadien inne zu halten. Das Hauptmoment dieser Revolution ist die völlige zur Erscheinung gebietene Theilnahme an dem Ereignis. Die Wege und Berge sind von Neugierigen umlagert und die Felder sind schwarz von Menschen, um die abgehenden und ankommenden Wagenzüge zu betrachten. So mißtrauisch man Alles, was die Direktion gerade dieser Bahn unternahm, verfolgte, jetzt ist die Sache in's Leben getreten, ihre gebeihliche Wirksamkeit ist augenfällig und handgreiflich, zwei Residenzstädte, zu den Zeiten unserer Großväter noch durch eine beschwerliche Tagereise getrennt, sind eins geworden, nur durch den leichten Weg von 3/4 Stunden getrennt. Potsdam wandert nach Berlin und Berlin nach Potsdam. Die schönen Umgegenden des letztern werden die Gartenwohnungen der Berliner werden. Schon ist die verminderte Theilnahme für das so anmuthige und beliebte Charlottenburg so merklich, daß Gastetablissements noch dort nach Potsdam übersiedelten. Kurz, unser städtisches Leben steht an einem Wendepunkt. Da die unerwartete Frequenz der sechs bis acht Hins und Rückfahrten täglich so fortdauern wird, ist eine Frage für sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 10. December 1838.

Frisch noch ergänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd,
Und der tauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.

Schiller.

Fragmente aus Italien.

Pompeji.

(Fortsetzung.)

Im tiefen Keller lehnet Krug an Krug,
Nicht fehlt's am Mischgefäß und am Pokal;
Schaut an der Wand gemalt den lust'gen Zug,
Das taumelnde, berauschte Bacchanal —
Schenkt ein! schenkt ein! Doch ob — der Krug ist leer!
Ihn macht der Staub, der feuchte, nur so schwer.

Trug das Geschlecht, auf das ein Leichentuch
Herunter plötzlich aus den Lüften sank,
Die Ahnung schon im Herzen von dem Fluch?
Und waren längst vor Angst die Seelen krank?
O nein! sie freuten sich an munterm Spiel,
Als stock'ger Tod auf sie herunter fiel!

Sie hatten Haus und Hallen und Pallast
Mit hellen Bildern freundlich ausgeschmückt,
Sorglosen gleich, die keiner Ahnung Last,
Nicht nahen Unglücks schwüler Dunkkreis drückt;
Duftreiche Blumen, Früchte zum Genuß
Ergoß aus goldnem Horn der Ueberfluß.

Verschwenderisch hat überall die Kunst
Ihr Zeichen diesen Räumen aufgedrückt,
Wie eine Mutter, die, zur letzten Gunst,
Ihr welkend Kind mit tausend Zierden schmückt,
Vergoldend seines Lebens karge Frist,
Und hehlend ihren Schmerz in frommer List.

Noch spielt ein Lächeln um des Wandrers Mund,
Ob tiefer Schmerz auch seinen Geist beengt,
Wenn er Gestalten sieht, so frisch und bunt,
Aus Wirklichkeit und Traum so keck gemengt —
Den Satyr, der nach tausendjähr'ger Nacht
Noch immer lüstern und begierlich lacht.

Schaut die Bacchantin, die im Sinnenrausch
Der Grazie süßen Adel nicht verlor!
Göttern verwandt durch des Bewußtseyns Tausch,
Fliegt sie im Tanz, fast körperlos, empor;
Kein Gift dem Geist ist hier der Traube Saft —
Ist Feuer, Freiheit, Seligkeit und Kraft!

Und alles dies in einem Menschenleib,
Der sich aus lichten Farbenwellen hebt,
Wetteifernd wohl mit jenem Götterweib,
Welches der klaren Meeresfluth entschwebt;
Doch jene, kühl'rem Element enttaucht,
Hat nicht so heiße Seligkeit durchhaucht.

Digitized by Google

Manch Wesen sieht man hier, zu deß Gestalt
Sich nicht als Schöpf'rin die Natur bekennt:
Der schwere Stier, von Flügeln leicht umwallt,
Der Fisch, entartet seinem Element;
Es treibet der Cikaden flink Gespann
Der Papagai als Wagenlenker an.

Denn Phantasie, das eigenwillige Kind,
Schulerin und Despotin der Natur,
Sie joa, die bunten Schwingen leicht vom Wind
Der Luft bewegt, hier tändelnd ihre Spur;
Anmuthig, sanft, und ausgelassen wild
Verkündet sie sich hier in manchem Bild.

Nicht ahntest du, Pompeji, dein Geschick!
Und dennoch kam es! Kaum zuvor gewarnt,
Sah plötzlich deiner Kinder scheuer Blick
Ringsum dich schon vom Untergang umgarnt;
Es sinkt der Tod herab als eine Nacht,
Die selbst der Rettung Pfad unsichtbar macht.

Der Himmel selbst, zu dem in schwerer Noth
Das Auge sich, die Seele fromm erhebt,
Er speit herab erbarmungslosen Tod,
Der das Lebend'ge einschlingt und begräbt.
Es wankt der Fuß durch eine weite Gruft;
Verwandelt ist in Asche selbst die Luft.

Der peinlichen Erinnerung sey genug,
O Herz! — Des Leids hat jede Zeit zu viel!
Verfolge nicht der Heimathlosen Zug
An ihres gottgesandten Elends Ziel!
In dieser Zeit dab' ich ein Volk gesehn
Vom Vaterland in die Verbannung gehn!

(Der Beschluß folgt.)

Indiscretion.

(Fortsetzung.)

In Frankreich und England fehlt es wahrlich nicht an schlechten Uebersetzungen; sie sind es aber in ganz anderer Beziehung als die unsrigen. Der dortige Uebersetzer bannt um jeden Preis den fremden Ausdruck in seine fester umschriebene Schriftsprache; er thut lieber dem Sinn des Originals als seinem eigenen Idiom Gewalt an; was er nicht versteht, sucht er zu umschreiben oder künstlich zu verwaschen; eher gäbe er es ganz auf, gewisse Dinge zu übertragen, ehe er englischen oder französischen Unsinn niederschriebe, und der Vorwurf des Kritikers, daß er die fremde Sprache schlecht verstehe, gilt ihm nichts, gegen den, daß er ein Stümper in seiner eigenen sey oder sie, fremden Gedanken zu lieb, verunziere. — Der deutsche Uebersetzer macht es oft, und wie oft! gerade umgekehrt. Er biegt nicht den fremden Gedanken zierlich in die Formen seiner Sprache, sondern bequemer biegt und zerrt er diese Sprache nach der Form des fremden Gedankens. Zehn abscheuliche Barbarismen auf einer Seite kosten ihn gar nichts. Mancher schreibt einen ganz erträglichen deutschen Brief oder Aufsatz; sobald er aber auf der Uebersetzerbank sitzt, ist es, als ob er sich des deutsch Denkens ein für allemal entschlagen hätte. Die fremden Sätze in deutsche Worte umschreiben, heißt er verdeutschen, und der arme Teufel, dessen Lessing spottet, weil er ganz naiv gestand, wenn er die Stelle eines Classikers nicht verstehe, so übersetze er sie wörtlich, lebt noch heute in vielen hundert Exemplaren und findet ein Publikum, das nicht etwa nachsichtig ein Auge zudrückt, sondern in aller Unschuld der Greuel gar nicht gewahr wird.

Und allerdings wären solche Arbeiten gar nicht denkbar, wenn nicht die Mehrzahl der Leser ein so weites Sprachgewissen hätte als der übersetzende Sprachschänder. Erklärt sich dies anders, als wieder aus unserem Trieb, über dem Wesen die Form zu ignoriren und durch die für uns gleichgültige Hülle hindurch den Kern zu ergreifen? In der Wissenschaft, bei Reisen, Memoiren u. dergl. gilt es, schnell Gedanken und Thatsachen wegzubekommen: was kümmert es den Leser, daß sie ihm in einer Sprache vorgetragen werden, die er oft fast in jeder Zeile abscheulich finden muß, sobald man ihn in seinem somnambulistischen Fluge über die Blätter durch den Zuruf aufschreckt: Da bist ein Deutscher und nimmst dies hin? — Im Roman, in der Novelle wird der Sinn ganz von der Fabel befangen: was macht es dem Leser aus, daß sie ihm in Sätzen vorgestammelt wird, wie sie weder ihm, noch sonst einem deutschen Menschen je in den Sinn und auf die Zunge kommen könnten?

Zu diesen Betrachtungen veranlaßt mich die Uebersetzung eines französischen Romans, die mir vorhin unter den Büchern, welche ich auf mein Zimmer genommen, in die Hände fiel. Es ist eines jener Produkte, in denen die Muse des französischen Romans immer noch den Kranz der Orgie im Haare und die buhlerische Schminke auf den Wangen, aber das alte graziöse Lächeln der Frivolität mit der modernen Grimasse eines erlogenen poetischen Schmerzes vertauscht hat. Nichts vom Buche, das ich gar nicht lesen mag; aber beim Blättern erkannte ich so recht unsern faulen, besinnungslosen Uebersetzerstyl. Ich trieb mit dem Papiermesser das Spiel der sortes Virgilianae, und war sicher, fast jedesmal so eine deutsche Bastardblume auszustechen. Ich setze Einiges her, dir zum Spaß, da du doch nie Uebersetzungen liesst.

Digitized by Google

„Sie athmete seine Haare ein.“ — Schon im Französischen ein widerliches Bild; in der lächerlichen Uebertragung flagranter Unsinn. — „Wir sehen die Engel ausrufen mitten durch einen Schleier von Azur.“ — „Siehst du, das ist das Bestimmte, wovon ich dir die Versicherung geben kann.“ — „Ihr schlankes Kleid und ihr auf eine peinliche Weise leichtfertiger Gang.“ — „Um die Ursache des Außerstehens zu erfahren, in welches er gerathen war.“ — „Sein Gefährtenthum mit Deinesgleichen.“ — „In der Stellung einer ganz orientalischen Grazie betrachtet sie ihn mit einem Lächeln von englischer Milde, vermischt mit einem gewissen Zusammenziehen der Augbraunen.“ — „Ich suche meine Launen und Phantasien mit dem Geschmack der schönen Künste zu vermischen.“ — „Er ist voll kleiner hübscher Witzworte, gleichend dem Tanz der Wachtelhunde auf ihren Hinterpfoten.“

Genug und übrig genug als Muster, wie zierlich französische Wendungen gegeben sind, bei denen man sich allerdings etwas besinnen muß, will man sie in einen erträglichen deutschen Ausdruck bringen. Wäre es drum! das Besinnen ist nicht Jedermanns Sache, und an einen Uebersetzer, dessen Arbeiten für Leihbibliotheken berechnet sind, kann man in dieser Beziehung nur bescheidene Ansprüche machen. Aber welch tückischer Zauber befängt den Unglücklichen, daß er fast jeden Satz ganz anders niederschreibt, als er ihn in der Minute drauf erzählen würde? Ist es begreiflich, daß ihm beim gewöhnlichsten prosaischen Fluß der französischen Rede fast regelmäßig der landesläufige, nothwendige deutsche Ausdruck in der Feder bleibt und der reine Gallicismus auf's Papier fällt! — „Tu me fais peur. — Du machst mir Furcht.“ — „Sous la faveur d'un brillant costume. — Unter der Gunst eines brillanten Costüms.“ — „Il se fit tomber par terre. Er ließ sich zur Erde fallen.“ — „Pour ne pas blesser ses souvenirs. — Um nicht seine Erinnerungen zu verletzen.“ — „Il semit sa tête enflammée. — Er fühlte, daß sein Kopf entflammt war.“ — „Il le salnait profondement. — Er begrüßte ihn tief.“ — „Die Lichter begannen sich auszulöschen.“ — „Ihr habt Euch einen Spaziergang gemacht.“ — „Er blickt ruhig den Vorwürfen zu.“ — „Il affiche les prétentions. — Er steckt die Ansprüche aus.“ — „Un bon diable. — Ein guter Teufel.“ — Als ob es in Deutschland andere Teufel gäbe, außer dem armen Teufel und dem dummen Teufel!

Und solcher Uebersetzungen gibt es hunderte, tausende, und die mir vorliegende ist keineswegs die schlechteste. Ganz abgesehen von den Lesern, sollte man nicht meinen, schon die Setzer müßten sich empören, wenn man ihnen zumuthet, zu solchem Schimpf ihrer Muttersprache die Buchstaben zu greifen? Ich muß dabei an den französischen Koch in Smollets Peregrine Pickle denken, den der antiquarische Arzt zu seinem römischen Gastmahl gedungen hat. Der arme Bursche, der aber Ehre im Leib hatte, wurde schier verrückt ob den schrecklichen classischen Kuchenrezepten und schrie mit den beweglichsten Geberden: „Um der Wunden Jesu willen, erlassen Sie mir das Aergerniß mit dem Honig und Oel!“ Wäre es zu verwundern, wenn der Setzer bei Phrasen, wie: „Was hast du denn? — Aber nichts!“ (Qu'as tu donc? — Mais rien!) voll Abscheu den Winkelhaken fallen ließe? oder wenigstens, wenn sich die Leser geberdeten, wie die bitter getäuschten Gäste des die antike Gastronomie übersetzenden Arztes? Aber nein! wie gesagt, dergleichen ist nicht zu befahren, und unsere Verblendung geht hierin unglaublich weit. Erzähle Einem ein paar so recht charakteristische Uebersetzerböcke: er wird sich höchlich daran belustigen, greift er aber morgen zur Uebersetzerfeder, so schießt er dieselben, oder noch ärgere. So schäme ich mich vor mir selbst, wenn ich daran denke, wie ich früher miserable Uebersetzungen englischer und französischer Romane zu Dutzenden verschlungen habe, ohne eben viel sprachlichen Unrath zu merken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben.

Von W.

Sonntag.

Es ist eine betrübte Täuschung, daß Sonn- und Festtage, die im Kalender roth wie Rosen und Apfelblüthen angeschrieben stehen, wenn es dazu kommt, gar oft düster und wolkenbehangen sind; noch am Abend, nachdem man Stund um Stunde vergebens nach Heiterkeit aufgesehen, fällt es uns schwer, daran zu glauben, daß nicht jeder Sonntag ein Sonnentag sey.

Lebensplan.

Jeder Mensch würde die Freude seines Daseyns schmecken, wenn er von frühe an, selbst ohne sein Leben breit und groß anzulegen, seine Thätigkeit in Einen Knoten zusammenzuschürzen sich gewöhnte; sein eigenes Thun würde ihn läutern und heben, wenn er, wie der deutsche Kaiser ein Semper Augustus, ein Allzeit Mehrer seines innern Reichs zu seyn sich heilig angelegen seyn ließe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Die Potsdamer Eisenbahn.

Es ist wahrscheinlich, daß die Zahl der bloß Neugierigen künftig durch eine gleiche und größere Anzahl solcher Fahrgäste ersetzt wird, welche ein neu erwachtes Bedürfniß sie zu

Digitized by Google

benutzen nöthigt. Aber sey es auch, daß die Zahl sich mindere, selbst daß sie so tief sinke, daß kein Gewinn abfällt, das Bedürfniß ist dann einmal da, und die Eisenbahn auch. Der Sieg dieses Fortschrittes läßt sich nicht mehr rückgängig machen. Umsonst stehen unsere Gedanken und Aengstlichen auf den Bergen und Söhlern umher und prophezeien und wünschen Unglück, und stoßen in die Lärmtrompete, wenn einmal ein kleines Unglück sich ereignet. Da hat man ein Haseisen in den Schienen gefunden, einen Stock in den Sand gesteckt, mit Speck die Steinen beschmieret, daß die Friction aufhörte (hoffentlich mehr Fabelsüssigkeit, als boshafter Muthwille), sie haben geschrien: wenn das nun unglücklich abgelaufen wäre! Wie viel Schiffe scheitern in jenem Jahr (es ist noch keines abgelaufen, wo die Zeitungen nicht von schrecklichen Schiffbrüchen erzählten), ist es aber schon einem vernünftigen Menschen beigekommen, gegen die Seeschiffahrt zu eifern, oder kann man es sich nur als möglich denken, daß jemals deshalb dagegen gesprochen worden! Neulich, nachdem zehn Tage hindurch jeden Tag gegen zweitausend Personen ungefährdet hin und zurück spedirt worden, sind unter achtzehnhundert Personen zwei oder drei verwundet worden, weil durch ein Versehen die hinten flotzende Locomotive (immer ein Uebelstand) zu stark auf die Wagen vor sich anstieß. Wer sich davon zurückschrecken lassen will, der gehorche seiner Furcht. Die Gegner der Sache werden seinen Vortheil für ihren Widerstand aus dem Zufall ziehen. Von den Einsichtigen zu schweigen, die große Masse ist, fast wider Erwarten, gewonnen. Man muß ihre Gesprüche belauschen, wenn sie zu Tausenden die heranbrausenden Wagen erwarten. Ein Staunen. Verwunderung, Beifall; die Sache scheint ihnen selbst zu groß für den Witz, was bei unserm Publikum etwas Ungewöhnliches ist. Oft hörte ich Einen den Andern berubigen und ihm die wohlthätigen Wirkungen und Folgen auseinandersetzen. Indirektes Lob der Aufklärung aus dem Munde geringerer Buben: „Wäre solch ein Wagen in alten Zeiten gekommen, sie hätten ja gemeint, er käme geradewegs aus der Hölle; und das Pfeifen ist doch wie der Teufel selbst." Wo so Viele, für den Augenblick wenigstens, dabei verlieren, ist es noch unerwerbiger, so wenig Klagen zu hören. Auch die Fuhrleute fangen an, die Augen aufzuthun, und in richtigem Spekulationsgeiste die neuen Wege zu Verdienst statt der alten einzuschlagen. So haben die Personenwagen, welche Nachts die Potsdamer in ihre Stadt zurückgeführt, anderen ordentlichen Gewinn. Die Fuhren aus der Stadt zum Bahnhofe und in Potsdam selbst sind nirgends öffentlich berechnet, werfen aber gewiß sein minder günstiges Resultat ab, als die Dampfwagen in diesen ersten Wochen.

Die Gegend bis Potsdam ist traurig, der geradere Weg tenweg, den die Bahn nimmt, bietet möglichenweise noch weniger Reize dar, die hochaufgethürmten Sand- und Lehmberge zu beiden Seiten rauben oft noch die freie Aussicht, und eine Novemberlandschaft, selbst bei so günstigem Wetter, als jetzt, ist am allerwenigsten anlockend. Selbst die Rutschpartie hat an sich nichts besonders Lockendes und Beanemed, Man meint schon, es ginge zu langsam, was in der That nicht unbegründet ist; denn einige Fahrten dauerten, statt wie anfänglich $^3/_4$, bereits $1^1/_2$ Stunden. Und wie Viele kommen immer und immer wieder, wie Viele, die alle aus wärtigen Bahnen versucht haben, machen die zwei- und vierzigmalige Partie nach Potsdam mit! Es ist nicht Neugier, es ist die Siegesfreude über eine vaterländische Errungenschaft. Aus diesem Grunde mag auch Herr Neilstab, der sich mit Recht der Potsdamer Bahn sonst wenig befreundet zeigte, jetzt ihr das Wort reden. Diese eine Bahn, wie auch verfehlt und verlehrt und in ihrer opponirenden Leitung tadelnswürdig, ist die erste preußische, es ist ein erster Schritt gegen einen zähen, rückhaltlosen Widerstand, ein Schritt, der sich nicht mehr zurücklhun läßt, der zu einem zweiten, dritten führen muß. Und deshalb sey ihm auch keine Inconsequenz vorgeworfen, wenn er die Einweihungsfeierlichkeit als würdig geschildert hat, während Andere von der Würde nichts wußten, sie bestehe denn darin, daß viele bunte Fähnlein auf den Wagen wehten und die Musikanten Straußische Walzer spielten. Kein Wort der Erbauung, keine Bewillkommungsrede an die ersten Männer des Staates, die königlichen Prinzen und Minister. Der Straußische Walzer klang eher wie eine Parodie des bedeutungsvollen Momentes. — Glücklicherweise boten wir in diesem Augenblick, daß nun wirklich mit dem Bau der ersten commerziellen preußischen Bahn, der frühern Risaer, die über Luckenwalde nach Cöthen geht, der Anfang gemacht wird. Die Erlaubniß zur Durchbrechung eines neuen Thores, woran die Sache bis jetzt sich noch verzögerte, ist gegeben. Wenn man die soliden Vorarbeiten der Direction erwägt, so läßt sich von der Förderung des Unternehmens viel erwarten. Gleichfalls ist von Legung einer zweiten Schienenreihe nach Potsdam die Rede, die bei der Frequenz und den oft nöthigen Extrafahrten sehr wünschenswerth ist. Dieser letztern wegen mußten die regelmäßigen Fahrten hin und zurück von acht auf sechs reducirt werden. Daß der Preis noch herabgesetzt werde, ist nicht sowohl Wunsch des Publikums, als es in der Zukunft für die Direktion selbst eine Nothwendigkeit werden wird.

Die Chaussee nach Potsdam ist, wie gesagt, deshalb noch nicht verdorrt, die Nachtfahrten auf derselben werden noch eine gute Weile fortdauern; denn wenn auch die Versuche mit einer beleuchteten Eisenbahn gestlickt sind, werden doch Viele noch lange Anstand nehmen, eine Nachtfahrt mit Dampf zu wagen. Höchst seltsam ist nun ein traariger Unfall, der vor Kurzem auf dieser Straße sich ereignete. Ein Brauerknecht zu Wagen wird gegen Abend von bewaffneten Räubern angefallen. Durch Besonnenheit und die Schnelligkeit seiner Pferde entrinnt er ihnen; aber man schießt ihm nach, und auf den Tod verwundet, kommt er bis Potsdam, mit seiner bedeutenden Baarschaft und noch mit so viel Besinnung, um den Vorfall zu melden. Der Fall ist unerhört in unserer südlichen Geschichte, und noch auffälliger ist, daß bis jetzt noch nichts über die Thäterschaft ermittelt wurde, ja daß die Anfälle sich zweimal wiederholt haben. Die Arbeiter an der Eisenbahn derselben anzuklagen, liegt scheinbar nahe, hat aber, ernstlicher betrachtet, noch mehr Unwahrscheinliches. Diese Tagelöhner sind zum größern Theil fleißige, sparsame Schlesier, die des besten Rufes genießen. Sie haben nie zu Klagen Anlaß gegeben, leben verträglich untereinander, sind ordnungsliebend, und kehren jeden Winter mit ihrem sauer Erworbenen zu den Ihrigen in die Heimath zurück. Es fehlt aber zu dieser Zeit unter und nicht an frechem Gesindel. Entlassene der Zuchthäuser, welche wohl die Freiheit, aber nicht die Arbeit lieben. In unsern Straßen wurde jüngst eine verwegene Bande aufgehoben, die, seit Jahren unentdeckt, unter der Firma von Ostschändlern ein einträgliches Diebeshehlergewerk betrieben hatte. Die Pflaumen- und Aepfeltonnen waren mit werthvollen Effekten angefüllt, und bösgesinnten der Raum unter den Dielen ihrer Wohnung. Ein übel angebrachter Berliner Witz imputirt den Mordanfall auf der Chaussee übrigens den bei der Eisenbahn Interessirten. Er sey veranlaßtet, um die Sicherheit der Eisenbahnfahrten in's richtige Licht zu stellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 11. December 1838.

Lieb die Gebote, Freund; verdeutsche die Pforten
Ins Künftige nicht mehr; es heißt: du sollst nicht tödten!
Und zwiefach mordest du: auf Einen Streich zum Laute
Schlägst du des Fremden Witz und deine Sprache todt.

Epigramm von 1770.

Indiscretion.

(Fortsetzung.)

Ich sehe eben, daß ein Frauenzimmer das Buch da übersetzt hat. Sieh, dies thut mir vollends leid. Im Gemüthe des Weibes, wenn es nicht völlig überbildet ist, lebt die nationelle Eigenthümlichkeit weit reiner, unmittelbarer, naiver, wenn auch in weicheren, fließenderen Umrissen, als im Mann, der an Anschauungen, Begriffen, Urtheilen und Vorurtheilen so viel Fremdes in sich aufnimmt. Besonders aber jenes Sprachgefühl, das von seinen Aussprüchen keine Rechenschaft geben kann, und dies auch nicht nöthig hat, ist beim gebildeten Weibe empfindlicher, keuscher als bei uns, aus mannichfachen Ursachen. Denke nur an unsere Erziehung, wie wir frühzeitig gewöhnt werden, unsere Sprache als einen schlechten Thon zu behandeln, den man abgeschmackt in römische und griechische Formen kneift und zwickt, wie man sich beim Exponiren der Classiker mit dem schiefsten, hinkendsten Ausdruck zufrieden gibt, wenn man nur materiell den Sinn erwischt hat, wie wir im Maße, als wir die Blumen fremder Idiome im Gedächtniß einlegen, im Garten unserer eigenen Sprache Fremdlinge werden. Ist es so zu verwundern, wenn ein junger Mann, der viel oder wenig gelernt hat, nur nicht deutsch, als Uebersetzer etwas liefert, das möglicherweise deutsch seyn könnte, wenn die Römer ein halb Jahrtausend länger in Deutschland geblieben wären, oder wenn das ganze Land das Schicksal des Elsasses theilte, oder wenn das Deutsch der in Paris ansäßigen deutschen Schneider Muster des Büchersstyls wäre? Wie mancher unter uns öffnet sich mit der vielbelobten, probaten Springwurzel des Lateinischen in aller Geschwindigkeit die Pforten des Französischen und Englischen; er guckt nur hinein, meint er doch den Sprachinhalt ungefähr zum Voraus zu kennen; auch denkt er getrost: transferendo discimus, und so übersetzt er Herrn v. Balzac oder Kapitän Marryat im selben Geschmack, in dem er zehn Jahre vorher seinen Cicero in stammelndes Schülerdeutsch übertrug. Bei der Modelitteratur, bei Romanen namentlich, kommt hiezu noch, daß Kenntniß der Umgangssprache in ihren verschiedenen Tonarten das unentbehrliche Werkzeug des verständigen Uebersetzers ist. Wie will aber einer z. B. den Salonsjargon der Londoner oder Pariser Welt erträglich wiedergeben, wenn er den analogen Ton im Vaterlande kaum vom Hörensagen oder in der Verzerrung deutscher Taschenbuchsgeschichten kennt? Alle., was Natur ist, mag Genialität sicher und unmittelbar ergreifen; aber die Unnatur will gelernt seyn, und wer den feinen Mann improvisiren will, schlägt sich selbst zum Ritter wie Hans

Digitized by Google

Cade, und steht auf als Sir John Mortimer, gerade wie er. Unter diesen Umständen ist die Form, in welcher die ausländische schöne Literatur, deutsch zugerichtet, gewöhnlich in den Handel kommt, leider sehr begreiflich, wenn ungebildete oder halb gebildete Männer die Fabrikanten sind.

Unternimmt ein Weib ein Geschäft der Art, so ist man im Voraus geneigt, ihr wenigstens mehr gesellschaftliche Bildung, mehr Uebung im Umgangston zuzutrauen als der Mehrzahl der übersetzenden Männer. Sie ist überhaupt, eine gute Erziehung vorausgesetzt, offenbar im Vortheil gegen den Mann, wenn sie anders Werke wählt, die ihren Kräften angemessen sind. Der deutsche Ausdruck, sollte man meinen, bietet sich ihr reiner, ursprünglicher dar, schon weil ihre Einbildungskraft nicht von so vielen todten Begriffen und weithergeholten Ideenassociationen gekreuzt und befangen ist. Sie ist bei der Arbeit gleichsam allein mit der fremden Sprache, die sie sich zu eigen gemacht, und dem unverfälschten Gefühl für diejenige, welche ihr in der Wiege eingesungen worden. Dieses Gefühl müßte nur sehr lose haften, wenn es im Bewußtseyn von ein paar fremden Sprachformen so geradezu überwältigt werden könnte. — Versetzt man sich in männliche Schreibstuben, wo Hunderterlei so bestaubt, zerstreut und verworren durcheinanderliegt, wie in den Köpfen deren, die darin hausen, so möchte man sich fast nicht wundern über die beständigen Geistesabwesenheiten unserer Uebersetzer. Aber in einem weiblichen Arbeitszimmer denkt man sich umweht von einem Geiste der Reinheit, der Harmonie und Ordnung, und die Vorstellung erfreut, daß dieser schöne Geist immer und überall auch die Gedanken und den Ausdruck der liebenswürdigen Bewohnerin beherrschen werde. Schade, wenn dem nicht so ist, wenn man am selben Ort den Genius der Sprache mit der Feder verletzt, wo ihm mit dem Munde die reinsten, zierlichsten Opfer gebracht werden.

Unsere Uebersetzerin ruft nie ihrer Dienerin zu, „die Lampe wolle sich auslöschen;“ sie spricht nie zu den Ihrigen: „wir wollen uns einen Spaziergang machen,“ und sie fragt nie, wer der sey, der diese oder jene „so tief begrüßt habe.“ Es kann ihr nicht einfallen, irgend einen Mann einen „guten Teufel“ zu nennen, und wenn sie einen mit seiner Schönen neckt, so wird sie sicher nicht äußern, daß ihr „sein Kopf entflammt zu seyn scheine.“ — Ei, warum schreibt sie's denn? Welcher Dämon regiert die zarten Schreibfinger in den glatten Handschuhen mit den abgeschnittenen Fingerspitzen, daß sie so schlimme gefugte Worte auf das satinirte Papier werfen, Worte, die in solcher Verbindung gar nie dem hübschen Munde entfallen können!

Du fragst mich, wozu ich all dies dir vorschwatze? Sieh, das nenne ich meine Theestudien. Ich spreche ein Thema bei mir durch, das im Salon der Tante auf's Tapet kommen könnte, oder das ich mir vorgenommen, gelegentlich selbst zur Sprache zu bringen. Ich recognoscire das ganze Terrain des Gegenstandes, um nicht bei meiner verdammten Unvorsichtigkeit in Fußangeln und Berliner Eisen zu treten; die Partieen, von denen ich mir Wirkung und Beifall verspreche, skizzire ich mit einiger Sorgfalt; nur das erlaubt mir mein Stolz nicht, daß ich die Impromptus zum voraus mache. Da du nun von allen Schachzügen, die ich hier mache, unterrichtet seyn willst, so denke ich lieber gleich mit der Feder in der Hand, damit ich mich nachher, wenn es zum Treffen gekommen, desto kürzer fassen kann.

Ich habe dir schon gesagt, daß ich an der Tante die Geistesfreiheit vermisse, welche das Costüm der Sitte und des Anstands nicht als ein steifes Staatskleid, sondern als eine heitere Maske behandelt, hinter der man sich wohl einen Scherz erlaubt. Nun will mir aber doch scheinen, als ob ihre Befangenheit nur daher rührte, daß ihr das Gespenst der Indiscretion beständig vor Augen schwebt. Daher ihre unglaubliche Vorsicht und Umsicht in der Medisance, die sie denn doch von ihrem Theetisch nicht verbannen kann noch will. Spricht man dagegen von Allgemeinem, wie von Büchern, wenn weder Vetter, noch Base, noch Freund des Verfassers zugegen ist, so kann sie sich zuweilen recht leidenschaftlich emanzipiren. So war neulich vom neuesten Roman der Madame Dudevant die Rede, der in der Uebersetzung einer Dame vorlag, vielleicht — das weiß ich nicht mehr — derselben, deren Arbeit mir den Text zum obigen Excurs gegeben.

(Der Beschluß folgt.)

Fragmente aus Italien.

Pompeji.

(Beschluß.)

Noch ragt der Berg, der diesen Tod gesprüht,
Gebeugten Hauptes zwar, doch trotzig noch;
Immer noch dampft sein tiefer Schlund und glüht,
Und duldet nicht des Anbau's grünes Joch;
Er schüttelt sich im Zorn, so sinken ein
Der Rebenhügel, der Olivenhain.

Und dennoch quält den Wanderer die Lust,
Dem Berg in seinen glühenden Schlund zu schaun,
Daß er erschöpft den Athem seiner Brust
Und überwindet seiner Seele Graun,

Digitized by Google

Dem Stolz zu lieb, daß an des Kraters Rand,
Des schwefeldampfenden, sein Fuß einst stand.

Auch ich sah der Verwüstung schwarzes Feld;
Von Blumen und von Grün bleibt's ewig leer,
Die Lava wälzt, wie jener Hunnenheld,
Unsegen, der nie endet, vor sich her;
Nie lenkt zu diesem Grund das Wild den Lauf,
Und keines Vogels Schatten fällt darauf.

Auch ich hab' dich gesehn — ein Meer von Rauch,
Wie aus Kaminen der Verdammten, Dampf
Und Schwefelqualm stieg auf aus deinem Bauch,
Und suchte mit des Himmels Blau den Kampf,
Der ruhig über deinem Toben steht,
Und dessen Hauch dein Wolkenheer verweht.

Ist's eigne Lust, die dich zur Wuth entflammt?
Beherrscht die Macht dich eines alten Fluchs?
Prometheus ward von Göttermund verdammt,
Daß, stets verzehrt, ihm stets die Leber wuchs —
Erzeugst in gleicher Qual du ruhelos
Den unlöschbaren Brand in deinem Schooß?

Umsonst durchforscht die Phantasie das Reich
Der Schöpfung, suchend, was dir ähnlich sey;
An Furchtbarkeit bist du dir selbst nur gleich,
Und bleibst von Nebenbuhlern ewig frei,
Der du geschmolz'ne Erde, Lust und Glut
Dir dienstbar machst und sieden heißt die Flut!

Die Sünde nur, die giftig mein Geschlecht
Ach! seit dem Paradiese schon! verheert,
Sie hat, mit dir zu messen sich, das Recht,
Sie hat noch nicht des Unheils Stoff verzehrt;
Sie wird nicht kühler, legt sich nicht zur Ruh,
Und brennt und rast von Anbeginn, wie du!

Und räthselhaft, wie deiner, ist ihr Grund,
Den noch kein Sterblicher hat aufgedeckt;
Kein Auge reicht in ihrer Tiefe Schlund,
Kein Jäger sah noch, wo sie brütend heckt;
In Nacht gehüllt, täuscht sie der Klügsten Rath,
Ein Schwindel faßt, wer ihrem Krater naht.

Krönt ihr mit Asche manchmal euer Haupt,
Nachahmend tief empfundner Reue Bild:
Im Nu ist Asch' und Friede weggestaubt,
Ihr tobet wieder, zügellos und wild,
Verderblich Jedem, der dem Schein getraut,
Und seiner Hoffnung Hütten neu gebaut.

Geschäftig seyd ihr beide immerdar,
Ihr unterhöhlt den Riesenbau der Welt,
Die, träumend und nicht ahnend die Gefahr,
Für Ewigkeiten sich geborgen hält,
Und das Pannier der Freude festlich schwingt,
Bis die verborgne Mine plötzlich springt.

Parthenope! wie unbesorgt sie ruht!
Des blauen Meeres leichter Athem kühlt,
Wie Strauußenfedern, lind die Sonnengluth,
Wenn schmeichlerisch es an die Ufer spült,
Den Strand liebkosend, dessen Spiegelbild
Im klaren Golf noch nicht sein Sehnen stillt.

O wunderbare Weisheit, die zum Dienst
Mnemosyne's den Feuerberg benützt,
Und durch Verschuttung köstlichen Gewinnst
Der Nachwelt vor dem Untergang beschützt:
Wer darf dich schelten, wenn dein stiller Plan
Manch Opfer will, wenn schrecklich deine Bahn?

Vertrieben ward aus Tempel und aus Haus
Durch Aschenregen, jammernd, ein Geschlecht;
Doch ihre Erbschaft gräbt der Enkel aus
Entzückt, denn Leben ist der Jüngern Recht,
Und wähnt zu thener nicht des Fundes Lust
Erkauft durch Jener Grämen und Verlust.

Die Weltgeschichte schont kein sanft Gefühl,
Und macht die Herzen ihrer Kinder hart;
Sie handt die Flammen der Begeistrung kühl,
Ihr steinern, unbewegtes Auge starrt
Gleichgültig über Opfer, Grab und Spiel,
Triumph und Schrecken, nach dem fernen Ziel.

O könnt' ich weilen Monde, Jahre lang!
Könnt' ich ansiedeln mich in jedem Haus!
Mit mächtigem, beschwörendem Gesang
Lockt' ich die Schatten aus dem Grab heraus.
O hätt' ich Theseus dünnen Faden nur,
Ich fände wohl der alten Gänge Spur!

Doch die Beschwörung fordert Zeit und Schweiß,
Und Antwort weckt nicht stets des Fragers Wort;
Nicht weilen darf ich, nicht mit stillem Fleiß
Andächtig wandeln durch den ernsten Ort;
Zur Eile treibt mich meines Führers Mund,
Der Rosse Ungeduld zerstampft den Grund.

Es trinkt der flüchtigsten Betrachtung Schaum
Mein hastig Auge nur; und manches Bild
Wird meiner Seel' entschwinden wie ein Traum,
Und wie ein Hauch auf einem Silberschild;
Ich trage von dem wunderbaren Ort
Ein armes Kleinod der Erinn'rung fort.

Digitized by Google

Doch sey auch das Gedächtniß arm und stumpf
Und werde manches Bild ihm bald entführt:
Es bleibt mir doch ein wonniger Triumph,
Daß diesen Boden hat mein Fuß berührt;
Daß ich geathmet dieser Räume Luft,
Geschaut, betastet Säule, Bild und Gruft.

Ist kindisch dies Gefühl? den Stoffen prägt
Sich immer doch die Spur des Geistes ein;
Der Fels, darauf ein Held sein Haupt gelegt,
Gleicht unerkennbar dem gemeinen Stein;
Und an Kleopatra's reizvoller Hand
Wuchs nicht der Werth von Perl' und Diamant;

Und doch — wer raubt der Phantasie ihr Recht,
Daß sie dem armen Leben Schätze schafft
Aus Nichts, und Stoffe, die gemein und schlecht,
Adelt durch ihrer Talismane Kraft,
Wenn ihren Purpur sie der Blöße leiht,
Wenn Trümmer zu Reliquien sie weiht?

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beschluß.)

Kunstausstellung. Miß E. Novelle.

Unsere Kunstausstellung war sonst beinahe etwas so Wichtiges, als eine eröffnete Eisenbahn. Hat diese jener Eintrag gethan, oder hat es Gründe in der Sache selbst, welche diesmal die allgemeine Theilnahme abstumpften? Noch war es keine jährliche Wiederkehr der Ausstellung, die pro jetzt und gebilligt ist, und doch schien, als sey der öffentlichen Aufmerksamkeit schon zu viel zugemuthet. Ueberviel Gut, auch Gutes und viel darunter, aber unter dem Guten nichts in die Augen Springendes, Ergreifendes, nichts Ursprüngliches, was der Seele bleibt.

Sie fordern von mir weder eine Schilderung, noch eine Kritik der Ausstellung; sogar die oberflächlichste Erwähnung der bedeutendern Werke würde den Raum eines Korrespondenzberichts überschreiten. Im Allgemeinen sey nur angeführt, daß wenig Bedeutendes im historischen Felde da war (von den Cornpoträrn der Düsseldorfer Schule, Lessing, Bendemann Hildebrand ꝛc., wurde nichts Historisches eingesandt), vieles recht Artige und Gelungene im Genrefach, und eine überwiegende Schöpfungskraft unter den Landschaftern aller Schulen sich hervorthat. Das war schon früher, vor vielen Jahren der Fall, als die Historienmalerei noch im Argen lag. Wir hoffen, daß es kein Rückschritt ist. Die französischen Landschaftsmaler und Architekturmaler besenden immer reichlicher unsere Ausstellung, und, der Wahrheit die Ehre, sie haben diesmal unbedingt den Sieg davon getragen. Welche Technik, die und die saure Mühe der Schöpfung vergessen läßt, welche Frische, welcher Glanz der Farben, und dabei eine Erfindung, so natürlich und effektvoll zugleich, daß wir die französischen Maler für durchaus verschiedene Wesen von den französischen Dichtern anerkennen müssen. Alle beherrscht ihr Pinsel das Meer, die Wellen verschwinden vor der Totalanschauung des Elements; wir wissen sie dem Regen auf die Leinwand zu spritzen, und wie versteken sie es, die morsche Holzarchitektur des Mittelalters malerisch zu construiren! Außer den Franzosen sind nun auch Niederländer in die Schranken getreten. Ein großes Bild Verboeckhovens aus Brüssel macht diesmal auf den ersten Preis Anspruch. Wer vielte das für möglich, wenn er im Katalog den Gegenstand angegeben liest: eine Heerde Schafe, getrieben von ihrem Hirten! Fast lebensgroße Schafe, und sonst nichts auf dem Bilde, als Staub, ein dunkler Himmel, wenig Landschaft und der Hirte im Haldumtel des Hintergrundes. Es sind wenigstens keine trauernden Juden, Könige, Apostelconiter u. s. w., sagen die, welche nicht begreifen, wie bloße Schafphysiognomien sie anziehen können. Daß es vortreffliche Porträts auf einer Ausstellung von gegen zweitausend Nummern gibt, ist eine Sache, die kaum der Anführung bedarf; Begas, Hildebrand, Remy, Magnus u. A. bilden eine exkreuliche Stufenreihe, obwohl auch hierin diesmal ein Nachbar, Vogel v. Vogelstein aus Dresden, durch sein Bildniß Ludwig Tiecks den ersten Preis davon trägt. — Einige Odaliesken und Sultaninnen, welche mit sehr glänzenden Farben gemalt sind, sollen, sagt der Berliner Witz, den türkischen Gesandten dermaßen entzückt haben, daß er, nicht die Bilder kaufte, aber die Originale bestellte. — Nachrichten von Liebes- und Hochzeitsgeschichten gehören in kein schönwissenschaftliches Journal; und doch halte ich mich berechtigt, einer hier zu erwähnen, weil zwei Namen von schönem Klang eine Verbindung ges schlossen, die für die Kunst von günstiger Bedeutung seyn möge. Der Maler Bendemann hat die Tochter des Direktors Schadow, die Schwester Wilhelm Schadows in Düsseldorf, eben geheirathet. So bürgert auch der Name Schadow, nebst denen vieler anderer unsrer Künstlern, einstweilen sich in dem sonst so abgeschlossenen Dresden ein. Die Kunst soll allerdings auch ein Vaterland haben, aber es ist gut, wenn für Deutschland auch darin die Zollschranken sinken.

Die Theater feiern noch. Die Damen sind in Revolution gegen den Direktor des französischen Theaters, Herrn Deslour. Er hat sich unterfangen, einen Liebling derselben, den Schauspieler Isidore, zu entlassen, weil ihm ein älterer Charakterspieler von Ruf mehr convenirte. Die Strafe für eine solche Verschuldigung folgte auf dem Fuße: seine schöhste Liebhaberin kündigte ihm, weil er den besten Liebhaber entließ. — Eine andere Revolution gährt so eben. Die berühmte Miß Clara Novello, aus Italien zurückgekehrt, hat zwar ihre schöne Stimme, aber nicht die liebenswürdige Bescheidenheit, durch welche sie früher hier fesselte, wieder mitgebracht. Von dem jungen Virtuosen Eckard, dem Zögling Friedrich Försters, der durch ein Concert für die Welt schaffen wollte zu einem ersten Kunstausflug, forderte sie 100 Thaler Vorausbezahlung für ihre Mitwirkung. Forderung, wie Preis sind hier unerhört. Sie erhielt, was sie verlangte, aber kaum ist die Sache bekannt geworden, als auch die allgemeine Gunst für die schöne Sängerin sich plötzlich in eine allgemeine Ungunst umgewandelt hat. Die Zeit der Ansprüche auf Unverletzlichkeit ist hier für Sängerinnen vorüber, und auch als etwas Sacrosanctes ihre Scheitel unsschwebte, hätte doch keine Forderungen der Art machen dürfen, noch ist es damals geschehen. Einige Unbehaglichkeiten in ihrem nächst darauf folgenden Concerte wird die Sängerin, da sie Brittin ist, wohl leicht verwinden. Ein hübsches Gesicht und eine schöne Stimme wirken oft mehr, als eine vorzügliche Aufführkrafte. Ueber das materielle Unrecht ist das Publikum einig; es streitet sich nur darum, ob es, wie geschehen, durch die öffentlichen Blätter verlautbart werden durfte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 12. December 1838.

— Grand spectacle de notre âge:
Ces bruyans hochets du moment,
Tous ces objets également
De ridicule et d'engouement
Pour la multitude volage,
Toutes ces clartés de passage.
Gresset.

Die Passagen in Paris.

Passagen nennt man in Paris bekanntlich die mit Glasplatten gedeckten Gänge, welche in der Regel zwei parallellaufenden Straßen verbinden, indem sie den dazwischen liegenden Häuserklumpen quer durchschneiden. Ihre Zahl und Pracht ist in den letzten Jahren sehr gestiegen und die heilige Dreieinigkeit des neunzehnten Jahrhunderts, Mode, Kunst und Industrie, hat daselbst ihre Zelte aufgeschlagen. Den Fußgängern und Pflastertretern gewähren diese Durchgänge unendliche Vortheile, und dem ersten Erbauer dieser lustigen Galerien gebührt billig eine Ehrensäule; leider scheint man den Namen des Baumeisters nicht mehr zu kennen, dessen kluge Vorsicht so viele Menschen vor plötzlichen Regengüssen, vor Sonnenstich und Kothbespritzung geschützt hat.

Paris hat Straßen voll Thätigkeit und Müssiggang, voll Pracht und Elend, voll Weinen und Lachen; den Passagen geht es wie den Pariser Straßen: jede hat ihre besondere Physiognomie, ihre Sitten und ihren Tik. Manche Passage z. B. verbreitet einen gewissen Duft von Eleganz, von feinem Ton und Koketterie, ist lebendig, fröhlich, vorzugsweise beliebt und ein allgemeines Stelldichein, wo man seine Freunde und Freundinnen hinbescheidet und thut, wie wenn man zu Hause wäre; manche andere dagegen wird von der Menge gescholten und gibt sich vergebliche Mühe, Besuche anzulocken. Die Mode will es einmal so; die Mode ist launisch und flatterhaft; wo sie gebietet, muß man warten können, bis die Reihe an einen kommt.

Die längste von allen Pariser Passagen ist die Salmpassage (passage du Saumon), unweit der großen Markthalle gelegen. Sie gleicht einem ungeheuern Wallfisch, der im Schlamme patscht, und die mit Austernschaalen, Fischschlamm, Pfützenwasser und allem möglichen Unrath angefüllten Straßen Montmartre und Montorgueil, wovon die eine ihm den Kopf hält, die andere den Schwanz trägt, rechtfertigen hinlänglich den etwas kühnen Vergleich. Diese Galerie gehört hauptsächlich der Mittelclasse und dem sogenannten kleinen Volke an; hie und da sieht man wohl einen Caschemirshawl, einen Atlashut und einen Elbeuffrack auftauchen; allein der alte Wollenshawl der Austerfrau und die Manchesterjacke des Lastträgers sind vorherrschend. Die Buden sind halb glänzend, halb ärmlich, Bouticiersnotabilitäten finden wir keine hier. — Die passage Véro-Dodat verdankt dagegen ihren Namen einer gastronomischen Celebrität, welche noch heutiges Tags darin ihr Magazin von Eß- und Trinkwaaren aufgeschlagen und einen reichen Vorrath von Seefischen aller Art, Schildkröten, Hummern, Muscheln, Wildpret, Geflügel, Ananas, Obst, Weinen

Digitized by Google

und Likeurs aller Länder und Zonen aufgestapelt hat. Diese Passage, welche zwischen der Rue croix-des-petits-champs und Rue Grenelle-Saint-Honoré einen Durchschnitt macht und vermittelst des Posthofs der Messagerien Lafitte und Caillard den Weg zur Kornhalle und in das obere Ende der Rue Saint-Honoré abkürzt, ist mit farbigem Marmor gepflastert und mit Wassermalereien ausgeschmückt; sie wird von Morgens früh bis Abends spät begangen. An dem Eingange linker Hand, wenn man vom Palais-royal herkommt, ist ein fortwährendes Gedränge von neugierigen Zuschauern, und es kommen vielleicht an keinem Ort von Paris mehr Taschendiebstähle vor, als hier, wo nämlich der Kunsthändler Aubert wohnt, dessen Bilderladen durch die Birne Philippons und die politischen Karrikaturen berühmt geworden ist. Dieselben sind nunmehr verschwunden, und anstatt dieser oft cynischen Schmähbilder sehen wir jetzt geistreichere, gutmüthigere satirische Zeichnungen hinter den Fenstern bei Aubert ausgehängt: les fourberies des femmes, les petits malheurs du bonheur, les maris vengés, la boîte aux lettres, von Gavarny, lauter Sammlungen von Ehestandsscenen, Liebesabenteuern, Weiberkniffen, in deren Auffassung und Zeichnung sich viel Medisance, Ironie, komische Feinheit und Malice verräth; die Titis und Tamerlans von Traviès, der besonders in der Darstellung von Pariser Gamins und Volkscharakteren glücklich ist; endlich die moralische Galerie der Robert Macaires von Ch. Philippon und Daumier, welche den Namen dieser beiden Zeichner verewigen wird. Robert Macaire ist ein grobes, aber in vieler Beziehung wahres Zerrbild, welches tiefer in die Gegenwart eingreift, als man auf den ersten Blick glauben möchte.

Der Volksgeist bringt zu gewissen Zeiten groteske Typen hervor, welche die Verkehrtheiten, Lächerlichkeiten, Ideen und Tendenzen der Epoche zusammenfassen und von keinem Einzelnen ausschließlich erfunden werden, weil Alle ihr Scherflein dazu beitragen. In den meisten Fällen läßt sich nicht einmal nachweisen, welche Hand die ersten Striche zu dieser Gestalt hingeworfen; allein kaum ist eine flüchtige Skizze davon in Umlauf, so strömen die Farben und Pinselstriche von allen Seiten herbei; Jedermann beeifert sich, die unförmliche Zeichnung zu vervollkommnen, die Züge deutlicher auszuprägen und die Nüancen hinzuzuthun, welche Jedem seine eigene Beobachtung an die Hand gibt.

Eine solche Ausgeburt des französischen Volksgeistes war der eine Zeitlang so beliebte und nunmehr so vergessene Mayeux. Ich weiß nicht, aus welchem trunkenen Jupitershaupt dieser häßliche Buckel herausſprang, um die Reise durch ganz Frankreich zu machen. Als er im Jahr 1829, von Grandville gezeichnet und von L. Desnoyers mit erläuterndem Texte begleitet, zum erstenmal in den Spalten des Figaro erschien, war er schon seit zehn Jahren auf allen Landstraßen herumgestrichen und an allen Tables d'hôte in der Provinz das Tagesgespräch gewesen, ohne daß das größere Publikum ihn beachtet hatte. Bei den Parisern fand er Anfangs nur eine kalte, ungastfreundschaftliche Aufnahme, wie das fast immer in solchen Fällen geschieht. Mayeux konnte sich damals auch zu den verkannten großen Männern der Restauration zählen, denn seine Zeit war noch nicht gekommen. Sie kam endlich, und es ist bekannt, welch großartiges Glück dieser burleske Typus des feigen Maulheldenthums und der spießbürgerlichen Renommisterei machte, als nach den Julitagen so viele Helden nach geschehener That aus ihrem Versteck an's Tageslicht hervorkrochen. Künstler, Schriftsteller, Publikum, Alles legte mit Hand an's Werk; in allen Straßen, auf allen Plätzen traf man damals zahllose Bilder von Mayeux. Der bucklige Prahlhans und renommirende Spießbürger machte, lustig und guter Dinge, alle erdenklichen Lagen und Phasen des socialen Lebens durch, bis endlich Ungeschmack und Dummheit, diese zwei unauslöschlichen Todtengräber aller großen und kleinen, aller guten und schlechten Schöpfungen, sich des armen Teufels bemeisterten, ihm sein Bischen Witz und Laune auszogen und ihn lebendigen Leibes in der großen Gruft des Ueberdrusses einscharrten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Indiscretion.

(Beschluß.)

Indem die Tante lobend das Buch besprach, gab sie der Uebersetzung und der Uebersetzerin manch scharfen Seitenhieb. Ich traue ihr allerdings in dieser Beziehung einigen Geschmack zu, denn ihre Briefe an meine Mutter waren immer ganz gut geschrieben; aber ihre Aeußerungen hatten damals einen Anstrich von Spott und Satire, der mich als befreundetes Element desto mehr ansprach, je weniger ich dergleichen bei ihr gesucht hätte. Die gute Dame ist meine Blutsverwandte, und am Ende geistesverwandter mit mir, als ich bisher meinte. Ihre Scheu vor aller Indiscretion rührt wohl gar nur daher, daß sie in diesem Punkt früher so traurige Erfahrungen gemacht hat als ich selbst, und ihre jetzige gewöhnliche Gemessenheit zeigt mir nur den Grad der Zähmung, zu dem ich es im Zuchthaus der seinen Welt vielleicht selbst noch bringe.

Als ich vorhin den französisch-deutschen Roman durchblätterte, gedachte ich ihrer Ausfälle gegen die unglückliche Uebersetzerin der Madame Dudevant. Ich brach zahlreiche Eselohren in das Buch und nahm mir vor, das

Digitized by Google

Thema, von dem ich dir eben vorgepredigt, gelegentlich zur Sprache zu bringen und es mit ergötzlichen Exempeln zu nutzen. Dergleichen hört sich immer angenehm; beiläufig sich doch der Mensch am herzlichsten gerade an den Schwächen Anderer, von denen er selbst befangen ist oder denen er bei nächster Gelegenheit verfiele. Es versteht sich dabei — denke nur an Fräulein Cäcilien — daß ich meine Abneigung vor weiblicher Schriftstellerei tief im Busen zu verbergen habe, und du wirst mit Lachen bemerken, daß auch in meinem obigen „Essai“ nichts davon zu finden ist.

Ich sprach vorhin von Madame Dudevant. Im Vorbeigehen gesagt, die Tante schwärmt für diese Schriftstellerin und für die Emancipation des Geschlechts. Sonderbar! die böse Welt hier will wissen, die Tante habe den Herrn Oheim selig durch ihre Launen unter den Boden gebracht. Daran mag nun viel oder wenig sein, so fragt man billig: in was wollen sich Weiber der Art noch emancipiren? — — — — —

Dritter Brief.

Juni. 1837.

Friedrich! ich bin der unglückseligste Mensch! verloren! vernichtet! — Läßt sich so etwas im Leben gut machen? nie! nie! — Ich bin durch den tollsten Streich der Selbstmörder meines Glücks! — Kann ein Weib das vergeben? Himmel und Erde! im offenen, vollen Salon! — Ich weiß gar nicht mehr, wie ich auf mein Zimmer gekommen bin, in dem ich seit Stunden mit schwindelndem Kopf auf und ab gehe. Das einzige Gefühl in mir, neben dem der Vernichtung, ist: fort von hier! Ein paar Zeilen an Louisen — wenn ich den Mund und die Kraft dazu finde, und der grauende Morgen sieht mich im Wagen!

Höre, ich Elender glaubte einen Schuß zur Ergötzlichkeit zu thun, und die verrätherische Büchse war scharf geladen, und derselbe tückische Schrotschuß hat die arme Tante tödtlich verletzt, den Doktor Lilienhayn übel zugerichtet und — ich fürchte — meine Hoffnung und mein Glück auf der Stelle getödtet! O daß Louise abwesend seyn mußte, als ich blinder Thor den Hahn spannte! Ha! und daß auch das verwünschte Buch gar nie zur Sprache kam! Und wie mochte, wie konnte mir Louise die gräßliche Thatsache der blauen Strümpfe verbergen! Freilich, die Gute kannte meinen Abscheu davor; sie schwieg aus Beschämung und dachte, ich werde es bald genug gewahr werden. Ja, mit Entsetzen! — Laß mich kurz seyn.

Es war viel Gesellschaft da, fast mehr als sonst: der Doktor, der Lieutenant, wenigstens ein halbes Dutzend Damen, nur Louise mußte bei einer kranken Freundin seyn. Sie hätte mich vielleicht gerettet, und von einem viel gräßlichern Sturze als schon einmal. — Man ließ sich eben über einen public character der Stadt aus, der sich zuweilen Abends auch bei der Tante blicken ließ, einen jener faden ältlichen Witzjäger, welche alle Worte, die sie an eine Dame richten, mit verzweifelter Sicherheit in ein galantes Sträußchen binden. Einige der anwesenden Frauenzimmer fanden den Menschen unerträglich, auch ich sagte Einiges, und ich weiß nicht, durch welche verdammte Ideenverbindung es kam, daß ich in komisch pathetischem Ton hinzusetze: „Ja, der Mann ist voll kleiner, hübscher Witzworte, gleichend dem Tanz der Wachtelhunde auf ihren Hinterpfoten!“ — Man sah mich verwundert fragend an und lachte. „Ja, meine Damen,“ fuhr ich fort, „das ist ein Blümchen, welches ich frisch auf dem Mistbeet unserer Uebersetzungsliteratur gepflückt.“ — Ich brachte jetzt von meinen Gedanken über das Unwesen der Uebersetzer Einiges vor, viel oder wenig, gut oder schlecht, ich weiß es nicht mehr; aber man stimmte mir bei, Jedes wußte aus seiner Lektüre einen Beleg zu meinen Behauptungen, nur die Tante war einsylbig, schien nachdenklich und fuhr ein paarmal mit der Hand über die Stirne. Der Doktor Lilienhayn äußerte einmal, mit einem Blick, den ich jetzt nur zu gut verstehe, wie vortheilhaft sich unter dem Wuste schlechter Uebersetzungen die Arbeiten einiger geistreichen Damen auszeichnen. Ich aber, dem Untergang geweiht, ergriff wieder das Wort und sprach endlich am Schluß einer Tirade, indem ich das verwünschte rothe Buch, von dem ich dir neulich schrieb, aus der Tasche zog: „So zum Beispiel ist der Roman hier ein wahres Schatzkästchen närrischer Mißgriffe und unfaßlicher Sprachsünden. Sie erlauben mir, daß ich Einiges daraus vortrage. — Das Buch heißt —“

Bei diesen Worten sprang die Tante mit bleichen Lippen auf, drückte ihr Tuch vor das Gesicht und verließ eilends das Zimmer, der Doktor ihr nach, nachdem er mir einen unaussprechlichen Blick zugeworfen. Alle, Wissende oder Ahnende, wie nicht Wissende und nicht Begreifende — und in der letztern Classe war ich wohl ganz allein — saßen in stummer Bestürzung da. Mir aber drang der kalte Schweiß aus allen Poren; denn was es nun auch war, so viel sah ich, daß ich einmal wieder einen dummen Streich gemacht. Da nahm mich Cäcilie beim Arm und führte mich an das Fenster. „Um Gottes willen! was thun Sie! wie kommen Sie dazu?“ — „Was ist es denn?“ — „Ich begreife Sie gar nicht! Hat man je eine solche Scene erlebt? Gerechter Gott!“ — „Sie sehen meine Bestürzung; ich weiß von nichts; was ist es denn? schnell! machen Sie meiner Qual ein Ende!“ — „Sie brachten es in der Tasche mit und wissen von nichts? wie kann das seyn!“ — Sie nahm das Buch, das ich noch immer in der Hand hatte, hielt mir den Titel vor und fuhr mit dem Zeigefinger an den Zeilen desselben hin. Ich las: „Asterie, von Alfred Brillantin, aus dem Französischen von Elise Woldemar —“

Digitized by Google

Soweit war mir der Titel wohl bekannt; aber unten stand noch: „eingeführt durch Julius Lilienhayn,“ und dies hatte ich früher völlig übersehen.

Ein Schauder fuhr mir durch den ganzen Körper. — „Unser Doktor! Gott! das wußte ich nicht! das war mir entgangen! Ich Thor, wo hatte ich meine Augen! ich Rasender, was habe ich da gemacht! — Wer heißt ihn aber auch schlechte Bücher einführen!“ — Cäcilie rang mit schaudernder Geberde die Hände und wollte sprechen, ich aber fuhr fort, ihr eifrig in's Ohr zu rufen: „Cäcilie, Sie sehen an meiner Verzweiflung, daß ich unschuldig bin; helfen Sie, rathen Sie mir, vermitteln Sie! Kann die Tante vergeben, daß ich den Doktor —“ — „Und sie?“ unterbrach sie mich heftig. — „Was? ich?“ fragte ich, nicht verstehend. — „Unseliger Mensch! Sie wissen nicht, daß Elise Woldemar der Schriftstellername der Hofräthin, Ihrer Tante, ist?“ — —

Wie vom Blitz getroffen, sank ich zurück. — Himmel und Erde! die Tante die Ueberseherin! und der Violoncellgeiger bei der Hochzeit von Cana der Einführer beim Publikum!

Korrespondenz-Nachrichten.

Livorno, Ende November.

Umwanderung. Bevölkerung. Handel.

Schon einmal, vor beinahe anderthalb Jahren, war in diesen Blättern (1837, Nr. 197 — 199) von Livorno die Rede. Damals entwarf ich eine Skizze der Entstehung und des Aufblühens der Stadt, ihres gegenwärtigen Zustandes und ihrer Bewohner, indem ich in der Kürze von den vor Kurzem vorgenommenen Reformen und neuen Institutionen sprach. Seitdem sind so viele Data über unsere merkantilen Verhältnisse veröffentlicht worden, daß ich nun so mehr eine kurze statistische Uebersicht derselben mittheilen zu können glaube, als die besprochenen Verordnungen gegenwärtig sämmtlich in's Leben getreten sind, und die neue Gestaltung der Stadt durch die Beendigung des Mauerkreises vollständig geworden ist. Dieser Mauerkreis, der dritte — den ältesten baute die florentinische Republik 1421, den zweiten, mit seinen großen Bastionen, Cosmus und Ferdinand von Medici — wurde 1855 begonnen unter der Direction des Chefs des Geniewesens, Manetti, welcher durch die hydraulischen Werke im Chianathal und den Maremmen längst vortheilhaft bekannt ist. Zwei Jahre reichten zur Ausführung hin. Diese Mauer, in der Peripherie ungefähr vier Miglien umfassend, ist 15½ Berl. Ellen hoch und unten über zwei Ellen dick. Sie hat drei Thore und zwei Barrieren; beiderlei sind überdies die beiden alten Thore der Hafenseite. Der Styl des Baues ist so zweckmäßig, wie gefällig, das Material sehr gut und die Ausführung sorgsam. Die Hauptbarriere ist an der florentiner Straße, mit zwei großen Zollhäusern, deren eines für die Verzollung der in's Inland zu sendenden Waaren, das andere für die des Bedarfs der Stadt und der zur See auszuführenden Artikel bestimmt ist. Durch diese neue Umwauerung ist die Häuserzahl Livorno's schon jetzt verdoppelt, denn die alte Stadt zählte 1459 Wohnungen, der Zuwachs beträgt 1477, und sie wird immer zunehmen. Die Totalsumme der Einwohner der Gemeinde beläuft sich auf 76,186, wobei indeß das benachbarte Oertchen Antignano, der Montenero, das Felseneiland Gorgona mit 70 Seelen und die immer wechselnde Hafenbevölkerung mit 5000 eingerechnet sind. Die israelitische Bevölkerung zählt überhaupt 5000 in 1106 Familien, wovon mehr denn ein Viertel von den öffentlichen Unterstützungen lebt und ungefähr ein Zehntel Grundbesitz in der Stadt hat. Die Zahl der mit Handel und Gewerben Beschäftigten unter ihnen ist 1409 Individuen. — Im J. 1814 belief die Gesammtzahl der Einwohner sich auf 50,000. Welcher Zuwachs in 24 Jahren!

Daß unser Handel seit geraumer Zeit merklich abgenommen hatte und Niemand dies stets zunehmende Uebel sich verhehlte, erläuterte ich schon ein andermal. Livorno hat nicht mehr, wie ehemals, den Vertrieb der Levante mit dem Westen und Norden in Händen. Hier war das große Entrepot, hier liefen die Waaren des Orients ein, hier machte beinahe das gesammte Europa seine Bestellungen und Einkäufe. Es war das goldene Zeitalter des Commissionsgeschäfts. Der Umsatz von Waaren, wie von Geld war äußerst rasch, eben so rasch und bedeutend der Gewinn. Die mehreren italienischen Häfen nachgeahmt verliehenen Freiheiten gaben dieser Art Monopol den ersten Stoß. Dann wurden immer mehr directe Verbindungen zwischen den produzirenden und den consumirenden Ländern eingerichtet. Da es indeß nicht immer möglich war, eine genügende Reciprocität zu veranlassen, so konnte dies nicht über gewisse Grenzen hinausgehen; die Entrepots waren freilich nicht mehr Alles in Allem, aber sie waren beinem und oft nöthig, und so blieb den Magazinen Livorno's immer noch ein bedeutender Antheil am levantinischen Reichthum, namentlich am Handel mit den östlichen Schätzen nach Amerika. Unser Hafen nimmt unter denen des mittelländischen und der mit ihm in Verbindung stehenden Meere die fünfte Stelle ein: erst kommt Marseille, dann folgen Triest, Constantinopel und Genua. Niemals verleugneten sich die Vortheile der Lage im Centrum Italiens. Es ist nicht das Großherzogthum Toskana allein, welches von hier aus versorgt wird; ein großer Theil der Romagna und der Päpstlichen Staaten bezieht aus Livorno seinen Bedarf, selbst die südlichen römischen Provinzen; denn der ganze Hafen bei Civita vecchia ist namentlich in den jüngsten Jahrzehnten beinahe lediglich ein indirekter mit unserm Hafen, und macht nur geringe Geschäfte mit andern Ländern. So ist denn auf der einen Seite das Revier der Thätigkeit keineswegs von beschränktem Umfange, während andererseits der Verkehr mit den Häfen der Levante, Egyptens und der Berberei dazu im nothwendigen Verhältnisse steht. Die fahrbaren und vortrefflichen Straßen, welche Toskana in allen Richtungen durchkreuzen, kommen der Communikation mit dem Inlande sehr zu statten. Die Zahl derselben ist in den letzten Jahren durch zwei vermehrt worden, welche die Verbindung mit der Romagna und den Marken sehr erleichtern. Die eine derselben ist die Straße von Florenz über Rocca S. Casciano und Dovadola nach Forli, welche einer Alpenstraße ähnlich, in Terrassen und mit geringem Falle die Hauptkette des Apennin überschreitet. Die andere ist die von Arezzo über Borgo S. Sepolcro nach Urbino und Ancona, Beide sind vollendet.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

Die Nummer des Morgenblatts vom 11ten December muß statt 269, 296 heißen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 13. December 1838.

— Alles Schöne muß gedeihen,
Die Künste blühn, die Bürger reihen
Sich ein zum wackern Meistersang,
Und lieblich läßt die Stimme tönen
Ein heller Chor von deinen Söhnen.

G. Schwab.

Stettin und der dortige gesellig-musikalische Verkehr.

Die Gegend von Stettin gehört ohne Zweifel zu den anmuthigsten im Nordosten Deutschlands; sie mag überhaupt zu den schöneren im gesammten Vaterlande gerechnet werden. Gebirge zwar und hohe Bergzüge, somit eine lebhaftere Bewegung in den Linien des Horizontes, fehlen ihr; doch sind diese wohl nicht durchaus für die Bedeutsamkeit und für das Leben der Landschaft nothwendig. Stettin liegt an der einen Seite des Oderthals, die Hauptstraße, die in Pommern durch dasselbe führt, vertheidigend. Das Thal ist hier über eine Meile breit; in vier Arme getheilt, deren jeder einen mächtigen Strom bildet, fließt die Oder zwischen den Wiesen hin; mehrere ihrer Arme strömen unsern der Stadt in den Damm'schen See, der mehr als zwei Meilen lang und mehr als eine halbe Meile breit ist. Auf beiden Seiten wird das Thal durch Bergzüge begrenzt, die freilich, wie bemerkt, nicht die Höhe namhafter Bergzüge Süddeutschlands erreichen, die aber, zum Theil durch ihre romantische Formen, hier durch die Dörfer und Villen, die sich an ihnen emporziehen, dort durch prachtvolle Buchwaldungen, mit denen sie bewachsen sind, einen mannichfach wechselnden Eindruck gewähren. So ist der Blick von den Uferhöhen auf das weite grüne Thal, das von dem Silberbäden der Ströme durchschnitten wird, auf den glänzenden Spiegel des Sees, über den die weißen Segel wie flüchtige Wasservögel hinziehen, gar anmuthig und erquickend; die verschiedenen Vorgründe aber, über die man in das Thal hinausstieht, geben diesem Bilde noch einen größern Reiz, sey es, daß man, näher der Stadt, den lebhaften Schiffsverkehr zu seinen Füßen habe und die stolzen Seeschiffe stromauf- und abwärts ziehen sehe, sey es, daß man aus grünem Walde, zwischen den romantischen Anhöhen hindurch, seinen Blick in die Ferne sende. *

Anders und viel anziehender noch ist der Eindruck der Stettiner Gegend, wenn man von den Höhen herabsteigt und sich auf leichtem Segelkahne in das Element selbst hinaustragen läßt. Da fühlt man sich der Natur und der geheimnißvollen Luft, die in ihrer Tiefe ruht, nah und verwandt, und es wird dem, der ein solch Gefühl zu fassen versteht, in seinem Innern frei und

* Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg, der um den Besitz von Stettin viel Mühe und Arbeit aufwandte, ihn aber, nachdem er das Ziel schon erreicht, wieder aufgeben mußte, soll die Absicht gehabt haben, Stettin zur Residenz seines Reichs zu machen. Da wäre der preußischen Hauptstadt eine schönere Lage zu Theil geworden, als in den Steppen des Spreegaues.

Digitized by Google

weit zu Muthe. Ueberaus fröhlich fährt sich's zwischen dem Treiben der großen Seeschiffe, die ihre Waaren zu fernen Welttheilen hinausführen, und der kleinen Ruderkähne hindurch, die geschäftig zum Markt nach der Stadt eilen; überaus heiter blicken die Dörfer zwischen dem Schnee der Blüthenbäume herüber. Dann zieht man seitwärts hinaus auf den weitgedehnten See, wo es still und ernst wird, wo man nur das Geplätscher der Welle hört, die sich am Kiele bricht, oder den Ruf der Möve, die spielend über die Fluthen hinstreift; wo man nur einzelnen Fischerkähnen begegnet, die ihre Netze im langen Bogen durch das Wasser ziehen; wo das Abendroth glühend aus der Tiefe widerscheint, und wo der Mond seinen stillen Glanz über die weite, weiße Nebeldecke breitet.

Die Stettiner sind auf diese Wasserfahrten eingerichtet; sie verstehen es, den eigenthümlichen Genuß, den ihre Natur ihnen darbietet, in seiner ganzen Fülle auszukosten. Wenn es auf eine Segelfahrt auf dem See, nicht etwa auf eine Landung an diesem oder jenem Vergnügungsorte abgesehen ist, dann wird Alles mit eingeschifft, dessen das Herz sich freut und der Sinn begehrt. Die Wasserluft schärft den Appetit, und der Anblick der Schönheiten der Natur ist wenigstens nicht genügend, um die Mahnungen des Körpers zu unterdrücken; auch darf man dem alten Ruhme Stettinischer Tafelfreuden (der freilich seit dem letzten Kriege bedeutend gesunken ist) nicht gänzlich entsagen. Aber der fröhliche Glanz des Weines, wie er zum Schutz gegen die feuchte Abendkühle dient, weckt ja nur um so lebhafter die Geister der Luft, die in uns schliefen, läßt nur um so aufmerksamer uns der Stimme lauschen, mit der die Natur zu uns spricht. Ein anderes Hauptrequisit für diese Wasserfahrten sind die Liederbücher, die nur in wenigen Kreisen fehlen dürfen. Auf der Fläche des Wassers fortgetragen, klingt der Gesang doppelt schön; durch ihn gewinnt das Gefühl, das in unserm Innern wach geworden ist, seine Sprache; durch ihn erst wird uns die Wechselwirkung, in der wir mit dem Leben der Natur stehen, klar und deutlich bewußt.

Diese Lieder sind es, von denen ich ein paar Worte sagen wollte; ich mußte der Stettiner Gegend und des geselligen Verkehrs in derselben erwähnen, weil sie zunächst für die Bedürfnisse des letzteren gedichtet und componirt sind, und weil es die eigenthümliche Schönheit der dortigen Natur ist, die sie hervorgerufen hat und in ihnen sich widerspiegelt. Seit geraumer Zeit schon herrscht in Stettin ein reges gesellig-musikalisches Treiben; Instrumentalvereine, Liedertafeln, musikalische Gesellschaften mancherlei Art sind hier im Verlauf der Jahre nacheinander zusammengetreten; der musikalische Dilettantismus hat hier, wenigstens in mehreren Kreisen der Gesellschaft, die seltene Gestalt gewonnen, daß es bei ihm nicht, wie sonst häufig genug, auf das Produciren einer halben und deßhalb faden Virtuosität ankommt, sondern daß man sich durch ihn einfach die Mittel bildet, um auf der einen Seite sich die musikalischen Meisterwerke nach besten Kräften anzueignen und auf der andern dem gesellschaftlichen Beisammensein diejenige schönere Stimmung geben zu können, die nur durch die Einwirkung der Kunst und durch die Theilnahme an der Kunst hervorgebracht wird. In dieser letzteren Beziehung nun ist das Element des vierstimmigen Gesellschaftsliedes, für Sopran, Alt, Tenor und Baß, und zwar ohne Instrumentalbegleitung, in Stettin in neuerer Zeit vorzüglich ausgebildet worden, mehr vielleicht als an irgend einem andern Orte. Gesänge der Art mit Instrumentalbegleitung sind wohl mehrfach vorhanden; aber es tritt bei diesen als erstes Bedingniß eine Sonderung der Singenden aus der Gesellschaft hervor, sie sind somit in gewissem Maße immer auf eigentliches Produciren berechnet; zudem sind sie, wenn die Gesellschaft frei in die Natur hinauszieht, fast nie ausführbar. Vierstimmige Männerlieder gibt es seit der Stiftung der Liedertafeln in großer Menge; aber, so erfreulich auch an sich diese Lieder sind, so haben sie doch stets die Einseitigkeit, daß sie nur die eine Hälfte der Gesellschaft repräsentiren und daß in ihnen, weil die höheren Stimmen fehlen, nur viel beschränktere Mittel gebraucht werden können.

(Der Beschluß folgt.)

Die Pallagen in Paris.

(Fortsetzung.)

Schon seit zwei Jahren ist Mayeux abgedankt und eine andere garstige Figur hat seinen Platz eingenommen. Robert Macaire mit seiner trivialen und frechen Fratze hat durch seine Unverschämtheit die Prätension Mayeux's verdrängt und herrscht gegenwärtig ohne Nebenbuhler hinter den Fenstern aller Kunstläden und Leselabinette. Die Jugend Robert Macaire's war gleichfalls kummerlich. Als dieser zweite Sohn des neunzehnten Jahrhunderts das Licht der Welt erblickte, verkannte ihn die Welt. Er war ein Kind des Zufalls und sollte seinem Vater Alles verdanken. Die merkwürdigen Umstände seiner Geburt sind bekannt. Es war unter der Restauration; ein Melodram von der naivsten Gattung, ein wahres Mord- und Todtschlagmelodram, l'Auberge des Adrets betitelt, wurde auf dem Boulevard Saint-Martin einstudirt. Dichter, Schauspieler, Theaterdirektoren,

Digitized by Google

Soufleurs und Maschinisten sehen in den beiden Helden des Stücks bloß ganz gemeine Strauchdiebe, als Fréderic Lemaitre, dem die Hauptrolle zugetheilt war, bei der ersten Vorstellung sich den Spaß machte, den hechtrabenden und düstern Spitzbubencharakter seiner Rolle bis zur tollsten Posse zu übertreiben, was er gethan haben soll, um das Stück lächerlich zu machen und sich für die Langeweile zu rächen, welche ihm die Proben verursacht hatten. Er war weit entfernt, die Wirkung zu ahnen, welche sein schadenfroher Einfall hervorbringen sollte. Das Publikum lachte herzlich über die Parodie, und anstatt ausgepfiffen zu werden, worauf Fréderic es angelegt hatte, erregte er wider seinen Willen stürmisches Beifallsgelächter. Die Verfasser dachten nun vermuthlich nicht mehr daran, Protest einzulegen, und konnten sich gegenseitig Glück wünschen, ohne ihr Wissen ein so schönes Stück gedichtet zu haben. Der Beifall des Publikums stieg mit jedem Tage; denn jeden Abend ersannen Robert Macaire und sein würdiger Spießgeselle Bertrand neue Possen.

Der hohe dramatische Beruf dieses neugeborenen Zwillingspaars war jedoch noch keineswegs entschieden. Das Publikum hatte seine Freude daran, allein ohne tiefere Bedeutung hineinzulegen, als in jede andere neue Posse. Der Verlauf der Julirevolution sollte den versteckten Sinn dieses im Grunde so traurigen, in der Form so überaus drolligen Räthsels offenbaren. Jede Staatsumwälzung treibt Unkraut aller Art doppelt hervor, sie mag in ihren Principien noch so rein, in ihrem Siege noch so menschlich, in ihren Versprechungen noch so schön seyn. Die Julirevolution wühlte in Frankreich jenes Menschenmeer auf, welches dort seit fünfzig Jahren so oft aus seinen Ufern getreten ist, um sich ein neues Bett zu suchen, und dessen überstürzende Wogen so Manches untergraben, verschlungen, verschüttet und ausgetrocknet haben. Jedermann konnte mit eigenen Augen den Flugsand des Seundes erblicken, worauf so viele Dinge, die man auf Felsen gebaut glaubte, fußten. Nachdem die erste Begeisterung verraucht war, ergriff bittere Entmuthigung die getäuschten Gemüther, und der liebloseZweifel entkleidete Menschen und Dinge ihres Schmucks; die edleren Leidenschaften traten vom Schauplatz ab und eine einzige Leidenschaft ward vorherrschend: die Gewinnsucht mit ihrem ganzen schmutzigen Gefolge von Betrug und Hinterlist. Da jedoch eine Gesellschaft nicht vier-und-zwanzig Stunden bestehen könnte, wenn Jeder ohne Rückhalt nach den Eingebungen dieser Leidenschaft handeln wollte, so mußte man sich dazu verstehen, die alten durchschnittenen Gesellschaftsbande durch künstliche Zügel wieder zusammenzuknüpfen. Man stellte ein gewisses Betragen fest und steckte eine conventionelle Grenze ab, welche man nicht überschreiten durfte, ohne den Spießruthen der öffentlichen Meinung anheimzufallen; wer innerhalb dieser Grenze zu bleiben und sein Glück auf irgend eine Weise zu machen wußte, war ein untadelhafter Mann. Um nun aber ja keine Blößen zu geben, hing man den Mantel erlogener Gefühle um und behielt das ganze Wörterbuch ausgesuchener Ideen bei: Gaunereien hieß man geschickte Finanzoperationen, Renegaten große Talente; kurz, die größte Selbstsucht borgte die Maske der Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, welche die industriellen und politischen Gaukler und Abenteurer des neueren Frankreichs stets im Munde führen. Mit tiefem Schmerz verweilt der Blick des Menschenfreundes auf diesem Leichenfelde moralischer Verwesung, wo Frédéric Lemaitre den Stoff zu seinem berüchtigten Drama sammelte. Robert Macaire entlarvt auf eine allerdings cynisch-grobe Weise jene scheinheiligen Schurken, welche der gährenden Massen sich zu bemächtigen wissen, um ihren Vortheil dabei zu suchen, und ihre geheimen Schäden und bösen Gebresten mit dem Mantel frommer Doktrin und edler Nächstenliebe bedecken; er negiet und bespöttelt Alles, was sonst in der Welt für groß, schön und wahr galt. — Robert Macaire bestieg zum zweiten Mal die Bühne eines kleinen Winkeltheaters auf dem Boulevard du Temple, und ganz Paris drängte sich, den wiederverstandenen Macaire zu sehen und zu hören; die Farben des Bildes mochten jedoch der Obrigkeit zu stark aufgetragen, die satirischen Ausfälle zu ätzend und skandalös scheinen: Robert Macaire wurde 67mal aufgeführt und dann für immer in der Hauptstadt verboten; die Provinzialtheater dürfen ihn fortspielen. Da eröffnete der ehemalige Direktor der Carricature, Charles Philippon, dem Verbannten eine Freistätte in der Passage Vivo-Dodat, und Daumier ließ ihn durch alle Stände und Lebenslagen durchspazieren. So kommt es, daß wir diesen liebenswürdigen Taugenichts heute bei Aubeet logieen sehen und ihn auf seinen verschiedenen Stationen betrachten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Livorno, Ende November.

(Beschluß.)

Handels-Reformen.

Eine dritte Straße wird sich anschließen, welche von Pistoja aus durch das Gebirge über die Bäder von Porretta nach Bologna führen und, da bereits die direkte Communikation zwischen Pistoja und Livorno besteht, eine nicht unwesentliche Zeit- und Kostenersparung veranlassen wird. Von der Eisenbahn von hier nach Florenz, an deren Ausführung

Digitized by Google

Niemand mehr zweifelt, und der Maremmenstraße will ich gar nicht reden. Letztere wird aber erst dann ihre ganze Wichtigkeit an den Tag legen, wenn die Verbindung mit Rom bewerkstelligt sein wird, wozu gegründete Hoffnung ist, so wenig Bereitwilligkeit die päpstliche Regierung auch immer kundgeben mag. Daß Livorno von all diesen günstigen Conjuncturen seinen Vortheil zu ziehen weiß, mag u. A. der Umstand beweisen, daß die gewöhnlich hier vorhandenen Depots einheimischer Produkte die in Genua und andern Mittelmeerhäfen befindlichen weit übertreffen, und daß die Getreideeinfuhr allein in den beiden letzten Jahren auf mehr denn 50 Millionen Lire (à $6\frac{1}{2}$ Silbergr. pr.) geschätzt ward. Die im Durchschnitt jährlich durch den Livorneser Handel in Umlauf gesetzte Summe beläuft sich auf 95 Millionen Lire, wovon 50 Millionen direkter Ausfuhr, der Rest Einfuhr. Es kommen davon auf die Colonialwaaren ungefähr $9\frac{1}{2}$ Mill., auf Manufakturgegenstände 23 Mill., auf levantinische Produkte 7 Mill. u. s. w. Im Jahr 1857 liefen 1078 größere und 4586 kleinere Fahrzeuge (mit lateinischem Segel) ein. Im Verlaufe von 71 Jahren betrug die größte Zahl der einge laufenen größern Schiffe 1266 (Jahr 1852), die kleinste 81 (1810). Nicht mitgerechnet sind die Dampfboote, welche eine außerordentlich frequente Verbindung mit Frankreich, den Häfen Italiens und der Levante unterhalten, aber in den letzten drei Jahren durch die bald hier, bald dort herrschende Cholera einen großen Stoß erlitten. Doch zählte man 1857 ein 554maliges Einlaufen von Dampfschiffen. Toskana, Neapel, die sardischen Staaten und Frankreich sind in beinahe gleichen Verhältnissen dabei betheiligt.

Ich komme nun auf das Detail des hiesigen Handels, und zuerst auf die levantiner Einfuhr. Sie bietet als Hauptartikel die egyptische Baumwolle, welche nach der Schweiz, nach Frankreich, Belgien und England geht; Wolle, wovon ein Drittel in Toskana selbst verbraucht wird; Seide, für Toskana, zum Theil auch für Genua, Flachs, Wachs, und Manches von geringerer Bedeutung, wie Gummi, Safran, Opium u. A., was meist über die Alpen geht. Die aus den westlichen und nördlichen Gegenden eingeführten Gegenstände sind: Colonialwaaren, für das Großherzogthum, für Lucca, Modena, die Romagna, die Abruzzen, zum Theil auch für Sizilien, Griechenland, Constantinopel und Odessa; englische, französische, deutsche Fabrikate, wovon drei Viertel nach den erwähnten Gegenden gehen; Metalle, Holz, Eingesalzenes, Juchten, Flachs u. s. w. Diesen sind noch feine Wolle, Modewaaren, Quincailleriewaaren ꝛc. hinzuzurechnen. — Selbstverständlich, wenn gleich von bei weitem geringerm Werth, ist die Ausfuhr. Feines Oel, worunter das Luccheser ohne Vergleich das beste, rohe Seide und florentiner Seidenzeuge (nach America und Egypten), Strohhüte und Hutstroh, Pottasche, Korkholz, Borax säure und raffinirter Borax, Marmor, Alabaster, Schreibpapier, rothe Mützen (für Griechenland und die Levante), Leder, Lammfelle, Korallen, verarbeitetes Eisen u. m. a. Vieles davon geht auch unserer Stadt selbst hervor. Wir haben fünf Korallenfabriken, deren Ausfuhr auf 2 Mill. Lire angeschlagen werden kann, acht Gerbereien, neun Seilereien u. a. Die Zahl der Handelshäuser beläuft sich auf 295. Es sind darunter 95 italienische und 100 fürstliche: Die verschiedenen Handelsgesellschaften, die Detailverkäufer (6651), Mäkler u. s. w. sind dabei nicht aufgeschlossen. Die Gesammtzahl der durch Handel und Schifffahrt Beschäftigten beträgt etwa 11,000 Individuen, wovon die Hälfte Familienväter. Dazu kommen noch etwa 1000 Frauen, wovon 450 in den Korallenfabriken beschäftigt sind.

Diesen rein statistischen Details, welche hinreichend sind, von den Hülfsmitteln, der Ausdehnung und dem Charakter des Livorneser Handels einen Begriff zu geben, reihe ich einige Bemerkungen an über die unter der Regierung des Großherzogs Leopold II. hier stattgefundenen Umänderungen, vorgenommenen Reformen und neuen Einrichtungen. Die Mediceischen Großherzoge, vom Gründer der Dynastie an bis auf Ferdinand II., hatten für Livorno unendlich viel gethan, namentlich der erste Ferdinand, dessen Marmorstatue am Hafen steht, von den vier schönen Mohrensklaven umgeben, welche Pierro Tacca, Gian Bologna's Schüler, aus dem Erze der Geschütze goß, welche die tapfern Stephansritter im Archipel und an Afrikas Nordküste den Ungläubigen abgerungen. Unser Cosmus III. und seinem Sohne sank Livorno, wie ganz Toskana. Von den Reformen unter den ersten Regenten der Lothringisch-Habsburgischen Dynastie sprach ich schon früher. Unendlich viel verdankt die Stadt dem regierenden Großherzoge. Einst, als es galt, Bewohner nach Livorno zu ziehen, gewährten Cosmus und Ferdinand Privilegien und Freiheiten, welche freilich ihren Zweck erreichten, aber, von der moralischen Seite betrachtet, nicht ohne große Nachtheile bleiben konnten. Wer sich hier „familiarmente“ niederließ, Handel und Gewerbe zu treiben, dem wurde nicht nachgefragt, wie er sich anderswo aufgeführt. Livorno ward ein Asyl. Seit 1593 strömten auch die Israeliten (schaarenweise zu und glaubten im Großherzog Ferdinand den Messias zu finden. Alles das mag damals gut und zweckmäßig gewesen seyn; gut und zweckmäßig war es sicherlich, daß der jetzt regierende Großherzog diese Privilegien beschränkte oder aufhob; denn fortan wurde durch sie nur das Gesindel begünstigt, und die wahren Interessen der Stadt konnten sie nicht mehr fördern. Auf alle Weise griff der Großherzog Livorno unter die Arme. Die durch Kriegscontribution unter der französischen Regierung geschaffene Communalschuld wurde durch den Schatz getilgt. Bei Erweiterung der täglich sich ausdehnenden Vorstädte wurden alle möglichen Erleichterungen gewährt. Nachmals erfolgte die Ausdehnung der Rechte des Freihafens auf diese Vorstädte, indem zugleich durch Abschaffung des Magazinzolls, der einprocentigen Abgabe von allen eingehenden Waaren, der Steuer der Mäkler, Wirthe ꝛc. dem Verkehr eine namhafte Erleichterung zu Theil wurde. Hiezu, wie von der Discontobank, redete ich bereits früher. Die Einkünfte, auf welche die Regierung solchermeise Verzicht leistete, beliefen sich im Durchschnitt auf 1 Mill. 200,000 Lire. Dafür leisten andererseits Ersatz die Vermehrung der den Livornesern auferlegten Verbrauchsteuer durch den Zuwachs der Bevölkerung um 35,000 Köpfe, die von Handelsstande jährlich zu entrichtende Zahlung von 500,000 Lire, und die Erhöhung der Abgabe vom fremden Getreide. Die Quarantänezeit und deren Kosten wurden zu gleicher Zeit vermindert. Schon unter Ferdinand III. war mit Anlegung neuer Wasserleitungen und einer riesigen Piscina begonnen worden; diese wurden unter seinem Sohne vollendet. Für die Verschönerung der Stadt geschah Manches, und da dieselbe nicht den Reichthum an, dem Cultus gewidmeten Gebäuden hat, der den meisten Städten Italiens eigen ist, so wurde der Bau von vier neuen Pfarrkirchen beschlossen und angefangen. Bis jetzt ist der Dom die einzige Pfarre. So viel verdankt jetzt schon Livorno dem Herrscher, der die Maremma dem Leben wiedergibt, der in jedem Zweig der Gesetzgebung und Verwaltung wesentliche Verbesserungen einführte, und kein auch noch so unbedeutendes und abgelegenes Dörfchen in den von Gott ihm anvertrauten Staaten unbedacht und unbesucht läßt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 14. December 1838.

Grammaticus, rhetor, geometres, pictor, aliptes,
Augur, schoenobates, medicus, magus: omnia novit.
Juvenal.

Die Pallagen in Paris.

(Fortsetzung.)

Den Robert Macaire, den gemeinen Raubmörder der berühmten Auberge des Adrets, mit seinen classisch und populär gewordenen Lumpen, dürfen wir jedoch nicht mehr suchen; dieser hat sich in seinem Gefängniß verpuppt und ist als glänzender Schmetterling davongeflogen. Das ehemalige Galgenwildpret, mit Steckbriefen und allen Landreitern gehetzt, ist nunmehr ein edles Salonsthier, überall wohlgelitten und freundlich aufgenommen. Robert Macaire hat sich Pferd und Wagen angeschafft; er spricht von seinen Leuten und kommt überall hin, besonders auf die Börse; denn er ist kein Börsenschneider mehr, sondern Börsenspekulant; er verkauft passive Schuld, spanische Cortesanleihen, Staatspapiere und Aktien aller Gattung. Wer sich mit ihm einläßt, läuft kein Risiko; als Bürgschaft seiner Operationen verpfändet er die Mitgift seiner Frau Eloa, die Erbschaft seines Schwiegervaters Mandrinski und sein kleines Pachtgut, die Ferme des Adrets. Wer ihm sein Vertrauen schenkt, ist ein gemachter Mann; er hat Aktien auf die Eisenbahn in den Mond und auf den Tunnel zwischen Douvres und Calais; der große, edle Mann hat sich ganz der leidenden Menschheit gewidmet.

Seyd ihr krank? Robert Macaire ist praktischer Arzt und erwartet euch von 10—4 Uhr in seinem Kabinet, wo ihn alle Kranken unentgeltlich um Rath fragen können; hören wir, was er einem seiner Kunden sagt: „Ei der Tausend! spaßen Sie nicht mit dieser Krankheit! — Glauben Sie mir, trinken Sie Wasser, viel Wasser. — Reiben Sie sich die Schienbeine und besuchen Sie mich recht oft! Das wird Sie nicht ruiniren, meine Consultationen kosten ja nichts. — Für die Medizin sind Sie nur 20 Franken schuldig. Die Medizingläser werden gegen 10 Centimes wieder zurückgenommen.“ — Habt ihr Processe? Macaire ist Advokat; sebt ihn, wie er in vollem Ornat, mit Talar und Barett seinen Freund Bertrand im Gefängnisse besucht und ihm salbungsvoll zuspricht: „Mein lieber Bertrand, gib mir hundert Thaler und ich lasse dich einstimmig freisprechen.“ — „Ich hab' kein Geld.“ — „Gut, so gib mir hundert Franken.“ — „Nicht 'nen Heller!“ — „Du hast nicht einmal zehn Franken?“ — „Keinen Liard!“ — „So gib mir deine Stiefeln und ich will auf mildernde Umstände antragen.“ — Macaire ist Sachwalter, und als solcher sagt er frech zu seinem Clienten: „Gewonnen, mein Lieber, gewonnen in allen Streitpunkten!“ — „Das ist nachgerade Zeit! ein Proceß, der zehn Jahre gedauert und mich ruinirt hat!“ — „Spät ist besser als gar nicht.“ — „Kurz und gut, wie viel kommt mir zu?“ — „Hier haben Sie's; das Gericht spricht Ihnen

Digitized by Google

12,000 Franken zu, und die Kosten betragen 13,500. Sie bleiben also nur noch mit 1500 bei mir in Rechnung." — „Aber da verliere ich ja 1500 Franken!" — „Ganz recht; aber Sie gewinnen Ihren Proceß." — Habt ihr Kinder? Robert Macaire ist Vorsteher von Pensionsanstalten, wo in allen fremden Sprachen und in der Moral Unterricht ertheilt wird. Braucht ihr Geld? Robert Macaire treibt Wucher; er gründet Restaurationen, Tables d'Hôte, Buchhandlungen ꝛc., und wer sich als Militärpflichtiger festloost, dem verkauft er billig einen Stellvertreter, der selbst sehr nothwendig einen Stellvertreter braucht.

Großer Robert Macaire! Mit welcher Beredsamkeit er sich als Angeklagter vertheidigt: „Zugestanden, meine Herrn, ich habe vor den Assisen Unglück gehabt; aber das Unglück ist immer achtungswerth. Uebrigens, wenn es wahr ist, daß ich die Gewohnheit habe, Sachen zu entwenden, so bin ich eher zu entschuldigen, als ein Anderer, weil es mir schwerer fällt, meinem angebornen Hange zu widerstehen. Alles genau erwogen, bin ich beschuldigt, Blei als Gold verkauft zu haben. Zwanzig Zeugen sagen es aus; gut, ich leugne es vierzig Mal, und da zwei Negationen eine Affirmation ausmachen, so liegt es auf der Hand, daß Sie mich nothwendig freisprechen müssen."

Der Leser mag diese unterhaltende Bildergalerie in Gedanken selbst fortsetzen oder sich die Sammlung der Robert Macaire für seine Bibliothek verschreiben. Sie ist um einen sehr mäßigen Preis zu haben; fünfzig sorgfältig kolorirte Blätter kosten nur dreißig Franken.

Es ist Zeit, daß wir der Galerie Véro-Dodat den Rücken wenden und durch den Garten des Palais-royal der langen Passage Choiseul zusteuern, welche die Menge unaufhörlich von dem Boulevard de Gand in die Rue neuve-des-petits-champs, und von der Rue neuve-des-petits-champs auf den Boulevard de Gand zurück führt. Diese bequeme, trockene Vizinalstraße erspart den trägen Beinen einen beträchtlichen Umweg. Die Kaffeehäuser, Restaurans und Putzmacherinnen bedauern von ganzem Herzen, daß die komische Oper so schnell den Saal Ventadour geräumt hat und daß das nautische Theater in demselben Saale acht Tage nach seiner Eröffnung zu Wasser geworden ist. Dieses nautische Theater war ein kolossales, in seiner Art ganz neues Unternehmen: man beabsichtigte nichts mehr und nichts weniger, als den ganzen Raum der Bühne in ein großes Wasserbecken zu verwandeln, worauf ordentliche Seegefechte und mythologische Scenen mit Nymphen, Nereiden, Najaden, Tritonen ꝛc. dargestellt werden sollten. Wie jede unglückliche, tolle Idee in Paris, so fand auch diese gleich nach der Bekanntmachung eine Aktiengesellschaft, die das Theater Ventadour von der Regierung pachtete und die Kosten zur scenischen Einrichtung Tag für Tag vorschoß. Man baute ein künstliches Meerbassin von sechs Fuß Tiefe und 1600 Quadratschuh Oberfläche, und füllte es mit wirklichem Wasser an, welches durch eine eigens dazu erfundene Maschinerie zu beliebigem Wellenschlag bewegt werden konnte. Nach einigen mißlungenen Versuchen ließ man das Projekt fallen. Der Saal Ventadour stand lange leer, bis ihn im vorigen Winter die abgebrannten Bouffes bezogen, welche neuerdings das Theater der Renaissance daraus vertrieben hat. Dieses seit Jahren angekündigte Theater, welches eben heute mit einem neuen Drama Victor Hugos eröffnet worden, ist besonders auf Anstiften der unzufriedenen Romantiker und Componisten zu Stande gekommen, die ihre Meisterwerke von den königlichen Bühnen verunglimpft glauben; es soll ein modernes Théâtre français werden, und der Gegensatz des alten Théâtre français in der Rue Richelieu, welches in diesem Augenblick mehr als je an dem Glauben und an den Göttern seiner Väter festhält, da ihm der Himmel in der Gestalt der Demoiselle Rachel einen Schutzengel gesandt hat. Wir wünschen von Herzen, daß das neue Theater der Renaissance mit seinen Reformtendenzen reüssiren möge; jedenfalls bringt es der Passage Choiseul einen neuen, angenehmen Nachbar, den höchstens Herr Comte weit weg wünschen dürfte. Herr Comte besizt nämlich in der Passage Choiseul ein Kindertheater, wo allerliebste kleine Akteurs und Aktricen von acht bis zehn Jahren recht artige Bühnenstücke aufführen; in den Zwischenakten produzirt der Herr Direktor gewöhnlich Taschenspieler- und Bauchrednerkünste, denen man stets Beifall klatscht; das Publikum besteht meist aus Kindern, welche von ihren Eltern, Wärterinnen, Bedienten und Hofmeistern hieher geführt werden und einen ergötzlichen Abend haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stettin und der dortige gesellig-musikalische Verkehr.

(Beschluß.)

Der vierstimmige Gesang dagegen, wie er in Stettin vorzüglich geübt wird, ist als der eigentlich gesellschaftliche zu bezeichnen. Es sind reine und vollständige Vocalquartette, in denen die verschiedenen menschlichen Stimmen sich charakterisch sondern und harmonisch zu einem Ganzen verschmelzen; und nicht von gemietheten Musikern ausgeführt — aus dem Innern der Gesellschaft tönen sie hervor, so daß sich die Stimmung und der

Digitized by Google

Gedanke des geselligen Beisammenseyns in ihnen zu concentriren und auszusprechen scheint. Sie wechseln in ernst getragenen und fröhlich bewegten Klängen, je nachdem diese Stimmung selbst in wechselnder Richtung waltet; mit dem frischen Winde, der die Düfte des Frühlings vom Ufer herüber trägt, scheinen sie in die Segel des Schiffleins zu hauchen; sie jauchzen in den Gläserklang, wenn die flackernden Windlichter das heitere Mahl beleuchten; mit dem Schein des Mondes ziehen sie sehnsüchtig in die Weite hinaus, von den aufblinkenden Wellen getragen. Aber nicht allein auf dem Wasser, auch im Walde, wo der Schall von den umgebenden Laubwänden zusammengehalten wird, auch im Saale an der geselligen Tafel klingen sie gut und schön; es dürfte — wenigstens in denjenigen Kreisen der Gesellschaft Stettins, von denen ich spreche — selten ein festliches Mahl vorkommen, das nicht durch diese Lieder seinen freieren Schwung, seine hellere, frischere Stimmung erhielte.

Ich äußerte vorhin, daß dieser vierstimmige Gesang in Stettin selbst entstanden sey. Von außerhalb, an gedruckten Liedern, ist wenigstens sehr wenig der Art zur Erscheinung gekommen; wenn ich, unter früheren Arbeiten, ein Liederheft von Arnold und ein ganz neuerlich erschienenes vortreffliches Heft von Felix Mendelssohn-Bartholdy ausnehme, so möchte unsere musikalische Literatur anderweitig nicht eben Bedeutendes an solchen Vocalquartetten aufzuweisen haben. Es dürfte also wohl mit gutem Grunde anzunehmen seyn, daß diese Weise der Erhöhung und Verschönerung des geselligen Vergnügens im Allgemeinen noch wenig gekannt ist. Vielleicht aber gibt der Stettiner Gebrauch Anlaß, auch in weiteren Kreisen derselben löblichen Sitte zu folgen, ist ja doch z. B. der vierstimmige Männergesang, der sich gegenwärtig über ganz Deutschland verbreitet hat, vor noch nicht gar langer Zeit aus kleinem Stamme entsprossen. Der Componist der Mehrzahl jener Stettinischen Vocalquartette ist der dortige Musikdirektor Ferdinand Oelschläger; er hat für diese Gattung der Gesangcomposition, die eben, sey es im Scherz, sey es im Ernst, der Ausdruck der Geselligkeit seyn muß, in der somit (wenn auch unbeengt von den Fesseln des strengeren Styls) jede einzelne Stimme in einer gewissen Selbstständigkeit und ihrem besonderen Charakter gemäß zu behandeln ist, ein seltenes und eigenthümliches Talent; er versteht es, für das Wesen und den Sinn der Gesellschaft den jedesmal entsprechenden künstlerischen Ausdruck zu finden. Herausgegeben sind von ihm bis jetzt, so viel ich weiß, zwei Hefte, das eine zu sieben und das andere zu sechs Gesängen (beide im Verlag von Trautwein in Berlin); aber eine große Menge anderer wird zu Stettin noch aus den Manuscripten gesungen, und unter diesen sind manche von der vorzüglichsten Schönheit; namentlich ist unter letzern eine Composition des Goethe'schen „Füllest wieder Busch und Thal ꝛc.," die leicht als die gediegenste unter allen Compositionen dieses wunderbaren Liedes gelten dürfte. Hoffentlich haben wir bald neue öffentliche Mittheilungen zu erwarten. Außer Oelschläger hat auch C. Löwe eine Anzahl ähnlicher Quartette componirt, deren Herausgabe man entgegensehen darf, und in denen die Freunde seiner geistreichen Compositionen neue Beweise seiner Meisterschaft finden werden.

Beide Componisten, Löwe und Oelschläger, haben auch noch in anderer Weise für den geselligen Gesang gewirkt, sowohl in Compositionen für den vierstimmigen Männergesang (für die Stettiner Liedertafel), als auch in sehr eigenthümlichen Liedercompositionen für drei Frauenstimmen. Die letztern bilden eine Gattung des Gesanges, die — ohne Instrumentalbegleitung — anderweitig noch gar nicht zur Ausführung gekommen zu seyn scheint, die aber, besonders im Gegensatz gegen den Männergesang, von der anmuthvollsten Wirkung ist; die Mehrzahl auch dieser Lieder rührt von Oelschläger her. Es ist nur zu wünschen, daß beide Componisten auch zur Veröffentlichung dieser Gesänge schreiten mögen.

F. Kugler.

Aus dem Leben.

Von W.

Zufälliges.

Wir machen an uns die Bemerkung, daß Kleinigkeiten in unserer Umgebung oder an unserm Leibe, daß Körperstellung, wie sie oft von dem innern Menschen beliebig angenommen, gesucht oder geduldet wird, so auch an und für sich einen größern Einfluß auf denselben ausüben als man vermuthen sollte. Im Liegen sprechen wir bei uns, im Stehen an uns, im Gehen mit uns. Das Sitzen ist Schülerstellung, bloß zum Lernen bequem. Manchen Aeußerungen und Gedanken glaubt man es anzusehen, daß der Autor die Pantoffeln an hatte, so wanken, so latschen sie daher. Viele Schriften unserer Ahnen tragen die unverkennbaren Merkmale, daß der Mann das Schwert zur Seite hatte, und N. N. machte an sich die Wahrnehmung, seine kräftigsten und männlichsten Sätze in Stiefeln gemacht zu haben, und nannte dieselben mit Vorliebe seine gestiefelten Gedanken. Ueberhaupt ist es wie für den Menschen, so für den Autor besonders von Wichtigkeit, niemals sich gehen zu lassen oder sich selbst ein böses Beispiel zu geben.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, November.

Theater. Die italienische Oper.

Das portugiesische Theaterwesen hat manches Eigenthümliche, in dem sich so recht der Nationalcharakter spiegelt. Ein an die Gemessenheit deutscher Hofbühnen Gewöhnter müßte sich hier in eine ganz andere Welt versetzt fühlen. Die Frage, wo, in Portugal oder in Deutschland, die dramatische Kunst auf höherer Stufe stehe, beantworter sich zum Voraus von selbst. Aber der Reiz des Entfernten, Fremdartigen macht, daß Ihre Leser gewiß lieber von portugiesischer Bühnenunkunft erzählen hören, als von deutscher Kunst, wäre diese auch noch so hoch getrieben. Doch nach dem, was ich hier davon in Erfahrung bringen kann, scheint es damit auch nicht viel auf sich zu haben, und wenn ich die hiesigen Theater schildere, so bezeichne ich am Ende nur den Antheil, den der Portugiese auf seine Weise am allgemeinen Verfall der dramatischen Kunst nimmt. — Da ich schon so lange hier bin, so wird meine Skizze der lebhaften Farben entbehren, welche der erste Eindruck leiht, aber auch der falschen Schatten und Lichter, in welchen die Dinge der überraschten Phantasie erscheinen.

Den ersten Platz unter den Theatern nimmt die italienische Oper ein, auf welche von jeher außerordentlich viel verwendet wurde, und es gab eine Zeit, als noch Lissabon in seinem größten Flor war, wo man einer Catalani 24,000 Cruzados Gehalt gab, einem Crescentini, einer Gafforini, einem Naldi, und wie diese berühmtesten Sänger der damaligen Zeit alle hießen, mit 12 — 18,000 Cruzados den kunstreichen Gesang ihrer Kehlen lohnte, der Adel noch mit Goldbörsen um sich werfen konnte, die hochadeligen Frauen noch Halsbänder und Diamantringe abnahmen, um sie einer Theaterprinzessin als Andenken zu verehren, wo mancher Schlemmer an Einem Abende Tausende opferte, um einer schönen Tänzerin den Hof zu machen, eine Zeit, wo die Oper, wie das Ballet, in Lissabon unstreitig eine der ersten in Europa war. Diese Zeit fällt in die Jahre von 1801 bis 1805. Besonders imponirend waren die großen Spektakelstücke, wozu das Theater von S. Carlos sich wegen seiner Größe und Anordnung besonders eignet. S. Carlos ist ein großes, weitläufiges Gebäude, dessen Aeußeres leider allen Geschmacks entbehrt. Mit der einen langen Seite steckt es zur Hälfte in der Erde, da es an einer Anhöhe liegt, mit der es gleichsam verwachsen ist; mit der andern langen Seite präsentirt es sich in einer engen, abgelegenen Straße, wie ein großes Magazin oder altes Rüsthaus, und nur die schmale Fronte, die auf einen kleinen, viereckigen Platz ausgeht, sieht nach etwas aus; sie zeigt einen fremdartigen Baustyl mit einer langen Ueberschrift. Das Haus wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auf Aktien erbaut und die Entreprise verpachtet. Der Entrepreneur erhält dagegen eine Unterstützung vom Staate, die sich gegenwärtig auf 50 Contos oder 50,000 Thaler beläuft, die aber nicht zureicht, um den Unternehmer gegen einen Bankerott zu sichern, wenn er hohe Salaire an gute Sänger und Sängerinnen bezahlt. Um sich dagegen zu schützen, kann derselbe nur mittelmäßige Subjekte aus Italien verschreiben. Das Innere des Hauses ist sehr solid gebaut, und steinerne, überwölbte, breite Treppen führen bis in die obersten Galerien. Mehrere Säle in den obern Etagen bieten neben Erfrischungen manche Bequemlichkeit und Unterhaltung; man findet daselbst Billards und andere Gelegenheit zum Spiel, und in frühern Zeiten wurde hier sehr hoch gespielt, wozu jetzt Niemand mehr Geld hat. Der Theatersaal hat fünf Reihen Logen über einander, die eine Ellipse bilden. Die Dekorationen sind mitunter sehr gut, und die Garderobe brillant, meistens sogar echt; das Orchester ist sehr reichlich und gut besetzt und auf's Beste eingespielt. Nur bei neuen Stücken oder außerordentlichen Gelegenheiten findet man ein volles Haus; da jetzt so viele Menschen mit Noth zu kämpfen haben, ist an den übrigen Tagen das Haus leer. Sonst gab es in den Logenreihen einen ersten Rang, den nur der Adel einnahm, und der dann im größten Putz, mit Edelsteinen geschmückt erschien; dies ist ganz anders geworden: die Edelsteine sind verkauft und versetzt, man geht in schlichten Kleidern in's Theater, wenige vom Adel sind noch abonnirt, und man sieht im sogenannten ersten Rang ohne Unterschied Personen aus allen Ständen, wenn sie nur dafür bezahlen. Seit Jahr und Tag sind an der Tagesordnung: Norma, Clara von Rosenberg, Anna Bolena, Othello, Nina, o Furioso und noch einige. Fra Diavolo, Robert der Teufel, Freischütz, Don Juan, die Stumme von Portici ꝛc. sind hier noch nie gegeben worden; überhaupt läßt man selten Abwechselung eintreten, und man ist im Stande, im Verlauf eines Abonnements eine Oper geschimat zu geben. Man nimmt sich hier auch die Freiheit, wenn nach dem ersten Akt einer Oper das Ballet vorüber ist, zum Schluß den zweiten Theil einer andern Oper zu geben, was auch weiter nicht auffällt; denn der größte Theil des Publikums kommt des Ballets wegen, und verläßt das Theater, das gewöhnlich bis Mitternacht dauert, wenn dieses vorüber ist, und der Rest der Zuschauer, der länger bleibt, entweder weil er einen Wagen oder sonstige Begleitung erwartet, oder weil er das Entrégeld nicht für eine halbe Oper ausgegeben haben will, nimmt es nicht so genau, wenn er sich auch zum Sterben langweilt, schon weil er nicht weiß, wie er die letzte Stunde des Tags ausfüllen soll. Logenabonnements sind zeit weit seltener wie sonst. Nur wenige Familien vermögen es noch, vorwährend eine Loge zu haben, denn das Vergnügen kommt zu hoch zu stehen: jeder Abend kostet vier Thaler, und da hier die Sitte nicht eingeführt ist, daß mehrere Familien zusammen eine Loge nehmen, was ihr Hofmuth nicht leidet, denn jede will reich und unabhängig scheinen und sich durch Sparsamkeit keine Blöße geben, so bleiben gegenwärtig die meisten Logen ohne Abonnement; man bezahlt lieber etwas mehr für den Abend und geht in's Theater, wenn man Lust hat. Für Damen gibt es keine andern Plätze im Theater, als die Logen. Eine einzelne Dame, die das Theater besuchen will, muß also eine ganze Loge nehmen; sie könnte nun freilich ihre Freunde einladen, Theil an dem Vergnügen zugleich aber auch an der Bezahlung zu nehmen, wie es an andern Orten geschieht; ein solches Anerbieten hält man aber hier für ridiculo, d. h. für flzig; man ladet also Freunde und Freundinnen ein, ohne sie beisteuern zu lassen, und muß noch froh seyn, solche Begleitung zu haben. Das Parket kostet 1 Thlr. 8 Gr., das Parterre 20 Gr., die Galerie im fünften Himmel 12 Gr. In der heißen Jahreszeit, wo das Theater, wie allenthalben, am wenigsten besucht ist, beginnen die Vorstellungen um halb 9 Uhr und dauern bis nach Mitternacht; im kühlen Semester aber beginnen sie um halb 8 Uhr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 15. December 1838.

— Thoughts, and dreams, and sighs,
Wishes and tears, poor fancy's followers.

Shakespeare.

Der Welt Lauf.

Eine Erzählung.

Zum erstenmal befand sich Charlotte Wynn in der geräumigen Wohnung ihrer Mutter allein, der Obhut treuer Diener übergeben. Eine Geschäftsreise hielt Mistreß Wynn einige Tage von ihrem Wohnort, einer unmuthig gelegenen Stadt im südlichen England, entfernt. Sie hatte den liebsten Schatz ihres Herzens nicht ohne einiges Bedenken zurückgelassen, und die zärtlichen Ermahnungen bei ihrer Abreise waren eben so liebevoll gegeben als aufgenommen und von Charlotten das Versprechen geleistet worden, sich während der Abwesenheit der Mutter auf Haus und Garten beschränken und nur ihre liebste Freundin, Emilie Derby, bei sich sehen zu wollen.

Am zweiten Abend nach Mistreß Wynns Abreise wandelten beide Mädchen lange im großen, schattigen Garten umher. Je tiefer die Dämmerung sich senkte, um so traulicher wurde ihr Geplauder. Der fast kindliche, durch Erfahrung noch nicht gedämpfte Hang zur Mittheilung, das Bewußtseyn tiefster Einsamkeit, die Anmuth des Abends schlossen die Herzen der jugendlichen Gefährtinnen gegen einander auf. Leichten, ruhigen Schritts ging Charlotte durch die dunkeln, wohlbekannten Gänge: kein fallendes Blatt, kein Vogel, der rasselnd durch die Zweige schlüpfte, erregte in ihr jenes geheimnißvolle Grauen, welches das Gefühl unbestimmter Furcht einzuflößen pflegt. Emilie dagegen blickte ängstlich auf das immer dunkler sich gestaltende Gebüsch, auf die schwärzlichen Massen prächtiger Bäume, zwischen denen einzelne Birken gespenstisch hervorleuchteten; sie schloß sich inniger an die furchtlose Gefährtin an und mahnte suchteern an die Rückkehr in's Haus.

„Komm," entgegnete Charlotte lächelnd, „fürchte dich nicht; oft gehe ich hier spät Abends, und das Geräusch, welches dich schreckt, sind für mich nur die wohlbekannten Stimmen der Natur; ich bin völlig damit vertraut. Nein, gehe nicht, bleibe noch, und ich will dir mittheilen, was bisher nie über meine Lippen kam: ich will dir sagen, wodurch meine Verbindung mit James gestört wurde. — Du weißt, daß meine Mutter seinen und meinen Bitten nachgegeben, daß wir uns als Verlobte betrachten durften und glücklich waren; da eines Abends überließ sich Wilson, in der Aufwallung einer mir noch jetzt unerklärlichen Eifersucht, einem Ausbruch der Leidenschaft, der selbst mich erschreckte. Nicht ohne leisen Schauer denke ich daran zurück; erzürnt war ich nicht, nur innig betrübt, und der Friede stellte sich leicht und vollständig zwischen uns her. Am folgenden Morgen aber erklärte die Mutter mit ihrem unerbittlichen

Digitized by Google

Ernst, erst nach drei Jahren, und wenn Wilson bis dahin mehr Herr seiner Leidenschaften geworden, die Genehmigung zu unserer Verbindung geben zu wollen." — Emilie lächelte. „Da er seit einem Jahr auf der Station in Ostindien ist, scheint wenigstens die Aussicht nicht sehr strenge zu seyn." — „Ich wünschte, dem wäre so! Du vergißt, daß mein Oheim die Escadre befehligt, und diesem hat meine Mutter das Wort abgenommen, genau auf Wilson achten zu wollen. Ach! ich wollte, er sagte ihr nicht Alles! — Warum sollen seine kleinen Schwächen an den Tag, da ich so herzlich zur Nachsicht bereit bin? Jähzornig sind alle Männer, die andern wissen sich nur besser zu verstellen." — „So trägt Jedes sein Leid," erwiderte die Freundin seufzend. „Das meinige besteht vielmehr in der Vollkommenheit des liebsten, edelsten Mannes auf Erden. Demüthig blicke ich zu ihm empor. Die Schönste, die Beste dürfte sich ihm kaum gleich achten, und er, der sich in seiner Herzenswahl zu mir herabgelassen, sieht unser Glück am Starrsinn meines Oheims scheitern, der mit einer geringen, ihm bei seinem Reichthum so entbehrlichen Summe, die Seligkeit zweier Menschen begründen könnte. Etwas pflegt das Geschick auch dem Vollkommensten zu versagen, und so entzog es Manners die Güter dieser Erde."

Lange noch unterhielten die Freundinnen sich auf ähnliche Weise, bis einzelne Regentropfen Emilien an die Rückkehr in die eigene Wohnung mahnten; auch Charlotte zog sich in's Haus zurück, hieß bald darauf die Dienerschaft sich zur Ruhe begeben und verfügte sich in ihr Zimmer. Schwacher Mondschein erhellte das Gemach; sie löschte die Lichter, setzte sich an ein offenes Fenster und blickte still entzückt hinab. Tiefe Stille herrschte, nur durch das süße Lied der Nachtigall und durch einzelne Männerstimmen unterbrochen, deren Gesang aus weiter Ferne herüber klang. Endlich verstummten auch diese, es war Nacht, alles ruhte, nur die ziehenden Wolken gaben noch ein Bild des Lebens in der schweigenden Natur, und bald durch diese:ben verhüllt, bald siegreich hervorstrahlend, goß der Mond sein mildes Licht über den fernen Fluß, der als silberner Streif am Rande des Horizonts erglänzte.

In süßes Sinnen und Sehnen versenkt, gedachte Charlotte der fliehenden Stunden nicht, bis seltsames Geräusch sie aus ihren Träumen empor riß. Ungewöhnliches Rascheln der Blätter und Zweige drang in ihr Ohr; furchtlos schrieb sie es irgend einem Thier zu und blieb ruhig sitzen; da ließ sich deutlich ein leises Klirren wie von eingedrückten Scheiben vernehmen. Erschrocken emporfahrend, blickte sie schaudernd in den Garten hinab; der Mond war untergegangen, es war fast ganz finster, die Bäume under verwehrten das Dunkel; dennoch gewahrte sie deutlich eine Gestalt auf dem Spalierbaum, der am Hause emporrankte, und glaubte sogar die Hand zu sehen, welche im Begriff stand, ein Fenster im ersten Stockwerk zu öffnen. Einen durchdringenden Schrei ausstoßend, sank sie halb bewußtlos in den Stuhl zurück; noch hörte sie, wie Jemand leicht zu Boden sprang und dann fortlief. Die Diener kamen herbei, Laternen wurden angezündet und überall die ernstlichste Nachforschung gehalten. Die festen Kieswege des Gartens zeigten keine Spur eines Eindrucks, aber Baum und Fenster verriethen deutlich die Anwesenheit eines nächtlichen Besuchs: am ersten hingen kleine gebrochte Zweige herab und letzteres war eingedrückt. Dies Ereigniß gab zu vielfachem Gerede Anlaß; jenes Fenster erhellte einen Gang, der zu Mistreß Wynns Gemächern führte, und die sehr natürliche Voraussetzung, daß ein Dieb die Abwesenheit derselben habe benutzen wollen, lenkte den Verdacht auf manche Unschuldige, welche in jener Nacht in ärmlicher Hütte ruhig geschlummert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Passagen in Paris.

(Fortsetzung.)

Die Passage Marion-Delorme wird wenig besucht; die Arkaden der Rivolistraße thun ihr viel Schaden und lassen ihren alten Glanz nicht wieder aufkommen; denn die Passage Marion-Delorme hat ihre Tage von Aranjuez gehabt, wie die berühmte Sünderin, unter deren Patronat sie sich gestellt hat. Damals rauschten Sammt, Seide und Spitzen in diesen Gängen auf und ab; hübsche kleine Füße, kaum eine Spanne lang, glitten über die Marmorquadern; da war ein ewiges Buhlen um Beifall und Liebe, die Schönste war die Göttin, glänzende Equipagen hielten am Eingang und die Freude tanzte in der Vorhalle. Nichts läßt heutzutage diesen verdunkelten Glanz ahnen, welcher für immer erloschen ist und nur noch in dem Andenken des Invaliden leben mag, welcher die Gaslampen anzündet und die Polizei handhabt.

Die Passage Vendôme auf dem entlegenen Boulevard du Temple ist so gut wie verlassen. Ich habe niemals Leute darin angetroffen, und man hört nichts, als das monotone Klick-Klack der ausgehängten Schilder, worauf geschrieben steht, daß die Buden zu vermiethen seyen; den Eigenthümern der Passage mag diese Musik sehr unangenehm und traurig in die Ohren klingen.

Einige Straßen weiter finden wir die Passage du Caire; man glaube aber ja nicht, daß dieses Cairo ein mit Perlen, Rubinen und kostbaren Edelsteinen geschmückter

Digitized by Google

Bazar ist, wo krystallene Fontänen mit wohlriechendem Wasser springen und schmelzende Musik ertönt. Nein, die Passage von Cairo vergegenwärtigt in keiner Weise die Feenwelt des Orients. Zwei enge bedeckte Gänge, welche uns wie finstere Schlünde entgegengähnen und unsere Geruchsnerven bedeutend affiziren; alte, schmierige Wände, mit altem, schmutzigem Trödel behängt; Weiber, welche aus ihren Spelunken im Zwischengeschoß den Vorübergehenden Spott und Zoten nachrufen: das ist die Passage von Cairo in Paris. Die Passage d'Athènes, welche die Rue Saint-Honoré und Rue Montesquieu verbindet, hat ebenfalls durchaus nichts Athenienſisches.

Die Passagen Saucède und Bourg-l'Abbé bilden so zu sagen zwei in der Luft schwebende Hängebrücken zwischen den Straßen Saint-Denis und Saint-Martin, welche aller Wahrscheinlichkeit nach eines schönen Morgens unter der Last der zahlreichen Fußgänger, die darüber hinschreiten, zusammenbrechen werden. Hier sind wir in dem Stadttheil der Industrie, wo wir weder den Flitterglanz, noch die feinere Geselligkeit der vornehmen, müssigen Welt suchen dürfen. Straußfedern, Paradiesvögel, Caschemirs, Livréen mit Goldtressen, Spazierstöcke mit Goldknöpfen, unverschämte Lorgnetten verlieren sich nicht hieher; was sollten sie hier auch thun? Durch ihre Gegenwart bonette Handwerker und brave Familienväter verhöhnen? Alles ist hier vom „kleinen Volk," Mann, Frau und Kind. Niemals dehnt und streckt sich der Müssiggang in diesen ausgetretenen Gängen, wo fortwährend der Hammer pocht, der Amboß schallt, die Säge schreit, die Feile beißt und fröhliche Lieder erklingen.

Wenn die Passage Saucède ganz dem kleinen Volke angehört, so ist die Passage der großen Oper dagegen die ausschließliche Domäne der schönen Welt; da aber die schöne Welt in Paris Morgens sehr lange schläft, so ist die Passage Vormittags wenig besucht. Um Mittag scheint die Thätigkeit der beiden Galerien wieder aufzuleben, die Buden machen ihre Toilette und die Spazierenden stellen sich allmählich ein. Was von Jugend hieher geht, kleidet und schmückt sich auf das Geschmackvollste und Prächtigste, will erobern und gefallen. Die Sylphiden der Rue Lepelletier, die Sängerinnen und Ballettänzerinnen des Chors unterlassen es nicht gern, durch diese Passage zur Probe in die große Oper zu gehen und auf dem Hinwege die Huldigungen der geschnürten und gesalbten Stutzer einzunehmen. Viele Lusterne und Kokette beider Geschlechter spannen hier ihre Netze aus, und wo so viele Fische sind, ist es nicht schwer, einen zu fangen. Die Bewohner der Passage scheinen dasselbe beschauliche Leben und dolce far niente zu führen, welches die Spaziergänger dort einheimisch gemacht haben. Man sieht sie hinter ihren großen Fensterscheiben am Ladentisch sitzen und gähnend ein Journal lesen; ihre Frauen und Ladenmädchen schwatzen und machen Glossen über die schönen Incroyables. Der Handel scheint keineswegs die Hauptbeschäftigung dieser Leute; auf ihren friedlichen, unbesangen, höchstens mit etwas Medisance in die Welt blickenden Gesichtern liest man nichts Knifflges und Habsüchtiges; dennoch bezweifle ich, daß sich ein ganz reeller Kaufmann (in dem Sinne, welchen wir reellen Deutschen damit verknupfen) in der Passage der großen Oper findet.

Die Passage Vivienne und Passage Colbert, welche beide mit der Rue Vivienne parallel laufen, sind zwei Schwestern, aber zwei feindliche Schwestern, die sich nie vertragen werden; die eine triumphirt und alle Füße folgen ihr nach, während die andere giftigen Aerger einschluckt und in ihrer Einsamkeit verkümmert. Das Publikum, welches in diesem Streite der beiden Schwestern der gedorne Schiedsrichter ist, hat sich für die Passage Vivienne erklärt, welche, auf ihre Popularität trotzend, nicht einmal daran denkt, die zahlreichen Risse ihrer besprenkelten Wände auszubessern und die schmutzigen Glasplatten abzuwaschen, während die Passage Colbert sich täglich ein neues Kleid anzieht und alle Künste aufbietet, die Menge anzulocken. Man hat die hübsche Rotunde am Eingang der Passage in einen öffentlichen Concertsaal verwandelt, wo man unentgeltlich ein- und ausgehen durfte; allein die Zuhörer verschwanden nach den ersten Abenden. Nachdem dies Mittel fehlgeschlagen, ließen die Eigenthümer einen prächtigen Candelaber von Bronze mit zwölf Gaskugeln errichten, welche ein sanftes Licht auf die jugendlichen Reize und feurigen Augen eines Schwarms von Parfümerie- und Galanterieh ändlerinnen warfen, die im Schimmer dieser Gaskugeln ausstanden. Gegenwärtig steht an der Stelle des Candelabers eine vergoldete Wanduhr, welche die Stunden abstugt, und die Parfümistinnen haben sich auf und davon gemacht; das Porträt des Père Enfantin, welches als Ladenschild einer kurzen Waarenhandlung in dieser Rotunde aushängt, sieht mit verwundertem Auge auf die leere Stätte herab, wo sonst die freien Frauen saßen, an denen er sein Wohlgefallen finden mußte. Die Passage Colbert ist aber nach wie vor wenig besucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, November.

(Fortsetzung.)

Die italienische Oper.

Ein einziger großer Kronleuchter erhellt den ganzen Schauplatz mit 150 Lampen, jedoch erst seit einigen Jahren;

Digitized by Google

früher waren Wachslichter an den Wänden aufgesteckt, die nur eine Scheinhelle verbreiteten, bei der man die Logengesichter selten erkennen konnte. Seitdem nun der Riesenkronleuchter aufgehängt ist, kann man Jedem klar in's Gesicht schauen. Sein Erscheinen (aus Paris), das vorher besonders annoncirt wurde, machte dermaßen Furore, daß er vom Publikum beklatscht wurde, wofür er sich nun zwar nicht in Dank ergoß, aber in Oel, womit er die Kleider der darunter Sitzenden anfänglich tränkte. Eine ganze Woche hindurch sprach man in den Cirkeln und auf den Kaffeehäusern von nichts, als dem großen, geschmacvollen Kronleuchter, und das Haus war in den ersten acht Tagen immer gestopft voll, selbst bei den schlechtesten Stücken. — Das männliche Personal dieses Theaters ist dem Publikum ziemlich gleichgültig, d. h., man zollt ihm Beifall oder trommelt es aus nach Verdienst und Laune, oder man schweigt ganz. Nicht so beim weiblichen, besonders wenn dasselbe körperliche Vorzüge besitzt. Da kommt es nun darauf an, wer von den jungen Eleganten das Glück oder Mißgeschick hat, sich von diesen Theaterschönheiten erhört oder verschmäht zu sehen, und wer über den größten Anhang gebietet. Es kommt hier gar nicht auf das Spiel, Gesang oder Tanz an, sondern die Einen applaudiren, die Andern zischen, pfeifen und trommeln mit den Füßen, die Einen schreien ein Bravo über das andere, die Andern rufen fort! fort! (hinaus!) was einen Mordspektakel verursacht. Da keine Partei zuerst schweigen will, wodurch sie sich für besiegt bekennen würde, so hat das Publikum Störungen durch dergleichen Parteistreitigkeiten oft Viertelstunden lang zu ertragen, bis endlich dasselbe sich in's Mittel legt und durch Zischen Schweigen fordert. Junge Hitzköpfe, die am meisten bei diesem Conflikt interessirt sind, gerathen sich dabei zuweilen in die Haare, es setzt Ohrfeigen, da man keinen Stock in's Parterre mitnehmen darf, beim Ausgang aus dem Theater aber folgen dann oft die Stockprügel nach, zuweilen auch ein Messerstich. Bezahlte Claqueurs, um das Publikum zu stimmen, gibt es hier nicht; man überläßt es seinem natürlichen Geschmack, der nicht immer der beste ist, und auch schlechterdings durch keine Theaterkritiken geleitet wird. Im Ganzen genommen aber ist das Publikum leicht zu befriedigen, und weit freigebiger mit einem schallenden Applaus, als mit Palacdas (Ausdrommeln). Die Hauptsache bleibt immer der Pomp, die Befriedigung des Auges, weshalb auch große Spektakelstücke und eine lärmende Musik immer den Vorzug haben. Der übermäßige und lang anhaltende Applaus, der stets lauter gespendet wird, je mehr ein Sänger schreit, eine Dame sich in die höchsten Töne verliert, oder eine Tänzerinn ihre tastenhaften Beine auseinander sperrt und die eine Fußspitze ihrer Nasenspitze gleichbringt, sezt übrigens die Acteurs keineswegs in Verlegenheit, wie sie während dieses lärmenden Beifalls ihre Zeit ästhetisch ausfüllen sollen, was auf andern Theatern wirklich schwierig ist, wo die Handelnden gar nicht thun, als wenn ein Publikum vorhanden wäre, und ihre Rollen behaupten. Hier aber muß der Acteur jeden Augenblick aus seiner Rolle herausstreten und dem Publikum zeigen, daß er nur Spaß macht, daß er nicht der ist, den er vorstellt, sondern der und der, welcher sich beschämtens für den Beifall bedankt, wobei er denn seine theatralischen Krapfüße macht, ganz verschämt die Augen zu Boden schlägt, die rechte Hand auf's Herz legt und, sich verneigend, eine schamrothe Verbeugung mit dem Kopfe macht, als Zeichen, daß seine Bescheidenheit den Beifall ablehne. Das weibliche Personal macht ähnliche Grimassen, unter obligater Begleitung des allerliebsten, von vorne nach hinten wogenden Knixes. Die Täuschung geht vollends verloren, wenn man so verrückt ist, nach einer affektvollen Scene, worin die Schauspieler ihre größte Kunst, sowohl in Gesang, als Darstellung entwickelt haben, nach Momenten, die nur einmal vorkommen und nicht wieder zurückzuführen sind, ancora zu rufen. Es entsteht dann gewöhnlich eine kleine Pause, das ganze Spiel ist unterbrochen, die Acteurs sehen einander an, sie sind zweifelhaft, ob sie willfahren sollen oder nicht, bis endlich eine neue lärmende Aufforderung erfolgt. Die Schauspieler sind aus ihrer Rolle, und das Leidenschaftliche und Affektvolle läßt sich so wenig wiederholen, als eine Sonnenfinsterniß; die Scene, worüber man früher aus Rührung hätte weinen mögen, geht nun ganz kalt vorüber, die Schauspieler wollen kleine Veränderungen anbringen, sie verstiegen sich in Schnörkel und Triller, der ganze Akt mißglückt, wird lächerlich, sogar oft ekelhaft langweilig; jedoch weil man ihn noch einmal verlangt hatte, so muß man auch die Leute für ihren guten Willen belohnen, und so klatscht man denn wieder aus Liebeskräften. — Die Ballette auf dem Theater von S. Carlos äußerten von jeher eine große Anziehungskraft auf das Publikum, und es gab Perioden, wo wirklich darin Außerordentliches geleistet wurde, besonders vor der Zeit der Invasion der französischen Armee. Damals waren die Gebrüder Vestris für das Ballet engagirt, eine Monroe, Clara, Rosa, und wie diese Nymphen alle hießen. legten die größte Beharrlichkeit an den Tag, ein Latour und Lacomb kamen wie aus dem Himmel auf's Theater geflogen, und manchen alte Hagelstolz und selbst Ehemänner ließen sich von üppigen Tänzerinnen ihre grauen Köpfe verdrehen; das Merkwürdigste eines damals lebenden Marquis d'Urbanted zur nichtlichen Rosa, an der jedes Glied bückte und tanzte, war dazumal Stadtgespräch. Gegenwärtig sind die Tänzer höchst mittelmäßig; allein der Apparat, womit die Ballette gegeben werden, die Nuditäten, worin die Tänzerinnen auftreten und weniger graziöse, als üppige Bewegungen machen, gewähren dem sinnlichen Portugiesen noch immer das größte Vergnügen; er geht oft nur des Tanzes wegen in's Theater, kommt erst, wenn dieser anfängt, und geht wieder, wenn derselbe vorbei ist. Auch jetzt ist ein Pariser Vestris, ein Verwandter der Obengenannten, hier Ballettmeister; allein seine Compositionen, worin eine Menge Götter und Göttinnen auftreten, haben noch wenig Glück gemacht. Aber Mademoiselle Clara mit dem blauaugigen Unschuldsgesichtchen, den flämmigen Beinen und magern Armen, die dennoch den reichsten Grafen Lissabons bezaubert haben, so wie der kleine, flinke Theodor tanzen recht brav, und sind besonders stark darin, sich wie ein Brummkreisel zehnmal auf einem Fleck herumzudrehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Aus Haut in Holz, aus Holz in Glas und Stein,
Aus Glas und Stein in Fleisch und Bein
Läuft's lustig hinein;
Doch vor dem Holze wacht
Ein Hahn bei Tag und Nacht,
Und aus dem Holz nichts geht,
Er hätte denn gekräht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 17. December 1838.

Contre l'humeur qui nous irrite,
Quels antidotes souverains!
Leurs vers badins,
Francs et malins
Aux moins joyeux faisoient battre des mains,
Béranger.

Die Passagen in Paris.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun an die letzte Station, die Passage des Panoramas, welche der Liebling der Mode geworden und aus einem engen, düstern Gange bis zu sechs weiten, hellen, glänzenden Galerien erweitert ist. Der mittelste Gang ist der classische Boden der Eleganz, des Comforts und der Beutelschneiderei. Seit zwei, drei Jahren hat sich diese Passage außerordentlich verschönert und ausgedehnt; sie hat nunmehr einen Ausgang in die Rue neuve Vivienne, dem Musardschen Concertsaal gerade gegenüber, einen andern in die Rue Montmartre, einen dritten in die Rue Feydeau, einen vierten auf die Boulevards. Nachdem alle diese Gänge durchgebrochen waren, hat man sie mit Gas beleuchtet, mit Wasserfarben ausgemalt und mit Sculpturarbeiten verziert; Wand und Decke sind mit Zierrathen geschmückt; Alles glitzert und blitzt in diesem Elborado. An dem einen Ende ist der Laden des Herrn Duvelleroy, wo nichts als Fächer verkauft werden, und am andern das Magazin des Herrn Susse, welcher Kunstsachen und die verschiedenartigsten Handelsgegenstände feil hat. Wir finden bei ihm chinesisches Porzellan, lakirte Präsentirteller, englische Landscapes, Keepsakes und reichverzierte Gebetbücher, wo Sammt und Seide ihre schillernden Reflexe ineinanderspielen, und wobei man unwillkührlich an die kleinen, weißen Hände denkt, welche darin blättern werden. Alterthümler können hier ihre Kauflust befriedigen und Freunde von alten Möbeln und Klappereien sind nur um die Auswahl verlegen: da sind alte gothische Schränke und Stühle, bemalte Kredenztische, mit Wappen ausgelegt, etruskische Vasen, mittelalterliche Humpen ꝛc. Die Kunstwerke der modernen französischen Maler und Bildhauer fehlen keineswegs: Statuetten von Antonin Moine, Thiergruppen von Fratin, Aquarelle von Tony Johannot, anmuthige Toilettenstücke von Roqueplan, Deveria und E. Boulanger, Landschaften von Cabat und Paul Huet, Marinen von Isabey und Gudin, Scenen aus dem Orient von Decamps, Porträts von Dubuffe, dem beliebtesten Boudoirmaler, welcher sich jedes seiner schlechten Porträts mit Gold aufwiegen läßt.

Für die Gypscarrikaturen und andere Werke der Bildhauerei hat Susse neuerdings einen eigenen Laden eingerichtet, wo die Dantanschen Ebargen, le Musée Dantan, den bedeutendsten Platz einnehmen. Die Charge hat aber auch seit einiger Zeit einen großen Aufschwung in Frankreich genommen. Als sie von dem älteren Isabey, Ciceri, Carle Vernet, Debucourt und Boilly an Charlet, an Monnier, Grandville und Horace Vernet

Digitized by Google

kam, war sie geistreich, lustig und unterhaltend, aber nie von der tiefeingreifenden Bedeutung, welche sie seitdem erhalten hat. Die Carrikatur war sonst ein Abbild jener gutmüthigen Spott- und Lachlust, welche den Franzosen angeboren ist; sie hat sich gegenwärtig mit der Galle der politischen Leidenschaften des Tags gefärbt und spiegelt oft den Parteihaß ab. Dies ist indeß nicht der eigentliche Beruf der Carrikatur; die humoristische Laune steht ihr gar wohl und macht sie munter, leichtfertig, lebendig und beißend; Zorn und Ingrimm entstellt sie und macht sie bitter, ungerecht und grausam. Medisance empfiehlt sie, Schmähsucht bereitet ihr Verderben. Unter dem Kaiserreich verstieg sich die Carrikatur bis zur ärgsten Persönlichkeit gegen Napoleon; allein die Presse war damals schmählich unterdrückt, man konnte sich nicht öffentlich aussprechen, und so schleuderte man geheime Pamphlets und Zerrbilder gegen den Kaiser, welch letztere vorzüglich Beifall fanden, weil sie unter dem Mantel der Heimlichkeit herumgetragen wurden und man in Frankreich stets bei der Hand ist, Verbannte und Flüchtlinge in Schutz zu nehmen. Unter der Restauration, welche auf gesetzlichem Wege die Angriffe ihrer zahlreichen Feinde zurückschlug, wurde die französische Carrikatur höchst erfinderisch und sinnreich, indem sie gezwungen war, auf Mittel zu denken, wie sie der Anklage des Generalprokurators entwischen könne. Fein, kaustisch, sich hinter pikante Anspielungen verschanzend, oft höchst komisch in ihren Schöpfungen, nahm sie ganz die Richtung, welche Béranger dem Liede gab; aber sie erhob sich nicht zu gleicher Höhe, weil der Griffel Bérangers allein dem Genie zu Gebot steht und das Genie selten ist. Nichts destoweniger fand die Carrikatur ihren Béranger in Charlet.

Charlet ist heiter, komisch, geistreich und voll Tiefe; nie ist eine eigentliche Bosheit weder aus seinem Krayon, noch aus seiner Feder geflossen. Wir sagen mit Absicht aus seiner Feder; denn die Textworte der Carrikatur sind bei Charlet die nothwendigen Ergänzungen, welche ebenso pikant, komisch, wahr und originell sind, als seine Zeichnungen. Charlets Werke tragen einen durchaus politischen Charakter, und die Umstände, so wie die Stimmung der Gemüther haben unendlich viel zu ihrem Erfolge beigetragen. Der plötzliche Uebergang von den militärischen Sitten des Kaiserreichs zu einem thatenlosen Frieden, die eben nicht schmeichelhafte Abdankung eines lange Zeit siegreichen, mit Lorbeeren bedeckten Heeres, die Habgier des alten Adels und die Herrschsucht der Geistlichkeit, die Rückkehr der ehemaligen Ansprüche und Vorurtheile: Alles das mußte einen Künstler wie Charlet anregen. Charlet verfertigte Carrikaturen und Sittengemälde; er hätte zum Pinsel greifen können, aber dieses Instrument schien ihm zu langsam für die Ungeduld seiner aufgeregten Künstlerlaune; er componirte Zeichnungen und brachte deren ganze Dutzende hervor. In den Augen derer, welche weder das Verdienst noch die Tendenz dieser Zeichnungen begriffen, waren es nur flüchtige Skizzen, wie man die Oden Bérangers auch bloß für Lieder gelten ließ, da es doch im Grunde sehr vollkommene Gedichte mit angehängten Restains waren. Béranger und Charlet gingen beide von demselben Gedanken aus, daß die Popularität nur dem zu Theil werde, was leicht verständlich und leicht zu behalten ist. Der Refrain eines Vaudevilles, eine bekannte Arie prägen sich bald dem Gedächtniß ein; das Komische, Kaustische, Carrikaturartige frappirt Jedermann. Die Couplets und das Groteske der Chargen waren gleichsam die Laufpässe der satirischen Ideen und der liberalen Tendenzen, welchen der Dichter und Zeichner huldigten. Beide Künstler täuschten sich in ihrer Berechnung keineswegs; sie wurden so populär, daß die untersten Volksclassen, der Mittelstand und selbst die aristokratische Salonswelt ihre genialen Erzeugnisse enthusiastisch aufnahmen. Die großartige Kunstvollendung, welche Béranger auszeichnet, die künstlerische Schönheit und Decenz, welche allen Werken Charlets eigenthümlich ist, entschuldigte oft die Keckheit des Gedankens selbst in den Augen derer, gegen welche die Pfeile gerichtet waren. Charlet ragt besonders in zwei Punkten hervor: seine Soldaten und seine Kinder sind wahre Meisterstücke. Kein Künstler der Kaiserzeit und Restauration hat den französischen Soldaten in Spaß und Ernst so wahr dargestellt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Welt Lauf.

(Fortsetzung.)

Mistreß Wynn vernahm bei ihrer Rückkehr den Vorfall mit lebhafter Bestürzung, ließ sogleich jenes Fenster mit einem Gitter versehen und beschäftigte dann, des guten Ausgangs froh, den ihr eigenen praktischen Sinn mit den Ereignissen der Gegenwart. Von Admiral Darford, ihrem Bruder, war während ihrer Abwesenheit ein Briefpacket eingetroffen, welches auch Briefe für Charlotten und die Nachricht enthielt, daß die Escadre abgelöst und nach England zurückkehren werde. Wilson schrieb in gewohnter kurzer und herzlicher Weise unter andern auch: „Kaum weiß ich, meine Charlotte, ob eine so lange Abwesenheit meine Fehler vermindert oder vertilgt hat; wenn, wie man behauptet, unter der tropischen Sonne alle Leidenschaften wachsen, so muß ich freilich

Digitized by Google

die Hoffnung aufgeben, sehr gebessert zu dir zurückzukehren. Du hast mir gewiß auch längst vergeben und liebst mich wie ich bin; warum soll ich denn durchaus ein Anderer werden? Das Alles gehört zu mir, und bisher habe ich überall für einen braven Burschen gegolten; daran halte dich, so wie an meine innige Betheurung, daß ich dich über Alles liebe und du eine glückliche Frau werden sollst."

Der Admiral gedachte in seinen Briefen Wilsons, was Güte, Muth und Dienstkenntniß anlangte, auf die vortheilhafteste Weise, das Kapitel der Sanftmuth umging er dagegen mit der Umsicht, womit ein erfahrener Seemann bedenkliche Klippen umschifft. Mistreß Wynn schüttelte seufzend das Haupt: „Mein Bruder will mich wenigstens nicht täuschen; dieser Brauselopf wird sich niemals ändern! Sey nicht traurig, meine Charlotte; aber soll ich ruhig ansehen, darf, kann ich zugeben, daß mein Liebstes auf Erden unwürdiger Behandlung ausgesetzt wird? — Seltsame Verirrung der Liebe! konnte mein liebliches Mädchen ihr Herz so ganz an einen rohen Seemann verlieren? sie, so begehrt von den Besten! Mit mütterlichem Stolz darf ich es sagen: ein klein wenig Zuvorkommen würde selbst Manners gefesselt haben, und o! wäre das geschehen!"

Flüchtiges Roth färbte Charlottens Wangen. „Nie, nein, niemals," entgegnete sie lebhaft, „hätte ich Manners lieben, nimmer Vertrauen zu einem Manne fassen können, der so überlegt jede eigene Schwäche meidet, jede fremde so strenge richtet. Manches läßt sich an Wilson aussetzen, an Manners vielleicht nur zu entschiedenes Bewußtseyn des eigenen Werthes; ich aber gebe dem Manne den Vorzug, der im Gefühl seiner unleugbaren Mängel die meinigen vergeben wird. Was so viele Frauen bezaubert, ein Bild idealer Vollkommenheit, mich stößt es zurück; die reine, unbedachte Gutmüthigkeit kann mein Herz erwärmen, die ewig philosophirende läßt es kalt. Lassen Sie die Zeit walten," fügte sie zärtlich hinzu; „Sie werden einst den Sohn lieben, den Sie jetzt verwerfen." Mistreß Wynn seufzte: „Die Möglichkeit gebe ich zu, den Glauben, meine Charlotte, den hege ich nicht."

Richard Manners, der jüngste Sohn einer herabgekommenen Familie, sah durch Verhältnisse sich genöthigt, gegen seine innere Neigung Dienste in der Armee zu nehmen. Nachdem dieser Schritt geschehen, ergab er sich mit edelm Stolz, mit einer Art religiöser Ergebung, deren Einwirkung niemals von ihm verhehlt wurde, in ein unvermeidliches Geschick. Selten wohl sah man Jemanden die Obliegenheiten seines Berufes treuer erfüllen, die Ehre seines Standes heiliger halten; die strengste Pflichterfüllung in jedem Verhältnisse war der Grundsatz, den er aufstellte und befolgte. In geselliger Beziehung trat Manners ziemlich seltsam auf: gegen das eigene Geschlecht im Allgemeinen schroff, gegen Frauen ablehnend, wies er jede ihm von diesen entgegenkommende Huld nicht ohne verletzende Kälte zurück. Daß er hin und wieder zärtlich geliebt wurde und überall gefiel, ließ sich nicht in Abrede stellen, und so erklärte seine kühle, besonnene Ruhe sich nur durch jene überspannten Begriffe von der Liebe, welche in guten Augenblicken offen von ihm dargelegt wurden. Mit der liebenswürdigsten Beredsamkeit sprach er Gesinnungen und Ansprüche aus, für welche unsere arme irdische Welt viel zu unvollkommen erscheint; er erklärte nur die Neigung für wahr und echt, welche für Geliebtes Tod und Verderben nicht scheue und, in seligem Vertrauen, glaube, ohne zu denken. Zu der Religion und in der Liebe erschien Vernunft ihm gleich verdammungswerth; nur den Glauben ließ er gelten, den beseligenden, aus unendlich treuer Hingebung hervorgehenden Glauben, der zu seiner unwandelbaren Zuversicht der Gründe und des Schauens nicht bedarf. Eine so liebenswürdige Schwärmerei konnte ihren Eindruck auf Frauenherzen nicht verfehlen, schärfte aber dagegen das Auge der Männer, obwohl nur zur Ehre des jungen, durch die glücklichste Körperbildung ausgezeichneten Mannes, dessen Wandel mit seinen ausgesprochenen Grundsätzen im schönsten Einklange stand. Nicht ohne Grund aber traf ihn dabei der Tadel, daß er seiner Vollkommenheit sich gar zu sehr bewußt sey und über Andere gar zu streng richte; doch diese Strenge trug den Anstrich tiefer, religiöser Ueberzeugung und jener schwärmerischen Uebertreibung, in welche poetische Gemüther nicht selten ihren Pinsel tauchen, wo sie nur einfach und wahr zu seyn meinen. Seine äußere Erscheinung gab dem Ausdruck seines Innern übereinstimmendes Gewicht: die hohe, sich stolzer emporrichtende Gestalt, die funkelnden Strahlen der von seelenvoller Tiefe zeugenden Augen unterstützten die begeisterten Worte auf die siegreichste Weise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von J. W. Petersen.

(S. Nr. 85 d. J.)

Zoologisches.

Der erste Elephant in Deutschland. — Karl der Große erhielt ihn i. J. 802 zu Aachen als ein Gegengeschenk vom Perserkönig Aarun. Das Thier, welches Abulabaz hieß, ward von einem Juden über Italien nach Deutschland gebracht und starb 810 zu Lippenheim.

Digitized by Google

— Merkwurdig ist, daß das Andenken an diesen Elephanten noch in unserer Sprache zu leben scheint. Kinder zu schrecken, oder etwas Furchterliches zu bezeichnen, sagt man noch in manchen Gegenden Westphalens: „Siehe da den Bulenbat!“ — Dies ist sehr wahrscheinlich von Abulabaz abzuleiten.

*

Leoparden. — Kaiser Friderich II. von Hohenstaufen hielt in Salerno und Messina viele Leoparden.* Einem seiner Wirthschaftsbeamten befiehlt er; auszusuchen und zu bringen: tres de leopardis tue cure commissis meliores et melius affayatos, et tres alios non affayatos meliores, qui tamen sciant equitare. — Einem andern schreibt er, 60 tappeta pro leopardis machen zu lassen. — Diese Leopardenwärter nannte er Leoparderii. — Ohne Zweifel bediente sich Friderich dieser zahmen und abgerichteten Leoparden zur Jagd, gleich den ältern Perserkönigen. Man nahm dabei das Thier hinter sich auf das Pferd und ließ es los, wenn ein Wild aufging.

*

Papagaien. — Schon die römischen Kaiser hielten Papagaien und ließen sich von denselben mit dem griechischen Zurnf: χαιρε begrüßen. Die europäischen Fürsten scheinen im ganzen Mittelalter große Freude an diesen Thieren gehabt zu haben. Anton, Bischof von Brescia, der sich der Gunst eines deutschen Kaisers zu versichern suchte, schickte demselben Aves psittacos. Sie müssen übrigens damals selbst in Italien äußerst selten gewesen seyn. Man hätte es sonst nicht der Mühe werth gehalten, aufzuzeichnen, daß Pabst Leo IX. von einem fremden Rezenten mit einem abgerichteten Papagai beschenkt worden sey. Hätte sonst wohl der wirthschaftliche Rudolph von Habsburg dreißig Mark Silber auf einen Käfig verwendet, den er solch einem Sittich in Basel verfertigen ließ? Ja noch im Jahr 1517, da doch der Handelsverkehr mit den Morgenländern so groß war, bezahlte Pabst Johann XXII. einem Wundarzte vierzig Goldgulden pro quadam ave papagayo. — Um den Frieden von Peronne lächerlich zu machen, richteten die Pariser ihre Papagaien ab, und diese riefen, als Ludwig XI. 1468 in Paris einzog: Peronne, Peronne!

* Regesta Imper. in Constit. regum utriusque Siciliae (Napoli 1786).

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, November.

(Fortsetzung.)

Das französische Theater. Das Nationaltheater.

Seit einigen Jahren bestand ein französisches Theater auf der frühern portugiesischen Bühne der Rua dos Condes. Das Haus ist klein, baufällig und schmutzig, in einer engen Straße an dem Passeio publico, und baufällig in einem solchen Grade, daß, bevor die Königin dasselbe zum ersten Mal besuchte, eine Commission von Bauverständigen das Gebäude untersuchen mußte. Diese, nachdem einige Sicherheitsmaßregeln getroffen worden waren, berichtete endlich, die Königin könne ohne Lebensgefahr das Theater betreten, worauf sie dasselbe auch sehr oft besuchte und den größten Gefallen daran fand. Dieses Schauspiel wurde zwar von den vielen Ausländern, aber nur von sehr wenigen Portugiesen besucht. Diese kleinen Komödien und Vaudevilles entsprechen dem Geschmack des Publikums nicht. Sie behagen selbst denen nicht, welche die Sprache verstehen und längere Zeit in Paris gelebt haben, deren doch Tausende sind. Trotz dem hätte dieses Theater wohl fortbestanden; allein da kam mit einemmal die sogenannte glorreiche, d. h. Septemberrevolution, die den Meisten die Lust benahm, in's französische Theater zu gehen. Der Hof erschien gar nicht mehr, der ganz zurückgesetzte Adel konnte oder wollte die Abonnements nicht mehr bezahlen, eine Menge Angestellter war entlassen worden, und so wurde denn fortwährend vor leeren Bänken gespielt bis zu Ende des Jahrs, wo endlich der Entrepreneur einsah, daß die Zeiten nicht besser werden würden. Mit dem Anfang des Jahrs 1837 kehrte beinahe das ganze Personal nach Frankreich zurück. — Werfen wir nun einen Blick auf das portugiesische Theater, das Nationaltheater von Salitre. Da es noch weiter vom Mittelpunkte der Stadt entfernt ist, als das vorhergehende, so würde selbst ein gutes Theater wenig Zuspruch haben; allein wenn überdem die Akteurs so ganz unter aller Kritik schlecht sind, so kann dieses Haus nur durch herabgesetzte Preise auf den Besuch der weniger gebildeten Classen rechnen. Die Preise sind beinahe um die Hälfte geringer, als in den andern Theatern, und da man besonders viele Lust- und Possenspiele gibt, wozu die portugiesischen Akteurs viel Anlage haben, so hat dieses Theater doch ziemlichen Zulauf von Leuten aus den gewöhnlichen Bürgerclassen, besonders an Sonn- und Festtagen. Ungebildeten Schauspielern und noch weniger gebildeten Phrynen als Aktricen steht ein nicht weniger als belikates Publikum gegenüber, unter dem man doch auch mitunter bedeutende und bestimmte Herrn und hochangesehene Damen in den Logen sieht, und da geht denn auch das Allerunbedeutendste mit durch. So sehr im Allgemeinen der Portugiese auf öffentlichen Anstand hält und diesen selten verletzt, so wenig nimmt er es den Schauspielern übel, wenn sie dagegen sündigen; im Gegentheil, man belacht die Zoten recht herzlich, und selbst die verschämtesten Damen lächeln, und ihr Erröthen zeugt von heimlichem Beifall. Die Portugiesen besitzen bisher keine Schule, um sich für die Theaterstreter zu bilden. Alles ist bei ihnen Natur. Die meisten plappern ihre Rollen her ohne Sinn und Verstand, sie deklamiren und karriktiren mit telegraphischer Mimik, und dazu schreit der Souffleur so übermäßig laut, daß das Publikum immer vorher erfährt, was der Akteur sagen wird. Die portugiesische Sprache eignet sich besonders zu theatralischem Pathos, und zwar durch eine für den Ausländer ganz unnachahmliche Modulation der Stimme, in welcher man auch Verse vorzutragen pflegt, die aber einem fremden, ungewohnten Ohr höchst unnatürlich, ja lächerlich klingt, und man muß erst lange daran gewöhnt seyn, wie an die französische Tragödiensprache. Kommt dann noch hinzu, daß ein solches Pathos unrecht angebracht und falsch intonirt wird, dann möchte man gleich davon laufen, und sowohl der Ausländer, als der gebildete Inländer, der einmal dieses Theater besucht, läßt sich nicht so leicht verführen, dasselbe zum zweiten Mal mit seinem Besuche zu beehren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 18. December 1838.

Look here, upon this picture, and on this!

Shakespeare.

Der Welt Lauf.

(Fortsetzung.)

Zu denjenigen, welche so vielen vereinten Vorzügen nicht zu widerstehen vermochten, und man durfte die reizendsten, unbescholtensten Frauen dazu zählen, gehörte Emilie Derby, die mehr anmuthig als schön zu nennen war. Nicht ohne Theilnahme sah man ein so junges, unerfahrenes Herz dem Schicksal entgegeneilen, mit Kaltsinn, vielleicht mit Strenge abgewiesen zu werden. Beharrlicher, duldsamer als ihre glänzenderen Nebenbuhlerinnen, errang sie in Demuth die kühlen Abfertigungen, welche keineswegs ausblieben, mit schüchterner Treue dem Ideal ihrer Seele anhängend, nichts begehrend, als ihn lieben zu dürfen. So viel Hingebung schien Manners zu rühren; er wurde nach und nach weniger schroff und ablehnend und ließ sich so lange herab, diese Neigung zu dulden, bis aus der Duldung erwehrende, innige Liebe wurde. — Man las diese nur in seinen Blicken, nahm sie aus der sanften Schwermuth seines Wesens ab; ob er derselben jemals Worte gegeben, wußte Niemand, selbst Charlotten blieb es verborgen. Fern stand Manners allerdings dem muthmaßlich ersehnten Ziel, denn war gleich Emilie als einstige Erbin des reichen Oheims zu betrachten, bei welchem sie lebte, so zeigte dieser doch entschiedene Abneigung gegen Manners, die, da niemals Gründe für dieselbe angeführt wurden, nur als eigenwilliges Versagen gelten mußten. Manners dagegen erklärte oft und entschieden seinen Abscheu vor Geldheirathen, und wie er niemals sich vermählen werde, bevor er sich nicht im Stande sehe, einer Frau aus eigenen Mitteln die Unabhängigkeit zu sichern. Hier aber, wie solches wohl öfter geschieht, schien ein ausgezeichneter Mann einzig durch die Neigung gewonnen, welche er eingeflößt.

Zwei Jahre waren seit Abgang der Escadre nach Ostindien verflossen, als dieselbe nach der Heimath zurückkehrte, und bald nach dem Einlaufen der Schiffe ersuchte der Admiral seine Schwester schriftlich, das Haus, welches er in N. besaß, in Stand setzen zu lassen, und fügte bedauernd hinzu, wie unabwendbare Geschäfte es ihm und seinem jungen Freunde erst nach Ablauf eines Monats gestatten würden, ihre Lieben zu begrüßen. Ein Brief Wilsons an Charlotte sagte dasselbe, mit dem Bemerken, nur der ausdrückliche Befehl des Admirals verhindere ihn, sie auf einige Stunden zu sehen. Dieser Monat erschien Charlotten unerträglich lang; am Schlusse desselben traf Admiral Darford mit seinem Schützling ein.

Der Admiral betrat das Haus seiner Schwester zuerst; bald nach ihm stürmte Wilson mit gewohntem

Digitized by Google

Ungestüm die Treppe hinauf, und die Thür des Wohnzimmers hastig öffnend, blieb er in derselben zögernd, wie unschlüssig stehen. Admiral Darford betrachtete ihn einen Augenblick lächelnd, ging ihm dann entgegen und sagte, ihn Mistreß Wynn zuführend: „Kapitän Wilson Darford; im Ernst, meine Liebe, er ist Kapitän und ich habe ihn adoptirt. Jetzt," fügte er, die Arme gegen seine Nichte ausbreitend, hinzu, „jetzt sehne ich mich nach einer lieben Schwiegertochter." Charlotte warf sich an die Brust des edelmüthigen Mannes, indessen James eine ihrer Hände ergriff und leidenschaftlich küßte. Mistreß Wynn stand wie im Traum befangen, einzelne Thränen stürzten aus ihren Augen, ihr Bruder blickte sie fragend an und fuhrte ihr dann die jungen Leute zu. Sie umarmte James. „Mein Sohn, mein theurer Sohn!" sagte sie leise. Eine Thräne fiel aus seinen Augen auf ihre Hand herab, dann aber sich Charlotten zuwendend und diese in seine Arme schließend, überließ er sich so leidenschaftlich dem Ausbruch seines Entzückens, daß Mistreß Wynn in stummem Erstaunen auf den Admiral sah, der sich vergeblich bemühte, seinen Ernst zu behaupten, und endlich lachend das Zimmer verließ.

So waren die Beiden ein glückliches Brautpaar, Mistreß Wynns Sorgen damit aber keineswegs beendet, denn täglich gab James Anlaß zu tausend kleinen Bedenken. Dessen ungeachtet liebte sie ihn fast wider ihren Willen; auch war er in der That ein seltsamer, seltener Mensch. Sein Aeußeres war höchst einnehmend, charakteristisch durch einen Ausdruck entschlossener Kühnheit, durch schwarzes Haar und tiefblaue Augen, so wie durch einen unnachahmlichen Zug naiven Erstaunens, der sein Antlitz überflog, so oft ihm etwas überraschend auffiel. Seine beweglichen Züge trugen in solchen Augenblicken ein so eigenes, kindliches Gepräge von Neugier und Verwunderung, daß man ihn kennen mußte, um seinen lebhaften Verstand nicht in Zweifel zu ziehen. Seine Gemüthsart war, wenn gleich stürmisch und leicht reizbar, voll Güte, Muth und Rechtschaffenheit. Früh eine Waise, hatte er den Bord der Kriegsschiffe selten verlassen, und so wenig er auch linkisch oder ungebildet war, stach sein Benehmen dennoch seltsam gegen das der feinen, jungen Leute des Festlands ab. Wilson fühlte dies sehr wohl, aber es kümmerte ihn nicht sehr; jene, meinte er, würden da, wo er zu Hause sey, sich eben auch nicht zu ihrem Vortheil ausnehmen.

Oftmals wurde von den jungen Verlobten Emiliens vorläufig so hoffnungslose Neigung beklagt, und nicht aus Wahl, sondern um Emilien Anlaß zu geben, Manners in Mistreß Wynns häuslichem Kreise zu sehen, schloß Wilson sich jenem mit Herzlichkeit an. — Ohne Zweifel boten zwei so verschiedene Menschen dem aufmerksamen Beobachter den merkwürdigsten Gegensatz. Der durch die Welt und rastloses Studium ausgebildete Manners stellte sich doch über den neuen Freund; seine angenehmen Formen, seine stets geistreiche Unterhaltung, selbst sein stolzes, etwas schroffes Selbstgefühl waren so mit seinem Wesen verschmolzen, daß man es wohl unbewußtes Erheben nennen durfte; bewußt mußte dagegen die Kunst erscheinen, mit welcher Wilson durch ihn in Gespräche über Gegenstände verflochten wurde, denen jener als fast beständiger Bewohner der See nicht gewachsen war, und womit er es verstand, Anlässe zu berühren, welche den jungen Brauselopf in Zorn und Auftregung versetzten. Manners war, wie schon gesagt, ein sehr eitler Mann, und so ließ sich annehmen, daß er, vielleicht aus allgemeiner, ihm selber unbewußten Eifersucht, der anmuthigen Braut fühlbar machen wolle, wie es ein besseres, glänzenderes Erdenlos gebe, als das von ihr aus freier Neigung erwählte.

Indem Manners mitunter das Gespräch auf sein Lieblingsthema, die Rechte der Menschheit, lenkte, tadelte er so unbefangen und mittelbar als möglich die strenge Zucht auf Kriegsschiffen, mit angenehmer Gedankenfülle erläuternd, wie der Mensch, der bevorzugte, geistig begabte Mensch, nimmer durch körperliche Strafe herabgewürdigt werden dürfe, diese auch durchaus überflüssig sey, und er sich getraue, durch einen drohenden Blick einen Uebelthäter eben so sehr zu bestrafen und in Schranken zu halten als durch die gewaltsamsten Mittel. James betrachtete ihn das erstemal, wo dies vorfiel, mit jenem ausdrucksvollen Blick naiven Erstaunens, lachte und flüsterte Charlotten zu: „Ulysses! auf dem Schiffe möchte ich nicht dienen, wo er hundert durchtriebene Burschc mit seinen Augen regieren will."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pallagen in Paris.

(Beschluß.)

Die Maler des Kaiserreichs stellten in ihren Schlachtgemälden bloß mehr oder weniger antike Statuen und Wachsfiguren in französischer Uniform auf, ohne allen militärischen Schick und Tick. Horace Vernet zeigt in seinen militärischen Genrebildern scharfe, geistreiche Beobachtungsgabe; aber man kann doch wohl mit Recht behaupten, daß er nur die Individualitäten der Offiziere getroffen hat, während Charlet den gemeinen Soldaten, den alten Groguard am richtigsten erfaßte. Was die Typen von Kindern anlangt, so hat Niemand die naive, grazidse Naturwahrheit erreicht, welche Charlet in der

Digitized by Google

Darſtellung ihrer ſchlau poſſierlichen oder ſchmollenden Phyſiognomien an den Tag legt. Die Gamins und die Schulbuben der frères ignorantins ſind unübertrefflich, wenn Charlet ſie ſprechen und handeln läßt.

Mit Charlet auf gleicher Höhe ſteht Henry Monnier, welcher unter allen franzöſiſchen Carrikaturiſten die meiſte Aehnlichkeit mit Hogarth hat, inſofern er in originneller, komiſcher Form ſtets einen tiefen Gedanken oder eine gute Moral verbirgt. Unter dem Titel Fantaisies hat Monnier eine Sammlung von Chargen in mehreren Heften herausgegeben, wo eine Menge guter Lehren aus der Narrenkappe amuſanter Formen und Situationen ausgeſtreut ſind.

Dantan der Jüngere hat nach Charlet und Monnier das Reich der Carrikatur erweitert und die Charge in's Gebiet der Plaſtik übergetragen. Bisher hatte man immer gemeint, dieſe in ihren Formen ſo ſtrenge Kunſt ſchließe das Närriſche, Drollige und Scherzhafte, ja beinahe das Komiſche aus, und ſie müſſe ſich ſorgfältig hüten, dem Publikum ihre Werke in einer andern als in der möglichſt vollendeten Geſtalt zu zeigen. Dantan hat durch ſeine Carrikaturen dieſe Meinung umgeſtoßen; ſeine Chargen ſind ohne alle politiſche und moraliſche Beziehungen, lediglich übertriebene Reproduktionen eines hervorſtechenden Zugs, eines gewiſſen Benehmens und einzelner Lebensumſtände der abonterſeiten Individualitäten. Alle dieſe Carrikaturen ſind ungemein ſpaßhaft, und einige davon gelten mit Recht für geiſtreiche Satiren, wie die, welche den Kritiker Caſtil-Blaze auf Roſſini reitend darſtellt, indem er dem berühmten Maeſtro die Haare aus dem Kopfe zupft. Andere ſind wirkliche Porträts, wie die einfachen Büſten Talleyrands, der Taglioni, der italieniſchen Sänger Tamburini, Rubini und Santini, und der Kopf des franzöſiſchen Sängers Martin auf einem Bärenrumpf. Die Statuette des Lord Sefton, des alten Glücksritters der Londoner Oper, welcher ſeinen Höcker verheimlichen will, indem er ſeine herunter-gleitenden Beinkleider unaufhörlich in die Höhe zieht, iſt meiſterhaft gelungen. Dantan hat alle Pariſer Notabilitäten die Revue paſſiren laſſen. Da ſitzt Habeneck auf einer Pauke und windet ſich in den krampfhafteſten Zuckungen, während er das Orcheſter der großen Oper dirigirt; daneben ſteht Uran, auf ein hohes Taburet gepflanzt, das Auge auf die Erde geheftet, das Alto zwiſchen den Beinen haltend und das Signal von Habeneks Taktſtock erwartend, um loszugeigen; dann kommt Scheinzöffer, der Paukenſchläger im Orcheſter der großen Oper, welcher auf ſeine Pauken losbämmert, wie ein abgerichteter Haſe. Ferner präſentiren ſich der Porträtmaler Lepaulle in Geſtalt einer Ratte, Roſſini und Lablache als zwei dicke Bierfäſſer, Horace Vernet, ein dünnes Rohr, der Komiker Perlet, eine magere, knöcherne, faſt durchſichtige Figur, Carle Vernet, als Kopf eines normänniſchen Hengſtes, der Muſiklehrer Garandi, deſſen übermäßig lange Naſe den Griff eines altmodiſchen Regenſchirms bildet, wie deren die Hornbrechsler vor ihrer Bude aushängen; der Componiſt Halevy als Seekrabbe; Ponchard, klein und ſchmächtig, in mittelalterlicher Rüſtung, mit ſtummem, weitaufgeſperrtem Munde und die Hände wider die Bruſt drückend, um einen Ton herauszulocken, zwei große Augbrauen in die Höhe ziehend, kurz, die drolligſte Grimaſſe von der Welt ſchneidend, um ſeine verlorene Stimme wiederzufinden; der Tänzer Perrot mit dem Froſchkopf; Berlioz mit der langen Kravatte und den gigantiſchen Locken; Cicceri auf einem Dekorationspinſel, Colbecque auf dem Hals eines Violoncells paradirend; der ſchöne Graf Dorcet mit einem dicken, forgfältig friſirten Kopfe und dünnen Spindelbeinen; der Londoner Rothſchild, als Hofhund ſeinen Schatz bewachend, worin er bis an den Bauch vergraben iſt; Duſresne auf ſeinem Klapphorn reitend, Lebat, der den Obelisken als Paraplnie unter'm Arm trägt; Fréderic Soulié in Geſtalt eines Schuhes, aus dem ein mächtiger Schnurrbart und zwei große Augen hervorglotzen; Odry, Cazot, Vernet, Lemenil, Frédéric Lemaitre, alle in ihren komiſchſten Rollen abgebildet, ꝛc. Was in Paris und London in der Literatur, Kunſt und Politik einen Namen hat und nicht ſo dummſtolz eitel iſt, ein witziges Epigramm auf ſeine Geſtalt oder Haltung übelzunehmen, zieht Dantan in ſein Muſeum und ſchickt es dem Kunſthändler Suſſe zum Ausſtellen. Dantan hat ſich ſelbſt abonterfeit und wahrlich nicht geſchmeichelt; ſein Geſicht iſt durchlöchert wie ein Schaumlöffel, ſeine kleinen Augen liegen tief in ihren Höhlen und ſeine Züge ſind rauh und eckig. Eines Tags wird man vielleicht dieſe Chargen von Dantan als Antiken behandeln und lange darüber hin und her ſtreiten; denn ſie ſind ganz dazu gemacht, gelehrte Denkſchriften zu veranlaſſen; unten am Fuße jeder Charge ſtehen nämlich Rebus, welche den Namen der dargeſtellten Perſon in Zeichen und Figuren ausdrücken. Wenn man z. B. nach dreihundert Jahren die kleine Büſte von Alexander Dumas ausgräbt, ſo wird Jedermann behaupten, ſie ſtelle das Porträt eines Henkers vor, weil auf dem Sockel eine Guillotine und ein Galgen figurieren. Dieſe Rebus ſind eben ſo ſcherzhaft, als die Textworte unter den Charletſchen Zeichnungen und unter den Robert Macaire's von Daumier.

Wenn man ſich vor dem Laden von Suſſe die Beine müde geſtanden hat, ſo kann man entweder in dem gegenüberliegenden Kaffeehauſe oder noch beſſer beim Paſtetenbäcker Félix ausruhen. Dieſer Kuchenladen iſt ein wahres Boudoir, welches mit der größten Eleganz ausgeſchmückt und ſtets von der ſchönen Welt beſucht iſt;

Digitized by Google

da trifft man Marquisinnen, Herzoginnen, Gräfinnen, reiche Bankiersfrauen und Modedamen, welche hier mit ganz gemeinem, plebejischem Appetit kleine Pastetchen und Kuchen essen und sich auch wohl ein Gläschen feinen Likeur nicht versagen.

Am Abend hat die Passage des Panoramas ein ganz anderes Aussehen. Die Petits-Maitres, welche bei Pétron und in der Umgegend gespeist haben, schlendern hier nach Tisch ein Stündchen auf und ab, mit der Cigarre im Munde; denn die Pariser Incroyables von 1838 haben das Rauchen adoptirt. Die gesetzten Leute spazieren gemächlich einher und sprechen von Erdharz, Politik u. s. w. Alle Boutiken strahlen im vollen Glanze der Gasbeleuchtung; in den Glaskasten der Juweliere schimmern Diamanten und Geschmeide, daß ein Kind Israels darüber außer sich kommen kann, und in den Putzläden sitzt ein Kranz von hübschen Nähterinnen, deren graziöse Arbeiten sich morgen auf dem Kopfe eines weiblichen Dandy schaukeln oder sich in tausend Falten um eine hübsche Taille werfen sollen. Die Passage ist an Winterabenden oft so gefüllt, daß es fast unmöglich scheint, hindurchzukommen; wenn es draußen regnet und stürmt, ist das Gewimmel am größten. Um eilf Uhr fängt es an abzufließen, und eine Viertelstunde nachher sind die meisten Buden geschlossen und alle Gänge leer.

E. C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lissabon, November.

(Beschluß.)

Theater. Dramatische Schule.

Seitdem die französische Gesellschaft sich aufgelöst, hat der Entrepreneur dieses Theaters einen Versuch gemacht, die besten Schauspieler des portugiesischen Theaters zu engagiren und unter seiner Leitung das Theater der Rua dos Condes zum Nationaltheater zu machen. Durch seinen Unterricht haben die Schauspieler wirklich auch außerordentliche Fortschritte gemacht, und so lange sie sich auf Lustspiele beschränken, kann man nun in diesem Theater einen unterhaltenden Abend zubringen; aber ernstere Stücke und Trauerspiele lassen noch viel zu wünschen übrig, ungeachtet man jetzt fortwährend sowohl im National, als im Periodico dos Pobres Kritiken der Darstellungen liest, die aber sichtbar mehr dazu eingerichtet sind, das Publikum zu locken, als die Schauspieler auf ihre Fehler aufmerksam zu machen; der Zweck wird auch so ziemlich erreicht und der Entrepreneur kann dabei bestehen. Der Ausschuß der Gesellschaft setzte sein Spiel im Theater von Salitre fort, machte aber bald darauf einer spanischen Truppe Platz, und man besuchte das Haus nicht der Vorstellungen, sondern der so höchst anziehenden, üppigen Tänze wegen, des Bolero, Fandango, Cachucha, und wie sie alle heißen, die eigentlich nur Spanier in spanischer Tracht zu tanzen verstehen; diese ausdrucksvolle Lebendigkeit und Mimik in allen Gliedern, der dabei beobachtete Anstand, die Grazie dazu sind nur dem spanischen Mann und Weib eigen, und alle Copien davon fallen nur stümperhaft aus. — In Portugal geht man höchst selten systematisch zu Werke, und noch seltener beharrt man bei dem, was systematisch begonnen wurde; man unternimmt und probirt aber Alles, es kommt nur darauf an, daß einer der Minister eine Lieblingsidee hat, durch deren Ausführung er sich einen Namen machen will. Alle Saiten werden alsdann aufgespannt, Alles wird gesetzlich gemacht, und man sollte glauben, die Sache müsse ewig bestehen. Natürlich kann man ohne Geld nichts unternehmen; allein auch dieses wird auf Kosten anderer Anstalten herbeigeschafft. Tritt nun ein solcher Minister bald wieder ab, so stockt das Unternehmen oft schon im Entstehen; denn daß der Nachfolger im Ministerium in die Fußstapfen des Vorgängers treten sollte, daran ist nun einmal nicht zu denken, und wenn auch die Nützlichkeit einer Sache allgemein anerkannt, wenn sie auch noch so gesetzlich angeordnet ist, man bekümmert sich nicht mehr darum, man entzieht ihr unter allerhand Vorwand die Unterstützungen; denn der Minister braucht das Geld zu andern Zwecken oder einer andern Lieblingsidee, und dieses ist schon hinreichend, auch das, was schon im besten Gange ist, wieder zu Grunde zu richten. So hatte denn auch einer der pädagogisch philanthropischen Minister vor einigen Jahren die Idee, die dramatische Kunst in Portugal dadurch zu heben, daß man im großen Waisenhause von Belem Knaben und Mädchen, die besonderes Talent dazu hatten, dramatisch ausbildete. Man errichtete ein besonderes kleines Theater in einem der Säle und schritt frisch zur Ausführung. Unter mehr denn tausend Waisenkindern fanden sich Jünglinge und Jungfrauen genug, denen es nicht an Talenten fehlte, und sie machten in kurzer Zeit solche Fortschritte, daß selbst der Hof einigemal den Vorstellungen beiwohnte. Selbst das Orchester war unter der Direktion des berühmten Bomtempo, der dem musikalischen Conservatorium vorstand, aus Waisenkindern gebildet. Auch Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen wurden gebildet, und der Geschmack an theatralischen Vorstellungen nahm unter den Zöglingen so überhand, daß die Jungen alle Schauspieler, die Mädchen alle Theaterprinzessinnen werden wollten, und hätte diese Manie fortgedauert, so hätte man am Ende alle Städte Portugals mit Truppen versehen können. Der moralische Einfluß, den dies auf die jungen zwölfbis sechzehnjährigen Leute äußerte, die, sonst streng im Hause getrennt, nun in nähere Berührungen kamen, war auch nicht der beste. Zum Glück aber kamen Ministerialveränderungen dazwischen, Niemand fragte mehr nach der Erziehung im Waisenhause, man ließ es an Unterstützung fehlen, die Lehrer wurden des Spiels müde, und damit hatten alle theatralischen Vorstellungen wieder ein Ende. — In der neuesten Zeit ist das erkenntirte Ministerium auf den Einfall gekommen, dadurch den Theatergeschmack zu läutern oder vielmehr das Theaterpersonal zu verfeinern, daß es ihm einen ästhetischen Vorsteher gab, und ernannte dazu den bekannten Schöngeist und Dichter Garret; was dieser nun seit Jahr und Tag gewirkt hat oder wirken kann, ist noch nicht bekannt und sichtbar worden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 19. December 1838.

Du heiliges und weites Meer,
Wie ist dein Anblick mir so hehr!
Seo mir im frühen Strahl gegrüßt,
Der zitternd deine Lippen küßt!
F. L. v. Stolberg.

Fragmente aus Italien.

Meerfahrt.

So segensvoll das Land, so blau das Meer —
Sie streiten um des Wandrers wählig Herz,
Es schwankt getheilt und zweifelnd hin und her;
Hier lockt der Barke Gruß, der Wellen Scherz,
Dort ladet golden der Citronenhain
Zu Duft und Kühlung, Traum und Schatten ein.

O sel'ger Morgen, wo im raschen Kahn
Zum erstenmal ich frei das Meer versuchte!
So rüstig flog er durch die feuchte Bahn,
Entlassen aus Salerno's schöner Bucht,
Zu seinem Element, wie neubelebt
Zum Aether und zum Licht der Adler strebt.

Am Himmel schwankte dämmernd schon der Streit
Der feur'gen Frühe mit der trägen Nacht
Und ihrer Sterne Rest. Es war die Zeit,
Wo, wer sein Brod im Schweiß genießt, erwacht;
Der Schwelger liegt noch in der Faulheit Tod,
Der nur vom Hören kennt das Morgenroth.

Ein kühler Hauch des Windes schwellte frisch
Die Segel und die Herzen; schimmernd sprang
Aus schwärzlich blauer Fluth empor der Fisch;
Es scholl der Schiffer lauter Morgensang,
Und eine blaue Welle schob im Nu
Die Barke schelmisch ihren Schwestern zu.

O Meer! wie schüttelst du der Sorgen Last,
Die Sehnsucht aus des Sterblichen Gemüth,
Daß, schnell mit deinem Reich vertraut, dein Gast
In nie empfundner Lebenswonne glüht!
Es fühlt das Herz so jung sich, so gesund —
Erneut mit Welt und Aether seinen Bund!

Den alten Sinn ließ ich zurück am Strand,
So wie die Haut im Lenz die Schlange streift;
In's frische, flüßige Blau taucht' ich die Hand,
Wie man im Traum nach goldnen Gaben greift,
Und — wie war ich beglückt — es war kein Traum!
Es spülte lind zu mir herauf der Schaum.

Da lag ich in der Barke hingestreckt,
Zu mir herunter mild der Himmel sank;
Zum erstenmale hab' ich da geschmeckt,
O Lethe, deinen süßen Göttertrank!
Du, Geist des Friedens, zogest in mir ein;
Von Wunsch und Sorgen ward die Seele rein.

Digitized by Google

Röthlich gefärbt vom Morgensonnengold
Zieht sich, das Schiff begleitend, eine Wand
Verwegener Felsen; aus den Schluchten, hold
Lauscht Dorf und Stadt, ein wechselnd Gartenband,
Und mancher Thurm, der drohender Gefahr
Verkündiger durch Flammensprache war.

Amalfi, Sommerfeenschloß! du hauchst
Den Wandrer an; er trotzt dem Zauber nicht,
Daß den Granitfuß du in's Meergrün tauchst,
Und in des Himmels sonnigst heitres Licht
Die kühne Stirn, wo Frucht- und Wein-bekränzt
Der Kapuziner gastlich Kloster glänzt.

Wenn's Orte gibt, wo sich, gestillt, das Herz
Der Erde Schönheit trunken wendet zu,
Ein Kind, vergessend seinen Heimwehschmerz,
Von neuer Pracht betäubt: — Amalfi, du
Vermöchtest zu berauschen so den Geist,
Daß er sich los vom Bild der Heimath reißt.

Du aber lockst nicht mit Sirenensang,
Berauschest ihn nicht mit des Lotos Frucht;
Dem Wandrer dringt in's Ohr der Glocken Klang,
Wenn er sich naht der grunen Felsenbucht;
Zur ew'gen Schönheit trägt der Andacht Strom
Empor ihn, steigend aus Convent und Dom.

(Der Beschluß folgt.)

Der Welt Lauf.

(Fortsetzung.)

Manners, welcher dem Kapitän mit den Blicken gefolgt, sagte höflich: „Meine abweichende Auffassung eines so wichtigen Gegenstandes kann Ihnen befremdend erscheinen; denn da die Leute, mit denen Ihr Beruf Sie zusammenführt, nur durch Strenge gelenkt werden, so muß sehr natürlich jede geistige Erhebung denselben fremd bleiben. Unkunde schließt indessen niemals die Befähigung aus, und jeder Psycholog wird Ihnen beweisen, daß die Natur jeden Einzelnen zur höchsten Vervollkommnung befähigt, versteht sich, in seiner Art, nach dem Maßstabe der ungleich vertheilten Anlagen. Die Gewalt ist bequem und führt schneller zum Ziele, darf man ihr deßhalb das Wort reden? Milde ist himmlischen, Strenge irdischen Ursprungs; die große Schwierigkeit des Gegenstandes hat mich niemals geschreckt, den mystischen, tief verborgenen Triebfedern nachzuforschen, durch welche ein Menschenherz zu lenken ist.“ Wilson wollte mit Lebhaftigkeit etwas entgegnen, fuhr aber, bevor er zu reden begann, so unbedacht mit den Händen über den Tisch, daß Glas und Flasche vor ihm umfielen, und diese nicht sehr angenehme Diversion dem Gespräch für diesmal ein Ende machte. — Oefter auch leitete Manners die Unterhaltung auf Liebe, Treue und eine richtige Würdigung der Geliebten, und auch bei solchem Anlaß wurde der arme Wilson von manchem unabweislichen, wenn auch nicht an ihn gerichteten Tadel getroffen. Weit entfernt war er, jenem idealen Bilde zu gleichen, welches Manners mit liebenswürdiger Schwärmerei entwarf, und dem er, seiner Behauptung nach, ähnein würde, sollte er jemals so glücklich seyn, sich Bräutigam nennen zu dürfen. Leise seufzend, horchte Mistreß Wynn so einnehmenden Betheurungen, indessen Charlotte ruhig lächelnd auf Wilson blickte, der ihr dann wohl mit seinem eigenthümlichen Ausdruck zuflüsterte: „Alle Tausend! den hättest du heirathen sollen, Charlotte!“

So glücklich Kapitän Wilson in seinen neuen Verhältnissen sich fühlte, vermochte er dennoch nicht immer, die geheime Sehnsucht nach seiner eigentlichen Heimath, der See, zu besiegen; schon der Anblick des Wassers war ihm Wohlthat, und täglich ging er deßhalb wenigstens einmal an das Ufer des Flusses hinab. Solche Sehnsucht kam ihm auch eines Abends, als er spät das Haus seiner Braut verlassen. Der Mond schien nicht, aber die Helle der Sommernacht reichte hin, seinen Pfad zu erleuchten; tief aufathmend in der herrlichen Frische, schlug er einen, bis dahin nicht von ihm betretenen Fußpfad ein, der indessen nur zu einigen Gärten führte und sich dann in's Feld verlor. Gedankenvoll denselben verfolgend, sah Wilson sich endlich doch in der Nähe des Flusses, von demselben nur durch einen unbedeutenden, aber steilen Hügel getrennt, auf dessen Gipfel er sich befand. Im Begriff, den gangbaren Weg abwärts zu suchen, vernahm er melodisch klagende Laute einer weiblichen Stimme, und betroffen sich zur Tiefe vorbeugend, hörte er sagen: „O, sey weniger hart, weniger grausam! Ein einziges Wort kann mein trauriges Schicksal umgestalten! laß, o laß es mich aussprechen!“ — „Unsinn! Unsinn!“ entgegnete eine rauhe, männliche, Wilson unbekannte Stimme, „du hast den Schwur ewigen Schweigens geleistet, um ihn zu halten; nicht, um ihn zu brechen. Früher hattest du die Wahl: mich aufgeben oder schweigen. Du hast gewählt, und so wage jetzt, meinen Namen zu nennen, wage es!“ — „Nimmer ohne deine Zustimmung! Sprich nicht so hart, so rauh mit mir, die dich so über jeden Ausdruck liebt. Nur meiner Tante, meiner einzigen Stütze will ich deinen Namen nennen dürfen, weil sie daran die Bedingung ihrer Vergebung knüpft; sie nimmt ihn mit in's Grab,

Digitized by Google

verlaß dich darauf. Sie wird Nachsicht haben mit mir Armen, wenn sie erfährt, wer mich verleitet." — „Kein Wort mehr!" entgegnete die Stimme, „du kennst meinen festen, unbeugsamen Willen. Sprich übrigens nicht von Verleitung, denn deine Neigung war es vor allem, was dich in meine Arme führte. Verstößt die Tante dich, dann rechne auf meine Hülfe; die geringste Aufzehnung aber, und ich überlasse dich deinem Geschick so rücksichtslos, daß du mich nimmer wiedersehen wirst. Sey daher verschwiegen. Gute Nacht!" — „Niemals will ich dich verrathen; aber gehst du so, ohne ein Wort des Trostes und der Liebe, so von mir?" — „Schon gut, ich habe Eile! Gute Nacht, Eliza."

Wilson vernahm einen Ausbruch herzzerreißenden Jammers. „Niederträchtiger!" flüsterte er leise und schickte, einen Anlauf nehmend, sich an, den Hügel hinab zu springen; aber das Erdreich wich unter seinen Tritten und er fiel, von Rasen und ganzen Wolken Sandes bedeckt, am Fuße des Hügels ziemlich unsanft zu Boden. Ueberrascht, betäubt, vernahm er noch den schwachen Schrei einer weiblichen Stimme, er raffte sich so schnell auf, als eine leichte Verletzung am Fuß dies gestattete, bemühte sich sprudelnd, den Sand loszuwerden, der ihm in Mund und Augen gedrungen, und als er sich endlich umsehen konnte, war er am einsamen Ufer des Flusses allein. Vergeblich spähte er umher und verfügte sich endlich langsam und in übler Laune nach Haus. Dieses Abenteuer wurde dem Admiral so wie Manners mitgetheilt; beide belächelten den Eifer des Kapitäns und riethen ihm, den Schluß des kleinen Erlebnisses seiner Schwiegermutter aus weiser Vorsicht vorzuenthalten, worauf er entgegnete, daß ein mißlungenes Unternehmen auf dem Festlande ihm niemals zur Schande gereichen könne, er sich indessen vor zu großer Aufrichtigkeit hüten werde. Oefter noch ging Wilson zu derselben Stelle am Fluß hinab, aber nur das Murmeln der Wellen störte die Stille umher.

Ungefähr vierzehn Tage nach diesem Ereigniße trat Manners in das Haus des Admirals, als eben Wilson im Begriff stand, dasselbe zu verlassen; jener wollte sogleich mit umkehren. „Nein, nein," rief der Kapitän bittend, „Charlotte und ich haben einen Lebensplan für Sie entworfen, den ich Ihnen mittheilen muß. Verfügen Sie sich gütigst auf mein Zimmer, ich habe einen Auftrag Admiral Darfords auszurichten, bin aber spätestens in einer halben Stunde zurück. Zu Ihrer Unterhaltung bis dahin kann ich Ihnen freilich nur meine Bücher empfehlen." Manners willigte ein und der Kapitän eilte die Straße hinab und traf am Ende derselben mit dem Notar des Admirals zusammen, an den der Auftrag gerichtet war. Beide kehrten mit einander um, und im Hause angelangt, eilte Wilson auf sein Zimmer. Das ganze Haus war mit ostindischen Matten belegt, lautlos glitt sein Fuß darüber hin; er öffnete die Thür mit dem ihm eigenen Ungestüm und blieb starr, wie versteinert in derselben stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von J. W. Petersen.

Zoologisches.

Fasanen, Pfauen, Truthühner. — Zur Geschichte der Ausbildung eines Volks gehört unstreitig auch der Gang der Verfeinerung in Nahrungsmitteln und Leckereien. — Unerwartet früh, zu einer Zeit, wo unser Vaterland noch sehr rauh genannt werden mußte, wurden schon Fasanen gehegt. Karl der Große († 814) hielt dieses schöne und schmackhafte Federwild auf seinen Landgütern und Meiereien, aber, wie es scheint, nur des Staates wegen. Beschreiber fand es in diesem Jahrhundert und noch lange nachher nicht. In Glossarien des eilften Jahrhunderts lautet sein Name „Fashuon." Albert von Lauingen, der Große († 1282) spricht von Fasanen als einem gewöhnlichen Federvieh. Er sah ihrer viele im Garten der Dominikaner zu Köln. Wenn Bettelmönche welche hielten, kann ihre Zucht nichts Seltenes gewesen seyn. Auch die Minnesänger gedenken des Thiers an einigen Stellen. — Bei der Hochzeit des reichen Herzogs Georg von Landshut wurden unter andern auch „vashun" aufgetischt. Nach der Beerdigung des bairischen Herzogs Albert 1509 ward ein Gastmahl gehalten, wobei drei-und-zwanzig Trachten Speisen vorkamen. Die ein-und-zwanzigste bestand aus „pratens" von Waßhennen, Rebhühnern u. s. w. Daß diese Thiere für einen köstlichen Leckerbißen galten, erhellt aus einer Stelle Gailers von Kaisersberg: „Es ligt nüt daran, ob du kostliche oder nachgültig (geringe) Ding essest; du magst dich eben als wol verschulden in essen eines öpfels, als hettst du ein „vasanthun" gessen.." — In einem plattdeutschen Gedicht aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts tritt der „Fovsan" in der Rathsversammlung der Thiere auf und gibt die Lehre:

We di myt trouwe mene
den hebbe lef, he si grot edder mene.

Pfauen waren bei den Römern eine seltene Leckerspeise. Um so mehr ist es zu bemerken, daß auch in Deutschland schon im eilften Jahrhundert dieser Braten bekannt war. Kaiser Heinrich II. lud einmal den schwärmerischen Einsiedler Gunther an seine Tafel und ließ

Digitized by Google

demselben einen gebratenen Pfau vorsetzen. Einen solchen Genuß hielt der heilige Mann für eine sündliche Leckerei. Was geschah also? Der gebratene Pfau flog von der Tafel weg. * Dieses Wundermährchen beweist wenigstens, daß die Großen in unserm Vaterland damals Pfauen aßen. — Daß es zu seiner Zeit weiße Pfauen in Niederdeutschland gegeben habe, versichert Albert von Lauingen.

Man hat behauptet, die Truthühner (Puter, Kalekuter) seyen erst seit der Entdeckung Amerika's bei uns bekannt. Dies ist irrig; schon i. J. 1276 war dieses Thier im südlichen Deutschland, freilich aus Italien dahin gebracht. ** Im sechzehnten Jahrhundert wurde es auf den Landsitzen mehrerer unserer Edelleute in Menge gezogen, und im Jahr 1609 wurden bei der vierwöchigen fürstlichen Hochzeitschwelgerei zu Stuttgart 128 dieser „indianischen stuhk," und nur 25 Fasanen verzehrt. — Bemerkenswerth bleibt, daß in dem reichen, üppigen, leckern England die Truthühner, wie auch Karpfen und Hopfen, nicht früher als i. J. 1524 bekannt geworden sind. ***

* Wolfer. vita S. Güntheri, ap. Mabillon acta S. S. Bened.

** Annal. Colmar. In Laufenberck gallus magnus ex Italia, sub cujus ventre gallina transibat.

*** Homer, Versuch über die Geschichte der Menschheit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Broussais. Lherminier.

Das Ende des vorigen Monats wurde durch zwei Auftritte in der Studentenwelt bezeichnet. Ein Professor wurde von ihnen feierlich zu Grabe geleitet, und sie spannten sich statt der Pferde an den Leichenwagen, um ihn bis zum Gottesacker außerhalb der Stadt zu ziehen. Einen lebenden Professor hingegen zischten und pfiffen sie aus, und zwangen ihn, den Katheder zu verlassen und sich nach Hause zu begeben. Der erste war Broussais, der zweite Lherminier. Broussais ist der Erfinder einer Heilkunde, welche viele Anhänger in und außer Frankreich zählt, und sogar, wie einige Tagblätter sodtisch bemerken, der Erfinder mehrerer Krankheiten, die man vormals nicht kannte, und die vielleicht mit ihm zu Grabe getragen werden, ohne daß das menschliche Geschlecht viel dabei gewinnt; denn diese Krankheiten werden von irgend einem andern genialen Arzte unter andern Namen wieder auferweckt werden. Broussais ist in seinen Meinungen und Lehren immer consequent geblieben; dies ist eine in Frankreich ziemlich seltene Eigenschaft, die man daher auch vorzüglich schätzt, wenn sie an einem berühmten Manne bemerkt wird. Einige legitimistische Blätter machen es ihm zum Vorwurf, daß er nie ein religiöser Mann (in ihrem Sinne) gewesen, sondern stets in seinem Unglauben verharrt habe. Seine religiösen Ansichten haben jedoch mit seinen medizinischen Vorträgen nichts zu thun, und ein Professor der Medizin kann von Niemanden gezwungen werden, ein kirchliches Glaubensbekenntniß abzulegen. Der Umstand, daß er unbestritten auf der Welt gegangen ist, scheint zu beweisen, daß er weit uneigennütziger war, als manche seiner Collegen, welche zwar die Kirche fleißiger besuchen, als er that, aber sich auch ihre ärztlichen Besuche sehr theuer bezahlen lassen. Eben die Consequenz im öffentlichen Leben, welche Broussais die allgemeine Achtung erwarb, fehlt dem jungen Professor Lherminier, und hat ihm die unangenehmen Auftritte zugezogen, die sich in diesen Tagen ereignet haben. Wie dieser sonst mitrailleratic Professor, welcher seinen philosophischen Vorträgen eine ganz politische Färbung gab, plötzlich ungesattelt und gegen die Anhänger seiner vorigen Meinungen heftig losgezogen hat, habe ich in frühern Berichten erwähnt. Man kann es zwar Niemand verdenken, wenn er, durch Nachdenken bewogen, anderer Gesinnung wird und einer neuen Ueberzeugung Raum gibt; wenn aber eine solche Ueberzeugung mit dem Antritt eines sehr einträglichen Staatsamtes zusammenfällt, und wenn nun der Neubekehrte, statt seine Meinung für sich zu behalten, dieselbe mit großem Gepränge zur Schau trägt, die von ihm verlassene Partei herabzuwürdigen sucht und seine neuen Patrone unverschämt lobt, so kann ein solches Betragen nicht anders als allgemeinen Unwillen erregen. Vielleicht hatte Lherminier nicht daran gedacht, daß er nun bald vor denselben Judybrern werde auftreten haben, denen er mehrere Jahre lang so äußerst liberale (einige Blätter sagen sogar revolutionäre) Vorträge gehalten hatte. Vielleicht hatte er sich auch mit einem gewandten Vortrag gerüstet, um seinen plötzlichen Uebergang von einer politischen Partei zur andern zu beschönigen oder gar zu rechtfertigen. Er hatte aber nicht vorhergesehen, daß der gegen ihn erregte Sturm so heftig ausbrechen würde. Wie er von seinem Katheder vertrieben wurde und nur durch die Flucht dem Unwillen der Studenten entgehen konnte, ist nun bereits allgemein bekannt; wie auch, daß sich der Minister des öffentlichen Unterrichts deswegen gefunden, Lherminiers philosophischen Cursus einstweilen zu suspendiren. Als Redner wird dieser übrigens talentvolle Mann in der Folge schwerlich von politischer Bedeutung werden; denn die öffentliche Achtung, welche einem geistreichen Vortrag Nachdruck geben kann, ist ihm entgangen. Er wird nun als Schriftsteller zu wirken suchen, und da in Paris eine Tagesbegebenheit die andere bald verdrängt, so wird man auch schnell diese Auftritte vergessen; einem talentvollen Manne vergibt man auch mehr, als einem andern; nur läßt sich nicht leugnen, daß der sonst geistreiche junge Professor sich bei seiner politischen Bekehrung ziemlich ungeschickt benommen hat, so daß sie nicht die Wirkung haben kann, die er sich vielleicht von derselben versprochen. — An der Facultät des lettres, welche noch immer in dem alten Sorbonnegebäude ihren Sitz hat, lasen sich in diesem Jahre, wie im vorigen, die vorzüglichsten Professoren, als Guizot, Lacretelle, Boissonade, Leclerc u. a., durch junge Professoren ersetzen. Einige derselben, welche durch die Staatsangelegenheiten in Anspruch genommen sind, besonders Guizot, werden schwerlich jemals wieder den Lehrstuhl betreten. Jauriel, welcher sich eine Zeitlang durch einen Andern ersetzen ließ, hält aber nun seine Vorträge wieder selbst, und hat dagegen seine Stelle als Conservateur adjoint der Handschriftensammlung der königlichen Bibliothek niedergelegt. Er gedenkt seine Vorträge über Literatur des Auslandes nach und nach denselben herauszugeben, hat aber auch seine Geschichte des südlichen Galliens noch nicht vollendet.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 20. December 1838.

— 'tis not impossible,
But one, the wicked'st caitiff on the ground,
May seem as shy, as grave, as just, as absolute,
As Angelo; even so may Angelo
In all his dressings, charact's. titles, forms,
Be an arch-villain.

Shakespeare.
Measure for measure.

Der Welt Lauf.

(Fortsetzung.)

Wilsons Schreibtisch, an dem er in sorgloser Unordnung den Schlüssel fast immer stecken ließ, war geöffnet, Manners stand vor demselben, eine Handvoll Guineen aus einem Schubfache nehmend, welches vor ihm aufgezogen war und in das er sie jetzt, etwas rückwärts tretend, hastig zurückgleiten ließ. — Unbeschreiblich war die Verwirrung Beider; Wilson, der rechtlichste Mensch unter der Sonne, stand wie vom Blitz getroffen, unschlüssig, solle er bleiben oder gehen. Die mannigfachsten Gefühle bestürmten ihn, Schrecken, Abscheu, die vernichtende Beschämung, welche er für Manners empfand und bei diesem voraussetzte. Mit gefesseltem Fuß, die Hand auf dem Thürgriff, horchte er einen Augenblick, Manners habe seinen Scherz mit ihm treiben, ihn mit seiner Nachlässigkeit necken wollen. Jedenfalls bereit, es so zu nehmen, wollte Wilson sogar versuchen, einen Scherz vorzubringen, aber das sichtliche Entsetzen, welches jenen übermannte, schloß ihm die Lippen. Nach einer Pause trat er näher, und kaum wissend, was er sagte, rief er im schmerzlichsten Tone: „Ist es möglich! Manners, hatten Sie denn gar kein Vertrauen zu mir?“

Dieser, welcher bis dahin scheu umhergeblickt, richtete beim ersten Worte sich stolz empor, er sah den Kapitän fest, aber mit Augen an, aus denen, einer fast übermenschlichen Anstrengung zum Trotze, Haß und unlauteres Bewußtseyn sprachen. „Ich muß Sie ersuchen, Kapitän Wilson,“ sprach er ernst, „sich kein Urtheil über mich zu erlauben; es gehört größere Tiefe dazu, mich oder meine Beweggründe zu beurtheilen, als Sie besitzen.“ Diese Antwort würde höchst wahrscheinlich Wilsons Zorn gereizt haben, hätte nicht ein Umstand seine Aufmerksamkeit abgelenkt. Manners Erwiderung war in einem tiefen, rauhen Accent gesprochen, der seinem, sonst so weichen, wohltönenden Organ völlig fremd war; Wilson hatte diese Stimme schon einmal und zwar in jener Nacht am Ufer des Flusses gehört. Die Gewißheit flog mit Blitzesschnelle durch seine Seele, er wußte jetzt, mit wem er es zu thun habe. „Manches wird mir nun begreiflich,“ entgegnete er ruhig. „Ich war es, mein Herr, der vor vierzehn Tagen Ihre Unterhaltung am Flusse störte, so unsanft freilich nicht, als ich damals wünschte. Ein Wort, die leiseste Andeutung, und ich hätte Sie mit Freuden in den Besitz Alles dessen gesetzt, was ich für den Augenblick mein nenne.“

Tiefe Schatten flogen über Manners Antlitz, verletzende Ironie malte sich in seinen Zügen. „Kapitän Wilson spricht gegen seine Gewohnheit in Räthseln; darf

Digitized by Google

ich um eine Erklärung bitten?“ Wilson bekämpfte gewaltsam die innere Aufregung, warf sich in einen Stuhl und schien ernst nachzudenken. „Manners,“ sagte er nach einer Pause, „Sie haben den Rand eines grauenvollen Abgrunds überschritten; meine Hand möchte Sie halten und retten, falls das möglich ist. Ich beklage aus tiefster Seele, daß Alles so hat kommen müssen; ich verlange kein Geständniß von Ihnen, denn wozu könnte es nützen? aber bedenken Sie auch, daß ich völlig absichtslos die Schauer dieses Augenblicks herbeigeführt, und fassen Sie Vertrauen zu mir. — Sehen Sie mich nicht so an,“ fügte er, stolz sich aufrichtend, hinzu; „denken Sie nicht, daß ich Sie, daß ich irgend Jemanden fürchte.“ Sanfter fuhr er nach einer Weile fort: „Ich möchte Sie retten um Ihrer selbst, um Emiliens, um Charlottens willen. Hier können Sie nicht bleiben, das werden Sie einsehen.“ — „In der That,“ entgegnete Manners spöttisch, „Ihre gütige Sorge für mich ist so neu als überraschend.“ Wilson blickte ihn mit ruhiger Verachtung an: „Sie werden nicht hier bleiben, wenn Ihnen an meiner Verschwiegenheit gelegen ist.“ — „An Ihrer Verschwiegenheit? Was hätte Kapitän Wilson von mir zu verrathen?“ — „Ich sehe, Sie sind ein vollendeter Schurke, aber Sie haben an mir Ihren Mann gefunden. Wollen Sie sich in's Verderben stürzen, so werde ich es nicht hindern; haben Sie den Wunsch, sich zu retten, so biete ich Ihnen eine Summe, hinlänglich zur Begründung einer Existenz in einem fremden Welttheil. Nehmen Sie Ihren Abschied, geben Sie Miß Derby auf und rechnen Sie dann fest auf den Beistand eines Mannes, der Ihnen unverbrüchliche Verschwiegenheit gelobt.“

Bei dem Namen seiner Geliebten glitt ein sehr zweideutiges Lächeln über Manners Lippen. „Ihr tragischer Eifer führt Sie etwas zu weit, Herr Wilson; käme es darauf an, vor der Welt rein und tadellos dazustehen, so möchten Sie leicht mehr in Nachtheil gerathen als ich, dessen Wandel und Grundsätze anerkannt und geschätzt sind. Was Miß Derby anlangt, so darf ich auf das öffentliche Urtheil mich berufen, ob ich es war, der die Neigung dieser jungen Dame zu gewinnen suchte, oder ob ich nicht vielmehr das mir entgegenkommende Gefühl nach langem Widerstand halb dankbar, halb gerührt endlich erwiderte. Miß Derby hat nur diejenigen Ansprüche an mich, welche gesellige Huldigungen geben, und jeder weiß, daß diese so ziemlich in der Einbildung bestehen. Versuchen Sie übrigens, mich aus diesem Herzen zu verdrängen, ich werde den Erfolg mit Ruhe abwarten.“ Wilson, der rasch im Zimmer umhergegangen, blieb jetzt stehen und sagte fest: „Ich bitte um Ihre bestimmte Erklärung, ob Sie meinen Vorschlag annehmen oder verwerfen.“ Finster sann Manners einen Augenblick nach. „Ich verwerfe,“ entgegnete er, „die Mährchen von Begründung eines Wirkungskreises in der neuen Welt, ich werde niemals nach Amerika gehen, aber ich habe nichts dawider, zu dem Regimente mich versetzen zu lassen, welches in acht bis zehn Tagen nach Irland aufbricht; es war immer mein Wunsch, die dortigen Zustände kennen zu lernen und in größere Thätigkeit zu kommen. Zuvor aber,“ fügte er mit funkelnden Augen hinzu, „zuvor werden Sie mir für den Ausdruck Schurke, dessen Sie sich unverschämter Weise bedienten, Genugthuung geben.“

Wilson blickte ihn mit unaussprechlichem Erstaunen an. „Ich Ihnen?“ fragte er verwundert; „doch es sey! obwohl — jedenfalls indessen schlage ich mich nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie zuvor für jene Unglückliche Sorge tragen.“ Manners schwieg erröthend, auch Wilson erröthete. „Ueberlassen Sie mir diese Sorge, Lieutenant Manners,“ sagte er höflich, „bis günstigere Zeiten für Sie eintreten. Das Ende unserer Unterredung,“ fügte er mild hinzu, „ist Ihre Schuld, ich meinte es gut mit Ihnen.“ Jener verbeugte sich kalt: „Tag und Stunde?“ — „Heute Abend um acht Uhr.“ — „Ich setze voraus, daß die Waffen Pistolen sind, aber der Zusammenkunftsort?“ — „Der Platz am Fluß.“ — „Gut, ich werde außer dem Sekundanten unsern Wundarzt mitbringen, der mein Freund ist.“ Er verbeugte sich ruhig und ging.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus Italien.

Meerfahrt.

(Beschluß.)

O glücklich, wer Neapels Staub entfloh!
Wem nicht die Seele mehr der Lärm beengt,
Womit ein Volk, zerlumpt, beschmutzt und roh,
Sich durch Toledo und durch's Leben drängt —
Das, von des Ruhmes Hauch nicht mehr bewegt,
Die Arbeit schwer und leicht die Schande trägt!

Ach! jenes Stempels edle Form zerfällt,
Den auf des Menschen Stirn ein Gott gedrückt,
Als er mit seinem Ebenbild die Welt
Neidlos, die frischvollendete, geschmückt;
Und wenn von Feuer nicht ihr Auge leer,
So spricht es doch von keinem Himmel mehr.

Digitized by Google

Wer facht in dem gesunkenen Geschlecht
Zu Flammen die erloschne Götterglut?
Wer wühlet aus den Grädern Zucht und Recht?
Wer waffnet wieder den entmannten Muth?
Wer deckt der Fessel Mal mit Schlachtenstaub?
Der Schande Brandfleck mit des Lorbeers Laub?

Auf diesem Boden thront der Ueberfluß
Und schüttet fast sein goldnes Füllhorn leer;
Doch ach! mit diesem Strome von Genuß
Verwöhnt er seiner Kinder Herz noch mehr;
Wie einst den großen Punier er geschwächt,
Entnervt er jetzt das heimische Geschlecht.

Wo ist der Held, der der Begeistrung Glut
In diese Seelen, wie Prometheus, haucht?
Zur Ehrenwaffe schmiedend neu den Muth,
In langer Schande feilem Dienst mißbraucht?
Wann kommt der Tag, wo, wer nach Licht sich sehnt,
Nicht des Verbrechens Larve mehr entlehnt?

O! zweimal hat mit einem Rest von Kraft,
Wie ein gequälter Leu, in Todespein,
Dies Volk aus seiner Schmach sich aufgerafft —
Und zweimal sprach das ehrne Schicksal: Nein!
Und zweimal, von sich selber und vom Glück
Verlassen, sanken tiefer sie zurück.

Weh Jedem, der sie mit hinunterstieß
Und einer bessern Zukunft junge Saat
Auf Menschenalter hin verkümmern ließ,
Wer ihren schwachen Lorbeer niedertrat,
Wer kalt auf dieser Paradiesesflur
Erneute des uralten Fluches Spur!

Weh Nelson! deinen Ruhm erzählt das Meer,
Doch laut es auch von deiner Schande spricht!
Die Schale deiner Schmach ist noch so schwer
Als deiner ehernen Trophä'n Gewicht!
Du zwangest See und Feind — und einen Greis
Gabst einer schönen Buhlerin du preis!

Dies Meer war's, das der Held mit Mord entweiht,
Ach, nicht zum erstenmal! Wer zählt das Blut,
Das seit des Puniers und des Turken Zeit
In warmen Bächen färbte diese Fluth!
Doch, wie die Luft, vergeßlich ist die See,
Behält nicht Narb' und Spur vom alten Weh.

Dort; jene Insel, die, ein Felskoloß
Steigt aus der Wellen Glanz — wo selbst der Stein
Sonnebrauscht, ob auch von Erde bloß,
Den Feigenbaum nährt und den heißen Wein;
An steilen Klippen klettern Ziegen nur,
Nicht Roß und Maulthier finden Pfad und Spur;

Auch sie war Lüsten, Thaten einst vertraut,
Die dauernd ihrem Namen haften an;
Der Römer, der in's freie Herz geschaut
Dem Heuchler, groß als Lüstling und Tyrann,
Hat, Capri, dich mit einer Schmach bedeckt,
Die selbst Tyrannen — bessert nicht, doch — schreckt.

Versinkst nicht, schamroth, du im Meere? Nein!
Ein blauer Duft schmiegt, wie ein Schleiergewand,
Um deine Glieder sich von warmem Stein;
Der Wellenschlag kühlt deiner Felsen Brand;
Den Namen, von Tiber geschändet, heilt
Dein Genius, der in blauer Grotte weilt.

Und schön bist du und rein! Hoch von dem Thurm,
Wo sich dein Kaisergast gewälzt in Luft,
Schau ich dich, reizgekrönt. Es nagt der Wurm
Der Reu' und Scham nur an des Menschen Bruft;
Und trotz dem Fluch, den ein Tiber ihr ließ,
Bleibt Capri, was es war, ein Paradies.

Heim zu der Stadt, die um den Golf sich schmiegt,
Trägt jetzt mit Ruderflügeln mich der Kahn;
Heim! — Wie, vom Bann der Schönheit schnellbesiegt,
Gewöhnt ein Herz sich in der Fremde an!
Ein Gast Neapels, kaum erst Tage dort,
Träumt' ich mir schon zur Heimath seinen Port!

Auf ihrem leichtdurchflognen Wellenweg
Begegnet meiner Bark' ein schweres Schiff —
Steinblöcke seine Fracht — das sich nur träg
Hindurchkämpft. Wie den Ruderern am Griff
Der Schaufeln schwillt der nerv'ge Arm! wie heiß
Fließt vom sonnbraunen Angesicht der Schweiß!

Verwandelt um sie ist die Fluth in Schaum.
Mit jedem Ruderschlage wird die Schaar,
Wohl zwanzig Köpfe, rücklings in den Raum
Des Schiffs hinabgebeugt, fast unsichtbar,
So schwer ist ihre Fracht, doch leicht ihr Muth:
Sie pflügen mit Gesang, im Takt, die Fluth.

Was ihr Gesang? ein leichtes Fischerlied,
Wie es der Marinaro Nachts ablauscht
Dem Meergeflüster, wenn zum Fang er zieht,
Die Bark' erleuchtet, daß vom Glanz berauscht,
Der auf dem dunkeln Wasserspiegel glimmt,
Der Fisch bethört ihm in die Netze schwimmt;

Ein solches Lied war es — nicht dein Gedicht,
O Taffo! du, deß heimathliches Haus
Dort aus Sorrents Goldfrüchtenwildern, dicht
Und dunkelgrün, winkt freundlich weiß heraus. —
Warum tauschst' er dies Nest, so wonnesüß,
Gegen Ferrara's Schloß und Thurmverließ?

Digitized by Google

Doch — hier hätt' er vielleicht ein dirklich Lied
Gedichtet nur, indeß sein Genius dort
Ihm den unsterblichen Gesang beschied,
Deß Feu'r, sich selbst ernährend, glühet fort,
So lang ein Herz für Ruhm und Glaube schlägt,
Und für den Kummer, den Erminia trägt.

Es wandelt der Orangenbaum die Luft
Zum Meer von Wohlgeruch, die Frucht erquickt
Mit Süßigkeit; herb ist des Lorbeers Duft
Und bitter sein Geschmack. — Torquato blickt
Im Traum nach einem Kranz, um das sich flicht
Ein Lorbeer — er erkennt's — und zögert nicht;

Er stürzt sich in des Lebens stürm'sche Flut,
Ein Ringer mit der stärksten Leidenschaft. —
Fragt seinem ird'schen Loos nicht nach! Er ruht!
Berühmt wie ein Pallast ist seine Haft.
Das Lorbeerhaupt, das er im Traum gesehn,
Sah, marmorn, ich im Königsgarten stehn. —

Die Barke stößt an's Land — mit raschem Fuß
Spring' ich heraus, und dankbar ruf', o Meer,
Ich deinen Wellen nach noch meinen Gruß;
Sie hören's nicht, sie sind schon selbst nicht mehr!
Du bleibst, o Meer! doch deine Wellen sind
Nur ew'ge Flucht, wie Feuer, Zeit und Wind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Sorbonne. Realunterricht. de Rossi.

Die Sorbonne ist ein merkwürdiges Gebäude, das noch so ziemlich seinen alterthümlichen Charakter an sich trägt, und an welchem die Alles umgestaltende Hand der Baumeister bisher wenig geändert hat. Die Kirche, welche Richelieu's Grabmal enthält und während der Restauration wieder geöffnet war, ist seit 1830 abermals geschlossen, ich weiß nicht warum, und Niemand bekümmert sich mehr um dieselbe. Die Sorbonne enthält einige gelehrte und wissenschaftliche Sammlungen, welche in einer Provinzialstadt als ein großer Reichthum betrachtet würden, hier aber, wo es solcher Schätze so viele gibt, wenig beachtet werden. So besitzt sie zwei Bibliotheken, nämlich eine allgemeine, und eine spezielle für die theologische Fakultät. Beide stehen dem Publikum offen, wie überhaupt alle hiesigen Bibliotheken. Ferner besitzt die Sorbonne ein mineralogisches Kabinet und einen bedeutenden physikalischen Apparat. Für die Erweiterung dieser wissenschaftlichen Sammlungen sind bereits durch einen veröffentlichten Bericht des berühmten Thenard Schritte geschehen. Bei der Eröffnung der verschiedenen Schulkurse in den Collegien oder Gymnasien kam diesmal auch wieder die Nothwendigkeit der Anlegung von Realschulen zur Sprache, d. h. die Nothwendigkeit, besondere Unterrichtsanstalten für diejenigen zu gründen, welche sich keinem gelehrten Fache widmen wollen. Einiges ist bereits dadurch geschehen, daß man neben dem Gymnasialunterrichte in alten Sprachen die Anfangsgründe der Naturlehre, Mathematik, Chemie, vaterländische Geschichte und lebende Sprachen in den Lehrplan aufgenommen hat. Indessen hat man sich vielfältig öffentlich darüber ausgesprochen, daß jetzt zu viel gelehrt werde und die Schüler nicht genug Zeit zu Allem haben. Diesem wird aber dadurch abgeholfen, daß einige dieser Lehrfächer den Schülern nicht zur Pflicht gemacht werden, und die Eltern das wählen können, was sie für ihre Kinder am zuträglichsten halten. Es werden aber doch eigentliche Realschulen in den Stadtrevieren, wo die Volksmenge am gedrängtesten lebt, und wo es von kleinen Fabrikanten und Krämern wimmelt, angelegt werden müssen. Zu einer höhern Anstalt dieser Art hat man das Conservatoire des arts et metiers ausersehen, an welchem bereits mehrere Vorträge gehalten werden, und wo bekanntlich sich eine sehr bedeutende Sammlung von technologischen Mustern, Maschinen und Werkzeugen, wie auch eine dem Publikum offen stehende technologische Bibliothek befindet. Hier sollen noch einige Lehrstühle errichtet werden, wodurch den höhern Behörfnissen der jetzt so wichtigen Gewerbsstände so ziemlich abgeholfen würde. Wo diese sich auch Technologie besser vortragen, als mitten in einer so reichhaltigen Sammlung und in der Nähe von so vielen mehr oder minder bedeutenden Fabriken und Werkstätten? Wie stark die juristische und medizinische Fakultät diesen Winter besucht werden, haben die Tageblätter bereits angegeben. An Advokaten und Aerzten werden die Franzosen sicher sobald keinen Mangel leiden; allein da auch Processe und Krankheiten nicht ausgehen, die Volksmenge immer wächst und manche Studenten später andere Fächer wählen, so wird das bisherige Verhältniß zwischen Aerzten und Advokaten einerseits, Processführenden und Kranken andererseits durch die gegenwärtige große Anzahl von Studenten wohl wenig geändert. Aus der juristischen Fakultät hat jetzt de Rossi, Professor des Staatsrechts, die meisten Zuhörer. Der Hörsaal ist bei seinen Vorlesungen stets gedrängt voll, und zuweilen haben die sich etwas verspätenden Studenten viele Mühe, hineinzukommen. Als de Rossi vor Jahren auftrat, ging es ihm nicht besser, wie neulich dem Professor Ubermünier. Da Guizot, damals Minister, de Rossi aus Genf berufen und als Professor eingesetzt hatte, anstatt einen Concurs wegen Besetzung des neuen Lehrstuhls zu eröffnen, betrachtete man diese Ernennung als unrechtmäßig, obschon, wie es scheint, der Regierung das Recht zusteht, wenn ein neuer Lehrstuhl errichtet wird, nach Belieben einen Professor dazu zu ernennen, wogegen bei Besetzung eines schon bestehenden Lehrstuhls auf den Erfolg der öffentlich veranstalteten Prüfung Rücksicht genommen werden muß. Professor de Rossi mußte es entgelten, daß er den Doktrinärs seine Ernennung verdankte. Er wurde ausgepfiffen, mußte den Katheder verlassen, und der Minister sah sich genöthigt, gerade wie neulich bei Ubermünier, den Cursus einstweilen einzustellen. Dies muß also Letztern trösten. Wahrscheinlich wird das junge Publikum auch bald das neue politische Credo Ubermünier's vergessen und zu seinen philosophischen Vorträgen strömen, wofern er so klug ist, von nun an die Politik bei Seite zu lassen, und nicht die Absicht merken läßt, die Jugend zur ministeriellen Ansicht zu bekehren, wie er sie zuvor demokratisiren wollte. Dz.

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 102 und Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 21. December 1838.

Respicere exemplar vitae morumque jubebo
Doctum imitatorem, et veras hinc ducere voces.

Horat.

Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

Eine Skizze.

Erster Abschnitt.

Es kann nicht gleichgültig seyn, die Quellen aufzuspüren, aus der der Dramatiker seine Gebilde schöpft; sie gehören dem Leben an, denn sie haben sich die Theilnahme der Zeitgenossen zu erwerben gewußt, und meistentheils sind sie auch ursprünglich aus dem Leben hervorgegangen. Jeder bedeutende Dichter steht da als Repräsentant seiner Nation, und die beiden obigen sind längst in ihrer Vereinigung als das Gesammtbild poetischer Anschauungen der Deutschen aufgestellt worden. So fremdartige Gewänder Beide auch hie und da anlegen, so mannigfaltiger Formen sie sich bedienen, um zu wirken, immer, kann man nachweisen, ist es ihre Zeit und ihre Nation, die sie dabei im Auge hatten. Wie ließe sich denn auch sonst ihre bleibende Wirkung erklären? Das in seinem Wesen durch und durch Fremde, mit nichts Bestehendem und Angewöhntem Zusammenhängende kann sich auf keine Weise halten. Das wurde bei den neuern Versuchen, das englische, spanische, ja sogar indische Theater in seiner ursprünglichen Form bei uns einzubürgern, deutlich genug.

Das Drama ist vor allen andern Dichtungsarten ein Bild des Lebens; aber was ist's vorzüglich, was sich abbildet? Ist es der Stoff, die Fabel, die der Dichter wählt, oder ist es nicht vielmehr die Art der Auffassung? Bei aller Objektivität, bei aller möglichen Selbstständigkeit der Phantasie eines großen Dichters ist es unmöglich, daß er sich ganz frei halte von der ihn umgebenden Welt, und wenn dieses auch möglich wäre, könnte es kein Vorzug genannt werden; denn je weiter der Schaffende sich vom Wirklichen entfernt, desto mehr raubt er dem Beschauenden den Maßstab der Beurtheilung und mit diesem das Interesse an seiner Schöpfung. Es führt dieses auf das „Charakteristische," als auf die erste und wesentliche Forderung, die wir an ein poetisches Kunstwerk, und besonders an ein Drama machen. Es ist damit nicht jene falsche Charakteristik gemeint, die sich hinsichtlich der Nebendinge einer Handlung in einer widerwärtigen, kleinlichen Strenge des Costüms der Zeit breit macht, sondern die der Personen und der Situationen. Dieses Charakteristische geht jedoch nie über die Zeit und die unmittelbaren Anschauungen hinaus. Trotz dem großen Talente Shakespeares, hat er doch keine Römer

Digitized by Google

geschaffen, sondern in römischen Kleidern und unter römischen Namen Britten; aber er brachte diese brittischen, ihm nahe liegenden Charaktere unter Formen und Situationen, wie sie einen Cäsar, einen Brutus, einen Coriolanus, nach dem Begriff, den wir uns von diesen Helden machen, bezeichnen. Darum bleiben seine Gestalten doch immer originell, gerade weil sie Züge enthalten, die unmittelbar aus dem Leben heraus gegriffen wurden und die zu beurtheilen jedem nahe lag. Die französische Bühne verließ diesen Weg der Wahrheit frühzeitig und ging in persönliche Beziehungen über. Sie machte das dem Dramatiker so nothwendige Copiren seiner Zeit und Umgebung zur handgreiflichen Porträtzeichnung oder zum poetischen Schmeichelbilde. Die Römer Racines und Corneilles fanden sich im damaligen Frankreich nicht, der Dichter konnte also keine Vorbilder zu ihnen suchen, und mußte lediglich aus seiner Phantasie schöpfen — daher das Unwahre, Gekünstelte, Kaltlassende. Nur hie und da in einem einzelnen Heros fand und bewunderte man das Bild des Königs oder der herrschenden Geliebten. In Deutschland, seiner ganzen Bildung und Gesinnung nach, war dieser Abweg nicht zu befürchten. Die dramatische Dichtung gelangte hier erst sehr spät zur selbstständigen Größe einer Kunst, und als sie dieß gelangte, war die Kritik schon eine völlig ausgebildete Wissenschaft, die warnend und zurechtweisend die Schritte Thaliens begleitete. Unser deutsches Theater beginnt eigentlich erst mit dem Bekanntwerden Shakespeares, und da stand Lessing schon als kritischer Taufpathe an der Wiege des erwachenden Genius des deutschen Dramas.

Es ist hier nicht der Ort, nachzuweisen, wie von großen Geistern die ersten belebenden Keime ausgestreut wurden, wie das deutsche Theater zu einem Nationalinteresse rasch heranwuchs; wir haben es nur mit einem Theil jener Gesammtbilder zu thun, die bei ihrem Erscheinen vom Theater herab so große Wirkung thaten und noch thun, mit den Frauen in den Dramen Goethes und Schillers. — Hier zeigt sich nun besonders, was oben vom „Charakteristischen“ gesagt wurde. Die Frauengestalten eines Dramatikers sind immerdar die eigenthumlichsten Zeitbilder und tragen den Stempel der jedesmal herrschenden Zeitgesinnung und Zeitsitte am deutlichsten an der Stirne. Es rührt dieses wohl daher, weil ihre Schöpfung mehr der Empfindung als dem Gedanken angehört, weil sie in dem dramatischen Bilde mehr die brillante Färbung als den richtigen strengen Contour angeben. Sie sind es auch, die zuerst uns fühlen lassen, daß ein Werk veraltet sey. Wie unerträglich wird es uns zum Beispiel, die Frauen eines Kotzebue'schen Dramas zu sehen, weil sie das Charakteristische der Zeit beinahe zur Karrikatur vergrößert an sich tragen. Viele Frauencharaktere Schillers, selbst einige Goethe's sind beinahe eben so veraltet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Welt Lauf.

(Fortsetzung.)

In lebhafter Aufregung über eine Stunde im Zimmer umhergehend, fragte Wilson sich wiederholt: „Ist es möglich? kann man so niederträchtig seyn? — Und mit einem so kaltherzigen Schurken soll ich mich schlagen!“ Alles Blut strömte ihm zum Herzen; nimmer wird, wer auch ohne eigenes Zuthun die ganze Schlechtigkeit eines andern ergründete, ein Gefühl von Ruhe und Zufriedenheit empfinden. So tiefe, unerfreuliche Blicke in ein Menschenherz stören und verwirren für den Augenblick auch den kältesten Gleichmuth; es sind Abgründe, von denen jeder sich schaudernd abwendet. Lebhaft ergriffen, gedachte Wilson seiner Braut, des Admirals, der so liebevoll Vaterstelle bei ihm vertrat, der Zukunft, welche gleich einer rosigen Wolke am Horizont seines Lebens emporstieg, und sand einzig in der Ueberzeugung, daß nichts mehr zu ändern stehe, die Ruhe, deren er bedurfte.

Mit seltsamen Gefühlen schrieb Wilson, für den möglichen Fall seines Todes, an Charlotten und seinen Pflegevater; noch stand das Schubfach geöffnet, wie Manners es gelassen; mit Widerstreben, ohne einen Blick hineinzuwerfen, schob er dasselbe haftig zu. Seine Briefe enthielten Alles, was Liebe und Dankbarkeit einzugeben vermögen, und einzelne heiße Thränen fielen auf das Blatt herab; dann siegelte er einige Banknoten ein und sandte solche, aber ohne begleitende Worte, an Manners. Augenblicklich kam ihm der Gedanke, auch für diesen einige Zeilen zurückzulassen und ihn zu ermahnen, das Geschick jener Unglücklichen mit dem seinen zu verbinden; nach kurzem Besinnen indessen verwarf er denselben. „Nein, nein,“ sagte er zu sich, „einem Nichtswürdigen angehören, ist das größte Elend auf Erden!“

Wilson erschien im Lauf des Tags ernst und nachdenkend, und ihn mit Erstaunen betrachtend, flüsterte Mistreß Wynn ihrem Bruder zu, wie sie ihn niemals weder so vernünftig, noch so angenehm gesehen, wogegen dieser bedauernd meinte, die Besserung werde schwerlich von Dauer seyn. Als Wilson Nachmittags sich entfernte, blickte er so tief und innig in Charlottens Augen, nahm er so zärtlich Abschied, daß sie überrascht ihn fragte: „Du kommst doch wieder heute Abend?“ Er zwang sich zu lächeln. „Gewiß, gewiß, meine Charlotte.“

Digitized by Google

Um acht Uhr trafen die Gegner verabredetermaßen zusammen. Bei der Begrüßung begegneten ihre Blicke sich finstrig; der Kapitän sah rubig aus, das Feuer fester Entschlossenheit blitzte aus seinen Augen, seine Züge verriethen weder Zorn noch Haß. Schwer möchte es dagegen halten, den Blick zu beschreiben, den Manners bei vollkommen stolzer, wiewohl etwas gezwungener Haltung auf jenen warf; in der dämonischen Kälte desselben lag Unheilverkundendes. Beide jungen Männer waren als gute Schützen bekannt; athemlos sahen die Sekundanten dem Ausgange entgegen und behaupteten später, Wilson habe absichtlich zu hoch angelegt. Die Kugel streifte Manners Hut, dieser dagegen hatte sein Ziel besser gefaßt: der Kapitän sank, von seinem Schusse getroffen, lautlos zu Boden. Wundarzt und Sekundanten sprangen herzu, auch Manners trat näher und sein kalter Blick traf den vor ihm Liegenden ohne ein Zucken des Mitgefühls. Ruhig verabredete er mit den Uebrigen, was zunächst geschehen müsse, und nach kurzer Berathung wurde der Verwundete, nicht ohne große Schwierigkeit, in ein unfern gelegenes Bauernhaus getragen, wo man ihn der Sorge des Arztes überließ.

Auf einige erläuternde Zeilen desselben erschien der Admiral unverzüglich, erhielt indessen auf seine bestürzten Fragen um so mehr ausweichende Antworten, als der Verwundete gänzlich ohne Besinnung lag. Trostlos beugte Admiral Darford sich zu demselben nieder; seine Thränen fielen auf das kalte, bleiche Antlitz, welches kein Lebenshauch wieder beseelen zu wollen schien. Sobald die Dunkelheit es gestattete, wurde Wilson mit aller Vorsicht in das Haus seines Pflegevaters geschafft; der Ausspruch des Arztes lautete sehr unbestimmt, und mit tiefer Bekümmerniß Charlottens gedenkend, schrieb ihr der Admiral: James sey durch Verfehlen einer Stufe die Treppe hinabgestürzt und habe sich, wenn gleich nicht gefährlich, doch hinlänglich verletzt, um das Bett hüten zu müssen und nicht schreiben zu können. Charlotte war unruhig und tief betrübt; Mißtreß Wynn machte die Bemerkung, wie sehr sie sich wundere, daß dies nicht längst einmal geschehen.

Nach wenigen Tagen hatte sich Wilson so weit erholt, um sprechen zu können und zu dürfen; mit möglichster Schonung, und nachdem er das Gelöbniß der Verschwiegenheit empfangen, wurden die dringenden Fragen des Admirals von ihm beantwortet. In seiner Empörung ging dieser so weit, zu behaupten, jener früher in Mistreß Wynns Wohnung versuchte Einbruch rühre ohne allen Zweifel von derselben Person her, eine Annahme, welcher es jedoch an jeder Unterstützung fehlte und die von Wilson lebhaft verworfen wurde. Einige Tage später traf ein Brief von Manners ein, welcher mit wenig kühlen Worten den Einfluß Admiral Darfords rücksichtlich seiner Versetzung in Anspruch nahm. Diesem Anliegen wurde gewillfahrt, und bald darauf schiffte sich Manners nach Irland ein.

Das Gerücht eines Zweikampfs hatte sich mit den seltsamsten Zusätzen verbreitet; Eifersucht wurde mit einiger Zuversicht als Motiv aufgestellt, und nur dem Ansehen des Admirals gelang es, den lächerlichsten Erfindungen Schranken zu setzen und die Seinigen vom Ungrunde des ganzen Gerüchts zu überreden. Wilson schritt in der Genesung langsam, aber sicher fort und bekam täglich die zärtlichsten Briefe von Charlotten, welche immer auch die größte Verwunderung über Manners Entschluß und Emiliens tiefe Trauer darüber aussprachen. Nach einigen Wochen sahen die Liebenden sich wieder und genossen das süße Glück der Gegenwart, indessen Mistreß Wynn, mehr der Vergangenheit gedenkend, ihre Verwunderung gegen Wilson aussprach, daß ein solcher Unfall ihm eben an einem Tage habe begegnen müssen, wo er so ungewöhnlich vernünftig gewesen. Die heilsamsten Lehren schlossen sich dieser Betrachtung an, und wurden mit so seltsamen Blicken auf den Admiral aufgenommen, daß dieser nur mit Mühe die erforderliche Fassung behauptete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Gastronomisches.

Zur gastronomischen Literatur. — Die Gewohnheiten im Essen und Trinken nehmen in der Sittengeschichte der Völker eine so wichtige Stelle ein, wie die Gastmähler in ihrem geselligen und öffentlichen Leben. Wir besitzen aber noch kein Buch, in welchem diese Seite der deutschen Geschichte so umfassend und verständig entwickelt wäre, wie die Lebensweise der Franzosen im Werke des Legrand d'Aussy (vie privée des Français) durch die Jahrhunderte verfolgt ist. Die folgenden kurzen Notizen bezeichnen unter Anderm einige der Quellen, welche der künftige Geschichtschreiber der deutschen Art in Speis und Trank zu benützen hätte. Gelegentlich sey die wehmüthige Bemerkung erlaubt, daß uns die Verfeinerung und Verpflanzung, wie um manche deutsche Tugend, so auch um manches geniale deutsche Gericht gebracht hat. Noch immer hat jede unserer Provinzen in der bürgerlichen Küche ihre gastronomischen Kleinode; früher aber war auch die feinere, aristokratische Küche origineller deutsch, wie schon die Namen in den alten Kochbüchern beweisen, während jetzt fast unsere ganze höhere Kochkunst nur ein Nachhall französischer Ordonnanzen ist.

°

Im Handschriftenschatze der Pariser Bibliothek findet sich: Buchehen, Jo. Coqui Martini V. papae, registrum coquinae. Es ist dies ohne Zweifel ein eigentliches Kochbuch, und der Verfasser, dem Namen nach, ein Deutscher. Wie kommt

Digitized by Google

aber ein Deutscher dazu, bei den feinzüngigen Italienern, und vollends bei einem Papste, Kunststoch zu werden? Aber noch seltsamer ist, daß um dieselbe Zeit, 1457, der Bischof von Burgos in Spanien einen deutschen Koch hatte. Ihsung von Augsburg, der auf seiner Wallfahrt damals durch Burgos kam, wurde auf deutsche Art bewirthet. — Ferner meldet Wolf, Graf v. Fürstenberg, 1506 dem Kaiser Maximilian I.: „Ich verkünde E. K. M. daß mein gnädiger Herr von Castilj itzt zu zeiten malen mit mir geessen hat, und anderst nüz essen will, dann was auf mein Teutsch getocht ist.“ *

— Wohlleben und üppiges Schwanzen waren um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, selbst an bischöflichen Tafeln, nicht mehr fremd in Deutschland. Aeneas Sylvius, der leckere Italier, macht von dem Gastmahle, das der Bischof Leonhard von Passau i. J. 1444 gegeben, eine prächtige Beschreibung: ** „Es kann nichts herrlicheres geben als diese Tafel; so köstlich mag nicht Metellus als Quästor in Libyas nien getafelt haben, und Apicius aß keine so leckern Gerichte. — Der allerangenehmste Genuß aber war, daß Eis vom Winter her mitten im Sommer aufgestellt und der Wein darin gekühlt wurde.“ — Von den aufgetischten Speisen nennt er nur Reiger, Turteltauben, Hämmel, Hirsche, wilde Schweine, Hasen und Fische aus der Donau und der Traun. Das Beimischen der Fische zu Fleischspeisen bemerkt Aeneas als eine dem Deutschen eigenthümliche Gewohnheit: „Es ist deutsche Sitte, Fische unter das Fleisch zu mischen, und für ausselig gilt, wer Fleisch allein ißt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

* Geßner, Beitr. zur Literaturgesch. des Mittelalters S. 176.

** In einem Briefe bei Hanzig, Germ. sacro. Tom I. p. 528.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, December.

Manuel. Monnard.

Vor Kurzem starb hier ein ausgezeichneter Mann, der, wie General de la Harpe, in der kleinen Seestadt Nolle geboren war, die in dieser Beziehung für Waad ein Privilegium zu haben scheint. Zwar war er nie in Staats- und Regierungsämtern, spielte nie eine politische Rolle, stand aber darum doch sehr hoch durch seinen schönen Eifer in Allem, was Sitten, Religion, Erziehung und Unterricht betrifft. Der zum großen Leid der Stadt, des Landes und seiner Freunde Verstorbene war der Pfarrer Manuel, früher Prediger an der französischen Kirche in Frankfurt am Main, wo sich gewiß noch gar Manche seiner ehrend erinnern werden. Später beward er sich um die peinlichste, nur gering remunerirte geistliche Stelle im Waadland, um die Kaplanstelle am neuen Strafarbeitshaus in Lausanne, wo er bei den Sträflingen durch Rede und Zuspruche unendlich viel Gutes gestiftet, ja in ihrem sittlichen Leben Wunder bewirkt und Wunden geheilt hat, die unheilbar schienen. Diese Stelle gab er nicht eher auf, als bis ihn seine immer schwächlicher werdende Gesundheit dazu zwang. Dies war ein großer Verlust für die Anstalt, und seitdem sind auch die Sträflinge bedeutend in ihrer Besserung und Gemüthsreinigung zurückgegangen. Dagegen gewannen die Schul- und Bildungsanstalten unendlich durch den neuen Pfarrer der Stadt. Die untern Schulen, die Mittelschule und die Normalschule zur Bildung guter Schullehrer, ja seit einigen Jahren das neuorganisirte Collog und die umgestaltete Akademie verdanken Manuel Wesentliches durch Rath und Leitung; denn er war nicht nur ein Geistlicher von seltener theologischer Bildung, sondern auch ein mit dem Besten des Alterthums und der neuesten Zeit genährter Gelehrter. Auch mit der deutschen Sprache und Literatur war er vertraut. Ich habe nie in Deutschland so bezeichnend und geistreich über Hegels Philosophie und ihr Verhältniß zu andern Systemen sprechen hören. Dabei war in ihm eine tiefe christliche Begeisterung, Gelehrsamkeit und innige Frömmigkeit schlossen aber bei ihm — selbst in großen körperlichen Leiden — Heiterkeit, Witz und zarte Ironie nicht aus, und durch diese Verbindung seltener Gemüths- und Geistesbohrt wurde sein Umgang so unendlich anziehend.

Der letzte Handel mit Frankreich hat wieder gezeigt, welchen Schatz ein Gemeinwesen an Männern besitzt, welche mit großer Geisteskraft wahre Vaterlandsliebe verbinden. Einer unserer würdigsten Public-characters ist jetzt der geistreiche Professer Monnard, dessen wir in diesen Blättern oft und schon seit mehreren Jahren gedachten, früher wegen seines schönen parlamentarischen Rednertalents, später wegen seiner vielen und eifrigen Bemühungen um die Reorganisation des Schul- und Unterrichtswesens in seinem Vaterland. Er steht jetzt mit dem Genfer Rigaud sehr ehrenvoll da; denn Beide sind die würdigsten Männer der Tagsatzung von 1838, die einzigen Vertreter einer ehrenvollen Minorität, die sich, als Viele jagten, muthig der französischen Arrogany entgegenstemmten und ruhig das Geschrei der anders Denkenden ertrugen. Monnard, der in Geschäftszügen und Haltung große Aehnlichkeit mit dem verstorbenen General Foy hat, und dem er auch an Charakter und parlamentarischer Beredsamkeit gleicht, stammt von unbemittelten Eltern in Lausanne, bildete sich auf der dortigen Schule, auf der Akademie und später in Paris aus, lebte dann längere Zeit in Frankfurt am Main, woher auch seine gestreiche Frau aus einer angesehenen Bankierfamilie stammt, beschäftigte sich da viel mit deutscher Sprache und Literatur, sprach 1827, 1828 und 1829 als Mitglied des waadländischen Großraths mit Wärme und Talent für die mit der Constitution vorzunehmenden Verbesserungen, und wurde deßhalb von seiner Professur suspendirt, bis nach den Pariser Julitagen mächtige Bewegungen in ähnlichem Sinne auch in Waad entstanden, wo erst, frühere Umbilden vergessend, als Vermittler zwischen der Regierung und dem in Massen aus dem Land herbeigeströmten und aufgeregten Volk von einer Leiter herabsprach und dieses zur Ruhe bewog. Die hierauf zur Revision der Verfassung ernannte Constituante richtete sich besonders nach den seit Jahren von ihm und de la Harpe aufgesprochenen Ideen. Später ging Monnard mehrmals als waadländischer Deputirter an die Schweizer Tagsatzung, und zeichnete sich da durch mehrere Reden aus. Er war einer der genauesten Freunde de la Harpe's, der ihm auch die Herausgabe seiner Memoiren und seiner Korrespondenz mit dem Kaiser Alexander aufgetragen hat. Monnard ist ein Mann von ungefähr vierzig Jahren. Sein Haus in Lausanne ist der Vereinigungspunkt aller dahin kommenden, durch literarische Arbeiten oder politische Bedeutsamkeit ausgezeichneten Fremden. Seine improvisirten Vorträge über französische Literatur sind wegen der darin ausgesprochenen geistreichen Ansichten und ihrer schönen Sprache nicht bloß von Studenten, sondern auch von allen gebildeten Classen besucht. Dr. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 22. December 1838.

Säh't ihr dem Mann in's Herz, dem wohlgemuth
Ihr eures habt geschenkt!

B. Johnson.

Der Welt Lauf.

(Fortsetzung.)

So oft sich die Liebenden von da an allein befanden, lenkte sich das Gespräch immer auf Manners. Ausweichen wurde zur Unmöglichkeit, und Wilson äußerte endlich nothgedrungen, Jener habe durch das Verhältniß zu einem jungen Mädchen, welchem er seine Hand nicht reichen wollen, sich bewogen gefühlt, England zu verlassen. Voll Erstaunen drang Charlotte auf's lebhafteste in ihn, ob er der Vertraute des Freundes gewesen, ob dieser ihn beauftragt habe, sein Verhältniß zu Emilien zu lösen? Wilson entgegnete, ein Zufall habe ihn eingeweiht, und er nach dieser Entdeckung Manners dringend aufgefordert, jeden Gedanken an Miß Derby aufzugeben. Den geliebten Freund bestürzt anblickend, erröthend, daß dieser zarter denke als sie, flüsterte Charlotte scheu: „Wenn es nicht in Manners Plan lag, jene zu heirathen — und da Emilie gar keine Ahnung hatte — war es da so nothwendig, sie zu trennen?“ Wilson hatte fest darauf gezählt, Charlotte werde nach dem ersten Worte der Mittheilung entrüstet in seine Ansicht eingehen; da er sich verrechnet, entgegnete er lächelnd: „Für Andere denkt man milder über solche Verhältnisse. Wurdest du,“ und dabei faßte er ihre Hände und blickte sie scharf an, „würdest du noch mein seyn mögen, wenn in ähnlicher Weise von mir die Rede wäre?“ Charlotte erröthete noch tiefer, Thränen füllten ihr Auge: „Von dir? lieber, lieber Freund, ich fürchte, dir würde ich Alles vergeben!“ Gerührt beugte Wilson das Haupt auf ihre Hände herab. „Bester Engel!“ sagte er leise, „gewiß, ich will so herzliche Güte niemals mißbrauchen. In Ehrensachen kann indessen nur ein Mann unbedingt entscheiden; glaube mir daher, Manners mußte den Gedanken an Miß Derbys Besitz aufgeben. Sage ihr, jedoch ohne weitere Aufklärung, ich sey fest überzeugt, es müsse ihm wünschenswerth seyn, von ihr vergessen zu werden.“ Nichts weniger als überzeugt, wollte Charlotte einige Einwendungen wagen, da traf sie ein finsterer Blick des Geliebten und legte ihr Stillschweigen auf; ihre Sanftmuth hütete sich wohl, den Dämon hervorzurufen, der das Glück ihres Lebens fast schon zerstört hätte.

Wilsons Auftrag wurde unter Thränen ausgerichtet. Lange und schmerzlich weinten die Freundinnen mit einander. Emilie erlag fast unter der Last beängstigender Zweifel. Manners hatte es in der letzten Zeit vermieden, ihr zu nahen oder sie anzureden, und dem sanften Ausdruck ihrer ihn stets suchenden Augen waren Blicke voll kalter Geringschätzung, voll stolzer Empörung begegnet, vor denen ihr Herz erstarrte. Sie war überzeugt, ihn

Digitized by Google

beleidigt zu haben, der besann sich vergeblich auf die unfreiwillige Sünde, und niemals ist ein Hirngespinst schmerzlicher beweint worden. Eine schriftliche Erklärung wagte sie nicht, die strengen, unerbittlichen Grundsätze des Mannes, den sie liebte, kennend und verehrend: nie würde er einen, in seinen Augen unweiblichen Schritt selbst der Geliebten seines Herzens vergeben, denn es lag nichts in ihrem Verhältniß, was zu solcher Vertraulichkeit berechtigen konnte. Manners reiste ab ohne Erklärung, ohne Milderung seines Benehmens, und ließ das liebliche Wesen, dessen Glück er mit kaltherziger Ironie zerstörte, in schmerzlicher Verzweiflung zurück.

Bald nach Wilsons Genesung wurde der Segen der Kirche über ihn und Charlotten gesprochen, und der Bräutigam empfing an diesem ernsten Tage mehr gute Lehren von seiner Schwiegermutter, als ihm vielleicht dis dahin im Laufe seines ganzen Lebens zu Theil geworden. Der Admiral hörte den Sentenzen seiner Schwester scheinbar höchst aufmerksam zu und äußerte endlich ernsthaft: „Hoffentlich, meine Liebe, wird James dem Bilde, welches du entwirfst, niemals vollkommen gleichen; wäre dies der Fall, so müßte ich auf seine Scheidung von Charlotten dringen, welche dann seiner auf keine Weise würdig seyn könnte.“ Mistreß Wynn machte große Augen, die jungen Leute lachten. „Lacht nur, ihr jungen Leichtsinnigen!“ sagte sie halb zürnend; „ihr Alle seyd so strenge gegen den armen Manners gewesen; dennoch gäbe ich viel darum, wenn Wilson diesem vortrefflichen jungen Manne gliche.“ Admiral Darford zuckte die Achseln. „Danke dem Himmel,“ entgegnete er kalt, „daß nicht alle unbesonnenen Wünsche erfüllt werden.“

Das junge Paar wohnte in des Admirals Hause, und einzig durch Emiliens Trauer in ihrem Glücke gestört, befragte Mistreß Wilson ihren Gatten wiederholt, ob Manners nicht an ihn schreibe? Leise Andeutungen hinsichtlich des Wiederaufnehmens früherer Verhältnisse knüpften sich an solche Fragen, niemals aber lautete die Antwort befriedigend.

Nach Verlauf eines in Glück und Eintracht verlebten Jahrs schlug der Admiral seinen Kindern eine Reise nach Schottland vor, welche dis an die nördliche Grenze ausgedehnt wurde. Die Rüstigkeit der beiden Seemänner hob auch Charlottens Muth, und sie fand sich für Beschwerden und Entbehrungen durch genaue Kenntniß des Landes belohnt, welches ihr bis dahin nur in Dichtung und Geschichte, gleich einem romantischen Nebelbilde vorgeschwebt. Längere Zeit verweilten die Reisenden in Edinburg, durch die seltsame Bauart und pittoreske Lage der merkwürdigen Stadt gefesselt, dann aber verfügten sie sich nach London.

Im Gasthofe, wo Admiral Darford stets zu wohnen pflegte, sah er sich von Aeußerungen des Bedauerns empfangen, daß seine gewöhnlichen Zimmer seit acht Tagen von Lord Melford in Besitz genommen seyen. „Lord Melford?“ entgegnete der Admiral befremdet, „ich glaubte ihn in Paris.“ — „Verzeihung, Mylord, er befindet sich seit acht Tagen hier.“ — Am folgenden Morgen wurde die Aufmerksamkeit Admiral Darfords durch einen ungemein schönen Wagen rege gemacht, welcher unter den Fenstern des Gasthofs hielt. Auf sein Befragen erwiderte der Kellner, er gehöre Lord Melford an. „So muß sein Geschmack sich im Auslande gebildet haben; ich sah ihn früher nie Werth auf dergleichen legen.“ — „O Mylord, er ist jetzt ein Muster von Eleganz und ein so schöner, junger Mann! schade nur, daß er so stolz ist.“ Der Admiral schüttelte befremdet den Kopf. „Und wer ist der junge Mann dort neben den Pferden.“ — „Mylord, das eben ist Lord Melford-Manners.“ Der Admiral stutzte. — „So wissen Ew. Herrlichkeit nicht, daß der alte Lord Melford todt ist? Die Manners waren die nächsten Verwandten, und gegen alles Erwarten ist der jüngste Sohn des Hauses zum alleinigen Erben des unermeßlichen Vermögens eingesetzt.“

Admiral Darford warf einen Blick auf Wilson, der neben Charlotten am Fenster stand. Beide hatten Manners sogleich erkannt: es war seine hohe, elegante Gestalt, die edle Haltung, das volle blonde Haar, welches in reicher Fülle das schönste Haupt schmückte. Er bat einen Handschuh abgezogen und strich über die Pferde hin, sich zu überzeugen, ob sie völlig rein vom Staube seyen, befahl auf gebieterische Weise, einige Riemen anders zu schnallen, und warf sich dann in den Wagen, der rasch fortrollte.

(Der Beschluß folgt.)

Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

(Fortsetzung.)

Goethe und Schiller gingen in ihren Schöpfungen von einem verschiedenen Prinzip aus. Der Letztere erhob die Natur unmittelbar zum Ideal, der andere suchte die Natur dem Ideal nur in so weit anzunähern, daß dabei Farbe und Eigenthümlichkeit nicht verloren ging; er verwies bei diesem Grundsatz immer wieder auf das Vorhandene und Bestehende, und so war ihm der historische Boden jeder Erscheinung das Wichtigste. Man hat oft, wenn ihm fremde Dichtungen mitgetheilt wurden, aus seinem Munde die Frage gehört: „Wo hat er es her?“

Digitized by Google

Dieses Merkmal zeigt, welch einen Werth er auf Ermittlung der Quelle einer poetischen Anschauung legte; wie ihn immerdar der feste Boden, auf dem dieses oder jenes Phantasiebild gaukelte, zuerst anzog. Bei einem Dichter, der bei seinen Schöpfungen so verfuhr, muß die Welt von Gestalten, die er uns vorführt, besonders charakteristisch und aus individueller Erfahrung hervorgegangen seyn. Und so ist es auch. Die Denkwürdigkeiten über sein Leben und Wirken, die jetzt so zahlreich an's Licht treten, geben den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung. Wir sehen in dem reichen Kreise Goethe'scher Frauen nun so manche uns lieb gewordene Figur durch das unmittelbare Leben gedeutet und erklärt. Dieser Umstand raubt ihnen nichts von ihrer poetischen Selbstständigkeit; im Gegentheil, wir wissen nun, warum sie uns gleich Anfangs so angogen, so lebhaft beschäftigten, durch ihre unübertreffliche Naturwahrheit. Schiller verfuhr anders; bei ihm kennen wir nur wenige Frauen, von denen uns hie und da einige spärliche und unzusammenhängende Nachrichten aus dem Leben dieses Dichters erzählen, und von diesen ist keine in seinen Dichtungen wiederzufinden. Er verschmähte es, für den Dichter zu rauben, was dem Menschen angehörte; er trennte die Gerechtsame des einen streng von der des andern und gab der Bühne, was er für's Leben nicht brauchen konnte, nämlich ein schimmerndes Ideal; das Bessere, die Einfachheit und die Natur, behielt er für sich und schmückte sich damit das prosaische Leben. Es ist hiermit natürlich nichts gegen den großen, herrlichen Dichtergeist dieses Tragöden gesagt.

Um Obiges zu beweisen, genüge es, zuerst die großen heroisch-idealen Frauencharaktere beider Dichter flüchtig zu vergleichen, dann die sentimentalen und zuletzt die naiven. Zu den ersten dürften diejenigen Frauen gerechnet werden, in deren Brust die Liebe mit dem Ehrgeiz, dem Ruhm oder den höhern Forderungen der sittlichen Natur kämpft, und durch diesen Kampf entweder zu einer heldenmüthigen Entsagung oder zu einem kühnen Trotze hindurchgeht; zu den rein sentimentalen solche, wo die Liebe, und nur diese allein Ziel und Bewegung der ganzen Handlung gibt, und zu den naiven die, wo idyllische Zustände bei Einfachheit und reiner Herzenswärme zu einem meist glücklichen Ziele führen. Diese letztern Charakterbilder hat Goethe mit Vorliebe behandelt; er weist ihnen sogar im Trauerspiel einen Platz an; bei Schiller dagegen finden sie sich gar nicht; denn selbst seine Landmädchen und Schweizerfrauen sind ideal tragische Figuren mit rednerischem Pathos.

Ueberblicken wir die lange Reihenfolge der Goethe- und Schillerschen Dramen, so stoßen wir auf manche Stücke, die eine innere Verwandtschaft der Stoffe zeigen. Der Volksaufstand der Schweizer unter tyrannischen Landvögten ist ein ähnliches Geschichtsdrama, wie die Empörung der Niederländer gegen die Bedrückung eines Philipp. Die Räuber können mit Göz zusammengestellt werden, so verschieden auch die Hauptcharaktere sind, Clavigo mit Kabale und Liebe, Iphigenie mit der Braut von Messina. Diese Zusammenstellung darf jedoch nicht weit fortgeführt werden; denn nun zeigt sich Faust auf einer Seite als völlig getrennt und seinen Schöpfer in jedem Verse aussprechend und charakteristrend, so wie auf der andern Seite wieder in Don Carlos Schillers ganze poetische Richtung und Eigenthümlichkeit auf das Schärfste ausgebildet erscheint. Allein auch jene Stücke, die ähnliche Charaktere und fast gleiche Situationen schildern, sind so gänzlich verschieden von einander, daß man kaum erkennt, daß sie im Ganzen ein und dasselbe Bild wiedergeben sollen. — Wir haben es hier nur mit den Frauen zu thun.

Der erste Frauencharakter, den der noch jugendliche Schiller zeichnete, war Amalia in den „Räubern." Der erste, den Goethe, freilich noch nicht für die Bühne, schuf, war jene einfache, gefühlvolle und edle Maria im „Göz." Wie verschieden entstand in beiden jugendlichen Dichtern ein weibliches Gebild von hoher Vollkommenheit! Amalia, wie Maria, beide sind geschaffen, um eine gewaltsame, stürmische Bewegung männlicher Leidenschaft zu vermitteln und ihren Kampf zu sühnen; sie gehören daher unter die heroisch-idealen. Die Liebe ist bei ihnen nicht Eins und Alles: Amalie will, nach ihrer schwankenden Charakterschilderung zu schließen, den Vater und den Geliebten an dem Scheusal Franz rächen; ihre endliche Vereinigung mit Carl ist eine mehr zufällige. Sie singt Romanzen, wo sie handeln sollte, und wo sie handelt, in der Scene mit der berüchtigten Ohrfeige, ist eben so die Weiblichkeit, wie die Wahrheit verletzt. Sie liebt Carl, aber sie läßt ruhig den Geliebten verleumden und den alten Pflegevater einkerkern. Das ganze Stück zerfällt wie ein Traumbild in großartige, unwahrscheinliche Situationen ohne Zusammenhang. Man sieht das Skelett einer kühnen Idee, statt des natürlichen Fleisches, mit riesenhaften Panzerstücken und abenteuerlichem Putz umkleidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

(Fortsetzung.)

Eines der wichtigsten Bücher für die Sittengeschichte des Mittelalters ist das Werk Barthol. Sachi's, bekannter unter dem Namen Platina († 1481), de honesta voluptate. Es ist Kochbuch und Diätetik zugleich. Das Buch fand außerordentlichen Beifall, und wurde im 15ten und dem folgenden

Digitized by Google

Jahrhundert wenigstens zweihmal neu aufgelegt und vielfältig überfetzt.

— Für das älteste französische Kochbuch gilt: Memoire pour faire un escriteau pour un banquet, 1350, abgedruckt in der Vorlegeo und Vorschneidekunst sowie ein Spanier. Helmrich von Arragonien. schon im 15ten Jahrhundert. Die Schrift hat den Titel: Del arte del cortar del cuchillo, und soll in Madrid i. J. 1787 oder 88 gedruckt worden seyn.

— Bemerkenswerthe alte deutsche Kochbücher sind: Ein sehr künstlichs und fürtreffliches Kochbuch von allerley Speisen. Augsburg, Othmar 1559 (mit 88 Vorschriften). — Koch und Kellermeisterey von allen Speisen und Getränken, Frankfurt a. M. 1566. — Raindl, Balthas. von Dillingen, ein sehr künstlichs und nützliches Kochbuch. Augsburg 1569 (in acht Büchern). — Unter allen Kochbüchern dieser Zeit ragt das Rumpolsche hervor, sowohl nach Umfang, als Gehalt. Es erschien 1581 zu Frankfurt und ist der Landgräfin Anna von Thüringen zugeeignet. Er war, wie er sagt, nan vieler Herren Höfen gewesen, und etwas in Italien, Niederlanden, Reußen, Preußen, Polen, Ungarn, Böhmen, Oestreich und Teutschland gesehen und erfahren." Zuletzt war er kurfürstlicher Mundkoch in Mainz. Er gibt unter Anderm Anweisung, wie man von einem Ochsen 83erlei Speisen und Trachten machen kann, von einem Kalbe 59erlei u. s. f., von einem Kapaunen 42erlei, von einem Hecht 60erlei, einer Schildkröte 70erlei. Er führt fünfzig verschiedene Salate auf. Bärentagen in einem Mandelgeschärr (Geschärs heißt noch jetzt in Oesterreich Brühe) oder in schwarzem Pfeffer würden noch jetzt Liebhaber finden. Auch lehrt er Bärenköpfe so schmackhaft zubereiten, wie Schweinsköpfe. — Uebrigens ergibt sich aus seinen Vorschriften, daß man damals in Deutschland wildes (!) Pferdefleisch in Pfeffer gekocht, Murmelthiere, Wiedhopfe, Adler, ja Maner- und andere Schwalben gegessen hat.

— In der Kunst, die Weine zu erziehen und zu veredeln, thun es die Franzosen allen andern Nationen zuvor. Das älteste, von einem Franzosen über den Weinbau geschriebene Buch erschien unter dem Titel Vinetum 1557. Es ist von Carl Etienne, † 1564, einem Sohne des bekannten Heinrich Etienne oder Stephanus. Man könnte vielleicht noch jetzt Manches daraus lernen. — Dagegen galten Deutsche und Engländer von jeher für die stärksten Weintrinker. Ueber die deutschen Weingauestimmen machten sich die Italiener schon im Mittelalter lustig. „Bibuli gutturis barbara grossitas," sagt Johannes Diaconus von ihnen; der Gregorianische Kirchengesang könne aus einer solchen Kehle nimmer rein hervorgehen. — Ein feanzösisches Sprüchwort aus dem 15ten oder 16ten Jahrhundert sagt: les meilleurs buveurs en Angleterre. Die neuesten Beobachter versichern dasselbe, und Link in seiner portugiesischen Reise behauptet mit dürren Worten: die ärgsten Säufer in der Welt seyen die Engländer. Auffallend ist, daß die Meisten ihnen dabei die eigentliche Weinzunge absprechen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Münster, December.

Volksstimmung.

Wenn wir den abgerissenen Faden unserer Korrespondenz vom Juni dieses Jahres in diesen Blättern hier wieder anknüpfen, so geschieht dies weniger, weil sich in unsern Zuständen viel geändert hätte, als weil die weitere Besprechung derselben um so lockender ist, je mehr sich damit zugleich das Verdienst einer gewissen Ehrenrettung verbinden läßt. Zwar müßte schon in dem alten: bene vixit, qui bene latuit, ein gutes Zeugniß für unsere Stadt, dem übrigen Deutschland gegenüber, liegen; aber das glückliche Incuit gehört jetzt leider der Vergangenheit an, und selbst der so weit über unserem Horizont stehende Comet weiß jetzt, daß es ein Münster gibt, und daß dort eine große Finsternis herrscht. So hat's ja auch so oft in der Leipziger allgemeinen Zeitung gestanden, und eines Weitern anheimangelegt haben die „Polemischen Blätter," die so wacker für das Licht streiten. Dazu kommt, daß eine neulich versuchte Vertheidigung Münsters in der Frankfurter Kirchenzeitung gegen die Meinung, welche jene Blätter zu verbreiten suchten, wenig ihrem Zwecke entsprach, indem sie durch ihre undiplomatische Fassung, ihre Geistesarmuth und ihre Bitterkeit einen zur objektiven Auffassung der Dinge eben so unfähigen, als vom Geiste der Partei beherrschten Verfasser verrieth. Der Parteigeist waltet denn freilich noch immer in ungeschwächter Kraft in den durch die kirchlichen Zerwürfnisse näher berührten Individuen und den untern Classen, wo die materiellern Rücksichten auf die, im Vergleich mit der glücklichen Zeit, als man noch unter dem Krummstab wohnte, bedeutend erhöhten öffentlichen Lasten die Unzufriedenheit vermehren. Aber wo ist man in unserer Zeit nicht unzufrieden, wo es je überhaupt nicht gewesen? Mit demselben Rechte und fast derselben Bitterkeit, wie jetzt über Eingriffe in die religiöse Freiheit, klagte man in jenen guten alten Zeiten hier z. B., daß die Domherrn das Land aufsäßen, während doch die allerdings enormen Einkünfte des Domkapitels aus den ihm eigenthümlich zustehenden festen Fonds herflossen. In den untern Classen auch nur, wo die Unwissenheit und das Vorurtheil ihre breites Substrat haben, und in ähnlicher Weise selbstgenügsam fortwachsen, wie in allen Städten in und außer Westphalen, gibt man sich der thörichten Hoffnung und dem frevelhaften Wunsche eines nahen Krieges und Umsturzes des Bestehenden hin, mit all dem unsäglichen Elend, das damit vergesellschaftet wäre, ohne daß man jedoch darum jetzt noch wagte, die letzten Kölner Anfänge hier einen Nachklang finden zu lassen. Der Jahrestag der Verhaftung des Erzbischofs von Köln, so wie der 25ste November, des Prälaten Namenstag, wo man aus Vorsicht scharfe Patronen an die Truppen ausgetheilt hatte, sind in der größten Ruhe vorübergegangen. Der gebildete Mittelstand aber ist entweder weit entfernt, solche Gesinnungen zu theilen, oder hat wenigstens, jetzt ruhiger geworden, die vermittelnde Hand der Zeit mit der Gabe Resignation nicht länger von sich gestoßen. Daß er aber auch nur die gemeinste Volksclasse einer Gespenstergeschichte allgemeinen Glauben beigemessen hätte, wie es im dritten Heft der polemischen Blätter erzählt wird, ist eine lächerliche Verleumdung. Der Sinn des Westphalen zeichnet sich zu sehr durch praktische Verstandsrichtung aus, um leichtgläubig zu seyn; er ist langsam im Auffassen neuer Begriffe, wie in seiner Sprache, der alle Zungengeschmeidigkeit mangelt und etwas Träges innewohnt, deßhalb aber auch langsam beim Eingehen in das Neue, mißtrauisch gegen dasselbe, besonnen und schwer zu täuschen, überhaupt in hohem Grade, was man vernünftig nennt. So würden Justinus Kerner und Stranz hier gleich wenig Jünger finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 24. December 1838.

Ein solches Drama — wer es je gethan.
Es stand dem Griechenvolk am besten an:
Sie haben, großen Sinns und geistiger Macht,
Mit wenigen Figuren das vollbracht.

Goethe.

Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

(Fortsetzung.)

Eine nicht minder kühne Anlage und ein gleich gewaltiger Stoff findet sich im Götz; allein welch eine, man möchte sagen zarte Pietät gegen die Gesetze der Wahrheit und der Natur! Götz wird ebenfalls Räuber, um selbstständig in einer verderbten Welt sein Ideal der Gerechtigkeit in's Leben zu fördern; allein wie zart sind die Nüancen, wie naturgemäß die Uebergänge! Maria handelt hier, sie willigt in die zweite Verlobung mit dem ungeliebten Manne nur, um den Bruder, und in weiterer Aussicht auch den Geliebten zu retten. Ihr Erscheinen an Weißlingens Todeslager ist von weit größerer Wirkung als Amaliens blutiges Opfer in Carls Armen. Da Beide indeß doch nur Nebenpersonen sind, so gehen wir zu den spätern und bedeutendern Frauengebilden über.

Da hier keine chronologische Folge beobachtet werden kann, so nehmen wir gleich zwei heroisch-ideale Charaktere, die der gereiftesten Dichterperiode beider verbrüderten Genien angehören. Es sind dies Iphigenie und Donna Isabella in der Braut von Messina. Diese Frauen geben außer den antiken Formen, in denen sie sich bewegen, noch mancherlei Vergleichungspunkte. Beide sind matronenhaft, beide ohne sentimentale Hingebung, die eine nur in der Liebe für ihre Söhne, in dem Stolz ihres Fürstenhauses lebend, die andere ihr Vaterland, die heimischen Götter und den geliebten Bruder mit reiner, andächtiger Glut verehrend. Daß die eine Mutter ist, die andere Jungfrau, bringt in die Anlage und Färbung der Charaktere keine sonderliche Verschiedenheit; denn Iphigenie empfindet zu dem viel jüngern Orest eine fast mutterliche, vorsorgende Neigung, während Isabelle, selbst noch nicht gealtert, sich zu ihren erwachsenen Söhnen fast wie eine ältere Schwester gesellt. Offenbar kamen beide Dichter sich hier am nächsten; und der Grund ist wohl nur, weil hier die Liebe nicht gemalt wird, denn in Schilderung dieser gewaltigen Leidenschaft weichen beide entschieden von einander ab: Schiller wird stets rhetorisch, Goethe neigt sich immer zum Naiven. Wir haben gesagt, daß die Liebe in der Braut von Messina nicht gemalt wird; dieses bezieht sich natürlich nur auf Isabelle, nicht auf Beatrice; diese tritt gegen die stolze und erhabene Gestalt der Mutter mehr in den Hintergrund. Trotz der schönen Verse, die sie spricht, ist sie doch völlig bedeutungsleer und müßte, um wahrhaft als Person zu interessiren, weit naiver gehalten seyn. Allein es kann seyn, daß Schiller durch Beibringung von Zügen

Digitized by Google

einfacher und inniger Natur dem schimmernden Gepräge dieser antiken Schicksalstragödie zu schaden fürchtete. Das Pathos verträgt sich am wenigsten mit der Liebe, eher noch mit dem Gefühle einer Mutter, die, zugleich Fürstin, auf ihre Söhne stolz ist. Ebenso kann Iphigenie unter anmuthigen Formen die spröde und pathetische Jungfrau zeigen, die die Bewerbung eines Barbaren stolz von sich weist und deren Herz von keiner andern Liebe sich besiegt zeigt, als nur von der erhabenen zu ihrer Göttin, und der reinen schwesterlichen zum unglücklichen Orest. Es wäre ein unleidlicher Mißgriff, in diese beiden erhabenen Charaktere irgend eine sentimentale Beziehlichkeit hineinzubringen. Sie sind die Träger jener großartigen, aber kalten antiken Welt, die uns so ferne steht, und die trotz der göttlich schönen Verse, in denen diese beiden Tragödien gedichtet worden, uns nie zum stürmischen Beifall, sondern immer zu einer ehrfurchtsvollen Bewunderung hinreißt. Beide Dichter wollten wohl auch nur diesen Eindruck hervorrufen. Ob die wirkliche antike Tragödie nach den Mustern, die uns vorliegen, eben auch nur dieses ehrfurchtsvolle Grauen ohne Beimischung des empfindsam Rührenden hervorgerufen hat, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, da uns nur eine Hälfte der dramatischen Kunst der Alten, und auch diese durftig aufbehalten worden ist, nämlich die Dichtung allein; die andere Hälfte, das diese Dichtung verstehende, ihr entgegenkommende und durch lebendige Wechselwirkung ergänzende Volk ist für uns todt, und den grundlichsten Forschungen gelingt es nicht, uns ein genugendes Bild von einem Theaterabend oder Theatertag des alten Athens zu geben. Die dramatische Kunst, aus den lebendigen Bezügen der unmittelbarsten Gegenwart herausgerissen, verliert aber wie eine Pflanze ihre Farbe und ihren Duft. Wer möchte es wagen, in unserer christlich-romantischen Welt in der Schilderung der Liebe das einestheils aus Kälte, anderntheils aus Raserei zusammengesetzte groteske Bild wieder zu erwecken, das in der antiken Welt für Liebe galt? Fast nirgends Anhaltspunkte, nirgends Gelegenheit zur Vergleichung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Welt Lauf.

(Beschluß.)

Der neue Lord Melford begegnete im Laufe des Tags Wilson und dessen Gattin auf der Haustreppe. Ein flüchtiger Ausdruck von Bestürzung glitt über seine Züge, er trat rasch mit stolzer Höflichkeit bei Seite und machte Charlotten Platz. Er grüßte nur sie, und in seinem durchdringenden Blick lag so viel schmeichelhafte Anerkennung ihrer wirklich auffallenden Schönheit, daß sie erstaunt und verwirrt fast vergaß, seinen Gruß zu erwidern. Sie ging eine Weile schweigend neben Wilson und sagte endlich bewegt: „War dies wirklich Manners, der kein Wort für mich, seines für dich hatte! kein Wort für Emiliens liebste Freundin! Nun zweifle ich nicht mehr, daß sie von ihm vergessen ist." — „Ich hoffe es," sprach Wilson leise; Charlotte wollte mehr sagen, da begegnete sie dem finstern Blick, welchem sie sich zu unterwerfen gewohnt war, und sprach, wenn gleich ungern, mit sügsamer Sanftmuth von andern Dingen.

Am folgenden Morgen wurden, da Lord Melford abgereist, dessen Zimmer zu des Admirals Verfügung gestellt und dem Kapitän ein Brief übergeben, den der Lord für ihn zurückgelassen. Dieser enthielt Banknoten im Belauf von zweihundert Pfund Sterling und nachstehende Zeilen: „Ich bin erfreut, Kapitän Wilson, Ihnen ein Darleben wieder erstatten zu können, welches ich einst ohne Bedenken von Ihnen angenommen. Damals waren Ihre Verhältnisse günstiger, als die meinigen; diese Zeiten haben sich sehr geändert, aber befremden konnte ein solcher Wechsel mich kaum, denn nur das Unverdiente pflegt mit Erstaunen aufgenommen zu werden. — Sie kennen mich dinlänglich, um sich sagen zu können, daß Großartigkeit der Gesinnung mir nie fremd war und ich im echten Sinne der Religion vergessen kann. Sie dürfen daher auch annehmen, daß ich durch Einfluß und Verwendung sehr gern Ihnen nützlich seyn werde, sobald Sie mir Gelegenheit dazu verschaffen. Ihr ganz ergebener Melford-Manners."

Wilson überflog diese Zeilen mit einer Mischung von Aerger und Geringschätzung, und reichte dann dieselben dem Admiral, der sie las und schweigend zurückgab. Charlotte betrachtete Beide, aber auch sie schwieg; Wilson schloß sie lächelnd in seine Arme: „Zum Lohn für so musterhafte Ueberwindung schenke ich dir die Summe, welche der Brief enthält, gute Charlotte; früher empfing Manners dieselbe von mir als Anlehen, und ich hatte sie gänzlich in meinem Budget gestrichen. Kaufe dafür, was dich erfreuen kann, oder noch besser, verwende dies Geld zum Heil einer armen Familie, deren Wohlstand es auf Lebenszeit begründen kann." — Die Banknoten wurden später auf die angegebene Weise benutzt und schufen das Glück zweier Menschen, welche sie aus Durftigkeit und Sorge in befriedigende Lebensverhältnisse versetzten.

Bei ihrer Rückkehr nach Hause fanden die Reisenden Alle von Manners glücklichem Geschick unterrichtet, und mit Herzklopfen empfing Emilie die Auskunft, welche Charlotte zu geben im Stande war; tröstlich lautete

Digitized by Google

diese nicht, aber sie gab doch Anlaß, von ihm zu sprechen, nach ihm zu fragen. Alle Hindernisse schienen jetzt beseitigt, und bebend befragte sie die Ahnung ihres Herzens, ob er sie noch liebe, ob sie hoffen dürfe? — Diese Ungewißheit wurde nur zu bald gehoben, denn schon eines der nächsten Zeitungsblätter brachte die Nachricht: Lord Melford-Manners habe sich zu P. mit der jüngsten Tochter des Herzogs von P. vermählt. Schönheit und Reichthum des jungen Paars wurden sehr herausgehoben und hinzugefügt: es sey zu wünschen, daß ein Mann von so tadellosem Wandel, wie der edle Lord, in dieser Verbindung verdientes Lebensglück und Entschädigung für eine Herzenstäuschung finden möge, welche ihn früher an ein Wesen gefesselt, welches, schwach und wankelmuthig, den unbegüterten Geliebten aufgegeben und von diesem jetzt verdienterweise dem Geschick überlassen werde, so viel treulose Thorheit zu bewinnen."

Der Admiral und Wilson waren unter sich völlig darüber einig, daß dieser Zusatz von Manners selbst herrühre, um die arme Emilie zu kränken und auf sie ein Unrecht zu schieben, welches ihrem treuen, schwärmerischen Gemüthe völlig fern lag. Diese Absicht, falls es die seinige war, wurde nur zu gut erreicht: in langen, schlaflosen Nächten beweinte Emilie den Wahn, von dem Geliebten verkannt, von ihm durch ein Mißverständniß aufgegeben zu seyn. Fest überzeugt, daß Niemand auf Erden ihn lieben werde wie sie, beklagte sie sich, beklagte sie ihn. Mistreß Wynn faßte dies Alles mit echt weiblicher Lebendigkeit auf; oft wenn die Rede auf Miß Derby kam, sagte sie mit einem leisen Seufzer und einem Blick auf Wilson: „Das gute Kind könnte jetzt Lady Melford seyn, hätten nicht Einmischungen, welche eigentlich niemals zu billigen sind, den armen jungen Mann von hier fortgetrieben. Ich liebe Strenge, aber nur wo eigene Vollkommenheit dieselbe rechtfertigt." Das erste Mal warf Wilson seinen Blick naiven Einverständnisses auf den Admiral, bernach ertrug er solche Anspielungen, ohne sie mit mehr als einem Lächeln zu erwidern.

Einige Jahre später wurde Emilie die Gattin eines rechtlichen, angenehmen Mannes, dem sie halb überredet, fast widerstrebend sich versagte. In ihrer Seele haftete jener romantische Schwung, welcher, obwohl durch das Leben enttäuscht, an einem Bild überirdischer Vollkommenheit festhält, und eben dadurch erreichbares Glück dem ewig unerreichbaren nachstellt. Nur einmal führte der Zufall sie mit Manners wieder zusammen. Fassungslos, tief ergriffen, sah sie den Gegenstand ihrer Neigung nahen; sein Anstand war, wie immer, edel, sein Benehmen anscheinend zurückhaltend, indessen er seiner Eitelkeit die Befriedigung nicht versagte, durch versteckte, aber nur zu wohl verstandene Anspielungen das Herz der armen Emilie mit Trauer und Unruhe zu erfüllen. Der umflorte Blick tiefen Leides, den er beim Abschied auf sie warf, machte, nachdem er die Thüre geschlossen, einem Lächeln übermüthigen Hohnes Platz.

Lord Melford lebte ganz in der großen Welt und erstieg rasch alle Stufen des Ranges und parlamentarischer Berühmtheit. Staunend betrachtete Wilson aus der Ferne sein Geschick: ein trefflicher Staatsmann, ein zärtlicher Gatte, ein gerechter Herr seiner Untergebenen, erwarb er in allen Kreisen eine Hochachtung, welche, durch seinen Stolz etwas getrübt, wenn auch nicht in herzlicher, doch ausreichtiger Bewunderung sich aussprach. Der Kapitän äußerte sein Befremden gegen den Admiral. „Wenn," sagte er, „ein Schurke sich so in der Welt zu stellen vermag, wozu nützt es, daß man ein ehrlicher Bursche ist? — Ich verstehe kein Wort davon, oder wäre am Ende das Alles eitel Heuchelei?" Der Admiral lächelte über den Eifer des jungen Freundes. „Es liegt einmal in der menschlichen Natur, augenfällige Vergeltung zu begehren; aus diesem Grunde muß Vieles unerklärlich erscheinen. Bedenke, lieber Freund, jedes Herz ist ein verworrenes Räthsel, dessen Lösung der Gottheit vorbehalten. Wie weit die Schlechtigkeit eines Menschen geht, wo die Grenze ist und sein Gefühl in's Gebiet des Guten hinüber schweift, kein irdischer Blick hat diese Tiefen jemals ganz ermessen. Es gibt eine Heuchelei des Guten, welche aus Nothwendigkeit zur Consequenz werden muß; ob niemals ein besseres Gefühl daran Theil hat — wer möchte das behaupten?"

Charlottens Ehe war eine sehr glückliche, nur mitunter durch unvermeidliche Trennung getrübt, und das Beispiel ihrer häuslichen Tugenden leitete auch Emilien, wiewohl erst nach Jahren, auf den richtigen Weg. Mistreß Wynns Ansichten blieben so ziemlich dieselben; als aber Charlotte den ersten Enkel in ihre Arme legte, fielen ihre großmütterlichen Zähren auf denselben herab. „Er gleicht Ihnen," sagte sie, auf Wilson blickend; „dies sind Ihre Augen, dies ist Ihr Mund; möge," und sie streckte in überwallender Zuneigung die Hand ihm entgegen, „möge es nicht die einzige Aehnlichkeit bleiben!"

Die Diamanten der Mademoiselle Mars.

Die große Schauspielerin, welche seit länger als einer Generation in den jugendl[illegible]n Rollen des französischen Lustspiels keine Nebenb[illegible]rin hat, trug kürzlich in Delavigne's neuem Stück: la popularité, als Lady Strafford, den blendenden Diamantenschmuck, der schon so viele Diebe unglücklich gemacht hat. Während der Aufführung sollen schon wieder zwei Burschc verhaftet worden seyn, welche in jenen Schmuck verliebt waren. Bereits seit Jahren befinden sich zwei solcher Liebhaber

Digitized by Google

zu Toulon; vor Kurzem haben die Assisen ihrer vier auf die Ruderbank nach Brest geschickt, und jene zwei werden über ein Kleines auf dem Weg nach Rochefort seyn. Mademoiselle Mars wird sich am Ende doch entschließen müssen, sich ihrer Diamanten und jener Anbeter zu entledigen; wäre es auch nur, daß sie durch die Zudringlichkeit derselben Jahr für Jahr in den Fall kommt, vor gestiftenem Gericht die impertinente Frage nach ihrem Alter beantworten zu müssen. Die Quotidienne bemerkt, um alle Herzen zu bezaubern, habe Celimene oder Arimante nicht nöthig, daß ein paar Dutzend Unglücklicher vermöge Erkenntnisses des königlichen Gerichtshofs ihre Fesseln tragen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Münster, December.

(Fortsetzung.)

Oeffentliches und geselliges Leben. Die Vorzeit.

Leider macht nur das Mißtrauen gegen das Fremde den Münsterländer auch mißtrauisch gegen den Fremden, und wehrt ihm, zu seinen übrigen Vorzügen, seiner Beständigkeit und Gutmüthigkeit, die Tugend der Gastfreundschaft zu fügen. Doch liebt man in Münster in hohem Grade die Geselligkeit und sucht es darin, wie in den Faschingsscherzen, wobei noch die Fleischer- und Bäckerinnungen nach alter Weise ihren öffentlich umziehenden Mummenschanz halten, den Rheinstädten gleich zu thun. Eine wunderliche Sitte hat sich bei der Feier der Fastnacht in dem benachbarten Flecken Greven erhalten: alle vier Jahre nämlich müssen die während dieser Zeit getrauten Ehepaare, ohne Unterschied der Person, in einen zu dem Ende auf dem Markt aufgestellten, ungeheuern Käfel fallen. Wasser sich werfen und durchbaden lassen. Eine andere alte und sonst nirgends bekannte Feier, die anmuthiger ist und weniger die Robheit der Vorzeit auch in ihren Spielen bezeichnet, ist die, womit hier der Vorabend des St. Lambertustages begangen wird. Der Heilige ist Schutzpatron einer der Haupt- und schönsten Kirchen Münsters, eben der, an deren sehr hohem Thurme die drei eisernen Käfige befestigt sind, in welchen die drei Hämpter der Wiedertäuferfeste eine kurze Bestallung für ihren von glühenden Zangen zerfleischten Leib fanden. Es werden nämlich mit Lichtern besetzte Kränze über die Straßen gezogen, und darunter tanzt um brennende Kerzen oder um himmenumwundene und mit farbigen Mindlichtern geschmückte Pyramiden die ganze lebenslustige Jugend, zum Takte von Gesängen ohne viel Poesie, und seltsamerweise in hochdeutscher Sprache, was einen jüngern Ursprung der Sitte vermuthen läßt, aber in sonderbaren Weisen, die wie Klänge aus heidnischer Vorzeit tönen, wenn auch hier nicht so wunderbar ergreifend, wie in der Pfalz das Lied der Knaben, die, in Moos- und Laubpyramiden versteckt, den Kampf des Sommers mit dem Winter am Maientage symbolisiren.

Die Beamtenwelt schließt sich jetzt enger wie früher zusammen und hält in den einzelnen Coterien, welche sie bildet, einen strengern Ton aufrecht; aber die übrige Gesellschaft ist in Münster in hohem Grade ungezwungen und ohne Förmlichkeit. Jetzt, obwohl das frühere Schisma sich erst wenig ausgeglichen begonnen hat, wieder in der Gewohnheit breitgetretenen Pfad eingelenkt, ist sie von den Interessen bewegt, wie sie sich überall in gleicher Unterspreitheit und Leere aus der Alltäglichkeit hervorspinnen. Man beschäftigt sich in Gemeinigung wiskommener Skandala. die kürzlich aufgetaucht wären, mit dem großen Cäcilienconcert, das von nah und fern Fremde herbeilockt, und dieses Jahr das Händelsche Oratorium: der Messias, zur Aufführung brachte, so gelungen, wie es nur von Dilettanten, die ernstes, anhaltendes Streben nicht scheuen, in einer sehr mittelmäßigen Stadt zu erwarten ist, wo aber alle Liebe keine guten Solo's herbeizaubern kann; dann mit dem Theater, das, unter einer dem Geschmack seines Publikums völlig genügenden Leitung stehend, bescheidenen Anforderungen nichts zu wünschen übrig läßt, selbst wenn es Hamlet und Don Karlos zeigt; ferner mit der jetzt hier eröffneten Gemäldeausstellung, welche einige treffliche Sachen, besonders holländischer Meister aufzuweisen hat, u. s. w. Bedaß dieser Ausstellungen hat der diesige Kunstverein sich an die Vereine von Hannover, Kassel und Braunschweig angeschlossen, und von daher nun alle die Gemälde erhalten, welche schon von diesen Orten aus in verschiedenen Blättern besprochen worden sind; einige diesige Künstler haben nur höchst unbedeutende Beiträge geliefert. Münster ist nämlich nicht so glücklich, in der Malerei je wieder hervorstechende Talente geliefert zu haben, nachdem das seines Lugar tom Ring im sechzehnten Jahrhundert zu so hoher Bedeutung aufgeblüht. Die spätern Namen, Pictorius, Koppers u. s. w. sind zu keinem Rufe außer den engen Grenzen ihres Vaterlandes gekommen. Für den artistischen und wissenschaftlichen Ruhm unserer Stadt war überhaupt die Vorzeit eine glücklichere und blühendere, als die jetzige. Denn nicht allein lesen wir in unsern Chroniken, daß die Münsterische Singschule, der Münsterische Chorgesang während des ganzen Mittelalters bis auf das achtzehnte Jahrhundert herab zum Muster aufgestellt wurden; auch Heeren sagt in seiner Geschichte der classischen Literatur, daß der Ruhm der Münsterschen Schule (durch die Bemühungen Rudolphs von Lange im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, des Freundes von Pirkins, Bavellens, Pico von Mirandola, des Herzogs Lorenzo Medicis) bald so groß geworden, daß er sich nicht mehr berechnen lasse; denn sie sey recht eigentlich die Pflanzschule künftiger berühmter Lehrer geworden. — Diese Schule kam darauf in die Hände der Jesuiten, gerieth aber nach dem westphälischen Frieden in Verfall, wie denn im achtzehnten Jahrhundert selbst Ordensglieder über die Langsteit und den steifen, mechanischen Gang des Unterrichts in den Jesuitenschulen Klage erhoben. Im Jahr 1775 wurde der Orden vertrieben, und jetzt bekam Fürstenberg freies Feld für seine Wirksamkeit; es erschien seine berühmte, überall mit der lautesten Bewunderung aufgenommene Schulordnung, die nach seinen Entwürfen M. Sprickmann verfaßte, wie der hieher berufene C. L. Hoffmann die als Muster anerkannte Münstersche Medizinalordnung. Das war rasch bewirkte Aufblühen der alten Domschule aber genügte Fürstenberg nicht; er rief neben ihr eine Universität in's Leben, zu deren Fundirung eine reiche Frauenabtei aufgehoben wurde, und an der ein Geist freimüthiger, wissenschaftlicher Forschung erwachte, wie er früher in der katholischen Literatur nur anderwärts war — ein Geist, dessen Richtung in dem jetzt verketzerten Hermes sich abspiegelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 25. December 1838.

— Ein kleiner Liebesdienst
Ist gleich des Samens inhaltschwerem Korn:
Es dorrt auf nackrem Feld, doch keimt es sich
In gutes Erdreich, trägt es hundertfältig.
Shakespeare.

Kaiser Franz und der Obrist Pinon.

Alles, was an Kaiser Franz erinnert und etwas Charakteristisches aus seinem Leben hervorhebt, ist Eigenthum des deutschen Volks und darf nicht verloren gehen. So auch dieses Kaisers Haltung und Antwort, als 1814 der Obrist Pinon aus Genf von seiner Republik nach Wien geschickt wurde, um die weggeführte Genfer Artillerie vom Kaiser zurückzubitten. Zum vollen Verständniß der Sache müssen wir etwas weiter ausholen.

In Folge der von den alliirten Armeen in Frankreich erfochtenen Siege rückte am Ende des Jahres 1813 eine österreichische Division unter dem General Bubna gegen Genf vor, das sechzehn Jahre lang französische Besatzung gehabt hatte. Diese erhielt nach der mit ihr abgeschlossenen Capitulation freien Abzug, und dagegen rückten am 30sten December 1813 die Oesterreicher ein. Nach Kriegsrecht gehörte ihnen unstreitig alle auf den Wällen vorgefundene Artillerie, alle Waffen und Munition. Zwar hatte sich Genf unmittelbar nach dem Ausmarsch der Franzosen wieder zu seiner ehemaligen politischen Stellung erhoben, die ihm die französische Occupation gegen alles Recht genommen; es war wieder eine freie und unabhängige Republik geworden; dessen ungeachtet konnte es nicht wohl als neutraler Staat von den Alliirten betrachtet werden, denn Genfer hatten in französischem Kriegsdienst gegen sie gekämpft, die Occupation Genfs war eigentlich eine Eroberung. Dessen ungeachtet sprachen dies die österreichischen Behörden nicht aus, sondern erwähnten immer der Allianz, in der die Alliirten mit Genf ständen.

Die Verhältnisse und die Stellung der Genfer Behörden zu den österreichischen Commandanten erhielten durch diese Unbestimmtheit selbst etwas Schwankendes. Zwar wurde Genf nicht wie ein erobertes Feindesland betrachtet, aber man betrachtete es auch nicht als befreundet. Daraus entstand manches Widersprechende: Zaudern bei feindseligen Maßregeln, dagegen aber auch Ansprüche, die mit der angeführten und ausgesprochenen Allianz unvereinbar waren. So nahmen die Oesterreicher in strenger Anwendung des Kriegsrechts die Artillerie weg, und hatten dabei keine Rücksicht auf die ganz eigene Lage, in welche Genf durch die unrechtliche französische Occupation und Garnison gekommen war. Nur mit großer Schwierigkeit brachten es die Genfer dahin, daß zwei gesonderte Inventarien gemacht wurden, eines von den französischen, das andere von den Genfer Geschützen.

Damals war in Genf noch die provisorische Centralcommission, welche aus wackern Männern des Landes bestand, die alle Bequemlichkeit, ihre Zeit, ihre eigenen Geschäfte und Vortheile aufopferten, um dem Vaterland

Digitized by Google

zu dienen. Zu diesen Edlen gehörte auch der damals im Privatstand lebende sachkundige Pinon. Er übernahm die schwierige Stelle als Ingenieur- und Arsenaldirektor; er ward deßhalb von der Regierung zum Obristlieutenant befördert und in diesen Eigenschaften vom General Bubna anerkannt. Er begann damit, sich in freundschaftliche Verhältnisse mit den österreichischen Artillerie- und Genieoffizieren zu setzen, zumal mit dem Major C., der die Vertheidigungsarbeiten in und um Genf unter sich hatte; dadurch hoffte Pinon seiner Vaterstadt viele und große Unannehmlichkeiten zu ersparen.

Der Major C. war nicht nur ein vortrefflicher Offizier, sondern auch ein guter Mensch, der in seinem ehelichen Leben sehr glücklich war und sehr glücklich machte. Seine Frau hatte einen gar niedlichen kleinen Hund, an dem sie sehr hing. Er starb und die Frau verging vor Schmerz. Wenige Tage nachher ritt der Major in die Umgebungen der Stadt, denn es handelte sich darum, alle Höhen in die Vertheidigungslinie zu ziehen. Zu diesem Zweck sollten Werke von großem Umfang angelegt werden. Unvermeidlich war dabei die Zerstörung einer Menge der schönsten Landhäuser und Anlagen auf Champel, St. Jean u. s. w. Die Ausführung des Plans sollte unverzüglich begonnen werden, und zu diesem Zweck verlangte der Major fünftausend Arbeiter vom Obristlieutenant Pinon, der mit ihm ritt. Auf ihrem Rückweg nach der Stadt sah der Major einen kleinen Hund, der dem verstorbenen seiner Frau auf ein Haar glich. Ihn führte an einem Band eine ältliche Dame. Der Major steigt sogleich ab, nähert sich ihr mit aller Artigkeit, erzählt ihr den Fall, und bittet sie dringend, ihm das Hündchen für seine Frau abzutreten, es möge kosten, was es wolle. Umsonst! Die Dame weist alle Bitten, alle Anerbietungen ab, denn sie selbst ist alt und allein und hat keine Gesellschaft als Mimi. Der Major konnte nun nicht weiter in sie dringen und ritt weiter. Obristlieutenant Pinon aber verlor die Spur nicht, und noch an demselben Tag machte er der Dame einen Besuch, stellte ihr Alles vor, und wiewohl sie manche Thränen darüber vergoß, so stand sie doch nicht an, Mimi abzutreten, weil damit dem Land ein Dienst geschehen könne. Darum wollte sie auch, obgleich unvermögend, nichts für ihn annehmen. Dem kleinen Hund wurde ein schönes Halsband umgethan, und als man ihn der Frau Majorin brachte, war der Freude kein Ende. Der Major aber drückte Pinon gerührt die Hand und blieb ihm seitdem von ganzem Herzen ergeben. Davon gab er ihm bald einen sichtlichen Beweis.

Die Nachricht von den neu projektirten Festungswerken war bald kein Geheimniß mehr. Die reichen Eigenthümer der zum Niederreißen bestimmten Landhäuser vereinigten sich und boten dem Major eine große Summe, wenn er seinen Plan ändern und ihre Besitzungen schonen wolle. Er wieß jedoch als ehrlicher Mann ihr Anerbieten zurück. Nun aber kam Pinon und bat ihn dringend, nur acht Tage mit dem Beginn der Arbeiten zu warten. Nach einiger Schwierigkeit sagte es ihm der Major zu. Diese acht Tage waren noch nicht abgelaufen, als die Nachricht vom Ende des Kriegs eintraf. Nun wurde der ganze Fortifikationsplan als zwecklos aufgegeben, und die Landhäuser waren gerettet. Man bedenke nur, was fünftausend Arbeiter in acht Tagen alles an Häusern, Anlagen, Bäumen und dergleichen hätten zerstören können. Ohne den kleinen Hund wäre wohl Alles geschehen. Sein mächtiger Einfluß zeigte sich später noch einmal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergleichende Zusammenstellung der Frauencharaktere in Goethes und Schillers Werken.

(Fortsetzung.)

Wenn man uns sagt, daß die Frauen auf der griechischen Bühne durch Männer gegeben wurden, so ist schon ein Theil des Interesses, das wir für die Darstellung des Liebesschmerzes einer Phädra empfinden, dahin. Es dringt sich uns gleich ein verzerrtes und unnatürliches Bild vor die Phantasie. Bei den Griechen mochte es anders seyn; ihr von dem Sentimentalen gänzlich abgewendeter Sinn sah in der Liebe nur ein untergeordnetes Element im Drama, und wenn sie diese Leidenschaft zur Hauptsache machten, so stellten sie den aktiven Heroismus der Liebe, nie den passiven auf, während die modernchristliche Kunst ausschließend den letztern verherrlicht. Dem wilden Ungestüm der Phädra stellt sie die leidende, demüthige Glut einer Griseldis entgegen. Diese flüchtigen Betrachtungen mögen bekunden, wie mißlich es ist, Liebesverhältnisse in einem antiken Tragödienstoff aufzuführen, und wie weise beide große Dichter handelten, diesem Interesse nur einen untergeordneten Rang in ihrer Schöpfung zuzugestehen.

Es liegt uns nun ob, darzuthun, worin, bei der Abweseheit des eben besprochenen Haupthebels zur Erregung des Interesses in unsern modernen Dramen, doch das Anziehende bei beiden antiken Frauencharakteren liegt, und es scheint, bei genauerer Prüfung, sich nur darin zu finden, daß der Stempel des „Charakteristischen,“ wie es oben definirt wurde, an beiden genugsam sichtbar wird. Sie sind beide modern-antik, das heißt, sie heimeln sich unsern Sitten und Empfindungen möglichst an. Das Sentenziöse, das in beiden vorherrscht, ist kein antikes

Digitized by Google

Element, sondern ein modernes. Iphigenie macht das sonst Schroffe, Ungefällige ihrer Vaterlandsliebe und ihres Hasses gegen das Fremde durch die reizendste, echt weiblich zarte und rein empfundene Anschauung des Lebens und der Verhältnisse wieder geschmeidig. Isabelle versöhnt durch ihre Sentenzen, indem sie immer wieder die schönen, aber weichlichen Anklänge des Muttergefühls, der Muttersorge durchtönen läßt. Trotz der Größe, die sich zeigt, geht hier ein elegischer Ton empfindsamer Schmerzen durch's Ganze, und manche hochgerühmte Sentenz ähnelt schon der koketten Gefühlsüberschwänglichkeit, die der Charakter der damaligen Zeit war und deren weichlichen Farbenton Schiller in seiner Cabale und Liebe im Uebermaß angewendet und dadurch bewirkt hat, daß das ganze Gemälde frühzeitig veraltet ist. So weit darf das Charakteristische nicht gehen; die Werke der Dichtkunst müssen, wie die Porträts der alten Meister, nur das von den jedesmaligen Moden annehmen, was berechenbar in der Ferne noch als poetisch und geschmackvoll wirken kann. Warum veraltet ein Porträt von Titian nicht, und warum erscheint uns ein Wohlgemuth, ein Cranach geschmacklos? Beide geben die Gestalten einer und derselben Zeit wieder, aber der Eine malte das Bleibende, der Andere das Vergängliche. Unsere moderne Gefühlsweise zeigt auch oft spitze Hüte auf, oder steckt seltsam gestaltete Thränenschleier an; soll man sie aber malen? und wenn man sie malt, soll man sie wohl gar so stellen, daß das Licht gerade darauf fällt, damit der Beschauer nur ja nichts von den tausend Fältchen und abenteuerlichen Spitzchen verliert?

Nächst diesen Frauencharakteren finden sich noch zwei andere, die im Heroisch-idealen sich zusammenstellen lassen, die aber schon mehr als historische Porträts mit idealer Färbung zu betrachten sind. Es sind dieses Margarethe von Parma im Egmont und Elisabeth von England. Beide sind kalt, berechnet, in politischer Bedeutsamkeit das Weibliche zurückdrängend. Wer die bedeutungsvolle Rolle betrachtet, die Margarethe im Egmont spielt, der fühlt zugleich den Charakter der ganzen Tragödie aus den zarten, geistvollen Situationen heraus, wo diese Frau als Trägerin der politischen Ideen ihrer Zeit auftritt. In Elisabeth mischt sich zwar die Liebe in die Politik, allein die Intrigue tritt mehr in den Hintergrund, und die schroffen Gegensätze von Staatsklugheit und religiösem Parteihaß sind die eigentlichen Hebel der dramatischen Bewegung.

Schiller führt nun eine Menge heroisch-idealer Gestalten auf, zu denen wir bei Goethe vergebens Seitenstücke suchen. Eine Jungfrau von Orleans, die sentimentale und zugleich heroische Gemahlin Fiesko's, Thekla im Wallenstein, Bertha von Brunet im Wilhelm Tell, Beatrice in der Braut von Messina — alle diese Frauencharaktere stehen für sich da und müssen auch als solche besonders besprochen werden. Es ist nicht der Zweck dieser Skizze, über diese Schillern so eigenthümlichen Gestalten, die sich den Beifall der Zeitgenossen des Dichters in einem so hohen Grade zu erwerben gewußt haben, ein urtheilend Wort zu sagen; wir haben hier nur die Absicht, das Zusammentreffen unserer großen Dramatiker in Auffassung ähnlicher Gemäldegegenstände zu schildern. — Wir gehen daher im folgenden Abschnitt zu den rein sentimentalen Frauen über.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Mannigfaltigkeiten.

Gastronomisches.

Lieblingsspeisen großer Köpfe und schöner Geister.

In gewissen kritischen Kreisen ist es heutzutage Brauch geworden, daß man über den Habitus und die Lebensweise der Poeten und Schriftsteller Buch führt, und die kleinen Schwächen, Gelüste und Eigenheiten des geselligen Menschen als amüsirende Mittel benützt, um die Gefühle oder die Behauptungen, welche er dem Papier anvertraut, zu versüßen. Diese Weise der Kritik gleicht der schlechtesten, unklassischsten Art von Porträts; wäre aber diese Methode von jeher Sitte gewesen, so hätte unser Notizensammler eine weit reichere Ernte in der Literatur gehabt. Es läßt sich wohl schwerlich leugnen, eine vollständigere Liste der gastronomischen Neigungen und Angewöhnungen ungemeiner Menschen wäre wenigstens noch interessanter, als eine Sammlung von Autographen, mit denen sich der physiognomische Witz so viel zu schaffen macht.

*

Karl der Große liebte vor Allem gebratenes Fleisch, besonders Wildpret. Jäger waren es, die ihm diesen Leckerbissen an Bratspießen zur Tafel bringen mußten. *

— Luther's, † 1546, Lieblingsgetränke waren Torgauer Bier und Rheinwein.

— Melanchthon, † 1560, war wenigstens in seiner Jugend, ein großer Freund von Gerstensuppen. Um eine Portion solcher Suppe gab er oft eine Portion Fleisch, als er im Contubernium zu Tübingen studirte. Ferner liebte er Grundeln und ähnliche kleine Fische (melanuros et fundulos), desgleichen Gemüse und jederlei pulliculos. Aber Fleischwerk und große Fische waren ihm zuwider, wie er denn überhaupt ein Feind der Schmausgelage war. Er spräche von sich zu sagen, er könnte ohne Mühe die Lebensweise des Pythagoras beobachten. **

— Torquato Tasso war ein ganz besonderer Liebhaber von eingemachten Früchten, von Marzipan und anderm süßen Backwerk. Selbst den Salat aß er mit Zucker. ***

— Heinrich IV. von Frankreich, † 1610, war ein unmäßiger Austern- und Melonenesser; er überlud sich nicht

* Eginhard, vita Carol. M. cap. 22. 24.

** Camerarii vita Melanch.

*** Serassi, vita di Tasso. (Roma 1785) p. 508.

Digitized by Google

setten den Magen damit. Sein Lieblingsgetränke war vin d'Arbois, der in der Franche-Comté, einem mittelmäßigen Weinlande, wächst.

Karl XII., König von Schweden, † 1718, soll ein Butterbrod jedem andern Leckerbissen vorgezogen haben.

— Voltaire war ein unersättlicher Kaffeetrinker, wie Napoleon und Friderich der Große. Die Lieblingsspeise des Letztern war Polenta, Kuchen von gerbsteter und dann gemahlener Gerste.

— Crebillon der Jüngere, † 1777, zeichnete sich durch eine unglaubliche Virtuosität im Austernessen aus.

— Lessings, † 1781, Lieblingsgericht waren Linsen.

— Klopstock, † 1805, war ein leidenschaftlicher Liebhaber von Trauben. Zu seinen Leibessen gehörten ferner Pasteten, zumal Truffelpasteten, Salmen, Lachs, geräuchertes Fleisch; von Gemüsen Erbsen. Sein Leibtrunk war Rheinwein und in den letzten Jahren seines Lebens eine Flasche Bordeaux.

— Kants, † 1804, Lieblingsspeisen waren bis in sein hohes Alter ein Linsenbrei, ein mit Bauchspeck zugerichteter Pastinakbrei, ein pommerscher Speckpudding, ein Pudding von weißen Erbsen mit Schweinsfüßen, ferner getrocknete und Backobst aus Pommern. — Am Mittagessen saß Kant gewöhnlich von 1 — 4 Uhr.*

— Schiller, † 1805, liebte in seiner Jugend ganz besonders Schinken. — Vor uns liegt eine einige Monate tägl[ichen] Abendbesuch umfassende Note eines Stuttgarter Gastwirths vom Jahr 1782 „über von Herrn Dr. Schiller Verzehrtes.“ Hier findet sich fast täglich, neben der mäßigen Portion Lambwein, Schinken verzeichnet.

— Wieland war, wie die Athener, ein besonderer Freund von Kuchen und Backwerk. Wußte er, daß seine Frau etwas der Art aufgehoben hatte, so konnte er oft noch nach Mitternacht aus dem Bette aufstehen, den Leckerbissen holen und behaglich hinunternaschen. Alle Sonntage (um's Jahr 1774) kam bei ihm in Weimar eine Tatsche zum Nachtisch, ein in Biberach gewöhnliches Backwerk. Alpenforellen aus dem Appenzellischen fand er so Ä[u]serst köstlich, daß er noch nach Jahren von dem Schmause reden konnte, bei dem sie aufgetischt worden. Auch ein Gläschen Kirschengeist war ihm im Alter besonders angenehm.

— Matthisson gas selbst an, daß er vor Allem Erbsen, weiße Bohnen und Pökelfleisch liebe.

Was der Lebensbeschreiber Alexander Pope's, † 1744, des Aufzeichnens werth gefunden, nämlich, daß ihm nichts über eine leckere Mahlzeit gegangen, und was von Goethen geschrieben steht, daß er den Champagner besonders geliebt, dasselbe wird von allen Poeten jeder Gattung vorausgesetzt, donec probetur contrarium.

* Tieck, Leben Kants.

Korrespondenz-Nachrichten.

Münster, December.

(Fortsetzung.)

Akademie. Verhältniß zur Literatur.

Die Universität stützte auf und verwaltete, bis 1818 ihre letzten Blätter abfielen; sie wurde aufgehoben, die juristische und medizinische Fakultät nach Bonn verlegt, und nur die theologische und philosophische Fakultät mit einem anatomischen Theater gelassen; die versprochene Erhebung zur Akademie, mit dem Rechte der Promotion für die Theologie, erfolgte 1835. Durch den Tod des Domprobstes Brockmann ist der theologischen Fakultät der letzte bedeutende und literarisch bekannte Name entrissen. Die Zahl der Studirenden beträgt 200 bis 250. Der Hermesianismus ist jetzt ganz an ihr erstorben; man behilft sich ohne ihn, so gut es geht, und das möchte der fortschreitenden Wissenschaft so schwer nicht fallen; denn Hermes war und bleibt ein Autodidakt, dem immer gewisse Grenzen gestellt sind, und andere Systeme der katholischen Philosophie, wie z. B. das Baadersche und das Günthers, umfassen alle Schätze seines geistigen Reichthums und noch bedeutende Summen darüber. Daß aber dabei der Ultramontanismus tiefere Wurzel faßt, ist eine Erscheinung, welche man nicht Münster allein vorwerfen darf, und die gerade hier, wo sie sich nur auf den frommen Glauben basirt, die am wenigsten gefährliche Gestalt annimmt. Die Akademie hat ihr Lokal und das für ihre Sammlungen in dem geräumigen ehemaligen Jesuitencollegium; von dem letztern ist nur die sogenannte Paulinische Bibliothek, mit etwa 50.000 Bänden, aber ohne werthvolle Manuscripte, zurückgeblieben; sie ist am reichsten für die Geschichte besetzt, und dieses Fach der Gelehrsamkeit hat denn auch unter den hiesigen Gelehrten seine meisten Repräsentanten gefunden; früher in Schaten, in Kindlinger, Sprickmann und dem hier lange angestellt gewesenen, dann nach Hannover berufenen Kohlrausch; jetzt in Wiens, Ehrhardt und Grauert, dessen Geschichte Christi nens von Schweden von der Kritik sehr beifällig aufgenommen worden ist.

In literarischer Beziehung ist jene Blüthezeit des erfolgreichsten, wenn auch stillen Zusammenwirkens für die sichtbaren Zwecke vorüber, deren Träger Fürstenberg war, wie ihr Magnet die anziehende Persönlichkeit der geistreichen Fürstin Amalia von Gallitzin, um welche die ausgezeichnetsten Männer sich gruppirten: Hemsterhuys, Hamann, Jacobi, Overberg, worunter auch einmal Goethe erschien; aber immer hat die Poesie eine warme Pflege hier gefunden und zählt noch jetzt eine Menge Jünger. Eine neulich erschienene Sammlung Gedichte, vornämlich erzählenden Inhalts, die auf einer weltlichen Feder geflossen sind, darf den bedeutendsten schönwissenschaftlichen Erscheinungen dieses Jahrs zugezählt werden. Der Lärm des übrigen literarischen Treibens in unserm Vaterlande bringt aber trotz mehrerer Lesevereine erst völlig gedrochen in unsere Stille herein, und wenn man die Misere desselben betrachtet, jene um sich greifenden Persönlichkeiten, jenes Hereinbrohen der Zeiten „Barths mit der eisernen Stirne,“ so wird man uns daraus gerade keinen Vorwurf machen. Eben so ist von den Conseauenzen des Hegelthums noch kein Schatten bis hierher gedrungen, um sich erschickend und verdrumpfend auf die ruhig fortschreitende Saat des festen alten Glaubens zu legen, obgleich man mit Theilnahme der Geistesentwickelung Leo's folgt, seitdem dieser eine so katholische Richtung genommen hat. Wenn übrigens jenem Systeme zufolge Religion, Christenthum und selbst die Kunst in der Philosophie aufgehen sollen, so ist eine solche Unbekümmertheit darum gewiß der erspriesslichste Zustand, und sollte zur Strafe dafür auch einst kein Stück des, in die ferne Zukunft construirten, goldenen Zeitalters von den Schöpfern desselben den guten Münsteranern zuertheilt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 26. December 1838.

— Vultus ubi tuus
Affulsit, populo gratior it dies,
Et soles melius nitent.
Horat.

Venedig im Oktober 1838.

Der 5te Oktober.

Nicht, wie dereinst, mit prangenden Trophäen
Geschmückt nach stolzer Feinde Niederlage,
Die heute noch auf deinem Sarkophage,
Erloschner Größe Grabdenkmale, wehen,

Du meerentstiegne Fürstin! — friedlich sehen,
Doch minder schön nicht, als an jenem Tage,
Wo du das Loos warfst in Europens Wage,
Dich deinem Herrscher wir entgegen gehen.

Es steht ein Ziel den Völkern und den Thronen
Bereit, auf daß sich glänzend offenbare,
Wie Eins im steten Wandel nur bestehe.

Blick hin! Er, den mit mannigfachen Kronen
Des Ewigen Huld beschenkt, beugt am Altare
Sein Haupt vor Ihm, der herrscht in Fern' und Nähe.*

* Kaiser Ferdinands erste Handlung nach dem festlichen Einzug war ein Gebet in der Marcuskirche.

Der 7te Oktober.

Es strahlt die Dogenstadt in ihrer Pracht,
Ein goldnes Band umgürtet ihre Glieder,
Geschmückte Gondeln schießen auf und nieder,
Die Bahn befreiend für die heitre Jagd.

Der Canal grande mit dem reichen Mieder
Von marmornen Palästen, deren Macht
Einst Königen gebot in Fried' und Schlacht,
Erschallt von alter Lebensfülle wieder.

Und, wie dereinst, vom hoh'n Rialtobogen,
Vom Ufer, von den Dächern, von Altanen
Zwölf Rudern zugewendet alle Blicke.

Die Kämpfer gleiten vorwärts und zurücke —
Fleuch, Sieger, fleuch zum Ziel der rothen Fahnen,
So einst verlieh die Herrscherin der Wogen!

Der 12te Oktober.

Ersteigend aus dem dunkeln Wellenschoß
Erhebt zum Himmel sich ein lichter Bogen;
Kaum hat er seinen Flammenstreif gezogen,
So brechen hundert Feuersäulen los.

Digitized by Google

Erfleht ein Lichtpallast aus glühnden Wogen?
Entsendet aus der Tiefe still und groß
Der Meergott freundlich auf krystallnem Floß
Die Schätze, die sein Durst dem Licht entzogen?

Schon zeigen sich die tanzenden Tritonen,
Der Nereiden heitrer Schaar zur Seite,
Und wiegen sich in gaukelndem Gesunkel.

Das feuchte Bett erglüht von Strahlenkronen —
Ein freudig Jauchzen! — Plötzlich Näh' und Weite
Gehüllt in Grabesstill' und nächtig Dunkel.

Der 13te Oktober.

1.

Dort, wo sich zu Venedigs Untergang
Verschworen einst der Genuesen Flotte,
Bis, neu versöhnt dem mächt'gen Meeresgotte,
Pisani's Rachearm der Sieg gelang; *

Dort, wo von stets erneutem Fluthendrang
Heraufgespühlt der Sand aus düstrer Grotte,
Dem Riesenwerk der Menschenhand ** zum Spotte,
Den Hafen Malamocco's fast verschlang —

Dort will, in That und Wahrheit zu bewähren,
Venedig strahl' als Perl' in seiner Krone,
Den neuen Hafenbau der Herrscher spenden.

Den Grundstein legt er heut mit eignen Händen;
Und du, Venedig, weißt zu schönem Lohne
Mit Liebe solche Vaterhuld zu ehren.

2.

Ist denn die alte Feenwelt erwacht?
Ist's Traum, ist's Wahrheit, was die Blicke schauen?
Umspielt uns auf phantast'schen Bluthenauen
Ein Märchen aus der Tausend einen Nacht?

Erstiegen aus des Orients Wunderschacht
Die Zaubrer sammt den fabelhaften Frauen?
So pflegen Menschenhände nicht zu bauen,
Das haben Geister täuschend ausgedacht.

Der Säulen Leib in scharfen Flammenzügen —
In lichten Bogen Tempel und Paläste —
Ein leuchtendes Fanal des Thurmes Spitze! —

So müßte des Olympos Bau sich fügen,
Hätt' ihn nach der Titanen Sturz zum Feste
Des Donnerers Hand umstreift mit seinem Blitze.

* Vettor Pisani, Venedigs Retter und Rächer an dem Uebermuth der Genuesen im Kriege von Chioggia 1379.

** Die Murazzis, jene gewaltigen Mauerquader, die Venedig seit Jahrhunderten vor den Verheerungen der Fluth bewahren.

Der 13te Oktober.

Von bunten Wimpeln ist die Fahrt bedeckt,
Die überführt zu Lido's grünen Matten;
Der Jubelruf von Gondeln, von Fregatten
Hat die Lagune aus dem Schlaf geweckt.

Wie uns im Traume Trug und Wahrheit neckt,
So steigen aus der Seele hehre Schatten:
Will mit der trauten Adria sich gatten
Sanct Marcus' Leu? — ein Bund, der Throne schreckt!

Musik ertönt, dem Schall zahlloser Lieder
Mischt sich der Donner grüßender Geschütze,
Zurückgegeben von der Veste Mauren;

Erwartend wogt die Menge auf und nieder —
Wo bleibt der Bräutigam auf goldnem Sitze,
Getragen von dem stolzen Bucentauren? —

Heinrich Stieglitz.

Kaiser Franz und der Obrist Pinon.

(Fortsetzung.)

Wir kehren wieder zur Genfer Artillerie zurück. Die Oesterreicher waren entschlossen, sie wegzuführen, und dazu hatten sie allerdings das Recht und die Macht; aber ihr Billigkeitsgefühl erkannte doch, daß dies Verfahren gegen einen Staat sehr hart sey, der nicht als Feind betrachtet werden könne. Sie sagten also, diese Artillerie sey in die waadländischen Berge bestimmt, um da zur Vertheidigung der Pässe gebraucht zu werden. Demnach ließ der Obrist F. die sämmtlichen Stücke an den Hafen Malard führen, wo sie auf Barken geladen und nach Ouchy geführt werden sollten. Pinon ließ sich jedoch nicht irre machen. Er verlangte, daß die Stücke vor ihrer Abfahrt genau verzeichnet und das Verzeichniß vom Chef des Generalstabs unterschrieben werden solle. Obrist F. verweigerte jedoch diese Unterzeichnung. Darauf ging Pinon gleich zu den Barkenführern und sezte ihnen die ganze Sache auseinander; sie sahen sie auch ein, und als gute Genfer erklärten sie, daß sie sich weder durch Versprechungen noch Drohungen bewegen lassen würden, die Kanonen wegzuführen, ehe ihnen Pinon selbst dazu die Erlaubniß gebe. Als Obrist F. an den Hafen kam, fand er weder Barken noch Barkenführer, mußte also für's Erste auf den Transport des Geschützes verzichten. Später, als er den Zusammenhang der Sache und Pinons Verfahren erfuhr, ließ er diesen kommen, sprach herrisch zu ihm

Digitized by Google

und griff dabei sogar an den Degen. Pinon aber ließ sich nicht einschüchtern und erklärte: so lange er lebe, werde er alle ihm zu Gebot stehenden Mittel anwenden, die Wegschaffung der Kanonen aus der Stadt zu verhindern, bis sie regelmäßig und mit Anerkennung geschehe. Darauf eilte der Obrist F. zum General Bubna, um sich über den Genferischen Offizier und seine Insolenz zu beklagen, wie er es nannte. Auch Pinon war dahin geeilt, und Beide traten zu gleicher Zeit in's Kabinet des Generals, der im Anfang seinem Offizier Recht geben wollte, wie er denn auch im Grunde ganz Recht hatte, der aber auch einsah, daß Genf nicht wohl wie eine eroberte Stadt behandelt werden könne. Da sagte Pinon zu ihm: „Sie begreifen meine schwierige Lage; die Centralcommission hat mich zum Direktor und Hüter ihres Arsenals ernannt, und in dieser Eigenschaft bin ich von Ihnen anerkannt worden. Es besteht von allen mir anvertrauten Stücken ein Inventar, ich bin also dafür verantwortlich. Wenn nun diese Artillerie verloren ginge und man mir Rechenschaft darüber abforderte, was könnte ich antworten? Ja, die Verläumdung könnte mich der Nachsicht, der Nachlässigkeit, ja sogar der Bestechlichkeit bezüchtigen; daher muß ich dringend um Unterzeichnung der Empfangscheine bitten; so wie sie unterzeichnet sind, hört jeder Widerstand von meiner Seite auf.“ Der General war zwar noch immer über Laune, ließ sich aber doch die Papiere vorlegen, sah sie durch und gab sie dem Obristen F. zur Unterzeichnung. Einige Stunden darauf waren die Kanonen eingeschifft und die Barken steuerten damit nach Ouchy.

Mit den unterzeichneten Papieren eilte Pinon nach Lyon zum Fürsten von Hessen-Homburg, der das Armeecorps commandirte, und erhielt von ihm den Befehl, daß die Artillerie vorerst nicht über die Schweizergrenze hinausgebracht werden solle. Jetzt eilte er ihr nach, fand sie aber nicht im Waadland, sondern erst in Schaffhausen, denn man eilte gewaltig damit. Auf den Befehl des Fürsten durften sie freilich im Augenblick die Schweizergrenze nicht überschreiten, jedoch erhielt der Obrist nur einen Aufschub für die nöthige Zeit, um nach Basel zu reisen, und da vom Kaiser Franz, welcher dort erwartet wurde, einen allerhöchsten Befehl einzuholen. Allerdings kam der Kaiser, hielt sich aber nicht auf und Pinon konnte ihn nicht sprechen. Dagegen kam nach einigen Tagen der Feldmarschall-Lieutenant P. Pinon erhielt nur mit Mühe Audienz, und der Empfang beim General war nicht ermunternd, denn man hatte ihn stark gegen Pinon und Genf überhaupt eingenommen; er zeigte nicht undeutlich, daß er die ganze Sache wie eine Spekulation ansehe, da der Obrist kein Recht und keinen Anspruch auf die Zurückgabe der Kanonen habe. Dabei sprach er sehr lebhaft und mit starken Ausdrücken. Pinon blieb aber ruhig, und als er zum Sprechen kam, setzte er dem General Alles gelassen auseinander. Dieser hörte ihm mit dem Ausdrucke des Unglaubens zu. Als aber Pinon von den Papieren sprach, die darthäten, daß die Artillerie das Eigenthum Genfs sey, schien er noch unwilliger und sagte: „Diese Papiere möchte ich sehen!“ — „Hier sind sie, Excellenz.“ Der General untersuchte die Papiere genau, schien darüber immer mehr zu erstaunen und sagte dann mit ganz verändertem Ausdruck zu Pinon: „Ich habe Sie verkannt, man hat mich gegen Sie eingenommen; ich hielt Sie für einen Intriganten, Sie sind aber ein ehrlicher Mann, rechnen Sie auf meinen Eifer, Ihnen nützlich zu seyn; ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht.“ Hierauf rief er einen Adjutanten und befahl ihm, auf der Stelle nach Schaffhausen zu eilen, um seinen Befehl dahin zu bringen, daß die Artillerie nicht weiter gebracht werde. Am folgenden Tag war der Adjutant schon mit der Nachricht von Schaffhausen zurück, er sey zu spät gekommen, die Kanonen seyen bereits nach Ulm abgegangen gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Eisenbahnen. Industrie.

Die schönen Träume, die man wegen der Eisenbahnen und ihrer wichtigen Folgen träumte, sind durch einen unangenehmen Vorfall, durch das starke Sinken des Werthes der Aktien, plötzlich unterbrochen worden. In der Einbildungskraft verlängerte man die Eisenbahnen schon weit über die Grenze hinaus, und erwartete mit Ungeduld die Zeit, da man in wenig Tagen von einem Ende Europa's zum andern würde fahren können. In Hinsicht des schnellen Fahrens schien nichts unmöglich mehr, und fast wollte man keinen Widerspruch mehr hören, wenn von den erstaunlichen Folgen der Schnelligkeit die Rede war. Als in der vorigen Session der Deputirtenkammer Arago äußerte, die Dampfmaschine in ihrer Anwendung auf die Eisenbahnen sey noch nicht ganz ausgebildet und veranlasse noch manche Zweifel und Bedenklichkeiten, so hätte er fast seine Popularität dadurch verloren, weil die öffentliche Meinung seinen Zweifel mehr hatte. Nun hat man freilich diese Meinung nicht geändert und der Gebrauch der Dampfmaschinen hat sich immer mehr bewährt, ohne daß seitdem irgend eine wichtige Verbesserung eingetreten wäre; aber in der Berechnung der Kosten der Eisenbahnen ist man auf höchst unangenehme Weise enttäuscht worden. Man stellte sich Unternehmungen dieser Art weit leichter vor, als sie wirklich sind, und wiegte sich in den schmeichelndsten Träumen. Die furchtbaren Nachrichten von der Börse haben die Träumer aufgeschreckt, und nun werden die Eisenbahnen, wenigstens die großen, viele Mühe haben, die hinlängliche Masse von Beiträgen zu finden, um vollendet oder auch nur angefangen werden zu können. Mit den kleinern mag es sich anders verhalten. Da jedoch die Erfahrung Belgiens und

Digitized by Google

Nordamerika's lehrt, daß es sehr wohl möglich ist, lange Eisenbahnen anzulegen und es gute Geschäfte damit zu machen, so wird man vielleicht auch in Frankreich nach und nach von dem ersten Schrecken sich erholen und dieß vorsichtiger werden. Uebrigens erscheinen beim regen Eifer im Gewerbsfleiß des ständig neue Pläne zu Unternehmungen und neue Einladungen zu Associationen vermittelst Actien. Von mehreren Panorama's ist Panorama's Panoramen werden Actien ausgeboten. Das neueste von allen, das Théâtre de la Renaissance, thut alles Mögliche, um sich einigen Kredit an der Börse zu verschaffen und seine Actien an den Mann zu bringen. Daneben tritt eine ganz bescheidene Theaterunternehmung auf, welche ihren Wirkungskreis auf das ärmste Quartier von Paris, nämlich die Vorstadt St. Marcel oder Marceau beschränkt und hier ein kleines Theater errichtet hat. Wenn der Eintritt hier mehr als sechs Sous kostet, wird es schwerlich jemals voll werden. Zeitungen, Buchhandlungen und Buchdruckereien, Bierbrauereien, Zuckerfabriken, sogar der Verlag bedeutender Schriften und das Anfeuchten von Anschlagzetteln werden auf Actien betrieben. Es erscheint so eben die Ankündigung eines neuen Blattes, l'Eclair, welche in ernsthaftem Tone die vielversprechendsten Resultate des Nachdenkens irgend eines müßigen Kopfes vorträgt. Dieser Ungenannte behauptet, wornach jetzt alle Unternehmer streben und was am schwersten zu erringen, sey die Publizität. Alles komme darauf an, die zu unternehmende Sache gehörig bekannt zu machen; die Mittel aber, die man bisher dazu angewendet, seyen bei weitem nicht hinlänglich. Er, l'Eclair, habe daher ein untrügliches Mittel erfunden. Erstlich solle das Blatt an alle Kaffeehäuser, Restaurans, Liquoristen, Barbierer, Bader, Diligencen und Omnibus ausgegeben, sodann auch noch als Anschlagzettel angeheftet werden, so daß es also vielfache Wirkung hervorbringe, wie wenn das Blatt zu 25,000 Exemplaren gedruckt würde. Nirgends also seinen Ankündigungen besser aufgehoben seyn, als im Eclair, und in der Erwägung des mächtigen Erfolges dieses Unternehmens sucht der Entrepreneur Actienkäufer und Abonnenten. Ueberhaupt hat sich die Zahl der Intelligenzblätter außerordentlich vermehrt; wenige oder sind im Stande, den Leuten, welche etwas einrücken lassen, eine bedeutende Publizität zu verschaffen. Sie senden wohl die Blätter überall umher, und zwar meistens unentgeldlich; aber deßwegen werden sie noch nicht gelesen. Es bleibt also noch ein Mittel zu erfinden, um das Publikum zum Lesen zu bewegen. Man erblickt an Orten, wo das Publikum zusammenzustrudeln pflegt, einen Schwarm solcher Blätter; es bekümmert sich aber Niemand darum; nur dann und wann hebt ein müßiger Styer eines dieser Blätter auf und sieht sich ein wenig darin um. Es läßt sich jedoch Manches daraus lernen. So fiel mir vor einiger Zeit ein solches Blatt, Namens le Vendeur, in die Hände, welches den Zweck zu haben scheint, alles Verkäufliche anzukündigen. Da viel zu verkaufen steht, so war das Blatt auch sehr groß. Hier kam Allerlei vor. Ein Metzger bot seine Bude feil und rühmte sich, er lasse täglich drittehalb bis drei Ochsen schlachten; ein Anderer verschierte, er verkaufe wöchentlich 4500 Pfund Fleisch, und forderte für seine Bude aber vielmehr für das Abtreten seiner Kunden 35,000 Fr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Münster, December.

(Fortsetzung.)

Religionsverhältnisse.

Die Theilnahme an der Politik haben die neuesten Ereignisse bedeutend erhöht; eine ihrem Leserkreis genügende Zeitung, welche hier erscheint, gibt den Stoff zu den Debatten, und mit Freude begrüßt man darin jede Meinung von einer neuen Reaktion irgend eines deutschen Bischofs gegen die Staatsgewalt in Betreff der gemischten Ehen. Die schweigenden Kirchenfürsten dagegen gelangen nicht zum besten Rufe, und selbst der hiesige Bischof, ein Bruder des Erzbischofs von Köln, ein überaus wohlwollender und den Frieden liebender Mann, der jetzt fast ganz erblindet ist, hat sich durch seine Annahme der Modifizirung des päbstlichen Breve, wie sie der Erzbischof Graf Spiegel und Bunsen vermittelten, um einen großen Theil seiner frühern Popularität gebracht. Man nennt seine Angabe, vom Grafen Spiegel beredet worden zu seyn, eine seiner Stellung unwürdige. Wer übrigens das Verhältniß des Bischofs Caspar Maximilian von Droste zu seinem Bruder Clemens August kennt, die nie über Geschäfte sich besprachen, dem wird des Letztern Verschiedenheit, die (sehr zur Geheimhaltung empfohlene) Spiegel-Bunsensche Convention nicht gekannt zu haben, als er vor der Wahl zum erzbischöflichen Stuhle von Köln ihre Aufrechterhaltung versprach, die höchste Wahrscheinlichkeit erlangen. Schon eine gewisse Scheu vor dem strengen, hierarchischen Sinne des Bruders möchte den Bischof von Münster abgehalten haben, dem Letztern die Connivenz gegen die Anforderungen der Zeit und der deutschen, Rom unbekannten Verhältnisse, diese Sünde gegen den heiligen Vater einzugestehen. Der Erzbischof Graf Spiegel wird aber von der Meinung der strengen Katholiken zu Luther in den untersten Höllenpfuhl gesendet, wie dieser Leute Urtheil überhaupt so leicht einen bittern und feindseligen Charakter annimmt, der jede ihm unrecht scheinende Ansicht und Meinung sofort als das Symptom von Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit der Person ansieht. Des Katholizismus Schuld ist dies nicht, denn sein Princip ist die Milde; die Erscheinung tritt nur da hervor, wo die unwissende Beschränktheit aus seiner strengen Consequenz sich Schlüsse nach ihrer Weise zu ziehen erlaubt. — Sehr gespannt ist man jetzt auf die endliche Fixirung der kirchlichen Verhältnisse, die in Berlin versucht wird, und dort die Oberpräsidenten der Provinzen Preußens, welche eine gemischte Bevölkerung haben, zusammengeschärft hat. Von der erleuchteten und vorurtheilsfreien Denkungsart des hiesigen Oberpräsidenten, Freiherrn v. Vincke, der seit 1815 an der Spitze der Verwaltung steht, und durch seine rastlose Thätigkeit für das öffentliche Wohl nach jeder Richtung hin schon so manches Verdienst um die ihm anvertraute Provinz sich erworben hat, kann man nur die befriedigendsten Resultate erwarten. Man wird eingesehen haben, daß die Reuitenz der katholischen Kirche jetzt zu unumwunden und allgemein ausgesprochen ist, um hoffen zu dürfen, sie aufgegeben und widerrufen zu sehen. In unserer Provinz des Uebergangs, in dem Krautheitsstadium, wo noch keine sichere Diagnose und noch weniger eine Prognose zu stellen ist, sind Palliative die weisesten Mittel. Wäre man früher der Ansicht des Herrn v. Vincke gefolgt, so hätte man ein Mittel gefunden, das vielem Unheil würde vorgebeugt haben. — Das Generalcommando und der Stab des siebten Armeecorps, welche hier ihren Sitz haben, sahen im Laufe des verflossenen Sommers ihren frühern Chef, den als Diplomaten bekannten und jetzt an die Spitze des Staatsraths berufenen Freiherrn von Mäffling, vollkommen ersetzt durch den Gouverneur von Neufchatel, Herrn von Pfuel, dessen gewinnende Persönlichkeit gediegenere Verdienste mit dem Rahme verbindet, der beste Schwimmer seiner Zeit zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 27. December 1838.

Sind Bauern dier? sie reisen ja so gern,
Schlachtfeldern nachzuspüren, Wasserfällen,
Gestürzten Mauern, klassisch dumpfen Stellen:
Das wäre hier für sie ein würdig Ziel.

Goethe.

Rheinfahrt.

Gibt es etwas Gemeineres als eine Rheinfahrt in der bequemen Wiege unserer Zeit, im Dampfschiff? Die Wunder des Stroms von Cöln bis Mainz sind schon längst Dinge, die sich von selbst verstehen. Kaum wagt es mehr ein deutscher Schriftsteller, sie im Ernst zum Gegenstand von Reiseskizzen, Reisebildern u. s. w. zu wählen; nur hin und wieder trägt ein Verfasser von Reisenovellen seine eigensüchtige Zerrissenheit hieher und weckt das Echo der Burgtrümmer mit den erlogenen Schmerzen seiner Brust, hier, wo so viele bedeutsame Schädelstätten der Geschichte den Unbefangenen sich selbst entführen und die gesunde Brust vom großen Bilde der Vergangenheit und vom Gedanken an die Lebensalter und die Geschicke der Menschheit ganz ausgefüllt wird, wenn man anders gerade poetischer gestimmt ist, als ich es war, da ich jüngst am sonnenhellsten Sommermorgen von Koblenz nach Mannheim fuhr. Was läßt sich von Rheinfels und Drachenfels, von der Cölner Cathedrale und der Pfalz im Rhein noch Ueberraschendes, frisch Gefühltes sagen? Der Eindruck, den die herrliche Stromstrecke von Cöln bis Mainz immer wieder macht, so oft man sie auch gesehen, ist in seiner poetischen Großartigkeit doch so einfach wie die Prosa, auf welche Monsieur Jourdain ganz von selbst gekommen war, und man müßte ein Humorist der neuesten Schule seyn, um den simpeln Satz schnörkelhaft zu verdrehen, oder ein junger Gimpel, der die Sonne der Phantasie, die in seinem Innern aufgeht, für ein neues Weltgestirn hält.

Da, wo man zu Koblenz die Plätze für das Dampfschiff bezahlt, war am frischen, dämmernden Morgen ein Gedränge wie an einer Theaterkasse, wenn eine fremde Angebetete gastirt. Trotz der verhüllenden Mäntel und Kapuzen konnte man leicht bemerken, daß die Mehrzahl der Passagiere Engländer waren. Und lösen sie nicht wirklich, dachte ich, ihre Karten zu einem Bühnenstück, zum Modedrama, betitelt: the castellated Rhine? Und die gütige Natur hat es ausdrücklich für sie, und um ihnen die kostbare Zeit zu sparen, so eingerichtet, daß sie das Stück nie verfehlen: sie gibt Tag für Tag dasselbe Schauspiel, wie der italienische Impressario seine Oper, nur daß der Himmel nicht immer bei Laune ist, so wenig als die Primadonna bei Stimme.

Die Ladies und Gentlemen nehmen voll Erwartung Platz auf dem Parket der Prinzessin Marianne. Die Vögel singen die Symphonie unter dem Paukenaccompagnement der Maschine; die Morgennebel rollen auf wie ein Vorhang, und Ehrenbreitstein präsentirt sich als Prologus und erste Scene. Dieses Gleichniß drängte sich mir im Lauf des Vormittags noch oft genug auf. Wie

Digitized by Google

es Leute gibt, die in der Oper den am Eingang gekauften schlechten Text eifrig nachlesen, so hatten hier auf dem Verdeck ein paar englische Herrn und ein halb Dutzend Misses ein Sketch-book mit Rheinansichten. So oft links oder rechts einer der „celebrated spots“ auftauchte, ging das Buch von Hand zu Hand. Man verglich kritisch die Leistung der Natur mit der des Zeichners. Nicht selten, wenn sich bei einer Biegung des Stroms die Coulissen zu einem neuen Bilde verschoben, rief der Chor der weiblichen Stimme: „that's marvellous!“ und dem hängenden Munde der Gentlemen entfiel ein „very fine“ um's andere. Aber fast noch öfter sah man ihnen an, daß das Spiel der Natur sie nicht so ganz befriedigte und ziemlich kalt ließ: die vier, fünf Thürme, verwegen auf die Felsenspitze gekleckt, das barocke Mauerstück, der zerrissene Kamm, der, halb Fels, halb Gemäuer, phantastisch durch den Laubwald niederläuft zum Städtchen, das seinen Fuß im Strom badet — Alles hat seine reelle, prosaische Richtigkeit, und das Bild im Skizzenbuch ist, was die Outlines betrifft, von der Natur recht gut wiedergegeben. Aber wo sind die lebhaften, geistreichen Coloraturen, die bebenden Schatten, der Lichteffekt im Wasser? Auf dem Stahlstich sieht man's doch interessanter, genialer, plastischer, und Künstlerin Natur wird noch sehr an sich zu bilden haben, um den Anforderungen gebildeter Gemüther vollkommen zu entsprechen.

Während man auf dem Verdeck vor der Bühne saß, waren auch diejenigen repräsentirt, bei denen es guter Ton ist, während der Hauptpartien eines Stücks sich im Foyer oder in der Restauration aufzuhalten. Zwischen sieben und acht Uhr war die Mehrzahl der englischen Damen und Herrn mit ihrem enormen Frühstück fertig; aber viele blieben in der Kajüte zurück; es bildeten sich mehrere Whistpartien, und die Karten wurden nicht eher niedergelegt, als bis das Schiff an die Mainzer Landungsbrücke stieß und der größte Theil des Publikums aus dem schwimmenden Schauspielhaus aufbrach.

Unter den wenigen deutschen Passagieren begrüßte ich freudig einen alten Bekannten aus dem Herzen von Deutschland, der das Rheinthal wohl kannte, aber zum erstenmal mit einer englischen Kolonie am Bord eines Dampfschiffes war. Er sah zum erstenmal, wenigstens in Masse, jene seltsamen Gesichter mit den unbeschreiblichen Kinnbacken und den kalten Augen, von denen man nicht weiß, soll man die bedeutendste Tiefe des Gemüths hinter ihnen suchen, oder gerade nur so viele Seele, als nöthig ist, um den Körper zusammenzuhalten. Die vornehmen Gestalten der Gentlemen von der normännischen Race imponirten ihm; er bewunderte laut die wirklich auffallende Schönheit mancher unter den Damen und freute sich kindisch, daß er die rosigen Gesichter auf den kolorirten englischen Kupferstichen, wie sie vor funfzig Jahren Mode waren und noch jetzt auf dem platten Lande in den Wirthsstuben hängen, in der Wirklichkeit kennen lernte. Mein Freund war eine der optimistischen Naturen, deren sanguinische Einbildungskraft sich bei Menschen und Dingen an die positive, lachende Seite hängt, und die unwillig werden, wenn man kritisch den negativen, widerwärtigen Revers ihnen vorhält. So waren wir bei der Musterung der englischen Schönen vollkommen einig über die prächtigen Augen mit den genial gezeichneten Augbrauen, über den unvergleichlichen Teint, den feinen, glänzend möblirten Mund, den tadellosen Nacken; aber weiter abwärts zeigte sich sogleich der Zwiespalt in unserer Anschauungsweise. Er lobte unbedingt den Abfall der Schulter und alle Umrisse der Büste; aber der warme Tag, der den meisten der Damen die Tücher von den Schultern geschmeichelt, gab mir Gelegenheit, ihn auf eine wirklich auffallende Eigenthümlichkeit im Bau des englischen weiblichen Geschlechts aufmerksam zu machen. Das Schlüsselbein springt nämlich ungewöhnlich weit vor; hiedurch wird die Linie vom Hals zur Brust eckig unterbrochen, und hinter dem Schlüsselbein bildet sich eine Grube, welche bei dagern Gestalten oft wirklich erschreckend tief, aber selbst bei vollen noch merkbar angedeutet ist. Mein Bewunderer der brittischen Reize wollte mir erst diese „Pfefferbüchsen“ wegdisputiren, wie denn Menschen dieser Art nur dann in's Negiren kommen, wenn es gilt, das Negative, Störende zu leugnen. Als ich ihm aber das Phänomen auf verschiedenen Entwicklungsstufen an drei, vier Exemplaren nachwies, fand er sich schnell mit seiner Einbildungskraft ab, indem er die Unebenheit in einen neuen Reiz verkehrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kaiser Franz und der Obrist Pinon.

(Fortsetzung.)

„So gehe ich nach Ulm,“ sagte Pinon und reiste auch gleich darauf ab mit einer Ordre des Generals für den österreichischen Artilleriecommandanten in Ulm, damit dieser die Artillerie nicht weiter schicke. Wie unser Obrist nach Ulm kam, waren die Kanonen schon eingeschifft und abgegangen. Die Stadt war voll Truppen, alle Pferde, Wagen und Schiffe waren für den Dienst der Armee in Beschlag genommen, es schien unmöglich, weiter zu kommen. Denke man sich die peinliche Lage Pinons, als er seine Artillerie wie eine entführte Geliebte auf zahlreichen Barken majestätisch die Donau hinunter ziehen sah und sie doch nicht zurückhalten, ja ihr nicht einmal folgen konnte. Ganz zufällig erfuhr er, daß

Digitized by Google

den folgenden Tag ein Transport Schießpulver zu Waſſer nach Wien abgehe. Es war natürlich den Führern verboten, Fremde auf die Pulverſchiffe zu nehmen, und nur mit der größten Schwierigkeit gelang es ihm endlich durch Beſtechung, daß er in gemeiner Tracht die Fahrt mitmachen durfte.

So kam er glücklich nach Wien. Hier verlor er keine Zeit, ſondern that ſogleich die nöthigen Schritte, um zu ſeinem Zweck zu gelangen. Es wurde ihm aber bald klar, daß ihm ſein Bemühen um die Zurückgabe der Genfer Artillerie wohl ſchwerlich gelingen werde. In einer Audienz bei dem Präſidenten des Kriegsraths erklärte ihm dieſer freimüthig, er werde ſich nach allen ſeinen Kräften der Zurückgabe widerſetzen, auf die Genf durchaus kein Recht habe und die eine reine Gnade wäre. Dagegen konnte Pinon natürlich nichts einwenden. Der Direktor der Artillerie äußerte ſich ebenſo. Ueberall, wo der Obriſt hinkam, war es daſſelbe: überall viel Höflichkeit, aber entſchiedene abſchlägige Antwort.

So vergingen zwei, drei Monate in unnützen Verſuchen und Schritten. Pinon ſuchte nun eine Audienz beim Kaiſer zu bekommen, dies ging aber für ihn als Fremden nicht ſo leicht; man wieß ihn von einer Kanzlei zur andern, von einer Woche zur andern, immer mit großer Höflichkeit, die ihn faſt zur Verzweiflung brachte. Einmal erfuhr er, daß der Kriegsrath in einer eigenen, für dieſen Gegenſtand gehaltenen Sitzung beſchloſſen hatte, die Genfer Artillerie nicht zurückzugeben. Nun wurde ihm von aufrichtigen Freunden gerathen, nicht länger in Wien zu verweilen, weil alle fernern Bemühungen fruchtlos ſeyen. Der Obriſt ſah dies ſelbſt ein. Während er ſo einmal traurig und nachdenkend nach ſeiner Wohnung ging, traf er beim Einbiegen in eine Straße auf einen Freund, auf den öſterreichiſchen Ingenieurmajor, der ihm ſchon in Genf einen ſo großen Beweis von Wohlwollen gegeben hatte, als von Niederreißung der Landhäuſer die Rede war. Beide erſtaunten nicht wenig. Der Major war am vorigen Tag in Wien angekommen und wollte morgen wieder abreiſen. Pinon machte ihm mit ſeiner Lage bekannt. Auch der Major rieth ihm Anfangs, alle Hoffnung aufzugeben, beſann ſich aber und äußerte, er habe einen Freund, der mit dem Oberkammerherrn in genauer Verbindung ſtehe, und auf dieſem Wege, mit Umgehung der Bureaux, könnte vielleicht Pinon eine Audienz beim Kaiſer verſchafft werden. Der gefällige Mann that ſogleich die nöthigen Schritte, und in Kurzem war ein Papier in den Händen des Genfers, des Inhalts, daß ihm Se. Majeſtät der Kaiſer künftigen Sonntag in Schönbrunn Audienz geben werde.

Der Sonntag kam herbei; der Obriſt zieht ſeine unſcheinbare Genfer Uniform an, ſetzt ſich in einen Miethwagen und fährt nach Schönbrunn. Er geht durch die Zimmer und gelangt endlich in das Wartezimmer, wo Generale, Biſchöfe, fremde Geſandte und Großwürdenträger mit Orden, Bändern und Sternen verſammelt waren. Er ſtellt ſich in ein Fenſter, um dieſes ihm ganz neue Schauſpiel zu genießen. Bald tritt ein ihm Unbekannter — es war der Oberkammerherr — zu ihm, fragt ihn freundlich, ob er nicht fremd ſey und ob er ihm hier nützlich ſeyn könne? Der Obriſt geſteht ihm ſeine gänzliche Unkenntniß aller Hofgebräuche, und daß er ſehr fürchte, bei der Menge der hier wartenden Perſonen um die ihm zugeſagte Audienz zu kommen. Der Unbekannte führt ihn hierauf in den Halbzirkel vor der Thüre des Monarchen, den die zuerſt eingeſchriebenen Perſonen bildeten. Bald darauf rief der Kammerherr: „Der Obriſt Pinon!“ Und dieſer trat beim Monarchen ein, der, in Generalsuniform und gepudertem Haar, ſich auf einen mit Papieren bedeckten Pfeilertiſch ſtützte, in etwas vorgebeugter Stellung. In ſeinem Geſichte lag beſonders der Ausdruck von großer Ruhe und Güte. Der Obriſt verbeugte ſich und ſtand nach einigen Schritten ſtill, ohne ein Wort zu ſagen. Daran ſah der Kaiſer wohl, daß Pinon nichts von der Hofetikette wiſſe; er näherte ſich ihm alſo und fragte: „Was wünſchen Sie?“ — „Sire, die Republik Genf ſchickt mich, um Ew. Majeſtät um die Zurückgabe ihrer Artillerie zu bitten.“ — „Aber dieſe Kanonen gehören nach dem Kriegsrecht mir; worauf gründen Sie alſo Ihre Anſprüche?“ — „Auf nichts, Sire; Genf hat kein Recht auf dieſe Kanonen, es macht auch keinen Rechtsanſpruch; aber Ew. Majeſtät Armeen haben uns unſere Unabhängigkeit wieder gegeben; wie könnten wir uns ein ſo theures Gut bewahren, wenn wir keine Artillerie mehr haben? Bedenken Ew. Majeſtät unſere ganz beſondere Lage.“ — „Aber um ſolch eine Gunſt zu erlangen, muß man etwas Verdienſtliches gethan haben. Wie hat ſich Genf gegen meine Soldaten benommen? Können Sie mir darüber etwas Genaues ſagen?“ — „Sire, ich habe in jenen ſchwierigen Tagen Genf keinen Augenblick verlaſſen und kann Ew. Majeſtät verſichern, daß alle meine Landsleute in Ihren Truppen ihre Befreier, ja die Bürgen für unſere künftige Freiheit geſehen haben. Darum haben wir ſie in unſere Häuſer genommen; wir haben unſere Kirchen in Hoſpitäler verwandelt, um die Verwundeten darin zu verpflegen, wir haben alle unſere geringen Hülfsmittel für ſie verwendet.“ — „Ja, ich weiß es,“ ſagte der Kaiſer mit immer zunehmendem Ausdruck des Wohlwollens; „ich weiß, die Genfer haben ſich gut betragen; auch ſollen ſie ſich nicht über mich zu beklagen haben. Sie ſollen ihre Kanonen wieder bekommen, und die Stücke, welche etwa mangeln ſollten, will ich erſetzen laſſen. Sie haben gewiß die nöthigen Papiere, um dieſe Kanonen zu erkennen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Münster, December.

(Beschluß.)

Allgemeines.

Einige statistische Nachrichten mögen hier zuletzt eine Stelle finden. Münster hat in Allem jetzt beinahe 20.000 Einwohner, worunter eine zahlreiche Besatzung und etwa tausend Seelen evangelischer Confession; der ziemlich bedeutende Wohlstand der Stadt beruht vorzüglich auf Ackerbau, dem großen Beamtenstande und dem ererbten Gut; denn Handelsstadt ist Münster nicht, eben so wenig besitzt es Fabriken; drei jährliche Send (synodus), welche die Mitte jenes Jahrmarkt und Messe halten, sind ein schwaches Ueberbleibsel aus der Zeit, wo es die erste Handelsstadt zwischen Weser und Rhein war; der Clemenskanal, von dem Fürstbischof Clemens August von Baiern ohne alle Einsicht angelegt, und ursprünglich bis nach Zwoll in Holland brabschigtigt, ist unvollendet geblieben und jetzt von so wenig Nutzen, daß es wünschenswerth wäre, durch Aufgebung desselben die Kosten seiner Erhaltung erspart zu sehen. Münster hat zehn noch zum Gottesdienst benutzte Kirchen; eine Menge früherer Gotteshäuser und Klosterkirchen sind zum Theil bestraurt, zum Theil für andere Zwecke benutzt; unter den ersten war eine, die Magdalenenkirche, worin die Grabschrift eines Rektors Kock ihrer Eigenthümlichkeit wegen Erwähnung verdient. Sie lautete: Lector et Maria Magdalena. L. Magdala, cur ploras? — M. Decessit Coccius eheu! ille mei pastor gregis. — L. Quonam irit? — M. Ad superos. — L. Lacrimarum flumina siste, invida felici ne videaris cave. Nempe quod in mundo bene coxit Coccius, id jam in Coelo stabili sede potitus edit. Obiit anno 1680, etc. — Außer den schon früher genannten Anstalten und Vereinen, deren Münster noch eine Menge anderer besitzt, verdient unter andern noch ein treffliches Taubstummeninstitute und die segensreiche Anstalt der barmherzigen Schwestern genannt zu werden. — Das wäre alles Hervorstretende in Münster und seinen Zuständen, was sich aufzählen läßt, ohne dem Auswärtigen uninteressant zu werden; betritt der Fremde aber selbst die Stadt und hat sich, wenn er früher „Münster und Münsterthum“ in den polemischen Blättern las, von der ersten Ueberraschung erholt, hier die Leute nicht tattowirt und dem Anscheine nach ganz so vernünftig zu finden, als ob sie lesen und schreiben könnten und das Conversationslexicon besäßen, oft noch origineller und mit mehr Mutterwitz ausgestattet, als anderswo, so wird er noch eine Menge des Merkwürdigen und der Beachtung Werthen entdecken. Ein liederer und gutmüthiger Wirth, wie man sie nirgends ceremoniarischer findet, wird ihn zu einem sogenannten Peter führen, d. h. einem Balle, den in bunter Mischung alle Einwohner einer Straße feiern, und von den Calants-Bräderschaften erzählen, Clubs, deren Mitglieder nur an wenigen bestimmten Tagen des Jahrs zusammenkommen (an den Calendis?). Er wird ihn zum Friedensfaale auf dem Rathhause führen, wo die Gesandten zum westphälischen Friedensschluß abgemalt hängen, und Alles bewundern lassen, was an alterthümlichen Merkwürdigkeiten da ist, von dem prachtvollen Becher in Gestalt eines Hahns, den jeder neue Bürgermeister in Einem Zuge leeren mußte auf das Wohl seines Vorgängers, bis auf den gestickten Pantoffel der Königin Elisabeth, welche der König Johann von Münster auf dem Markte mit eigener Hand enthauptete. Die Gesellschaft nimmt den Fremden freundlich auf, wenn er sich in ihre freie Ungezwungenheit finden kann und nur ja keine geistige Ueberlegenheit geltend macht, welche hier in noch höhern Grade wie überall drückend und unwillkommen ist. — Detaillirtere Nachrichten über die historischen Schicksale der Stadt und ihre jetzigen topographischen und statistischen Verhältnisse gibt die hier 1836 erschienene „Beschreibung der Stadt Münster.“

Egl.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Anzeigen und Affichen.

Ein Bäcker wollte seine Kunden für 55.000 Fr. ablehen; er verbraunte aber auch täglich fünfthalb Säcke Mehl. Proturatorrenstuben in Provinzialstädten werden von 25 — 50.000 Fr. feilgeboten. Leseabonnette für 2 — 15.000 Fr., und Erziehungsinstitute mit so und so viel Knaben oder Mädchen, die also vom Besitzer zum Ankäufer übergehen, für 6 — 20.000 Fr. Mit den Intelligenzblättern wetteifern die Affiches oder Anschlagzettel, mit welchen ebenfalls allerlei Spekulation getrieben wird. Ich habe vor einiger Zeit der Affiches candelabres erwähnt, einer seltsamen Erfindung, welche darin bestand, daß man eiserne Pfeiler auf den öffentlichen Plätzen errichtete und oben ein inwendig erleuchtetes Polygon mit transparenten Ankündigungen anbrachte. Diese Erfindung hat aber wenig Glück gemacht, und die Beleuchtung geht bei den meisten wieder aus. Mit den wandernden oder ragbaren Affichen ist es nicht viel besser gegangen. Seitdem ist der Verständerungsgeist in die Affichenspekulanten gefahren. Sie wählen eine große Mauer, streichen dieselbe weiß an und legen darin vermittelst blauer Rahmen regelmäßige Vierecke an, in welche die Ankündigungen mit rothen, grünen, gelben und schwarzen Buchstaben schön eingeschrieben oder eingemalt werden. Aber werden diese schönen Affichen die Vorübergehenden auch zum Stillstehen und zum Lesen der Ankündigungen bestimmen? Was helfen alle jene Vorkehrungen, wenn das Publikum vorüber geht, ohne zu lesen? Unter den Tagesblättern verdient noch eines, le Jovial, einer besondern Erwähnung, wiewohl es auch nicht zur geringsten Celebrität gelangt. Es hat nämlich das Eigene, daß es ganz in Versen geschrieben ist. Sittenbeobachtungen, Theaterkritiken, zerstreute Gedanten, Alles wird gereimt, freilich höchst mittelmäßig, und die Dichter, welche dieses Blatt redigiren, sind in der höhern Sphäre der Literatur gänzlich unbekannt. Nichts ist erbärmlicher, als Dichter, auf deren Gesang Niemand Acht gibt. Unter den Epigrammen, welche aus Ende des Blattes vorzukommen pflegen, sind einige nicht übel, wie z. B. folgende Sticheleien auf ein anderes Blatt, le Corsaire. Ein Dichter will seine Verse bei einem Verleger anbringen. Dieser fragt, ob sie noch unedirt seyen. „Sie haben blos im Corsaire gestanden,“ antwortet der Dichter. — „Je nun,“ erwidert der Verleger, „so ist's, als ob sie noch Manuscript wären.“

Dans un journal surnommé le Corsaire
Mes vers sont imprimés par un malentendu. —
Donnez-les moi, dit le Libraire;
Ils sont censés n'avoir jamais paru.

Der Corsaire könnte nun eben so gut das Epigramm umkehren und auf den Jovial anwenden. Folgendes Epigramm auf die Memoiren schreibenden Großen mag wohl zu Ledzeiten der Herzogin v. Abrantes verfertigt worden seyn:

Combien de grands nous donnent leurs memoires
Si longs, si lourds, et surtout si menteurs,
Qui feraient bien choses plus méritoires
En acquittant ceux de leurs fournisseurs!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 28. December 1838.

Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,
Sie träufelt, wie des Himmels milder Regen,
Zur Erde unter ihr, zweifach gesegnet:
Sie segnet den, der gibt, und den, der nimmt.
Am mächtigsten in Majestät'gen, pranget sie
Den Fürsten auf dem Thron mehr als die Krone.

Shakespeare.

Kaiser Franz und der Obrist Pinon.

(Beschluß.)

„Ja, Sire," erwiderte Pinon, „hier ist das Inventarium unserer weggeführten Artillerie, unterzeichnet von dem Chef des Generalstabs der österreichischen Armee in Genf." — „Gut! mit diesen Papieren gehen Sie in die Staatskanzlei, wohin ich das Nöthige wissen lassen werde." Der Kaiser grüßte den Obristen, womit er sagen wollte, die Audienz sey zu Ende. Pinon aber verbeugte sich nur und blieb stehen. „Was beliebt noch?" — „Sire, ich kenne die Hofgebräuche so wenig, daß ich nirgends Eingang erhalte; man weißt mich aus einer Kanzlei in die andere; so bin ich nun schon mehrere Monate in Wien, der Winter ist vor der Thür, und wenn ich noch länger hier verweilen muß, so wird der Transport der Artillerie fast unmöglich." — „Ich verstehe, Sie möchten, daß ich selbst Ihre Papiere vor meine Kanzlei brächte." — „Ach, Sire, wenn Sie die Gnade haben wollten! Ich bin überzeugt, Sie würden nicht abgewiesen." — „Ich glaube es auch," sagte der Kaiser lächelnd, trat an den Pfeilertisch, schrieb seinen Namen auf die Papiere, drückte daneben sein Siegel und gab sie Pinon voll Wohlwollen mit den Worten zurück: „Nun leben Sie wohl, reisen Sie glücklich mit Ihren Stücken; ich hoffe, die Genfer werden erkennen, was ich für sie thue und die Kanonen, die ich ihnen jetzt zurückgebe, nie gegen mich gebrauchen." In den Worten und in der ganzen Art des Kaisers lag so unendlich viel Güte und so viel einfaches Wohlwollen, daß der Obrist seinen gerührten Dank nicht bergen konnte. Die Etikette erlaubte ihm jedoch nicht, ihn auszusprechen. Der Kaiser bemerkte diesen Kampf, und im Augenblick, wo der Kammerherr im Dienst die Thüre öffnete, um Pinon hinaus zu lassen und jemand Anders zur Audienz zu rufen, sah man, wie der Monarch, wahrscheinlich aus Zufall oder in der Zerstreuung, einige Schritte vorwärts that, was im Vorzimmer unter den Anwesenden großen Eindruck machte. Wahrscheinlich glaubte man, der einfache Offizier sey ein in Incognito gehüllter vornehmer Herr.

Der Oberkammerherr näherte sich nun Pinon, nannte ihm seinen Namen und fragte ihn, ob er mit seiner Audienz beim Kaiser zufrieden sey? Der Obrist erzählte ihm Alles, und während er noch so sprach, kam der Fürst E. aus dem Audienzzimmer, wohin er nach Pinon gerufen worden war, und trat mit den Worten zu Beiden: „Was hat doch unser Herr? nur selten habe ich an ihm so den Ausdruck von Freude und Herzensglück gesehen, wie eben jetzt."

Nach einigen Schwierigkeiten und Hindernissen, die noch beseitigt werden mußten, erhielt Pinon seine Artillerie

Digitized by Google

Stück vor Stück zurück und brachte sie auf Schiffe, welche damit die Donau hinaufgingen. Von den bayerischen und wurtembergischen Gesandten, durch deren Staaten die Kanonen mußten, erhielt der Obrist eine Schrift, die sie von allem Weggeld, Brückengeld u. s. w. in diesen Ländern befreite, was für Genf eine große Ersparniß war.

Am 31sten December 1814 zog diese durch deutsche Fürstenhuld wieder gewonnene Artillerie in langer Reihe wieder in Genf ein, wo ihr das Volk freudig und jubelnd entgegen ging. Der wackere, beharrliche und unermüdliche Pinon, dem man nach des Kaisers Gnade am Meisten dabei zu verdanken hatte, ward nach Verdienst hoch gefeiert; man war stolz auf einen solchen Landsmann und trug ihn fast auf den Händen. Aber was ist in Republiken Erinnerung und Dank, wenn sie nicht dem herrschenden Volkssinn schmeicheln? Zwanzig Jahre hernach, im Februar 1834, war Genf durch die unsinnige Unternehmung der Polen gegen Savoyen aufgeregt, woran freilich nur der Pöbel und einige in ihren Ansichten Irregeführte großen Antheil nahmen. Pinon sprach sich in einem vertrauten, aber verloren gegangenen und geöffneten Brief in diesem Sinne aus, und nun war auf einmal alles vergessen, was er für das Vaterland gethan. Man überhäufte ihn mit Schmähungen, ja seinen durch Dank und Verehrung begründeten Verhältnissen in Oesterreich wurde eine, seiner und dieses Staats ganz unwürdige Deutung gegeben, woran freilich weder die Regierung noch die Verständigen und Gutdenkenden in Genf Theil hatten. Seitdem blieb die Masse des Volks kalt gegen Pinon bis zum Oktober 1838, wo nach zwanzigjähriger Ruhe die ganze Genfer Artillerie zum erstenmal wieder aus dem Zeughaus kam und auf die Wälle gefahren wurde. Da staunte man über ihre Menge und ihre Schönheit, und dies führte natürlich auf ihre Schicksale, auf Kaiser Franzens Huld und Pinons Verdienst zurück; denn ohne deren glückliches Zusammenwirken hätte Genf sich nicht gegen den gedrohten Angriff rüsten, nicht den schönen, patriotischen Aufschwung zeigen können, der jene Tage so interessant machte.

Oesterreich hat sich aber in seiner Huld gegen Genf nicht auf die Zurückgabe der eroberten Kanonen beschränkt. Der kleine, im Grunde arme Staat erhielt von dort ein Geschenk von dreitausend Flinten, womit er im Oktober seine Milizen bewaffnen konnte. Ja, beim Wiener Congreß wäre es um Genfs Freiheit und Unabhängigkeit geschehen gewesen, wenn nicht Oesterreich und Preußen kräftig gegen Frankreich für den kleinen Staat gesprochen hätten, was um so nothwendiger war, da England, ungeachtet seiner Religionsverwandtschaft und seiner laut für Genf ausgesprochenen Theilnahme, es doch ganz vergessen zu haben schien und sich seiner durchaus nicht annahm. Genf wäre wieder an Frankreich gekommen oder hätte Genua's Schicksal getheilt, wenn es bei jenen zwei mächtigen Staaten nicht Fürsprache gefunden hätte. Sie drangen mit Entschiedenheit darauf, daß Genf seine alte, kaum wiedergewonnene Unabhängigkeit wieder bekomme und, um sie kräftig behaupten zu können, in die Schweizer Conföderation trete. Es ist also nicht zu verwundern, wenn unter den höhern Ständen so viel dankende Anhänglichkeit an Oesterreich und Preußen ist. Dr. M.

Rheinfahrt.

(Fortsetzung.)

Aber das Schlimmste kam noch: ich konnte nicht umhin, eine weitere Besonderheit im Bau des englischen Frauenzimmers hervorzuheben, wodurch sie wirklich in der Ruhe ungleich vollkommener erscheinen, als bei der Bewegung, besonders aber im raschen Gang. Eben schritt gerade die reizendste der jungen Damen, eine wahre Sylphide an Gestalt, über das Verdeck, in einem nichts weniger als zephyrischen Styl, mit einem Aplomb der Füße, welches auf die kolossalste Gestalt als Ueberbau hätte schließen lassen. Ich versicherte ihn, es sey dies eine nationelle Eigenthümlichkeit; in der Bildung der Bewohnerinnen der goldenen Insel herrsche meist eine gewisse Disharmonie zwischen den beiden Körpertheilen, wie bei Horazens weiblichem Symbol eines übelgefügten Gedichts, und was oben eine Grazie sey, lasse zwar nicht in einen garstigen Fischschwanz, aber doch in ein Paar keineswegs tadelloser Beine aus. Ich erzählte ihm ein Mährchen von der Stammmutter des brittischen Volks, welche, eine Venus bis an den Gürtel, sonst eine Meerfrau, dem Schaume des Oceans entstiegen; wie ihre Kinder am Land zwar menschliche Gestalt angenommen, wie aber der Trieb zur See in ihren Söhnen von der Meerfrauennatur der Urelternutter zeuge, und der etwas platte, breite Fuß ihrer Töchter noch immer an die alte Schwanzflosse erinnere.

Mein Freund wurde fast ärgerlich über das, was ihm als willkührlicher Spott erschien. Ich forderte ihn zu fernerer Beobachtung auf; an Gelegenheit fehlte es nicht; es waren wohl zwanzig Engländerinnen an Bord, die mit ihren Buchern und Fernröhren ab und zu gingen. „Betrachten Sie genau," sagte ich, „diese, ich gebe es zu, zum Theil höchst reizenden Weiber; folgen Sie ihren Bewegungen und sagen Sie mir, was Sie vermissen? Sie sind ein Bewunderer des höchsten Kunstwerks der Natur; sollten Sie so wenig Kenner desselben seyn? Gibt es etwas, was eine mittelmäßige, selbst eine weltende

Digitized by Google

weibliche Gestalt zauberischer hebt als die natürliche Grazie in der Haltung und im Spiel der Glieder, die das nur wenig geübte Auge so leicht und schnell von derjenigen unterscheidet, welche beim Quicken einer Violine erworben worden? Und was löst wirksamer den Zauber, womit eine sitzende Engelsfigur uns bestrickt, als wenn sie sich erhebt und sich dahinschiebt, wie wenn der Erdboden ein Magnet wäre und ihre Beine aus Eisen gegossen? Der schwebende, elastische Schritt ist vorzugsweise ein Erbtheil der Töchter südlicher Völker; aber auch bei uns ist diese Poesie des Gangs häufig genug, daß ihr prosaischer Gegensatz an Gestalten, welche sonst das Auge auf sich ziehen, nie unbemerkt bleibt. Sehen Sie nun diese anspruchsvollen Ladies und sagen Sie aufrichtig: ist hier nicht fast Regel, was sonst nur eine schmerzliche Ausnahme ist? — Mein Anglomane konnte den Augenschein unmöglich ganz von sich weisen, obgleich er in der sinnlichen Welt eben kein sehr feiner Beobachter ist; er blieb aber dabei, einmal sey es nicht so arg, als ich es mache, und wenn auch wirklich das anmuthig Wellenförmige in den Bewegungen der Schönen nicht gerade das Hervorstechende sey, so komme dies offenbar nur vom Schwanken des Schiffes her.

Ich erinnere mich noch wohl des Tags, da mir diese Schattenseite der sonst so gefälligen weiblichen Bildung in England zum erstenmal auffiel. Noch hatte ich mich vom betäubenden Eindruck, den London auf den Fremden, vollends auf einen Jüngling macht, nicht ganz erholt, da saß ich eines Abends in Coventgarden und sah zum erstenmal eine englische Oper. Während im ersten Intermède de ballet ein Tänzer und eine Tänzerin, der Bildung nach Franzosen, ihre Sprünge machten, betrachtete ich das zu einer Seite aufgestellte weibliche Ballethor: lauter stattliche, blühende Gestalten, glänzende Augen, ausdrucksvolle Gesichter, denen man wohl ansah, daß die Schminke auf natürliche Rosen gelegt war; ich meinte, niemals einen schönern Kranz von Weibern gesehen zu haben, und die wohlbekannten dünnen Figuren des Berliner Ballethors däuchten mir dagegen kranke Gespenster. Da auf einmal hoben alle zugleich die Beine, streckten die Arme aus und kamen vorwärts getrippelt. Wie erstaunte ich! statt der harmonischen, symmetrischen Klangfiguren, welche die leicht bewegten Körper der Tänzer, gleich dem Harzstaub auf der gestrichenen Glasplatte, nach dem Takt der Musik beschreiben sollen, sah ich das tollste Arm- und Beincharivari. Sie neigten und beugten sich und schleuderten wankend ihre Beine, nicht einmal nach dem Takt, geschweige denn mit Grazie Ich schrieb dies Anfangs nur auf Rechnung des Umstandes, daß, wie bekannt, das musikalische Gehör und Gefühl beim Engländer in der Regel nicht sehr entwickelt ist, und den Beweis dafür hatte mir ja eben erst der Opernsaal geliefert. Als ich aber die Springerinnen näher in's Auge faßte, glaubte ich an den meisten eine Eigenthümlichkeit des Baus zu bemerken, welche die Unzierlichkeit ihrer Leistungen sehr einfach organisch erklärte. Die obere, so schön und vollkommen entwickelte Körperhälfte erschien offenbar zu groß im Verhältniß zur untern, weit minder glücklich ausgebildeten. Ich fand dies später durch Beobachtung auf Straßen und Plätzen vollkommen bestätigt: der weibliche Bau erinnert im Durchschnitt gewissermaßen an den männlichen Topus, und der Fuß ist gar zu häufig etwas schwer, geradeaus, wenn nicht gar Wasservogelartig etwas nach einwärts gestellt, ermangelt der gehörigen schnellenden Wölbung und haftet platt am Boden. Es geht dies wirklich so weit, daß man in einem Trupp weiblicher Comparsen, schon in der Ruhe, und noch viel mehr in der Bewegung, mit Leichtigkeit die einzelnen herausfindet, welche etwa italienischen oder französischen Blutes sind. Eine Taglioni ist gleichsam eine umgekehrte Engländerin: bei jener ist die untere Körperhälfte in dem Maß die entwickeltere, in welchem bei letzterer die Büste überwiegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Gastronomisches.

Wir schließen unsere gastronomischen Notizen mit einigen Angaben über die Veränderungen in den Speisestunden. — Hier bietet sich gleich die Bemerkung an, wie unpassend unser unvermeidliches Wort: Mittagessen ist, um die Hauptmahlzeit des Tags zu bezeichnen, die coena der Römer, das dîner und dinner der Franzosen und Engländer, das Mahl, wozu man sich am meisten Zeit nimmt, wobei man sich am gütlichsten thut und am gründlichsten sättigt, und nach welchem man eine längere oder kürzere Muße eintreten läßt.

— An der Thüre des Speisesaals des Mailänder Senatssekretärs Pacca, in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, stand die Aufschrift: Prosurus anto X ne venito; post XI ne manelo.

— Zu Toulouse aßen i. J. 1554 Studenten von sehr vornehmer Abkunft um zehn Uhr zu Mittag, um sechs Uhr zu Nacht.

— Bei der Vermählung des Herzogs von Jülich zu Düsseldorf ging man zwischen fünf und sechs Uhr zur Abendtafel.

— Bis zum Jahr 1606 war im geistlichen Stift zu Tübingen die Stunde zum Mittagessen Morgens neun Uhr. Gefrühstückt wurde gar nicht.

— Die Grafen von Erbach speisten i. J. 1627 Morgens um neun Uhr.

— Nach der Küchenordnung Herzogs Ernst von Gotha 1658 speiste man bei Hof Sommers und Winters um $\frac{3}{4}$ auf eilf Uhr und $\frac{3}{4}$ auf sechs Uhr.

Digitized by Google

— Schon König Georg I. von England, † 1727, speiste erst nach zwei Uhr, und die höhern Stände in London setzten sich schon 1750 erst um vier Uhr zum Mittagessen. Georg III. speiste gegen die englische Sitte um ein Uhr zu Mittag, um zehn Uhr zu Nacht.

— Philipp V. von Spanien, † 1746, aß immer Schlag zwölf Uhr zu Mittag. Eben so noch Karl III., † 1788; aufgetragen oder vielmehr vorgezeigt wurden dabei gewöhnlich hundert Speisen, aber nur etwa vierzig auf die Tafel gesetzt.

— Zwischen 1760 und 1770 speisten in Venedig Doge und Senatoren, wie die Handwerker, Schlag zwölf Uhr zu Mittag, so wie auch Bornehm und Gering in Batavia und in der Capstadt. Aber schon 1798 aß man in Florenz an den Gastwirthstafeln zwischen drei und vier Uhr zu Mittag.

— Die Vornehmen in Berlin gingen schon 1775 erst um zwei Uhr zum Mittag, um neun Uhr zum Abendessen.

— Katharina II. und Kaiser Paul speisten gewöhnlich um ein Uhr; Alexander dagegen, nach englischer Weise, zwischen vier und fünf Uhr.

— Bei Joseph II. war die Speisestunde nicht festgesetzt; drei, vier, zuweilen fünf Uhr. — Noch i. J. 1806 hielt Kaiser Franz am Neujahrstag seine offene Tafel um zwölf Uhr.

— Im Jahr 1786 speiste in Paris der Bürger um zwei Uhr, der Kaufmann um drei, der Vornehme um vier Uhr.

— Im Jahr 1806 aßen die vornehmen Franzosen in Canada erst um vier Uhr zu Mittag, was kaum ein halbes Jahrhundert vorher um zwölf Uhr geschah.

— Hyder Ali, † 1782, speiste Morgens zehn Uhr zu Mittag.

— Der chinesische Kaiser, der 1775 regierte, speiste Morgens acht Uhr zu Mittag und Nachmittags zwei Uhr zu Nacht.

— Die Speisezeit der vornehmen Welt in Paris und London ist bekanntlich gegenwärtig zwischen sechs und acht Uhr, womit die äußerste Grenze erreicht scheint. Seit man die und da die Soupers wieder eingeführt hat, kam es vor, daß das Nachtessen ganz über den laufenden Tag hinaustritt, und man, Winters wenigstens, zur selben Zeit soupirte, wo der Landmann im Sommer sein Frühstück verzehrt.

Die spätern Speisestunden zum Mittagessen wollen aus vielerlei Gründen in den kleinern Städten Deutschlands nicht Wurzel schlagen. So lange aber der Deutsche seine Hauptmahlzeit nicht auch so einrichtet, daß er damit gemüthlich seinen Geschäftstag schließt und den Zeitraum zwischen Suppe und Schlafengehen mit geselligen Genüssen füllt, wird er ewig ein Krämper und Naturalist in der modernen Gastronomie bleiben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Literarische Unternehmungen auf Actien.

Von diesem dichterischen oder dichterisch seyn sollenden Blatte kehre ich wieder zu einem ganz positiven und mit materiellen Interessen beschäftigten Blatte, l'Actionnaire, zurück, welches auf der letzten Seite den Börsenwerth der unzähligen Unternehmungen angibt, mithin auch der theatralischen und literarischen oder buchhändlerischen, eine höchst belehrende, wiewohl nicht sehr erfreuliche Liste; vielleicht beschönigt sie noch dazu Manches aus Privatrücksichten. Man sollte kaum glauben, wie Vieles hier auf Actien betrieben und auf der Börse verhandelt wird. Dort kommt zu Markt eine Biographie contemporaine und ein Pluterque français, die Actie zu 250 Fr., eine Dictionairegesellschaft, die bereits zwei Serien von Actien ausgegeben hat; die erste steht aber unter Pari. Eine Gesellschaft zur Wiederhervorbringung guter Bücher (Société reproductive de bons livres) sollte eigentlich gute Geschäfte machen; es scheint aber, daß ihre guten Bücher dem Publikum nicht so gut vorkommen, und daher keinen reißenden Absatz finden. Eine Biographie catholique, von Herrn v. Genoude, dem christlich gewordenen ehemaligen Redakteur der Gazette de France, steht al pari; dies beweist doch, daß die Leute in Frankreich nicht so ungläubig sind, als man ihnen nachsagt. Ein Börsenblatt, la Bourse, macht aber noch weit bessere Geschäfte, denn es soll 100 pCt. einbringen. Auch der Corsaire bringt etwas ein; wie viel, wird aber nicht gesagt. Der Constitutionnel prangt vor allen Tagesblättern, obschon man ihm den Beinamen Krämerjournal zugelegt hat. Seine Actien stehen an der Börse mit 140,000 Fr. verzeichnet, während sie ursprünglich zu 5000 Fr. angekauft worden sind. Der Courrier français soll starken Gewinn geben; die Actien der Gazette des Tribunaux stehen zu 30,000 Fr., die des Journal des Notaires zu 15,600; aber dagegen kommen dann auch wieder eine Menge anderer Tagesblätter und Zeitschriften, mit welchen die Börsenmänner nichts machen können. Der National und Nouvelle Minerve befinden sich in diesem Falle; eben so Revue française et étrangère, Revue britannique, welche die ersten Unternehmer bereichert hat, aber hernach gefallen ist. Die Actien des so berüchtigten Girardinschen Blattes la Presse sollte man für Staatspapiere halten, so sinanziell werden sie an der Börse angeschrieben. Da gibt es nämlich eine Série non convertie, eine erste Série convertie und eine zweite Série; aber alle diese Classen stehen schlecht, wiewohl etwas besser, als die convertirten und nicht convertirten spanischen Fonds, welche sich darin gleich kommen, daß keine Art derselben bezahlt wird. Auch mit Girardins Panthéon littéraire scheint es nicht zum besten zu stehen, da die zu 1000 Fr. ausgegebenen Actien um 900 zu haben sind. Eine Gesellschaft für religiöse Traktatmacht keine Geschäfte, ein zweite Gesellschaft für classische Musik löst sich auf, eine Hagiographische Gesellschaft (eine, welche mit dem Leben der Heiligen Handel treibt) ist erst im Beginnen und ihre Actien haben noch keinen Werth, eine Jurisprudenzgesellschaft leidet aber bestimmt Verlust. Es ist besser, Actien im „Dumitolle-Crampel" zu haben, denn sie stehen zu 1015 Fr. Was dies Dumitolle-Crampel für ein Ding ist, weiß ich wahrhaftig nicht zu sagen. Daß die Actien der Chateaubriandschen Memoiren 100 Fr. Verlust erleiden, kommt wohl daher, weil der Verfasser noch lebt; denn da seine Memoiren (die er in Privatgesellschaften hie und da vorliest) erst nach seinem Tode erscheinen sollen, so haben die Actienträger noch keine Aussicht auf Gewinn. Bei der nächsten Krankheit des Verfassers werden sie sicher sogleich im Werthe steigen. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 29. December 1838.

— Varias usus meditando extunderet artes,
Paullatim.
Virgil.

Technische Notizen.

Von Dr. Nürnberger.

Für die Dampfmaschinen eröffnet sich eine glänzende Aussicht durch Anwendung eines neuen Heizmaterials, welches man erhält, indem man eine Mischung von Kohlenstaub, Lehm und Theer in Blöcke in der Form gewöhnlicher Mauersteine gießt. Die Resultate der, mit dieser neuen Feuerung angestellten Versuche lassen sich dahin zusammenfassen, daß man damit eben so viel leister als mit dem doppelten Gewichte der besten Steinkohlen, und daß dies Material außerdem nur den halben Raum der letzteren einnimmt, ein Umstand, welcher, zumal bei langen Seereisen, wo der Platz auf den Schiffen so sehr gespart werden muß, von einer zweiten, ganz außerordentlichen Bedeutung ist. Unter Berücksichtigung beider Umstände sieht man also, daß z. B. mit einem Cubikfuß solcher Blöcke eben so viel als mit vier Cubikfußen Steinkohlen geleistet wird. — Die Idee dieser neuen Feuerung soll einem Engländer Namens Williams in Dublin gehören; man darf die Namen nicht übergehen, wo die Folgen so wichtig zu werden versprechen.

Eine andere wichtige Verbesserung bei den Dampfmaschinen, welche sich auch auf Ersparung an Feuerungsmaterial, zugleich aber auf Vermeidung des Rauches bezieht, rührt von einem andern Engländer, Jrison zu Edinburg her, und besteht bloß in einer Veränderung in der Dampfleitung, über deren technisches Detail wir hier aber weggehen müssen, da sich die Einrichtung ohne Zeichnung nicht wohl anschaulich machen läßt. Es genüge, zu bemerken, daß die dazu erforderliche Vorrichtung nachträglich leicht an jeder Dampfmaschine angebracht und von jedem Schmied für ein geringes Geld angefertigt werden kann. Auch muß die Sache wohl praktisch seyn, da sie sich sehr schnell zu Lande wie zur See verbreitet: denn schnelle Verbreitung ist die beste Garantie für die Nützlichkeit einer neuen Erfindung, zumal in einem Lande wie Großbritannien, wo die Leute so viel Sinn gerade nur für das recht Praktische haben. Die Ersparung an Brennmaterial erscheint hiebei ungeheuer: der uns darüber vorliegende Bericht schlägt dieselbe auf mehr als fünfzig Procent an; „und bald wird sich," sezt dieser Bericht hinzu, „nun der ganze Ocean mit Dampfschiffen und das Land mit Dampfwagen und Eisenbahnen beleben."

In Erwartung dieser großartigen Schöpfungen wollen wir unsere Aufmerksamkeit auch den Vorschlägen zur Verbesserung der gewöhnlichen Kunststraßen nicht entziehen, da dergleichen Straßen doch wenigstens als Vicinalverbindungen noch lange im Gebrauche bleiben werden. In dieser Beziehung scheint uns nun ein Plan

Digitized by Google

zu sogenannten doppelten Spurbahnstraßen große Beachtung zu verdienen, welcher vom Hofprediger Germar zu Augustenburg ausgegangen ist, und worüber uns ein eigenes Schriftchen * vorliegt. Die dabei zu Grund liegende Idee besteht darin, der Neigung des Fuhrmanns, einer bestimmten Spur zu folgen, statt ihr, wie es auf der gewöhnlichen Chaussee geschieht, wo man die gleichmäßige Benützung der ganzen Breite erzwingen will, zu widerstreben, vielmehr nachzugeben, indem man den schwerbelasteten Wagen ihre bestimmte Spur anweist, wobei man es alsdann mit einer weit kleineren Fläche zu thun bekommt, der man mit geringen Kosten Dauerhaftigkeit, ja Unverwüstlichkeit geben kann, während die ganze übrige Chausseebreite dem leichteren Fuhrwerk frei bleibt. Die erwähnte kleine Schrift entwickelt die Vortheile solcher Anlagen mit großer Klarheit, und scheint uns überdies mit so viel praktischem Verstande geschrieben, daß wir dieselbe der öffentlichen Aufmerksamkeit angelegentlich empfehlen.

Schon öfters wurde in diesen Blättern des artesischen Brunnens erwähnt, welchen die Stadt Paris jetzt graben läßt und welcher schon bis zu einer außerordentlichen Tiefe gebohrt ist, ohne daß man Wasser gefunden hätte. Die Hauptfrage dabei ist bekanntlich: ob dieses Wasser, wenn es endlich gefunden werden sollte, eine dieser Tiefe entsprechende hohe Temperatur haben wird, wie dem seyn müßte, wenn die Hypothese einer beständigen Wärmezunahme beim tieferen Eindringen in den Erdkörper gegründet wäre. — In Erwartung einer Antwort auf diese interessante Frage führen wir vorläufig nur an, daß die große technische Schwierigkeit bei diesem Bohrversuche darin besteht, auf eine so große Tiefe Röhren zur Zurückhaltung des umgebenden Erdreichs einzuführen. Bei einer Tiefe von 410 Metres (1250 Fuß) waren erst 150 mit Röhren bekleidet. Da dieselben in einander geschoben werden müssen, so nehmen sie natürlich an Durchmesser ab, und würden also am Ende durch ihre Enge ganz unnütz werden; man hat diesem Uebelstande dadurch vorgebeugt, daß man gleich außerordentlich lange Röhren, deren dann am Ende nicht viel sind werden, angebracht hat. Es ist sogar gelungen, den Löffel des Bohrers, welcher beim Herausziehen in der Kreideschicht, in der man jetzt arbeitet, stecken geblieben war, wieder herauszuziehen, was keine kleine Unternehmung war, da die Stange, mittelst welcher es bewirkt worden ist, ein Achtel Lieue Länge hatte. — Man muß dieser wichtigen, in der Ausführung mit so unendlich vielen Schwierigkeiten verknüpften Unternehmung, vielleicht der bedeutendsten die jetzt gewagten artesischen Brunnenbohrung, ein endliches völliges Gelingen wünschen.

(Der Beschluß folgt.)

* Die Vorzüge der doppelten Spurbahnstraße. Altona, 1838. gr. 8.

Rheinfahrt.

(Fortsetzung.)

Dergleichen Beine, denen die Natur das Talent der Grazie versagt hat, gibt es auch bei uns, gibt es überall, aber nirgends so häufig, als eben in England, wie alle Reisenden versichern, welche überhaupt für solche Dinge ein Auge haben. Ein Fuß der Art ist schlecht und recht ein Bewegungsorgan des Körpers: er versieht seinen Dienst ehrlich, tüchtig, doch ohne Genialität und Laune. Aber im feiner, elastischer, plastischer gebauten Organ lebt gleichsam ein Ueberschuß von Kraft und Humor, und es spielt unter der Arbeit eine muntere, zierliche Melodie. Dieses Verhältniß ist schon in den Thieren, diesen Larven der Menschheit, auf's Anmuthigste ausgedruckt. Alle menschlichen Gangweisen und Nüancen der Haltung werden z. B. vom liebenswürdigen Geschlecht der Vögel deutlich parodirt, oder, wenn man will, durch die Natur ahnend symbolisirt, vom nothdürftigen Watscheln der Ente, durch den schlichten Gang des Huhns und das Trippeln und Scherwenzen der Bachstelze, bis zum stolz zierlichen Schritt mancher Stelzenläufer. Wenn so ein Buschreiher mit gehobenem Bein und gespreizten Flügeln dasteht, so ist es, als hätte er eben eine Pironette geschlagen.

Die, mit wenigen Ausnahmen, vulgäre Haltung und Bewegung der englischen Damen läßt sich ja in neuerer Zeit auch auf dem Festland überall beobachten, und nirgends besser als hier auf und an dem Rhein, wo auch in den Franzosinnen der frappante Gegensatz immer zur Hand ist. Jeder muß leicht finden, daß der sehr auffallende Unterschied, der in dieser Beziehung zwischen den Weibern beider Nationen herrscht, keineswegs etwa nur Folge der Erziehung ist, dort naiver oder stolzer Nonchalance, hier kokketter Absichtlichkeit, sondern daß er unmittelbar aus einer Bildungslaune der Natur herfließt. Man vergleiche englische und französische Bilder, auf denen weibliche Figuren aller Stände, gut oder schlecht, in Spaß oder Ernst dargestellt sind: beim Franzosen erscheinen alle Gestalten, wenn sie nicht gerade absichtlich karrikirt sind oder mit den Füßen in Holzschuhen stecken, hüpfend, schwebend, jarret tendu und die Spitze des niedlichen Fußes leicht aufgesetzt; beim Engländer ist Alles hierin nachlässiger, geknickter,

Digitized by Google

massiver, stabiler, ob er ein Milchmädchen oder eine Herzogin zeichnet. Freilich ist in der Auffassungsweise des Engländers ungleich mehr Natur und Poesie zugleich, und wie in so Vielem, was der Franzose übertreibt oder verkleinert, opfert er auch hier der nationellen Eitelkeit, wenn er in afterpoetischer Licenz die Füße unter den Roben seiner Damen nur mit graziösen Gedankenstrichen andeutet. Aber bei Alle dem gründet sich der beiderseitige Zeichnungsstyl in diesem Stücke doch auf den Styl der bildenden Natur selbst, auf gemeine Anschauung und Volksbewußtseyn. — Es ist bekannt und sehr bezeichnend, daß die Engländer enthusiastische Verehrer zierlicher Füße sind; diese Liebhaberei fließt aus derselben Quelle, wie überhaupt ihr Trieb, sich das Vortreffliche anzueignen, wozu ihrem Volke das eigentliche Organ abgeht, wie große Werke in den bildenden Künsten und eminente Leistungen in der Musik. Einige Paare graziöser Beine sind auf den englischen Bühnen ein ganz analoger Artikel für die fashionable Gourmandise, wie italienische Kehlen. Madame Vestris trug sich lange, allgemein beneidet und bewundert, auf einem unveräußerlichen Meisterstück der Art in England umher.

All dies sagte ich meinem verliebten Landsmann vor, erhielt aber nur Interjektionen zur Antwort, wie: „aber was für Augen! welcher Teint! was sagen Sie dazu?“ und noch ehe ich in meiner Predigt erwudete, bat er mich alles Ernstes, ihn zu verschonen und ihm den ästhetischen Appetit nicht zu verderben. Es ist oft so schwer, und schwerer, sich über Merkmale und Verhältnisse sinnlicher Gegenstände zu verständigen, als über Ideen und Grundsätze. Jeder hat ja sein eigenes Bild der Welt nicht nur in Kopf und Herzen, sondern auch auf der Netzhaut des Auges; diese beiden Bilder gruppiren, färben und schattiren einander gegenseitig, und wenn etwas auf der innern Tafel im Hintergrunde verschwimmt, oder in den Details des Vordergrunds sich verliert, so nimmt man das Entsprechende in der äußern Anschauung gar nicht wahr, oder entdeckt doch des Maßstabs für seine Größe und Bedeutung.

Die englischen Beine hatten uns lange genug beschäftigt; bereits ruckten in der Ferne Ehrenfels und Rheinstein heran und wurden von den eifrigsten der englischen Gesellschaft — von den genannten mit dem Skizzenbuch — recognoscirt, während die meisten in schweigsamen Gruppen umherschlenderten oder mit den Händen in den Taschen auf und ab rannten. Ich bemerkte meinem Reisegefährten, wie wenig Mittheilung und Geselligkeit unter diesen Menschen herrsche, wie überall, im kleinsten Raume, wo ihrer nur ein Dutzend zufällig zusammentrifft, sich gleich, wie mit dem Storchschnabel gezeichnet, ein Abbild Altenglands reproducire mit dem seltsamen Gemisch von allgemeinem Unabhängigkeitsgefühl und starrer Absonderung und Abschließung. „Der lange Mann mit den starken Backenknochen und den hellblauen Augen ist vielleicht ein schottischer Pair, oder aber Master Phips, Schneider aus Glasgow; der Dicke, Kurze dort mit der grünen Brille und dem seltsamen Kamaschenwerk an den krummen Beinen mag ein Unterstaatssekretär oder ein Eastermonger aus der City seyn; gleichviel, unsere Vermuthung ist für jeden fast so breit, als die englische Standesleiter lang; aber soviel sehen wir, sie gehören ganz verschiedenen Species des eigenthümlichen Geschlechts an, das Großbritannien bewohnt. Sie sind vielleicht seit Dovres oder Sherneß beisammen und sehen ihre langweilige Parallele bis an's Mittelmeer fort, ohne sich ein einziges Mal zu berühren. Sie wittern einander beim ersten Anblick und müßten an einem fernen Strande zusammentreffen, wo Ihre britannische Majestät keine Faktorei hat, um sich ohne Weiteres einander selbst vorzustellen und in Verkehr zu treten. — Wer verkennt die Vorzüge und Tugenden des englischen Volks, theoretisch, möchte ich sagen? Aber sie geben diesen süßen Kern den Völkern des Festlandes, welche sie mit ihrem Besuche beehren, gar zu selten zu genießen, und man muß ein Gastwirth seyn, um sich nicht an der rauhen Schale zu stoßen. Freilich, wie können wir erwarten, daß sie die freundlichen Tugenden der Geselligkeit und cordialen Laune gegen uns üben, da sie unter einander selbst auf einem Fuß leben, der so ungraziös ist als der ihrer Weiber?“

„Schon recht,“ unterbrach mich der enthusiastische Professor — denn dies war mein Freund — „aber es bleibt ein großes Volk, und uns blutsverwandt. Wir nehmen Theil an seinem Ruhme, und von seinem Glanze fällt ein Widerschein auf uns zurück, sofern unsere Stammbäume rückwärts zusammenlaufen; und da meine ich, sollten wir nicht gleich saure Gesichter schneiden, wenn uns in seinen Ecken und Launen auch unsere Schwächen etwas frazzenhaft entgegenblicken. — Die Gentlemen freilich sind verdammt zugeknöpft, und von ihnen begehre ich auch nichts, so lange sie nach mir kein Verlangen tragen. Aber die schöne Miß dort? was sagen Sie? können solche Augen, solche prächtige germanische Augen gegen irgend Jemand, und vollends gegen einen halben Landsmann unfreundlich seyn? — Verstände ich nur besser englisch, das heißt, wenn ich es überhaupt verstände, ich versuchte mein Glück!“ — „Ei, so versuchen Sie es mit dem Französischen,“ sagte ich im Scherz. — „Meinen Sie?“ erwiderte er im Ernst; er wurde nachdenklich, zupfte an der Halsbinde, strich sich das Haar aus dem muntern vierzigjährigen Gesicht, schritt auf den Gegenstand seiner Bewunderung zu, streckte den Arm aus, zog ihn wieder ein und kehrte um. Er wiederholte dieses Spiel mehrere Male, da —

Digitized by Google

wir fuhren gerade unter Rheinstein weg — äußerte sich die Befriedigung über den Naturgenuß in der Gruppe, welcher die Miß angehörte, lauter und allgemeiner, als sonst. Jetzt trat er ihr entschlossen zur Seite; sie stand am Geländer und warf halb zurückgelehnt ihre schwärmerischen Blicke zum Schlosse hinauf. Er führte sich mit einer Verbeugung ein, die nicht gar zu ungeschickt war, und sagte hinaufdeutend: „Le beau site! n'est ce pas? ah oui! very fine!“ Die Miß bog sich rasch noch weiter zurück, zog ihre schönen Augbrauen hinauf, sah ihn einen Augenblick starr an und drehte ihm ruhig und lanasam den Rucken zu. Mein Freund blieb einen Augenblick stehen wie ein Fragzeichen; er sah aus, als hätte er sich, um ihres Wohlgeruchs zu genießen, geschwinde über eine sogenannte Stech- oder Vexirnelke gebückt und sich in die Nase gestochen. Mit eingezogenem Kopf kam er zurück und wurde von mir mit schadenfrohem Gelächter empfangen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, December.

Kleber's Denkmal.

In der Gegend des Schauspielhauses, nicht weit vom Judenthore zu Straßburg steht ein eben nicht ansehnliches Haus mit der Devise: „Ici naquit Kleber.“ Die Inschrift erzählt es jedem Einheimischen und Fremden, jedem Kinde und jedem Bettler, daß in diesem Haus General Kleber geboren wurde, der mit seinem Landsmann Desaix von Napoleon für seinen größten General erklärt worden ist, der nach der plötzlichen Abreise Bonaparte's aus Egypten Obergeneral der egyptischen Armee wurde, und im Jahr 1800 auf denselben Tag unter der Hand eines Mörders fiel, an welchem Desaix bei Marengo, von einer Kanonenkugel zerschmettert, den Heldentod starb. Beide, Kleber und Desaix, waren Elsäßer, und das patriotische Gefühl, das bereits dem General Desaix ein Denkmal auf der Rheininsel zwischen Kehl und Straßburg errichtet, hatte in der jüngsten Zeit auch an Kleber gedacht und eine Subscription für ein ihm zu errichtendes Denkmal eröffnet. Man sagt, daß die Frucht dieser Subscription 50,000 Franken betragen habe. Ein Elsäßer, Gray, lieferte die Zeichnung zu einem Standbild und der Guß desselben fand in Paris statt. 25,000 Fr., also die Hälfte des colletirten Geldes, wurden von dem Denkmal selbst absorbirt und die übrigen 25,000 blieben zur Deckung des Transports und der betreffenden Kosten an Ort und Stelle. Der Leichnam Klebers lag bis zum 15ten December 1838 in dem Grabgewölbe unterhalb des Chors der Münsterkirche zu Straßburg. Nach dem Willen seiner Verehrer wurde ihm jetzt ein neues Gewölbe auf dem Paradeplatz der Stadt gegraben, über dem sein Standbild sich erheben soll. Der 15te December war zur feierlichen und öffentlichen Translocation des Sarges aus dem Münster zum Paradeplatz bestimmt. Kirchlicher sowohl, als militärischer Ritus sollte die Ceremonie verherrlichen, und beide, in Gemeinschaft mit der lebhaftesten Theilnahme des gesammten Publikums, gewährten einen eben so rührenden, als erhebenden Anblick. Am bezeichneten Tage, an einem Donnerstag, Morgens um neun Uhr, wurde es lebhafter in den Straßen der Stadt, als es sonst zu seyn pflegt. Feiertleider, hin und herziehendes Militär in vollständiger Uniform, ein Drängen und Schieben durch alle Straßen nach dem Münsterplatze hin, verkündigten den nahenden Anfang der Ceremonie. Als ich um halb zehn Uhr auf dem Münsterplatze anlam, defilirte eine Abtheilung Artillerie zu Pferde um die Thurmfronte herum und stellte sich nordwärts von der Kirche auf. Die Portale des Münsters blieben noch geschlossen und ein ungeheurer Menschenschwarm hatte sich namentlich vor die drei Portale der Thurmseite aufgepflanzt. Kurz nach zehn Uhr sprangen alle drei Doppelportale der Vorderseite auf, und eine zahllose Menge drang in die drei Säulengänge des Schiffs ein. Die Galerien und Tribünen waren bereits besetzt von solchen, die Billette bekommen hatten. Die übrige Masse mußte stehen, wie sie zurecht kam; zudem nahm das Militär den größten Theil des Hauptganges ein. Das ganze Chor der Münsterkirche war schwarz ausgeschlagen und schimmerte von einem wahren Kerzenmeere. Es war dazu ein freundlicher Sonnentag und die Sonne spielte ungehindert durch die bunt bemalten Fenster herein. Viele Gesichter, die in der Mitte der Kirche und nicht allzuweit vom Chore standen, bekamen einen eigenen Reflex durch die Lichter von der einen und den Fensterschimmer von der andern Seite. Das Geräusch der Platz suchenden Masse, die Stimme des laut commandirenden Offiziers, das Waffengerassel der Soldaten legte sich endlich, so gut als es thunlich und möglich war, und die Hornmusik blies von einer Tribüne unweit des Chors einen Trauermarsch. Die scharfen, schneidenden Töne, mit denen solch ein Marsch noch in der freien Luft eines Kirchhofs zu wirken pflegt, erhielten in der Umarenzung der hohen Mauern ihre doppelte Kraft. Der Marsch schloß und der Bischof von Straßburg begann die Messe zu lesen. Die Orgel, ziemlich entfernt vom Chore der Kirche, bob ihre Zwischenspiele an. Während dieser Zeit wurde der bleierne Sarg Klebers aus dem Grabgewölbe heraufgeholt und in einen von Eichenholz verfertigten gelegt.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel für Aerzte.

Wie heißt das Ziel doch eurer Bemühungen,
Dem ihr die Menschheit sicher entgegenführt,
Die euern Sorgen unverrannt ist,
Dieses erfreuliche Ziel der Müden?

Die Eitelkeit zwar brüstet sich gerne dort,
Und dunkes Blumwerk breitet Natur und Kunst
Hin über die geweihte Stätte,
Wo die Trophäen der Kunst sich sammeln.

In seinen Feldern prangt ein Ritterschmuck,
Zahlreich und prachtvoll, freilich so vielfach nicht,
Als wenn die Ritter eines Ordens
Sich zu dem glänzenden Feste sammeln.

Und euer Lob singt schweigend die große Zahl
Von Volk und Edeln, welche vereinigt hier
Von schweren und von leichten Kämpfen,
Siegenden Helden vergleichbaren, ausruhn.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 31. December 1838.

As far as I see, all the good, our English
Have got by the late voyage, is but merely
A fit or two. —

Shakespeare.

Rheinfahrt.

(Beschluß.)

„Nun, was ist's denn?“ sagte der Gutmüthige. „Lachen Sie mich aus! wohl! Was kann aber das schöne Kind dafür, daß ich so tölpelhaft mit der Thüre in's Haus fiel? Aber so geht mir's immer! Ich hatte eine ganz passende Introduktion, wie mir dünkt, im Kopf zurechtgelegt; aber wie sie mich so ansah, war Alles weg, rein weg, und 's ist Schade darum! „Mademoiselle,“ wollte ich sagen — oder besser: Miss, vous paraissez prendre grand plaisir à ce voyage pittoresque. Il est bien doux à un coeur allemand, de voir une nation généreuse — oder une si noble nation, prendre part à notre gloire passée.“ — „Présente et future!“ unterbrach ich ihn lachend. — „Spotten Sie immerhin! Ja, das Interesse, das diese Fremden an unserem Vaterland nehmen, freut mich. Sie sind nicht sehr mittheilsam, nicht unter sich, noch weniger gegen Fremde; wohl, dafür denken sie desto mehr, nach germanischer Weise. Das hübsche Mädchen sucht keinen Verkehr mit mir als Individuum, aber sie ist geistreich, sie muß es seyn, und beobachtet mich, Sie, was ihr hier Neues aufstößt, und es thut denn doch der Gedanke wohl, daß sie und ihre Landsleute von unserm Seyn und Wesen, von unserer Nationalität, unserm Land und seinen Monumenten einen angenehmen Eindruck erhalten.“

Er ging dabei händereibend, lebhaft hin und her, als hätte er vor der Deputation von Altenzland die Honneurs des Vaterlands zu machen. Er brachte manches vor über die rasche Verschmelzung der Völker in Folge der sich fortwährend mehrenden und vervollkommneten Mittel des Verkehrs, er hielt dem englischen Geiste, den er fast nur aus der klassischen Literatur des Volks kannte, eine Lobrede und sagte unter Anderm: „Kann es eine prachtvollere, die Erwartung spannendere Einfahrt in ein Land geben als diesen Strom? Muß nicht das Land, das links und rechts, weither seine tausend Wasseradern diesem majestätischen Kanale zusendet, reich seyn an den mannigfaltigsten Naturschönheiten? muß nicht ein Volk, das diese Ufer mit solchen Denkmalen besäet, eine bewegte, merkwürdige Geschichte haben? Alle Jahrhunderte haben hier ihre Fußstapfen hinterlassen, welche die Einbildungskraft, nach Laune und Vermögen, mit abenteuerlichem Genusse im Zwielicht und Dunkel verfolgt; und wenn der Gedanke von den bethürmten Höhen niedergleitet zu bebautem Grund und Rebgelände, zu den freundlichen Dörfern und vornehm hingelagerten Städten, zum lärmenden Schiffzug und den Rauchfahnen schnaubender Kamine, so ruht es aus im sonnenhellen Tage der Gegenwart. Und dieses Volk, das hier seit Jahrtausenden

Digitized by Google

seine Hütten gebaut, das jene Schlosser und Munster geburmt und diese Ufer mit seinem Blute gefärbt, es ist noch immer eines der ersten und sein Geschick noch lange nicht erfüllt. Es weicht keinem in der Kraft, welche echte Bildung und Gesittung verleihen, und wenn andere Völker prahlend das Schwert ihrer Herrschaft nach außen in die Wage werfen, hat es von jeher durch das Gewicht des Gedankens die Zunge eingestellt oder auf seine Seite geneigt. Sein Geist blüht, in Leben und Staat, in Formen, die dem fremden, gedankenlosen Blick seltsam erscheinen mögen; kann aber der Engländer, der durch die Schule von Eaton gelaufen ist, vergessen, daß seine eigene Freiheit und die wunderliche Gliederung seines Staatskörpers ein echt germanisches Reis ist? Muß es ihn nicht locken, hier, im alten Mutterlande, den Quellen der Tugenden und Schwächen seines Volks nachzugehen? Und wenn er nicht gerade ein Baumwollenspinner oder Kohlenhändler ist, werden ihm hier Menschen, Sprache, Sitten über Alles merkwurdig seyn. — Ich sage Ihnen, sie beobachten uns, sie studiren uns!"

„Nehmen Sie sich in Acht!" unterbrach ich ihn. „Sehen Sie dort die ältliche Lady mit Buch und Zeichenstift? Sie skizzirt etwas, sey es nun der Ehrenfels oder Ihre interessante Persönlichkeit; sie hat schon öfters ganz seltsam herüber geblickt. Ihre verunglückte Entreprise vorhin scheint das englische Lager allarmirt und die Aufmerksamkeit auf Sie gelenkt zu haben. — Ja, lieber Freund, glauben Sie meiner Erfahrung: gar leicht könnte in einem halben Jahr bei Colburn, Marlborough-Street, oder bei Longman und Comp., Paternoster-Row, eine Reisebeschreibung erscheinen mit eingedruckten Holzschnitten, darunter die launige Skizze eines german gentleman, wohlgemerkt, Gentleman mit Cursivschrift, quasi lucus u. s. w. Und ich verschere Sie, die Pfeifenröhre, die Ihnen da hinten so whimsically aus der Tasche guckt, wäre dann der wahre Drucker im Gemälde." — Ueberrascht, verlegen verbarg er das fatale Wahrzeichen des Germanenthums und ging merklich hinter den Rauchfang.

Ich folgte ihm. „Verzeihung," sagte ich; „aber Sie kennen dieses Volk nur aus den großen Zugen seiner Literatur und Geschichte. Vor beiden können Sie nicht mehr Hochachtung empfinden als ich. Mit der Tagesliteratur der Engländer, namentlich mit ihren laufenden Ansichten und Begriffen von uns, wie sie sich in den zahllosen Beschreibungen ihrer Touristen aussprechen, sind Sie wenig bekannt. Sie meinen, jene sprichwörtliche Schroffheit und insolente Verachtung alles Fremden, was nicht sogleich in ihre Formen paßt, kommen nur dem gemeinen Troße zu, der seine Langeweile durch Europa schleppt und, zu Hause bettelhaft, auswärts wohlfeile Genusse sucht. Höheren, edleren Naturen trauen Sie Gefühl und Auge für das Gute und Schöne, für das Gewachsene und das Werdende zu, und einen Maßstab, um an jedem Ding sein Verhältniß zur Geschichte und Entwicklung unseres Volks zu messen, und eine resignirende Vernunft, um das Abstoßende oder Formlose im Namen Gottes und der Menschheit zu ertragen. Es gibt solche, aber sie stehen nur als Ausnahmen da. Vergebich suchen Sie in der Regel beim weltdurchschenden Inselvolk jenen historischen Orientirungsinstinkt, jene cosmopolitische Demuth, wodurch so viele tausend zersprengte, einzelne Glieder unseres eingeteilten Binnenvolks fern von der Heimath sich durch die Welt schmiegen."

„Wie schwer wird es dem Engländer, sich vom Begriff loszumachen, daß wir, mit Allem, was an uns ist, gerade um so viel weniger werth sind, als er hier zu Land mit einem Sovereign weiter kommt als zu Hause! und wie roh ist dieser Begriff! Die Albernheiten, die der leichtsinnige Franzose von uns sagt und glaubt, verachten wir mit Fug; aber es ist unangenehm, von einem stamm- und sinnverwandten Volk so schief beurtheilt zu werden, und es immer nur an unserer Oberfläche herumtasten zu sehen. Ein in seiner Nationalität ganz durchgebildeter Mann, ein echter Gentleman, eine poetische Dame, welche auf Byrons Cyanometer die höchsten Grade zeigte — wenn sie uns besuchen und beschreiben, so sind es die ewigen Klagen über unsere sauern und fetten Speisen, über unsere schmalen und kurzen Betten und schurkischen Wirthe; das ewige Erstaunen über die Jacken und Hörner unserer Postillone und die Mützen unserer Bauerweiber. Sie haben einen ganz stereotypen Styl, in welchem sie alle ihre Bilder unserer Verhältnisse, Verfassungen, Hofhaltungen, Literatur, Poesie, Philosophie, Universitäten, Weiber u. s. w., fast gleichmäßig verzeichnen. Selten ein Lob, das sich ohne ein Art Beschämung, selten ein Tadel, der sich ohne schadenfrohes Lächeln lesen läßt. Ganze lange Kapitel voll von decayed battlements, ephemunsonnenen Thürmen, Burgverließen, Licht- und Lufteffekten. Unsere bentige Menschheit ist ihnen dann nur die gleichgültige Staffage zu dieser Scenerie. Ihrer Viele kümmern sich an diesen romantischen Stätten nicht einmal um die Geschichte, und sie betesten das alte Gemäuer, als wären die einstigen Bewohner so unbekannt, wie die Erbauer von Baalbek. Andere bevölkern zwar diese haunts of fancy mit wunderlichen historischen Gespenstern; aber selten kommt einem der vernunftige Gedanke an den unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem, was in Domen und Burgtrummern die Phantasie beschäftigt, und dem, was auf Markt und Straßen geradezu zu den Sinnen und dem Verstande spricht. Dringt einem einmal etwas aus der Gegenwart recht zum Herzen, so sind es auch wieder „Whims;" so schwärmt Mistreß Trollope für den ergreifenden Chorgesang unserer Studenten, dessen Zauber ihr alle mystischen Tiefen unserer so schwer ergründlichen

Digitized by Google

Natur aufschließt; nur ewig Schade, heißt es aber sogleich, daß immer ein so stinkendes Rauchopfer diese erhabenen Hymnen begleiten muß!“

„Dort liegt Mainz im Mittagssonnenschein; in wenigen Stunden kreuzt unser Schiff die Bahn der Fähre, welche den großen Reformator auf dem schweren Gang zum Wormser Reichstag trug. Was knüpft sich nicht Alles für England an die Namen Guttenberg, Luther! Ist es ein Volk, das in seiner Entwicklung solche Menschen und Dinge gebar, nicht werth, daß ihm ein verständiger Fremdling mit Neugier, Theilnahme und Achtung in's Auge blickt? Aber von zwanzigen, die hier zu Berg und zu Thal vorüberrauschen, hat kaum einer so viel Herz, daß er über den großen Gedanken, die diese Ufer wecken, die ärgerliche Zeche vom Morgen vergißt, oder den Rauch, den ihm unser einer im Vorbeigehen unter die gerümpfte Nase bläst.“

Der Optimismus meines Freundes gab sich nicht so leicht gefangen, und unter manchem Warum und Darum über dasselbe Kapitel erreichten wir Mainz. Der größte Theil der Engländer stieg aus, unter ihnen die unnahbare Miß. Der wehmüthige Blick und der Seufzer, die ihr der Professor über die Landungsbrücke nachsandte, machten mich lachen. „Sie mögen sagen, was Sie wollen,“ rief er, „es ist eine vollendete Gestalt vom Kopf bis zu Fuß. Ich frage Sie, hat die berühmte Venus von Medicis, hat irgend ein plastisches Frauenbild der Alten den Fuß einer Pariser Grisette?“ — Ich zuckte die Achsel und sagte: „Nehmen Sie mir nicht übel; mit dem Blinden ist nicht über die Farbe zu streiten.“

Als wir uns am Abend Mannheim näherten, sagte der Professor: „Wie unendlich steht die Stromstrecke von Mainz an gegen die frühere zurück, was den malerischen Reiz betrifft! Dagegen weckt diese hier die größten geschichtlichen Erinnerungen. Der im tiefen, engen Bette brausende Strom mit seinem Saume von Castellen stellt das Mittelalter vor; die von Mainz herauf flacheren Ufer und der breitere Strom vergegenwärtigen die neuere Zeit, und jede Station am linken Ufer dort bringt lebhaft auf jedem Jahrhundert, seit dem 15ten, ein bedeutendes Bild vor die Erinnerung. Der Wanderer, der über Mainz heraufacht, kann, wenn er von zwei zu zwei Meilen rastet, jedesmal sein Glas Rheinwein dankbar zum Andenken eines großen Mannes leeren. Was Sie diesen Mittag von Guttenberg und Luther gesagt, hat mich auf den Gedanken gebracht. — Zuerst Mainz: die Erfindung der Buchdruckerkunst eröffnet die neuere Geschichte, welcher die Presse recht eigentlich den Charakter gibt. Bei Oppenheim setzte Gustav Adolph über den Rhein, als es galt, den Kurfürsten von Mainz zu züchtigen; auf einem Schenerthor, erzählt das Volk, poetischer, als wenn es im Rachen geschehen wäre. In Worms begann feierlich das große Drama, das noch nicht zu Ende gespielt war, als vor ein Jahrhundert später die eben genannte Episode in unserm blutigen Bürgerkriege verfiel. — Und dort vor uns liegt Oggersheim; und hier sind die Fußstapfen eines großen Mannes, der uns näher steht, ganz nahe unserer Zeit und unserem Herzen. — Sie errathen nicht, was ich meine? — Sie kennen doch Schillers Flucht aus Stuttgart, von Streicher? Nun, dort unter einem jener niedrigen Dächer wurden Louise Müllerin und Ferdinand Walter geboren; dort weilte das glänzende Gestirn unserer Poesie, kurz nachdem es vielbedeutend am Horizonte aufgegangen!“ — „Ja,“ erwiderte ich, „und die Sonne ist hinter den Vogesen unter, und bis wir nach Mannheim kommen, ist es so finster, wie in der heutigen Literatur.“

Technische Notizen.

(Beschluß.)

Der Gegenstand, auf welchen wir nunmehr übergehen und welcher der Agricultur angehört, erscheint uns so wichtiger, ja wunderbarer Natur, daß wir um Erlaubniß bitten, darüber in einiges Detail einzugehen; er betrifft die behauptete Verwandlung des Hafers in Roggen. Ueber diese so höchst merkwürdige, so vielfach in Zweifel gezogene Naturerscheinung enthält der neueste Jahresbericht des „gemeinnützig wirkenden Vereins für Gartenbau und Feldwirthschaft“ zu Koburg Folgendes: „Was die, schon in unsern frühern Jahresberichten besprochene, zuerst vom Obristlieutenant von Schauroth und späterhin auch von andern Mitgliedern des Vereins beobachtete Verwandlung des Hafers in Roggen betrifft, wenn der Hafer sehr spät gesäet und als Futterkraut zweimal abgeschnitten wird, worauf ein großer Theil der Stöcke nicht abstirbt, sondern überwintert, und sich während dieser Zeit nun eben in Roggen verwandelt: so hat sich diese höchst merkwürdige Erscheinung nicht nur neuerdings bestätigt, sondern es wurden auch neue Aussaaten gemacht, um, auf Verlangen, im Frühjahr 1838 Haferstöcke, noch mit den Erdballen versehen, vorzeigen und versenden zu können, welche die unverkennbaren Ueberreste der vorjährigen Havervegetation zeigen, und deren neue Halmen den schönsten Winterroggen bringen. Den Verein darf es nicht befremden, wenn viele Zweifler auftreten, da er deren noch in seiner eigenen Mitte zählt, welche indeß eingestehen, daß sie selbst entweder noch gar keine, oder doch nicht sorgfältig genug angeordnete Versuche angestellt haben. Die Hauptsache ist, den Hafer nicht zu früh zu säen, weil sonst die Halme, um das Schossen zu verhindern, öfter

Digitized by Google

als zweimal abgeschnitten werden müssen, wodurch aber die Kraft zum Ueberwintern und zur Verwandlung verloren geht. Wird der Hafer dagegen in der zweiten Hälfte des Monats Juni gesäet und, als Futterkraut, zweimal abgeschnitten, so erfolgt die Verwandlung ganz gewiß. Die Zeit der Saat und die Zahl der Abschneidungen erschien dem Vereine früher minder wichtig; allein die Erfahrung hat gelehrt, daß die Unausbleiblichkeit des Erfolgs in der That von diesen beiden Bedingungen abhängig ist, wogegen es als eine zufällige Begünstigung durch Witterungs- oder Bodenverhältnisse betrachtet werden muß, wenn der Versuch ohne Beobachtung dieser beiden Regeln gelingt, was indeß, also ausnahmsweise, auch geschehen ist. Noch muß bemerkt werden, daß, wenn in jener vorgeschriebenen Saatzeit (zweiten Hälfte des Juni), wie es um diese Jahreszeit wohl einzutreten pflegt, der Boden gar zu trocken seyn sollte, die Hafersaat Einmal, ab.r nicht mehr, begossen werden muß, um nur eben keimen zu können; begießt man sie dagegen öfter, so treiben dann die Halme zu gewaltig, dergestalt, daß man auch öfter abschneiden muß, um das Schossen zu verhindern, wodurch der beabsichtigte Zweck verfehlt wird.“ — Wir bemerken bei der großen Wichtigkeit des Gegenstandes noch, daß sich als nächster Verfasser des obigen Berichts ein „Lieutenant Donauer“ bezeichnet findet, und daß sich derselbe zugleich in deftigen Ausdrücken gegen die Widersacher seiner Behauptungen und Erfahrungen erklärt. An eine Täuschung ist nach allen angeführten Umständen nicht leicht zu denken, und wir glauben deßhalb die Wiederholung des, obnedies so leicht anzustellenden Versuchs allen Landwirthen empfehlen zu dürfen, gleichwie wir auf unserer kleinen Besitzung einen solchen Versuch selbst angeordnet haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, December.

(Beschluß.)

Kleber's Denkmal.

Das Mozartsche Requiem begann. Wie schade, daß nicht die gedrängte Ruhe möglich war, die zur Ausführung und Andrdnung dieser wahrhaften Todtenmesse erforderlich ist! Die sanften Partien und ein Theil der Solo's gingen ganz verloren; nur die Chöre, besonders das Schlußchor, machten sich trotz aller Hindernisse Bahn. Mozarts Requiem gehört in eine Haustapelle, in eine athemlose Stille der Trauer, nicht in ein Gewühl von mehr Neugierigen, als Theilnehmenden. Nach dem Requiem setzte sich der Zug in Bewegung. Sechzehn Unteroffiziere trugen den Sarg. Die Geistlichkeit in ihren Chorgewändern, mit Kerzen in der Hand, schritt voran, unter ihnen der Bischof. Vor dem Portale stand der mit dreifarbigen Fahnen geschmückte Todtenwagen, mit vier schwarz gekleideten Pferden bespannt, deren jedes auf dem Kopfe einen schwarzen Federbusch trug. Ein halbes Bataillon Infanterie, während der kirchlichen Feierlichkeit vor dem Portale aufgestellt, bildete mit einer Schwadron Kavallerie die Avantgarde. Es folgte der Todtenwagen, umgeben von sechzehn Unteroffizieren und den sämmtlichen Offizieren der Garnison, darauf die Offiziere und Gemeinen, die zu gleicher Zeit mit Kleber in Egypten gekämpft, dann die Verwandten des berühmten Generals, welche noch in Straßburg wohnen; das Militär aus der Kirche beschloß den Zug. Als derselbe anfing, sich langsam voran zu bewegen, fielen in kurzen Pausen dreizehn Kanonenschüsse. Langsam, mit wiederholten Pausen, bes wegte sich der Sarg durch die Krämergasse zur kleinen Gewerbslaube und von da zum Paradeplatz unter dem feierlichen Geläute der Münsterglocken. Alle Fenster vom Münster bis zum Paradeplatz waren mit Köpfen besäet; bis auf's Dach schauten neugierige Gesichter hervor. Als der Todtenwagen noch vor dem Münsterthurme hielt, waren alle Lücken des letztern mit Gesichtern dergestanzt; namentlich war es ein eigener Anblick, wie die Oeffnungen der großen Fensterrose rund herum mit Menschenköpfen ausgefüllt waren. Auf den Ballustraden der Platzform und den äußern Galerien des Thurms ebenfalls Kopf an Kopf. Der Sarg wurde von den Unteroffizieren in das Grabgewölbe gesenkt, nachdem dasselbe vorher von dem Bischof feierlich geweiht worden war. Wieder waren alle Fenster der ganzen Umgebung des Paradeplatzes bis auf die Dächer angefüllt. Am Paradeplatz steht auch das Café Kleber, wo auf dem Schilde der General in ganzer Figur gemalt ist. Hier standen und hockten sie wie die Bienen im Stocke aufeinander. Der Marche-Kleber begann, ein in Egypten componirtes Stück, das den General in's neue Grab geleitete; das Militär erwies dem tapfern Krieger die letzte Ehre und feuerte seine Salven über das Grab dessen ab, der bereits im Schooße der Geschichte sanfter und besser ruht, als man seine Gebeine hienieden betten kann. Am Abend des Trauerfestes wurde im Schauspielhause „la mort de Kleber“ gegeben, ein Pariser Drama, das nicht mehr ganz neu ist, das aber zu dem betreffenden Zwecke passend gefunden wurde. Die „Apotheose Kleber's“ schloß feierlich und würdig den Abend. — Kleber steht im Elsaß, also da, wo sein Ursprungspunkt und die älteste Tradition seines Charakters und seiner Richtung ist, als ein ernster, strenger, aber tief gemüthlicher Mann da, der das feste militärische Auftreten nur als unumgänglich nöthig erachtete, so lange der Augenblick es gebot, der aber, nach der Meinung der Masse, liebkosere Geschenke von den Grazien bekommen hatte, als sein großer Zeitgenosse Napoleon. Namentlich herrscht im Elsaß die Meinung, als ob Napoleon den Gipfel seiner Diktatur nie so vollständig erreicht haben würde, wenn Kleber am Leben geblieben wäre, da er gerade der Mann gewesen sey, der auf dem Hintergrunde großer militärischer Erfolge und frei von allem Makel des Jakobinismus und des Berges auftreten konnte. Kleber ist echt tragisch gestorben, nicht im Wetter der Schlacht, wie Desair, nicht im Empörungssturme, wie Murat, sondern in einer sonderlegen Position, die er im Namen des Vaterlandes behaupten mußte, und deren Vertheidigte man ihm nicht anrechnete, weil man sie nicht kannte. Nur größerer Preis darum seinem Gedächtnisse! — Das Standbild soll noch aufgerichtet werden; dis jetzt erhebt sich nur ein kleinernes Rundgewölbe über dem Grabe.

Auflösung des Räthsels in Nr. 512.

Der Kirchhof.

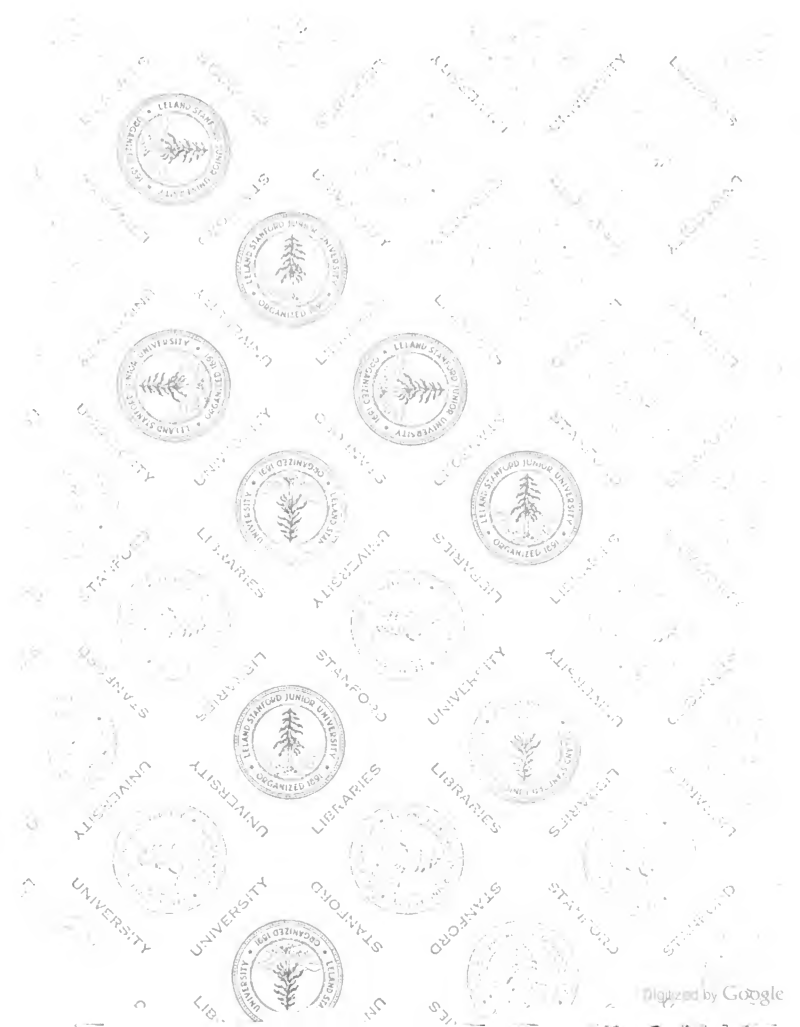
Beilagen: Literaturbl. Nr. 152. u. Monatsr. December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

AP
30
M65
V.32
nos 235-313
Oct.-Dec
1838

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google